universität wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Schrift und Schriftlichkeit
in höfischen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts“

Verfasserin

Mag. Mag. Elisabeth Martschini

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 092 332
Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:	Deutsche Philologie
Betreuer	O. Univ.-Prof. Dr. Matthias Meyer

Prologus praeter rem

Die vergangenen vier Jahre waren für mich in beruflicher Hinsicht zweigeteilt: die Arbeit als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin und später Assistentin in Ausbildung am Institut für Germanistik der Universität Wien einerseits, die Zuhause oder in den Ausläufern des Wienerwalds erlesene und verfasste Dissertation andererseits. Beiden bzw. allen drei Aufgaben galt meine Leidenschaft, an allen dreien bin ich manchmal fast verzweifelt. Sowohl in Zeiten des Eifers und der Euphorie als auch und besonders in jenen der Erschöpfung und Mutlosigkeit sind mir Menschen zur Seite gestanden, sodass es mehr als eine Floskel ist, wenn ich behaupte, ohne sie wäre diese Doktorarbeit nicht oder doch nicht in dieser Form entstanden – ohne sie wäre ich auch nicht der Mensch, der ich heute bin. Bedanken möchte ich mich daher, ohne dass die Reihung eine Gewichtung wäre, bei meinen engsten Arbeitskollegen Katharina Büsel, Constanza Cordoni und Alexander Hödlmoser, die mir zu lieben Freunden geworden sind; bei meinen Studienkollegen und -freunden Michael Gerstenecker, Nina Hable, Christina Jackel und Sandra Illibauer-Aichinger, die mir menschlich und fachlich beigestanden sind; bei meinem Bruder Peter, der mir der beste Korrekturleser war, den ich mir wünschen konnte; bei meinem Bruder Stefan und meiner Schwägerin Ingrid sowie bei Kurt und Gertrude Kazbunda, dir mir Zuflucht geboten haben, wenn's woanders nicht mehr ging; bei den Studierenden meiner Mittelhochdeutschkurse, die zwar nicht unmittelbar auf meine Dissertation einwirkten, mir aber viel Freude bereitet und mein eigenes Verständnis des Mittelhochdeutschen gefördert haben. Ganz besonders aber bei Florian Kragl und Matthias Meyer, die mir in jeder Hinsicht Zeit und Raum für meine Arbeit ließen und denen ich so viel mehr als nur den angestrebten Doktortitel verdanke.

Bevor ich zum einführenden theoretischen Teil übergehe, bleibt mir noch, auf ein genderspezifisches Detail hinzuweisen: Aus Gründen der Ökonomie und des Schriftbilds unterlasse ich es, die doppelten Geschlechtsbezeichnungen für Personen (etwa Leserinnen und Leser bzw. LeserInnen) zu gebrauchen und halte mich stattdessen an Hans-Dieter Gelfert, der seine mit meiner übereinstimmende Vorgehensweise damit begründet, „dass jeder Leser als Person grammatisch weiblich und jede Leserin als Mensch grammatisch männlich ist".[1] Insofern sind auch in meiner Dissertation die männlichen Personenbezeichnungen – sofern nicht extra betont – als neutrale, die weiblichen als spezifisch weibliche zu verstehen. Der prinzipiellen menschlichen und persönlichen Wertschätzung meinen Leserinnen und Lesern gegenüber tut dies mit Sicherheit keinen Abbruch.

[1] Gelfert (2004), S. 9.

Inhalt

Prologus praeter rem
Seite 3

Einleitung
Seite 7
Bücherwurm trifft Leseratte (7) Historischer Ansatz (9) Kulturwissenschaftlicher Ansatz (17) Schrift und Schriftlichkeit im Fokus der germanistischen Mediävistik (25) Textauswahl und Methodik (34)

I. Textpräsentationen

Vorbemerkung
Seite 41

1. Wolfram von Eschenbach: Parzival
Seite 43

2. Wolfram von Eschenbach: Titurel
Seite 60

3. Konrad Fleck: Flore und Blanscheflur
Seite 65

4. Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens
Seite 72

5. Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst
Seite 81

6. Prosalancelot
Seite 97
Lancelot und Ginover I (97) Lancelot und Ginover II (112) Lancelot und der Gral I (125) Lancelot und der Gral II (135) Die Suche nach dem Gral (146) Der Tod des Königs Artus (161)

7. Konrad von Würzburg: Der Schwanritter
Seite 170

8. Albrecht: Jüngerer Titurel
Seite 173

9. Mai und Beaflor
Seite 219

10. Reinfrid von Braunschweig
Seite 230

II. Interpretationen

1. Zwischen Mensch und Inhalt
Seite 253
Personale, materielle und inhaltliche Komponenten von Schriftstücken (253) Der Bote (258) Das Material (265) Identitäten und Biografien (269) Fazit (279)

2. Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit
Seite 281
Beständigkeit von Schrift (281) Inschriften (284) Gahmurets Diamanthelm (286) Blanscheflurs Grab (288) Die Gralsinschrift (290) Die Schrift auf dem Brackenseil (292) Inschriften im ‘Prosalancelot’ (296) Savilons Bücher im ‘Reinfrid von Braunschweig’ (311) Fazit (315)

3. Die Erfindung der höfischen Liebe
Seite 317
Schrift und Liebe (317) Liebesbriefe im ‘Parzival’ (318) Liebesbriefe im ‘Willehalm von Orlens’ (325) Yrkanes Briefe im ‘Reinfrid von Braunschweig’ (334) Zur Funktion von Briefeinlagen (341) ‘Flore und Blanscheflur’ (344) Die Erfindung der höfischen Liebe (348) Das Konzept ‘höfische Liebe’ (352) ‘Frauendienst’ (357)

4. Recht*schreibung*
Seite 361
Zum Recht im deutschen Mittelalter (361) ‘Schwanritter’ (367) Das Verfahren gegen Flore und Blanscheflur (384) ‘Schwanritter’ vs. ‘Flore und Blanscheflur’ (388) Rechtsprechung im ‘Willehalm von Orlens’ (389) Prozesse gegen Ginover im ‘Prosalancelot’ (391) Fazit (403)

5. Einmal Schriftkritik – und zurück?
Seite 404
Wolframs Schriftkritik im ‘Titurel’ (404) Schrift im ‘Jüngeren Titurel’ (423) Buchwissen im ‘Reinfrid von Braunschweig’ (439)

6. Schlussworte
Seite 445

Anhang

Begriffsinventar
Seite 469
Vorbemerkung (469) Konkordanz (472) Kurzbefund (509)

Literaturverzeichnis
Seite 511
Textausgaben (511) Forschungsliteratur (514) Onlinequellen (538)

Abkürzungsverzeichnis
Seite 539
Allgemeine Abkürzungen (539) Abgekürzte Werktitel (540)

Zusammenfassung
Seite 541

Abstract
Seite 542

Curriculum Vitae
Seite 543

Einleitung

Bücherwurm trifft Leseratte

Mich im Rahmen meiner im Herbst 2007 abgeschlossenen Diplomarbeit[1] ein halbes Jahr lang der Form und Funktion von Lesen und Schreiben in ausgewählten höfischen Romanen um 1200 zu widmen, war eindeutig nicht genug. Viele Gedanken, Fragen und Interpretationen konnten nicht in diese Abschlussarbeit aufgenommen werden. Sie blieben, Computer sei dank, auf der Festplatte gespeichert, um von dort, dessen war ich mir sicher, einmal in eine Dissertation integriert zu werden. Denn dass ich eine solche schreiben wollte, war mir spätestens während der Arbeit an der für mein Empfinden schrecklich unvollständigen Diplomarbeit klar. Bei der Dissertation sollte alles anders, alles besser und vor allem jeder relevante mittelhochdeutsche Text und jeder – eigene wie fremde – Gedanke dazu berücksichtigt werden. Es kam natürlich ganz anders, weil eine Dissertation nun einmal nicht nur einfach eine Diplomarbeit mit doppeltem Umfang ist, weil die Forschung sich und ihre Ideen weiter entwickelt hat, weil ich mich weiter entwickelt habe und weil alle in diesem Zusammenhang relevanten mittelhochdeutschen höfischen Erzähltexte zu behandeln wohl selbst das zumutbare Volumen einer Habilitationsschrift überschreiten würde. Dennoch – dem Thema der Diplomarbeit bin ich trotz Erweiterungen in dem einen, Abstrichen in dem anderen Bereich im Wesentlichen treu geblieben.

Mein Wunsch nach einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Lesen und Schreiben innerhalb der mittelhochdeutschen Literatur erwuchs selbstverständlich nicht nur aus der Beschäftigung mit solchen Texten im Rahmen des Studiums der Deutschen Philologie, sondern auch aus den aktuellen kulturellen Gegebenheiten – Stichwort: das von Marshall McLuhan angedrohte Ende der ‘Gutenberg-Galaxis’[2] –, mit denen sich ein an Literatur interessierter und stark auf Schrift fixierter ‘westlicher’ Mensch konfrontiert sieht. Seit Jahren schon geht das Schreckgespenst einer bücherfreien und ausschließlich elektronischen Welt um, in der das Internet alles ist und Papier bestenfalls dazu dient, das im Netz Gefundene auszudrucken. Ein Medienwechsel stünde unmittelbar bevor oder sei sogar schon im Laufen, heißt es immer wieder. Das lässt den Bibliophilen nachdenklich werden.

[1] Vgl. Martschini (2009).
[2] Vgl. McLuhan (1968).

Dabei ist es nebensächlich, ob solch ein Medienwechsel tatsächlich stattfindet oder wir es nicht vielmehr mit einer Medienkomplementarität zu tun haben; immerhin haben auch Film, Radio oder Fernsehen das Buch nicht verdrängt, sondern lediglich den Markt verändert und die Informations- und Unterhaltungsfunktionen neu unter sich verteilt. Hat es überhaupt jemals einen Medienwechsel gegeben? Finden wir nicht auch heute noch mündliches Erzählen, in Stein gemeißelte Schrift z. B. auf Grabsteinen oder Denkmälern und mehr oder weniger kunstvolle Urkunden? Und der via Mobiltelefon bezahlte Park- oder Fahrschein hat seinen papiernen Kollegen nicht ersetzt, sondern bestenfalls ergänzt.

Für den Intellekt(uellen) und die Geisteswissenschaft im weitesten Sinn ist es aber im Grunde unerheblich, ob der propagierte Medienwechsel wirklich passiert und ob das Ende der Gutenberg-Galaxis nach Jahrzehnten seiner Prophezeiung doch noch kommen wird oder nicht. Ausschlaggebend ist die geistige Beschäftigung damit, aus der heraus Theorien geboren und Texte geschrieben werden.[3] Es fürchtet der Bücherwurm um seine Nahrung, die Leseratte um ihr Zuhause.

Durch die vermeintliche Bedrohung des Lebensraums steigt dieser aber ganz automatisch in seinem Wert. Zugleich tauchen Fragen auf: Wie war es früher? Wovon haben sich Bücherwürmer im Hochmittelalter ernährt und wo haben Leseratten im 13. Jahrhundert ihre Nester gebaut? Auf wissenschaftlicher Ebene stellt sich die Frage, wie intellektuelle Geister damit, nämlich mit der dem Bücherwurm und der Leseratte so wichtigen Schriftlichkeit, umgegangen sind. Die Literatur dieser Zeit spiegelt – wie noch ausführlicher besprochen werden soll – selbstverständlich nicht 1:1 den Ist-Zustand wider. In Anbetracht der Tatsache, dass – positive Schätzungen wie jene von Manfred Günter Scholz[4] hin oder her – im Mittelalter nur ein geringer Anteil der im Vergleich zu heute zahlenmäßig ebenfalls geringen Bevölkerung des Lesens oder gar des Schreibens mächtig war und die per Hand auf Pergament abgeschriebenen Bücher unverhältnismäßig teuer waren,[5] interessiert dieser Ist-Zustand den Bibliophilen, wie wir die eigentlich parasitäre Spezies der Bücherwürmer und Leseratten zusammenfassend nennen wollen, gar nicht so sehr. Ihm geht es vielmehr darum, wie sich seine Vorgänger, die Leser, Literaten und Bibliophilen des Mittelalters, mit dem Thema auseinandergesetzt haben. Ein Abbild dieser Auseinandersetzung in der höfischen Literatur zu finden, darf man hinge-

[3] Besonders fruchtbar ist in diesem Zusammenhang die vom Tübinger Gunter Narr Verlag herausgegebene Reihe ‘ScriptOralia’, bes. die Bände zu Medien- und Weltbildwandel im Zusammenhang mit – v. a. mittelalterlicher – Schriftlichkeit: Schaefer (1992), Röcke, Schaefer (1996) und Ehler, Schaefer (1998b).

[4] In seiner grundlegenden Untersuchung zu primären Rezeptionsformen mittelhochdeutscher Dichtung gelangt Scholz (1980) zu dem Ergebnis, dass ein guter Teil der adligen Bevölkerung des Lesens mächtig war. Seine Arbeit wird von Ulrich Ernst (1997), S. 252, als „bahnbrechende Untersuchung“ bezeichnet, obwohl Ernst Scholz nicht in jedem Punkt zustimmt (siehe unten).

[5] Allgemein zur mittelalterlichen Schriftlichkeit vgl. etwa Schaefer (2003), S. 160–170.

gen mit Sicherheit erwarten: Literatur zeigt, wie an Literatur und Schrift Interessierte mit diesem Bereich des menschlichen Lebens umgingen und darüber reflektierten. Erst in weiterer Folge geht es um ein Verhältnis zwischen Realität und Fiktion – zwei Größen, die meines Erachtens nicht immer strikt auseinander zu halten sind und mehr Grauzonen als Schwarzweißbilder aufweisen. Darüber, wie dieses Verhältnis aussieht, mit welchen Methoden es zu erforschen ist und welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls ist Schriftlichkeit, sind Lesen und Schreiben, wie sie im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, „immer historisch und gesellschaftlich bestimmte Ereignisse, *in der* Welt und *für die* Welt vollzogen von individuellen und kollektiven menschlichen Agenten des jeweiligen Geschlechts."[6] Zwei Ausrichtungen werden daher neben der grundsätzlichen germanistisch-philologischen Perspektive für meine Untersuchung der Schriftlichkeit in erzählenden höfischen Texten charakteristisch sein: die historische einerseits, die kulturwissenschaftliche andererseits.

Historischer Ansatz

Eine historisch gestützte Analyse literarischer Werke wurde in der Folge des Paradigmenwechsels nach dem Zweiten Weltkrieg, als man sich verstärkt der werkimmanenten Interpretation zuwandte, wenn nicht verteufelt, so doch verächtlich beäugt, wie sich an einer Aussage D. G. Mowatts von 1960/61 ablesen lässt:

> Nevertheless, the historical approach, however useful, is only one among many. There are other correctivs to a first, uninformed, common-sense reaction, and realization of the fact has gradually gained ground.[7]

Nach Mowatts Ansicht ist der Rückgriff auf historische Fakten und Gegebenheiten im Rahmen einer Textinterpretation ein Mittel der Literaturwissenschaftler – und hier besonders der Mediävisten –, um den Leser mit gesundem Menschenverstand vom eigenständigen Verstehen mittelalterlicher Literatur abzuhalten.[8]

Diese Vernachlässigung der historischen Dimension von Literatur veranlasste Hans Robert Jauß zu seiner 1967 gehaltenen Konstanzer Antrittsvorlesung, die noch im selben Jahr unter dem viel sagenden Titel 'Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft' im

[6] Montrose (1995), S. 72.
[7] Mowatt (1960/61), S. 257.
[8] Mowatt (1960/61), S. 258.

Druck veröffentlicht wurde.[9] Darin versucht Jauß, „die Kluft zwischen Literatur und Geschichte, historischer und ästhetischer Erkenntnis zu überbrücken".[10] Freilich läuft sein Erkenntnisinteresse auf ein rezeptions- und wirkungsästhetisches hinaus, doch einige seiner diesbezüglich aufgestellten Thesen bilden durchaus eine Überleitung zu einem neuen historischen Ansatz. Eine wichtige Größe ist Jauß der Erwartungshorizont, der sich über das tradierte Werk erschließen lasse und dessen Berücksichtigung verhindere, dass man sich dem alten Text mit zu modernen, nicht selten psychologisierenden Maßstäben nähere:

> Die Analyse der literarischen Erfahrung des Lesers entgeht dann dem drohenden Psychologismus, wenn sie Aufnahme und Wirkung eines Werkes in dem objektivierbaren Bezugssystem der Erwartungen beschreibt, das sich für jedes Werk im historischen Augenblick seines Erscheinens aus dem Vorverständnis der Gattung, aus der Form und Thematik zuvor bekannter Werke und aus dem Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache ergibt.[11]

Jauß meint hier mit dem Bezugssystem zwar in erster Linie die 'literarische Vorbildung' des zeitgenössischen Lesers, jedoch kann man ebenso gut und allgemeiner fragen, welche Gesellschaft ein Werk wie das gerade zur Diskussion stehende erforderte, damit es überhaupt rezipiert werden konnte. So leitet Jauß eine weitere These mit folgendem Satz ein:

> Die Rekonstruktion des Erwartungshorizonts, vor dem ein Werk in der Vergangenheit geschaffen und aufgenommen wurde, ermöglicht es andererseits Fragen zu stellen, auf die der Text eine Antwort gab, und damit zu erschließen, wie der einstige Leser das Werk gesehen und verstanden haben kann.[12]

Auch Karl Heinz Ihlenburg kritisiert in seiner neun Jahre nach Mowatts Aufsatz publizierten Habilitationsschrift einen den historischen Kontext außer Acht lassenden Ansatz, da jede Interpretation das Wesen des jeweiligen Werkes doch nur dann voll erfassen könne, wenn sie von der Erkenntnis geleitet werde, dass Dichtung im Allgemeinen Träger und Ausdruck ideologischer Bewegungen ist.[13]

Nun lässt sich ein literarischer Text – gemäß Mowatt – zwar zweifellos ohne 'Hintergrundinformationen' in welcher Weise auch immer verstehen und ein jeder Leser ist befugt und dazu aufgerufen, daraus für ihn Wichtiges und Interessantes herauszulesen. Der wissenschaftliche Leser stellt jedoch andere Ansprüche. Er liest aus einem bestimmten Erkenntnisinteresse heraus. Er stellt – wie Jauß – konkrete Fragen, die er durch den literarischen Text beantwortet wissen will, bzw. sucht nach dem Jeopardy-Prinzip nach Fragen, die der Text seinem zeitgenössischen Rezipienten beantwortet haben könnte. Unter der Voraussetzung, dass Literatur – wie Ihlenburg zu bedenken gibt – etwas von ihren historischen Entstehungsbedingungen widerspiegelt, hofft er z. B. durch die Berücksichtigung dieser Bedingungen mehr über den Text

[9] Vgl. Jauß (1970c), S. 7.
[10] Jauß (1970b), S. 168.
[11] Jauß (1970b), S. 173f.
[12] Jauß (1970b), S. 183.
[13] Ihlenburg (1969), S. 31.

zu erfahren und umgekehrt Rückschlüsse vom Text auf das Umfeld seiner Entstehung ziehen zu können. Für beide Arten von Lesern gilt jedoch, was Albrecht Classen als eine Botschaft gerade jener mittelalterlichen Texte, die das Lesen (und Schreiben) thematisieren, versteht:

> The message is clear: read the book, learn about the past, and try to avoid the mistakes, otherwise there will not be a future. In other words, the book holds the key; it is up to us as readers to find it.[14]

Wie sehr der erste Eindruck jedoch selbst den 'professionellen' Leser über das historisch 'richtige' Verständnis zu täuschen vermag, demonstriert Stephen Greenblatt an einem Entwurf Albrecht Dürers von einer Siegessäule anlässlich der Bauernkriege im frühen 16. Jahrhundert.[15] Für zielführend hält er eine Lesart, „die auf der komplizierten Wechselwirkung dreier verschiedener Kräfte beruht, nämlich auf der Intention des Künstlers, des Genres und der historischen Situation."[16] Dabei weist er auf die spezifische Determiniertheit dieser drei Kräfte hin: „Intention und Genre sind genau so gesellschaftlich, kontingent und ideologisch wie die historische Situation, die in ihrem Zusammenwirken dargestellt wird."[17] Intention, Genre und historische Situation bilden jedoch keine harmonische Einheit, sondern stehen im Gegenteil durchaus in der von Greenblatt angedeuteten Wechselwirkung, mitunter sogar Rivalität[18] zueinander. Sie sind demnach „effektiv selbständige Kräfte, die sich aneinander reiben, miteinander Bündnisse eingehen oder in erbittertem Widerstreit liegen können."[19] Dies alles und noch viel mehr ist zu bedenken, wenn wir aus einem künstlerischen, in meinem Fall: literarischen Werk etwas über 'seine Zeit' erfahren wollen.

Was aber berechtigt uns überhaupt dazu, Fiktion und Fakten, Literatur und Welt miteinander in Beziehung zu setzen und aus dem einen Erkenntnisse über das andere gewinnen zu wollen, wenn Literatur kein genaues Abbild der sie umgebenden Welt ist und umgekehrt die Welt bzw. die Menschen nur in den seltensten und dazu selten erfolgreichen Fällen die Literatur unverändert nachzubilden versuchen?

Die Umgebung wirkt in jeder ihrer vielfältigen Ausprägungen und Funktionen auf die in ihr entstehende Literatur: Der gesellschaftliche und politische Rahmen beeinflusst das literarische Werk ebenso wie die materielle Seite der Produktions-, Distributions- und Rezeptionsbedingungen oder die ideologische Sphäre. So begegnet Louis A. Montrose dem von J. Hillis Miller formulierten Vorwurf einer Abwendung der historisch ausgerichteten Literaturwissenschaft der 1980er und 90er Jahre von Sprach- und Literaturtheorie, indem er „die Reziprozität

[14] Classen (1998), S. 89.
[15] Greenblatt (1995a), S. 164–183.
[16] Greenblatt (1995a), S. 181.
[17] Greenblatt (1995a), S. 182.
[18] Vgl. Culler (2004), S. 187.
[19] Greenblatt (1995a), S. 182.

und wechselseitige Bedingtheit beider Bereiche“[20] betont. Einerseits nämlich würde das Gesellschaftliche als diskursiv konstruiert, andererseits der Gebrauch von Sprache immer als notwendig dialogisch, gesellschaftlich und materiell bestimmt und begrenzt verstanden.[21] Man gehe darum grundsätzlich von einer Wechselwirkung zwischen Theorie und Ideologie, zwischen Literatur und Welt aus:

> Repräsentationen der Welt im geschriebenem Diskurs beteiligen sich an der Konstruktion der Welt, an der Ausformung der Modalitäten gesellschaftlicher Wirklichkeit und an der Anpassung ihrer Verfasser, Aufführenden, Leser und ihres Publikums an die vielfältigen und veränderlichen Subjektpositionen innerhalb dieser Welt, die sie zugleich konstituieren und bewohnen.[22]

Dabei differenziert Montrose nicht zwischen einzelnen literarischen Texten, bezieht sich nicht ausschließlich auf kanonisierte Texte oder auf Randerscheinungen der althergebrachten Literaturgeschichtsschreibung, sondern meint, dass „alle Texte Merkmale von Ideologie auf[weisen], wie vieldeutig und inkonsistent ihnen diese auch eingeschrieben sein mögen.“[23] In weiterer Folge geht es laut John Brannigan darum, „to examine the existence of an ideological system by reading its material practices, customs and rituals.“[24] Das ‘Erlesen’ dieses ideologischen Systems wird durch die Distanz zwischen der Zeit der Untersuchung und der untersuchten Zeit erschwert, denn „each period or era has its own conceptual and ideological frameworks [and] people of the past did not understand concepts like ‘the individual’, ‘God’, ‘reality’ or ‘gender’ in the same way that we do now“.[25] Die Verbindung von literarischen Texten und Vergangenheit erfordert daher etwas mehr Fingerspitzengefühl.

Wie Montrose will auch Greenblatt Literatur nicht als elitäres und autoritäres System, sondern als Ausdruck der Auseinandersetzung mit den vielschichtigen historischen Gegebenheiten verstanden wissen. Er leitet davon die Frage ab, „wie die kollektiven Überzeugungen und Erfahrungen gestaltet, von einem Medium in ein anderes transportiert, zu überschaubaren ästhetischen Formen verdichtet und zum Konsum angeboten wurden.“[26] Texte müssten demnach auf die in ihnen enthaltenen „Spuren“[27] ihres Entstehungsumfeldes, das vereinfachend als Kultur bezeichnet werden kann, untersucht werden. So wie ein literarischer Stoff nicht außerhalb seiner konkreten Ausgestaltungen – seien diese nun mündlich tradiert oder auch schriftlich fixiert – lebt, kann Literatur als eine mögliche Kunstform nicht unabhängig von der

[20] Montrose (1995), S. 60.
[21] Montrose (1995), S. 60.
[22] Montrose (1995), S. 62.
[23] Montrose (1995), S. 71.
[24] Brannigan (1998), S. 28.
[25] Brannigan (1998), S. 119.
[26] Greenblatt (1993), S. 14.
[27] Greenblatt (1993), S. 9.

sie umgebenden, sie hervorbringenden und von ihr beeinflussten Gesellschaft existieren, sondern wird erst von dieser Gesellschaft oder Kultur erschaffen:

> Mit anderen Worten, Kunst ist nicht einfach von sich aus in den Kulturen vorhanden; sie wird zusammen mit den anderen Erzeugnissen, Praktiken und Diskursen einer gegebenen Kultur geschaffen. ('Geschaffen' bedeutet in der Praxis nicht so sehr erfunden, als vielmehr ererbt, übermittelt, verändert, modifiziert, reproduziert: in der Kultur gibt es grundsätzlich nur sehr wenig reine Erfindung oder Erdichtung.)[28]

Die Rezeption von Kunstwerken – seien diese nun literarische Texte, Bilder oder anderes – ist nach Greenblatt kein rein passiver, nur aufnehmender Vorgang. Vielmehr handelt es sich um Arbeit, da Rezeption zugleich Interpretation bedeute und

> es sich bei der Interpretation niemals um eine bloß passive Hingabe an die reine und einheitliche Originalbedeutung eines Kunstwerks handelt. Entstehung und Rezeption solcher Werke sind von vornherein nicht einheitlich; eine Vielzahl von Interessen ist darin verwickelt – unabhängig davon, wie geschickt diese organisiert sind –, und zwar aus dem entscheidenden Grund, daß die Kunst etwas Gesellschaftliches ist und deshalb mehr als *ein* Bewußtsein voraussetzt. Und in unserer Auseinandersetzung mit vergangener Kunst konstatieren wir […] die Wert- und Interessenverschiebung, die sich aus den Kämpfen des sozialen und politischen Lebens ergeben hat.[29]

Von der Interpretation dieser gesellschaftlich determinierten Kunst zur kulturbezogenen Analyse literarischer Werke ist es dann nur ein kleiner Schritt, der in ähnlicher Weise unternommen werden muss, wobei die spezifische literarische Form nicht vernachlässigt werden dürfe. Eine kulturbezogene Analyse könne deshalb von der sorgfältigen Formanalyse literarischer Texte profitieren, da diese nicht nur auf die kulturelle Welt außerhalb ihrer selbst verwiesen, sondern auch darum kulturbezogen seien, weil sie soziale Werte und Kontexte erfolgreich in sich aufgenommen hätten.[30]

Von einer historisch interessierten Literaturwissenschaft würden laut Greenblatt sowohl Leser und Literaturwissenschaftler als auch Historiker profitieren: Das bessere Verstehen der Kultur, in der ein Werk verfasst wurde, dient nicht nur einem besseren Verständnis des Werkes, wie das vom sozialgeschichtlichen Ansatz propagiert wurde, sondern das bessere Verständnis des Werkes dient umgekehrt auch dem besseren Verstehen seiner Kultur.[31] Winfried Fluck beschreibt die Auflösung des alten Geschichts- und Literaturbildes der Sozialgeschichte, die Literatur von ihrem historischen Hintergrund aus erklärte, durch einen in den 1980ern entwickelten Ansatz, der auch in der umgekehrten Weise verfährt bzw. keine scharfe Trennung zwischen Literatur und Geschichte zieht:

> Sollten literarische und andere kulturelle Texte jedoch nicht in Opposition zur Wirklichkeit stehen, sondern diese in komplexer Interaktion mitkonstituieren, dann lassen sich die alten Fundierungsverhältnisse – die ja ihren gemeinsamen Nenner darin haben, daß die Kultur jeweils den literarischen Text fundiert – nicht mehr halten. Im Gegenteil, eine angemessene Erfassung der komplexen Funktionen

[28] Greenblatt (1993), S. 23.
[29] Greenblatt (1995a), S. 182f.
[30] Greenblatt (1995c), S. 50f.
[31] Greenblatt (1995c), S. 51.

> kultureller Sinnbildung ist nur möglich, wenn deren Vernetzung mit anderen Diskursen und damit ihre wirklichkeitsbildende wie -störende Dimension herausgearbeitet wird.[32]

Und so betrachtet der *New Historicism*, dieser historisch ausgerichtete Zweig der v. a. anglistischen Literaturwissenschaft der letzten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, als deren Gründer und prominentester Vertreter Greenblatt gelten kann, die Verbindung von literarischen Texten und Vergangenheit oder Geschichte differenzierter und sieht „die Literatur weder als Widerspiegelung noch als Produkt der gesellschaftlichen Realität, sondern als eine von vielen, oft auch in Rivalität zueinander stehenden Praktiken."[33] Seine Vertreter, zu denen neben Greenblatt etwa auch Montrose und Catherine Gallagher zählen,

> refuse to see literary texts against an overriding background of history or to see history as a set of facts outside the written text. To a new historicist […], history is not objective knowledge which can be made to explain a literary text.[34]

Einfache, lineare Beziehungen gibt es für den *New Historicism*, der damit der bis dahin vorherrschenden monologischen und verallgemeinernd von nur einem möglichen, weil 'richtigen' Standpunkt ausgehenden Geschichtswissenschaft entgegensteht, nicht mehr. Daher sollen Geschichte und Literatur auch nicht mehr getrennt voneinander erarbeitet werden, denn „the object of study is not the text and its context, not literature and its history, but rather literature *in* history."[35]

Montrose bezeichnet diese Forschungsentwicklung als „Übergang von *der* Geschichte zu Geschichten".[36] Ehemals nicht zu hinterfragende historische Tatsachen werden durch die Produkte der Interpretationen der neuen Historiker bzw. *New Historicists* ersetzt.[37] Geschichte wird aktiv geschaffen, indem Geschichten erzählt werden: Geschichte „is the social activity of telling a story about our past".[38] Die Aufgabe des *New Historicism* besteht darin, „[to] participate in this activity of interpreting and explaning material documentation as the representations which a society produces of itself."[39]

Jan Assmann verfolgt einen ähnlichen Gedanken, wenngleich er sich bei seiner Formulierung einer anderen Terminologie bedient. Geschichte als unsere Interpretation, als unsere Erschaffung einer Erinnerung an Vergangenes bezeichnet er als Vergangenheit, denn Vergangenheit existiere gar nicht an sich, sondern „entsteht überhaupt erst dadurch, daß man sich auf sie be-

[32] Fluck (1995), S. 232. – In ähnlicher Weise, wenngleich aus anderer wissenschaftlicher Perspektive, gibt Günther Schweikle (1982), S. 265, bzgl. des Verhältnisses von Dichtung und Realität zu bedenken: „Dichtung ist immer auch Teil *der* Realität, der sie gegenübergestellt wird."
[33] Culler (2004), S. 187.
[34] Brannigan (1998), S. 3.
[35] Brannigan (1998), S. 3.
[36] Montrose (1995), S. 68.
[37] Greenblatt (1995b), S. 32; ebenso Baßler (1995b), S. 9–11.
[38] Brannigan (1998), S. 131.
[39] Brannigan (1998), S. 132.

zieht."[40] Dabei ist diese Bezugnahme selbstverständlich nie objektiv und nicht um des Vergangenen willen; die Konstruktion einer Vergangenheit beschreibt Assmann quasi als zweckgebunden:

> Vergangenheit entsteht nicht von selbst, sondern ist das Ergebnis einer kulturellen Konstruktion und Repräsentation; sie wird immer von spezifischen Motiven, Erwartungen, Hoffnungen, Zielen geleitet und von den Bezugsrahmen einer Gegenwart geformt.[41]

Assmann inhaltlich zustimmend, möchte ich doch bei der terminologischen Unterscheidung zwischen dem tatsächlich Geschehenen als der Vergangenheit und unserer Interpretation davon als der Geschichte bleiben: Wir können uns in Form der Geschichte ein Bild von der Vergangenheit machen, sofern diese Vergangenheit irgendwelche Spuren hinterlassen hat. Trotzdem muss uns bewusst sein, dass es u n s e r Bild, nicht d i e Vergangenheit ist. Dieser Aspekt wurde gerade von der Geschichtswissenschaft gering geachtet, wofür sie wiederum z. B. von František Graus Kritik erfuhr. Dieser beschäftigt sich in einer Arbeit von 1975 mit historischen Traditionen, das heißt: mit den unterschiedlichen Möglichkeiten der Geschichtsschreibung bzw. Geschichts(er)findung und der fehlenden Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Geschichtsbild. Graus sieht den Grund für die weitgehende Verweigerung der Annahme eines 'Geschichtsbildes' durch die Fachhistoriker im unverhüllt positivistischen Wissenschaftsideal des 19. Jahrhunderts, demzufolge die Vergangenheit ein für allemal abgeschlossen, einmalig und unwiederholbar sei. Die Aufgabe des Historikers bestünde nur noch darin festzustellen, wie es 'wirklich' gewesen sei. Im Gegensatz zum 19. sei nach Graus im 20. Jahrhundert aber immerhin eine Veränderung der positivistischen Auffassung zu bemerken, indem die Geschichtsforschung akzeptierte, dass zwar die Vergangenheit abgeschlossen, das Vergangenheitsbild, das ja auf der Sichtweise des Betrachters der Vergangenheit gründet, hingegen nie endgültig und eindeutig sein könne.[42]

Im weit fortgeschrittenen 20. Jahrhundert schreibt – der zwar nicht Historiker, aber doch immerhin Literaturwissenschaftler und *New Historicist* – Greenblatt über seinen Wunsch, mit den Toten, den Menschen der Vergangenheit, zu sprechen, denn auch:

> Gewiß, ich hörte stets nur meine eigene Stimme, aber meine Stimme war zugleich die Stimme der Toten, insofern es den Toten gelungen war, Textspuren von sich selbst zu hinterlassen, die sich durch die Stimme der Lebenden zu Gehör bringen.[43]

Das Bild, das wir uns von der Vergangenheit machen, Greenblatts Stimme, die die Stimmen der Toten zu Gehör bringt, oder die Interpretationen der von den Toten hinterlassenen Spuren werden als 'Geschichte' verstanden. Grundlage dieser Interpretationen sind zwar noch immer

[40] Assmann J. (1997), S. 31.
[41] Assmann J. (1997), S. 88.
[42] Graus (1975), S. VIII.
[43] Greenblatt (1993), S. 9.

positivistisch erhobene Fakten, doch die 'Geschichte' ergäbe sich erst durch deren Verknüpfung.

> Es handelt sich also um ein Vertextungsproblem. Wenn Geschichte nicht mehr als eine monologische Wahrheit gesehen wird, der man sich annähert, sondern als historisch kontingentes Ergebnis einer selbst immer historischen und historisch je verschiedenen Vertextung, dann und erst dann läßt sich generell von einer 'Textualität der Geschichte' reden.[44]

Unter der 'Textualität der Geschichte' versteht Montrose,

> daß wir erstens keinen Zugang zu einer vollen und authentischen Vergangenheit haben, zu einer gelebten materialen Existenz, die nicht über die überlebenden textuellen Spuren der betreffenden Gesellschaft vermittelt wäre […], und daß zweitens diese textuellen Spuren selber weiteren textuellen Vermittlungen unterworfen werden, wenn man sie als 'Dokumente' liest, auf die Historiker ihre eigenen, 'Geschichten' genannten Texte gründen.[45]

Der historische Hintergrund des sozialgeschichtlichen literaturwissenschaftlichen Ansatzes ist demnach keine objektive Bezugsgröße, sondern wird, wie Anton Kaes schreibt,

> notwendigerweise selbst zum Interpretandum; er kann darum keine privilegierte Autorität haben, die außerhalb des Textes zu lokalisieren wäre: Der background eines Textes ist selbst ein Komplex von Texten, ein Teil dessen, was Derrida *le texte général* nennt.[46]

Dieser Ansicht schließen sich die *New Historicists* im Allgemeinen an. Sie verstehen den *background*, also mehr oder weniger die 'Kultur', als Text, worin auch eine der wichtigsten Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Ideen der Vertreter des *New Historicism* liegt.[47]
Bei Montrose wie bei Kaes kommt eine Auffassung von Geschichte „nicht mehr als Bedingung, sondern als Teil des *texte général*, jenes textuellen Universums der Poststrukturalisten"[48], zum Ausdruck. Die absolut gegebene bzw. geschehene und alles umfassende Geschichte existiert für die *New Historicists* nicht, die sich vorgenommen hätten,

> sozusagen das Mikroskop auf das aus Diskursfäden gesponnene dichte Gewebe der Kultur bzw. der Geschichte zu richten und einzelne Fäden daraus zu verfolgen, um jeweils ein Stück Komplexität, Unordnung, Polyphonie, Alogik und Vitalität der Geschichte zu rekonstruieren […].[49]

Die Auffassung von Kultur und Geschichte als Text und damit als Untersuchungsgegenstand des Literaturwissenschaftlers bringt eine Ausweitung des Materials mit sich, weil nicht mehr nur kanonische literarische Werke einer Analyse unterzogen werden können, sondern quasi jeder Schnipsel, jede vom Menschen hinterlassene Spur gelesen und interpretiert werden darf.[50] Der mikroskopisch genaue und detailorientierte Blick auf einen Ausschnitt des *texte général* erfordert dabei selbstverständlich eine Auswahl des Materials, denn

[44] Baßler (1995b), S. 11f.
[45] Montrose (1995), S. 67.
[46] Kaes (1995), S. 255.
[47] Vgl. Gallagher, Greenblatt (2000), S. 9f.
[48] Baßler (1995b), S. 12.
[49] Baßler (1995b), S. 15.
[50] Vgl. Gallagher, Greenblatt (2000), S. 9–11.

> es läßt sich positivistisch eine unüberschaubare Menge an Material bereitstellen, die Anzahl der herstellbaren Bezüge ist virtuell unendlich, Vollständigkeit anzustreben wäre absurd, es muß ausgewählt werden.[51]

Die Herausforderung für den Literaturwissenschaftler sieht Moritz Baßler in der Einleitung zu einem von ihm herausgegebenen Sammelband mit Aufsätzen zum *New Historicism* darin, dass „er die Berücksichtigung des historisch-kulturellen Umfeldes nicht länger als die Antwort begreifen darf, sondern als die Frage begreifen muß."[52] Die Aufgabe der historisch und gesellschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft besteht deshalb laut Montrose darin,

> das Wechselspiel kulturspezifischer diskursiver Praktiken zu analysieren – ohne zu vergessen, daß sie selbst ebenfalls eine solche Praxis ist und demnach an dem Wechselspiel teilhat, das sie zu analysieren versucht.[53]

Das Vergessen des eigenen Teil-Seins ist nur eine der Gefahren, denen sich der historisch ambitionierte Literaturwissenschaftler ausliefert. Eine andere besteht in der Umlegung eigener, moderner Denk- und Wahrnehmungsmuster auf vorangegangene Epochen. Dazu passend bemerkt Günther Schweikle bereits 1982:

> Jede Geschichtsdeutung ist naturgegeben nur post eventum, retrospektiv möglich: daraus entspringt die meist am wenigsten wahrgenommene Fehlerquelle – daß nämlich Geschichte von einem späteren Wissensstand aus betrachtet wird, daß Vorstellungen aus späteren Entwicklungsstufen in frühere Stadien hineingetragen werden, Geschichtsabläufe nicht in ihrer eigentlichen Entwicklungsrichtung und ihren sachgegebenen Kausalitäten erfasst werden.[54]

Jede Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – bzw. den von ihr hinterlassenen Spuren – kann also nur einen Versuch bedeuten, zeitliche Grenzen zu überwinden und sich ihrer zugleich bewusst zu sein. Dennoch lohnt es sich, wie ich hoffentlich überzeugend darzulegen im Stande sein werde, eingedenk der eigenen historischen Determiniertheit das Wagnis einer historisch ausgerichteten Textinterpretation auf sich zu nehmen.

Kulturwissenschaftlicher Ansatz

Ein wichtiger Terminus wurde bei der Vorstellung historischer Ansätze, als deren bedeutendster hier der *New Historicism* gilt, schon des Öfteren angesprochen – ein Terminus, dem Greenblatt besonderes Gewicht beimisst, indem er lieber von *Poetics of Culture* oder *Cultural Poetics* als von *New Historicism* spricht,[55] wobei er unter *Cultural Poetics* „das Studium der

[51] Baßler (1995b), S. 12.
[52] Baßler (1995b), S. 12.
[53] Montrose (1995), S. 72f.
[54] Schweikle (1982), S. 266.
[55] Vgl. Baßler (1995b), S. 18f; Montrose (1995), S. 63. – Brannigan meint, die *Cultural Poetics* brächten gegenüber dem *New Historicism* keine methodischen Neuerungen. Es handle sich bei dem neuen Begriff lediglich um

kollektiven Erzeugung unterschiedlicher kultureller Praktiken und die Erforschung der Beziehungen zwischen ihnen“[56] versteht. Gemeint ist die Kultur. Im Grunde ist der *New Historicism* nämlich in gleichem Maße historisch wie kulturwissenschaftlich ausgerichtet.

Die Dreiheit Geschichte – Literatur – Kultur lässt sich meines Erachtens gerade für eine Zeit wie das Hochmittelalter, aus dem uns vergleichsweise wenig ‘historische Fakten’ im Sinne von ‘positivistisch erhobenem Material’ zur Verfügung stehen und literarische im Sinn von fiktionalen Texten einen wesentlichen Beitrag zur Erstellung unseres Geschichtsbildes leisten müssen, nicht getrennt voneinander untersuchen. Aus diesem Verständnis heraus erklärt sich dann auch die Präferenz einer nicht nur historischen, sondern auch kulturwissenschaftlichen Herangehensweise an meine Aufgabenstellung.

Eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Germanistik, wie sie von Claudia Benthien und Hans Rudolf Velten in der Einleitung zum Sammelband ‘Germanistik als Kulturwissenschaft’[57] beschrieben wird, geht von ähnlichen Voraussetzungen wie der *New Historicism* aus: Sie wendet sich gegen eine strikte Trennung von Kultur, Literatur und historischem Kontext. Unter Kulturalität versteht sie, „dass historische Gegenstände (zum Beispiel literarische Texte) nicht als autonome, isolierte Objekte bestehen, sondern spezifischen historischen und kulturellen Bedingungen unterworfen sind.“[58] Ausgehend von der auch von den *New Historicists* angewandten foucaultschen Diskursanalyse ist Literatur innerhalb einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Germanistik „nicht nur Ausdruck kultureller Bedeutungen und Spiegel sozialer Semantiken, sondern […] auf einer gleichrangigen Ebene konstitutives Medium, das Realität produziert.“[59] Aus der Verankerung der Literatur in Kultur und Gesellschaft, d. h. im Leben, folgt,

> dass die literarischen Texte in ihrer ästhetischen Valenz und Komplexität nicht alleiniger Gegenstand der Forschung sind. Es geht nicht mehr nur um Form und Struktur des Kunstwerks als abgeschlossenem Gebilde, um seine Aussagen und Botschaften, sondern um seine Funktionen und Wirkungen in den historisch bestimmbaren Kulturen seiner Zeit.[60]

Eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Germanistik interessiert sich demnach genau so wie der *New Historicism* eigentlich für jegliche Art von Text. Dennoch spielen aus literaturwissenschaftlicher Sicht literarische Texte eine besondere Rolle, „denn eine kulturwissenschaftliche Philologie behält die Literatur als ihr konstitutives Zentrum und herausragendes For-

---

eine kosmetische Korrektur. *Cultural Poetics* sei – wohl aufgrund des fehlenden ‘Historismus’ – weniger angreifbar und damit leichter zu rechtfertigen. Vgl. Brannigan (1998), S. 83–93.

[56] Greenblatt (1993), S. 14.

[57] Benthien, Velten (2002a).

[58] Benthien, Velten (2002b), S. 13f.

[59] Benthien, Velten (2002b), S. 19.

[60] Benthien, Velten (2002b), S. 19.

schungsobjekt bei."[61] Außerdem bietet sich Literatur zur Erforschung einer Kultur geradezu an, denn sie ist

> wie kein anderes kulturelles Phänomen bis heute noch Organ von Differenzierung, Verschiebung, Übersetzung: Sie lässt normative und symbolische Ordnungen erkennen und macht gleichzeitig auf deren Brüche aufmerksam, sie gestaltet in Erzählungen und Dramatisierungen, in spielerischen Maskeraden oder in didaktischem Ernst, in Aneignung oder Abgrenzungen vom Fremden ihre Weltentwürfe.[62]

Darum lassen sich „literarische Texte als Brennspiegel von Diskursen, Mythen, Ritualen, von Macht und Politik, von kulturellen Konstruktionen […] beschreiben"[63]. Diesen Ansatz einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Germanistik rechtfertigen Benthien und Velten u. a. mit dem Hinweis auf Wissenschaftlichkeit und Fruchtbarkeit des *New Historicism*,[64] der deshalb als eine wichtige wissenschaftstheoretische Grundlage einer sich als Kulturwissenschaft begreifenden Germanistik gelten muss. Gemeinsam ist einer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung wie z. B. der Historischen Anthropologie (siehe unten) und einem historischen Ansatz wie dem *New Historicism* besonders die Auffassung von der Verbindung von Literatur und Geschichte bzw. der aus dieser Verbindung erwachsenden Literaturgeschichte.[65]

Nun bildet, wie oben angedeutet, Literatur im Allgemeinen und höfische Literatur im Besonderen selbstverständlich nicht die Realität in Bezug auf Schriftlichkeit und den Umgang mit ihr ab, aber sie setzt sich auf ihre Weise damit auseinander. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die geistigen Grundlagen für die Entstehung von Literatur nicht unabhängig von ihren sozialen und politischen Vorraussetzungen existieren. Es ist immer nur ihr Konglomerat, das zum konkreten literarischen Text als Ergebnis und Teil eben dieses Konglomerats führt. Diesen Umstand berücksichtigt die Historische Anthropologie, denn sie

> fragt zwar nach den Verstehensmöglichkeiten und *attitudes mentales* des Menschen in seiner konkreten Lebenswelt, dies aber nicht im Sinne scheinbar überhistorischer Konstanten, sondern – im Gegenteil – ihrer historischen Dialogisierung.[66]

Meiner Ansicht nach stellt gerade Literatur solch einen Ort der Dialogisierung dar. Ihre Untersuchung muss darum äußerst fruchtbar für historisch-anthropologische Fragestellungen sein. Umgekehrt fordert eine Beschäftigung mit ihr einen historisch-anthropologischen Ansatz beinahe heraus, ein wechselseitiges Verhältnis, das Benthien folgendermaßen erklärt:

> Zentrale Aufgabe einer literarischen Anthropologie ist es […], deutlich zu machen, dass Literatur nicht nur eine thematische Nähe zur Anthropologie aufweist, sondern an und für sich eine spezifische und einzigartige anthropologische Wissensform darstellt: dass sie ein Medium ist, das den Ausdruck von

[61] Benthien, Velten (2002b), S. 14.
[62] Benthien, Velten (2002b), S. 21.
[63] Benthien, Velten (2002b), S. 20.
[64] Benthien, Velten (2002b), S. 24.
[65] Benthien, Velten (2002b), S. 25.
[66] Röcke (2002), S. 51.

> Erfahrungs- und Realitätsdimensionen ermöglicht, die vielleicht nur in Form der Dichtung überhaupt artikulierbar sind.[67]

Wir brauchen demnach nicht nur historische Hintergrundinformationen zu Mentalität und Kultur, in denen die von uns untersuchten literarischen Texte entstanden, sondern es ist umgekehrt gerade die Literatur, aus der sich Erkenntnisse über Benthiens „Erfahrungs- und Realitätsdimensionen" der Menschen auch des Hochmittelalters gewinnen lassen.

Wie Benthien und Velten betonen, handelt es sich bei der kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der Germanistik „nicht um ein 'normatives' Paradigma […], sondern um ein sehr offenes, das graduell unterschiedliche Anwendungen kulturwissenschaftlichen Arbeitens erlaubt."[68] Die verschiedenen Forschungsansätze innerhalb der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Germanistik bieten somit ein breites methodisches Spektrum, das gut und notwendig ist, weil sich ein umfassendes kulturhistorisches Interesse schwerlich auf eine einzige Fragestellung, eine einzige Methode und Betrachtungsweise beschränken kann. Die eng miteinander verwobenen Interessensgebiete Kultur, Geschichte und Literatur sind zu facettenreich, als dass ihre vielfältigen Beziehungen mittels einer einzigen Methode befriedigend untersucht werden könnten. Methoden sind Werkzeuge. So wie es meist nicht ausreicht, für eine handwerkliche Arbeit beispielsweise nur einen Hammer zur Verfügung zu haben, weil man in diesem Fall einer Schraube hilflos gegenüber stünde und das Ergebnis mit hoher Wahrscheinlichkeit ziemlich platt ausfiele, kann auch bei gewissen literaturwissenschaftlichen Fragestellungen ein wohl sortierter Werkzeugkoffer, d. h. eine überlegte Auswahl an Perspektiven und Methoden, von Vorteil sein. Das gesamte Spektrum kulturwissenschaftlicher Ansätze auszuschöpfen, ist hingegen unmöglich, besonders im Rahmen eines Arbeitsvorhabens wie einer Dissertation. Aus diesem Grund habe ich einige Ansätze ausgewählt, die mir mit den von ihnen zur Verfügung gestellten Methoden für mein Vorhaben besonders Erfolg versprechend zu sein scheinen.[69] Ihre Kombination wird hoffentlich zu einem befriedigenden Ergebnis führen.

Die oben diskutierte Auffassung, dass Literatur eine Verbindung zu den nicht nur materiellen, sondern auch mentalen Bedingungen, unter denen sie entstanden ist, sichtbar werden lässt,[70] stellt ein Interessensgebiet der Historischen Anthropologie dar. Eine stärker kulturbezogene

[67] Benthien (2002), S. 70.
[68] Benthien, Velten (2002b), S. 16.
[69] Wie zahlreich und vielfältig die 'Erfolge' einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Mediävistik generell sein können, zeigen zum Beispiel die unter der Überschrift 'Mediävistik und Kulturwissenschaft' versammelten Aufsätze in Wiesinger (2002).
[70] Vgl. bes. Montrose (1995), S. 71.

oder anthropologische Literaturwissenschaft versuchte bereits Greenblatt zu betreiben, wobei er unter einem anthropologischen Ansatz u. a. verstand, dass

> sowohl die jeweiligen Kulturen als auch die Beobachter dieser Kulturen zwangsläufig auf ein metaphorisches Wirklichkeitsverständnis angewiesen sind und daß anthropologische Interpretation sich weniger auf die Mechanik der Bräuche und Institutionen richten muß als auf die interpretativen Konstruktionen, die die Mitglieder einer Gesellschaft auf ihre Erfahrungen anwenden. Eine Literaturwissenschaft mit Affinitäten zu dieser Verfahrenweise muß sich ihres eigenen Status als Interpretation bewußt sein und sich zum Ziel setzen, Literatur als Teil des Zeichensystems zu verstehen, das eine gegebene Kultur konstituiert […].“[71]

Das von Greenblatt hier angesprochene metaphorische Wirklichkeitsverständnis ist übrigens der Grund für die Anführungszeichen, unter die gestellt ich den Begriff ‘Realität’ hier immer verstanden wissen will, selbst wenn die typografische Auszeichnung zumeist unterlassen wird.

Nach Werner Röcke zeichnet sich die Forschungsrichtung der Historischen Anthropologie durch eine scheinbar „widersprüchliche Verbindung von Partialisierung und Generalisierung des historischen Blicks“[72] aus, da dem subjektiven Interesse des Individuums an seiner eigenen Lebenswelt und an dem Fremden außerhalb dieser Welt die Überzeugung gegenüberstehe, dass die vermeintlich subjektive ‘Weltanschauung’ gerade nicht individuell, sondern durch die Auseinandersetzung mit Denkmustern, Weltbildern oder Verstehensformen einer bestimmten Epoche historisch determiniert ist.[73] Da die Historische Anthropologie u. a. „die Selbstreflexionen des Menschen im Medium der Literatur“[74] untersucht, stellen literarische Texte für sie – zumal in ihrer germanistischen Ausrichtung – eine wertvolle Quelle der Erkenntnis dar:

> Denn – davon geht inzwischen auch die Mentalitätsgeschichte aus – literarische Texte wiederholen nicht einfach die Deutungsmuster, ‘Weltbilder’ oder Mentalitäten, mit denen sie sich auseinander setzen, sondern reflektieren und verändern sie, ästhetisieren sie oder stellen sie in Frage. Diese kritische Funktion von Literatur gilt insbesondere für die Epochenbrüche, Wendezeiten oder zumindest Krisen des sozialen Selbstverständnisses und der mentalen Orientierung […].[75]

Die höfische Kultur des Hochmittelalters kann nach Ansicht vieler Forscher, die hier nicht namentlich genannt werden können,[76] gerade in Bezug auf Schrift als Zeit des Übergangs angesehen werden: Schriftlichkeit, besonders volkssprachige, gewinnt zunehmend an Bedeutung; in welchem Maß dies geschieht, ist umstritten. Zwar beschränkte sich der Aufstieg der Schrift nicht auf die Jahrzehnte oder auch nur auf die etwa zwei Jahrhunderte um 1200: Schriftlichkeit gibt es selbst in der Volkssprache seit althochdeutscher Zeit; mündliches Er-

[71] Greenblatt (1995d), S. 39f.
[72] Röcke (2002), S. 40.
[73] Röcke (2002), S. 40.
[74] Benthien, Velten (2002b), S. 25.
[75] Röcke (2002), S. 41f.
[76] Vgl. einige der zahlreichen Literaturgeschichten zum deutschen Mittelalter.

zählen, mündlicher Nachrichtentransfer und mündliche Rechtsakte usw. gibt es noch lange danach – im Grunde bis heute. Dennoch setzen sich im Hochmittelalter auffallend viele Intellektuelle mit dem Thema Schrift und Schriftlichkeit auseinander.[77] Unter ihnen finden sich auch zahlreiche höfische Dichter.

Für den Ansatz der Historischen Anthropologie – wie auch den des *New Historicism*, der aus der Textanalyse ja ebenfalls Erkenntnisse über die außerliterarische Welt gewinnen will – wesentlich ist dabei der „Verzicht auf die umfassenden und vor allem auch monologischen Welterklärungsmodelle der 1970er".[78]

Nicht die geistigen, sondern im Gegenteil die materiellen Voraussetzungen zur Fixierung und Tradierung literarischer Texte sind Thema der Medien- und Kommunikationstheorie, die wohl – wie einleitend angedeutet – nicht zufällig eine Hochblüte innerhalb der Literaturwissenschaft erlebt, wie Horst Wenzel, einer ihrer prominentesten Vertreter innerhalb der germanistischen Mediävistik, erklärt:

> Das Spannungsverhältnis von alten und neuen Medien wird immer dann zum Gegenstand von Auseinandersetzungen, wenn die Brüche, die durch die Einführung je neuer Medien entstehen, nicht mehr ignoriert werden können.[79]

Dass wir uns dank der elektronischen Medien, von denen stets einige 'neu' genannt werden können, immer noch in solch einer Umbruchsphase befinden, wird kaum jemand leugnen, selbst wenn der Ausgang dieser Entwicklung ungewiss und durchaus umstritten ist. Dementsprechend hat die Diskussion um das von McLuhan prophezeite Ende der Gutenberg-Galaxis nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Es werden im Gegenteil verstärkt auch andere Epochen unter dem Aspekt des Medienwechsels betrachtet.[80]

> Damit wird aber zugleich deutlich, dass Schrift- und Drucktechnologien historisch bestimmte Formen der Informationsverarbeitung neben anderen sind. Mediengeschichte ist also selbst ein Medieneffekt: Erst von einem konkreten Medienwechsel her, der das Ende des Buchzeitalters vorstellbar macht, kann die Historizität von Informations- und Kommunikationstechnologien überhaupt gedacht werden, der Zusammenhang von körpergebundenen und technologisch vermittelten Kommunikationsweisen in den Blick geraten.[81]

Mit den körpergebundenen Kommunikationsweisen spielt Wenzel bereits auf einen hochmittelalterlichen 'Medienwechsel' von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit an, die beide – obwohl

---

[77] Nicht zuletzt aus diesem Grund konzentrieren sich meine Untersuchungen auf Texte des 13. Jahrhunderts. Die 'Ausbeute' in den Jahrhunderten davor oder danach wäre geringer gewesen, was natürlich gerade für die Zeit vor 1200 auch mit der Zahl der produzierten und tradierten Texte zusammenhängen wird.
[78] Röcke (2002), S. 41.
[79] Wenzel H. (2002), S. 125.
[80] Vgl. u. a. Stocker (2007), S. 24f. – Man möchte quasi wissen, ob Bücherwürmer und Leseratten schon früher Grund hatten, sich um ihre Existenz zu sorgen, und dank welcher Strategien sie es dennoch geschafft haben, nicht nur zu überleben, sondern sich auch noch zu vermehren.
[81] Wenzel H. (2002), S. 126.

als Begriffsopposition mittlerweile verpönt und darum etwa durch ‘Körper’ und ‘Schrift’[82] ersetzt (siehe unten) – im 12. bis 14. Jahrhundert zweifellos beide eine bedeutende Rolle spielten. Im Rahmen der Medientheorie auch den menschlichen Körper als Kommunikationsträger zu sehen und zu analysieren, ist zwar eine logische Konsequenz der neueren Forschung, für mein auf Schriftlichkeit im Hochmittelalter ausgerichtetes Interesse jedoch sekundär. Menschliche Körper finden in meiner Arbeit nur insofern Erwähnung, als sie Erzeuger, Überbringer oder selbst Träger von Schrift sind. Abgesehen davon ist es im konkreten Fall die lesende oder schreibende Figur, die in ihrer Gesamtheit – d. h. in ihrer sozialen und narrativen Determiniertheit – analysiert und interpretiert wird.

Dass es überhaupt möglich ist, von der Literatur auf Art und Verlauf eines möglichen Medienwechsels zu schließen, erklärt Nathalie Binczek damit,

> dass Medientechniken nicht nur Veränderungen in der Produktion und Rezeption von Literatur evozieren, sie werden vielmehr auch von den literarischen Texten selbst reflektiert. Jeder Text muss sich nämlich in irgendeiner Form zu der Tatsache verhalten, dass er geschrieben ist […].[83]

Eine Aufgabe der kommunikations- und medientheoretisch orientierten Literaturwissenschaft bestehe folglich darin, die „Formen dieser Selbstbezüglichkeit zu unterscheiden und für die Lektüre einzelner Texte nutzbar zu machen“.[84] Unter dieser Selbstbezüglichkeit verstehe ich vor allem die Auseinandersetzung mit Schriftlichkeit in Prologen, Epilogen und Erzählereinschüben und damit nicht zuletzt die Selbstinszenierung der Werke im Raum der Schrift, wie sie in einem abschließenden Kapitel kurz angerissen wird, aber genau so auch den intradiegetischen Umgang mit Schriftlichkeit, d. h. die Darstellung von Lese- und Schreibakten im Rahmen der Handlung, deren Interpretation den zweiten Hauptteil meiner Arbeit bildet.

Noch intensiver mit der materiellen Seite von Texten setzt sich die *New Philology* auseinander. Ihr geht es nicht mehr wie der alten Textkritik darum, einen fehlerfreien und möglichst autornahen Originaltext zu rekonstruieren, ja sie weist die Größe ‘Autor’ und die Annahme einer abgeschlossenen und unveränderbaren Letztfassung sogar ausdrücklich zurück und richtet ihr Interesse auf den konkreten tradierten Textzeugen, da mittelalterliche Texte aufgrund ihrer Verbreitung durch Abschrift und Bearbeitung immer nur in ihren Varianten bezeugt seien.[85] Die Vertreter der *New Philology* fordern deshalb „die konsequente Rückkehr zur Einzelhandschrift in ihrer je historisch-konkreten Ausdrucksgestalt.“[86] Wie Jürgen Wolf

[82] Vgl. u. a. Kiening (2003).
[83] Binczek (2002), S. 164.
[84] Binczek (2002), S. 168.
[85] Vgl. Stackmann (1994), S. 401–405, sowie Döring (2002), S. 196.
[86] Döring (2002), S. 196.

ausführlich in der Einleitung seiner Habilitationsschrift[87] darlegt, ist die Untersuchung der erhaltenen Handschriften deshalb so aufschlussreich, weil diese wesentlich mehr an Aussage enthalten als nur den geschriebenen Text. Karl Stackmann legte Anfang der 1990er Jahre eine kritische, in ihrem Grundtenor aber durchaus positive Auseinandersetzung mit den Ideen der *New Philology* aus altgermanistischer Sicht vor.[88] Darin beschreibt er die neue Wertschätzung, die Handschriften entgegen gebracht wird und die auch zur Berücksichtigung und interpretatorischen Miteinbeziehung von Illustrationen und Sprache[89] führt, sowie die Konsequenzen, die sich aus den neuen Paradigmen für die Editionspraxis ergeben.

Wolf versucht in seiner Habilitationsschrift mittels eines positivistisch-manuskriptzentrierten Analyseansatzes Methoden und Ergebnisse der *New Philology* für eine neue Literaturgeschichtsschreibung fruchtbar zu machen, erkennt jedoch auch die Probleme einer solchen Vorgehensweise. So

> ergab sich die ernüchternde Erkenntnis, daß sich Buch und Text selbst für einen chronologisch eng begrenzten Zeitrum von gerade einmal einem Jahrhundert (Ende 12. Jh. bis Ende 13. Jh.) und für einen ebenso eng begrenzten geographischen und literarischen Bereich (die volkssprachig-deutsche Literatur) nur an ausgewählten Beispielen zusammenbringen lassen.[90]

An der Menge des in seiner relativen Begrenztheit doch schier unüberblickbaren Materials erhaltener Handschriften seien bereits seine, Wolfs, Vorgänger gescheitert und hätten sich schließlich auf Spezialgebiete zurückgezogen:

> In den bisweilen hitzig geführten Theoriediskussionen rückten die so vehement herausgehobenen Wurzeln der Mediävistik – die Handschriften – jedoch bald wieder in den Hintergrund. Meist zog man sich im wissenschaftlichen Alltagsleben auf prägnante Einzelstudien oder Theoriedebatten im oftmals 'handschriftenleeren' Raum zurück, und das mit gutem Grund, denn größere Überblicke hätten weit massivere Forschungsanstrengungen erfordert.[91]

Dadurch erklärt sich von selbst die Unmöglichkeit, im Rahmen meiner Dissertation, deren Schwerpunkt auf den Inhalten der Texte, nicht auf den sie überliefernden Handschriften liegt, angemessen auf Letztere einzugehen. So sind trotz berechtigter Kritik an einer solchen Vorgehensweise Sprache und sprachliche Varianz Aspekte, die aus zeitökonomischen Gründen und zugunsten einer starken inhaltlichen Fokussierung völlig außer Acht gelassen werden müssen. In Kombination mit anderen Ansätzen können die Ergebnisse der *New Philology*

---

[87] Wolf J. (2008), S. 1–54.

[88] Stackmann (1994). – Werner Schröder (1999) polemisiert heftig gegen die *New Philology* im Allgemeinen und Stackmann (1994) im Besonderen, wobei er der Negierung von Autor und (Original-)Werk die Differenziertheit der lachmannschen Arbeit, die erst durch spätere Forscher und Editoren verwässert worden sei, gegenüber stellt und sich darum für den Vorzug der 'alten' Philologie und Textkritik vor der 'neuen' Philologie und einem 'modernen' Mittelalter ausspricht.

[89] In ihrer Beschäftigung mit in den Handschriften tradierten Sprachformen interessiert die Vertreter der *New Philology* gerade „die Varianz der sprachlichen Erscheinungen". Siehe Stackmann (1994), S. 410.

[90] Wolf J. (2008), S. 15f.

[91] Wolf J. (2008), S. 20.

jedoch gerade in eine Arbeit über Schriftlichkeit integriert werden und etwa als Korrektiv der bisherigen, sozial- und medienhistorisch orientierten Literaturgeschichtsschreibung wirken.

Über die Umstände und Bedingungen der Textentstehung sowie den materiellen Träger des Textes hinaus geht das Interesse eines Ansatzes, der sich mit der so genannten Performativität beschäftigt. Laut Hans Rudolf Velten versteht dieser Ansatz entgegen bisherigen kulturwissenschaftlichen Sichtweisen Kultur nicht mehr (nur) als Text,[92] sondern zielt

> auf ein Verständnis von Kultur als Handlung, als dynamischen Prozess ab, in dessen Rahmen kulturelle Ereignisse, aber auch Texte sich zunächst aus ihrem Vollzug, ihrer Konstituierung verstehen lassen und mit Handlungsmetaphern beschreibbar sind.[93]

In weiterer Folge bedeutet das, dass ein literarischer Text erst durch das Moment seiner Aufführung als Gesamtkunstwerk fassbar ist. Dieser Ansatz bietet nach Velten im Gegensatz zu herkömmlichen Verfahren der Textwissenschaften die notwendigen Voraussetzungen, „um die Relation zwischen kulturellen Aufführungen und Handlungen auf der einen Seite, sprachlichen Beschreibungen und imaginären Entwürfen, die uns in Texten überliefert sind, auf der anderen Seite genauer untersuchen zu können".[94] Besonders interessant dürften sich diese Untersuchungen gestalten, wenn man nicht nur nach den Aufführungen und Inszenierungen der Primärtexte, sondern auch nach jener der Texte innerhalb dieser Texte fragt. Mit anderen Worten: Wie werden Texte im Rahmen der Handlung inszeniert? Wie verfahren die Figuren mit schriftlichen Texten? Wie werden diese Texte verfasst oder rezipiert? Welche zusätzlichen Aspekte sind für ihre Produktion und Rezeption wichtig?

Schrift und Schriftlichkeit im Fokus der germanistischen Mediävistik

Die Materie der Altgermanistik bzw. mediävistischen Germanistik sind literarische, wenigstens schriftlich tradierte Texte. Da erscheint es eigentlich nahe liegend, sich aus altgermanistischer Perspektive auch und gerade mit dem Phänomen der Schriftlichkeit auseinanderzusetzen. Die Interessensschwerpunkte und Herangehensweisen innerhalb des Fachs könnten jedoch unterschiedlicher kaum sein, wie bereits der Überblick über die verschiedenen theoretischen Ansätze – nicht nur, aber auch der germanistischen Mediävistik – vermuten lässt.

[92] Velten (2002), S. 222. – 'Kultur als Text' und die Annahme eines *texte générale* waren ja schon Schlagworte des *New Historicism* (siehe oben).
[93] Velten (2002), S. 221.
[94] Velten (2002), S. 222.

Die im Unterschied zur *New Philology* ‘alte’ Textkritik mit ihren aus der Beschäftigung mit antiken Werken ererbten Verfahren, die im Wesentlichen von Karl Lachmann wissenschaftlich revolutioniert und für sein Fach adaptiert wurden,[95] untersuchte mit den erhaltenen Handschriften die unmittelbaren Überlieferungsträger mittelalterlicher Literatur. Dabei wurden die so tradierten Texte in erster Linie als Trittsteine auf dem rückwärts gewandten Weg zum vermeintlichen ‘Original’ des Autors benutzt. Man erstellte Stammbäume, um mehr oder weniger begründete Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den einzelnen Handschriften und mithin ihren Wert zur Rekonstruktion des gesuchten Originaltextes bzw. eines Archetyps aufzuzeigen.
Einen Schlag ins Gesicht versetzte diesen philologischen Arbeiten die von Milman Parry und seinem Schüler Albert Bates Lord begründete Forschung zur so genannten *Oral Poetry*,[96] durch die die Vorreiterrolle der Schrift in Bezug auf Literatur in Frage gestellt wurde: Mit dem Postulat einer mündlich entstandenen und tradierten Dichtung bekam die bis *dato* selbstverständliche und relativ gesicherte Schriftlichkeit einen unberechenbaren Gegner. Selbst in zahlreichen Handschriften überlieferte Werke wie das ‘Nibelungenlied’ wurden akribisch auf Formeln und Erzählschablonen durchsucht, um mit ihrer Hilfe die mündliche Entstehung nachzuweisen.[97] Große Ambitionen in dieser Richtung zeigten neben anderen besonders Franz H. Bäuml[98] und Edward Randolph Haymes.[99]
Bäuml[100] blieb der Thematik treu, weitete sein Erkenntnisinteresse aber aus, indem er nicht mehr nur die Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen mittelalterlicher Literatur untersuchte, sondern sich auch mit ihrer – grundlegend mit der Überlieferung verbundenen – Rezeption auseinandersetzte: Wie wurde Literatur im Mittelalter, einer weitgehend vom Analphabetismus selbst hoher sozialer Schichten dominierten Epoche, rezipiert? Wie haben wir uns den mündlichen Vortrag vorzustellen und gab es so etwas wie private Lektüre überhaupt? Antworten darauf versuchen – mit unterschiedlicher Intention – u. a. Manfred Günter Scholz und Dennis Howard Green zu geben, die beide an den Rezeptionsformen mittelalterlicher Literatur in der Volkssprache interessiert sind. Scholz[101] ist bestrebt, seine These, dass ein vergleichsweise großer Teil der mittelalterlichen Bevölkerung zumindest des Lesens mächtig

[95] Vgl. Schweikle (1990b), S. 459f.; zu Lachmanns Editionsprinzipien zusammenfassend auch Bohnenkamp (1999), S. 181f.
[96] Vgl. Schweikle (1990a), S. 334.
[97] Eine kritische Betrachtung der Forschung zu Oralität bzw. Mündlichkeit und dem Mittelalter als einer Epoche des Übergangs unternimmt Ursula Schaefer (1994).
[98] Frühe (Gemeinschafts-)Arbeiten betreffen v. a. das ‘Nibelungenlied’, etwa: Bäuml, Ward (1967), S. 351–390; Bäuml, Bruno (1972), S. 479–493.
[99] Z. B. Haymes (1975), Haymes (1981) und Haymes (1987). – Zu Forschungslage und -entwicklung bzgl. der mittelalterlichen Mündlichkeit und Schriftlichkeit nicht nur im deutschen, sondern im europäischen Raum vgl. auch Schaefer (2003), S. 153–160.
[100] So z. B. Bäuml, Spielmann (1974), Bäuml (1976) und Bäuml (1980b).
[101] Scholz (1980).

war, durch zahlreiche Textpassagen aus der erzählenden mittelhochdeutschen Literatur zu stützen. Interessant ist neben der großen Zahl an Textzitaten jedenfalls die philologische Analyse jener Wörter, mit denen die in der Volkssprache dichtenden Autoren Rezeptionsvorgänge beschrieben. In einem Aufsatz von 1990 nimmt Green auf Scholz Bezug und relativiert dessen strikte Trennung zwischen lesender und hörender Rezeption insofern, als er sich prinzipiell beide Rezeptionsformen offen hält, da auch ein schriftlich konzipiertes und für die private Lektüre vorgesehenes Werk vorgelesen und also gehört werden kann, wohingegen die auditive Rezeption umgekehrt nicht ohne die schriftliche Dimension des Vortragstexts zu denken sei.[102] Primär geht es Green aber um die Frage, „wann deutschsprachige Dichter mit einer mehrfachen [d. h. hörenden und lesenden] Rezeption zu rechnen beginnen."[103] In diesem Punkt Scholz zustimmend, geht Green davon aus, dass der Wechsel von vorwiegend hörender zu vorwiegend oder doch wenigstens auch lesender Rezeption um 1200 herum stattfand,[104] wobei ihm diese mehrfache Rezeption eng mit der höfischen Literatur verbunden zu sein scheint.[105] Erschöpfend verhandelt Green das Thema in seiner Monografie mit dem Titel 'Medieval Listening and Reading', in der er Scholz' Vorarbeit würdigt, aber auch deren Schwächen aufzeigt und sie in der eigenen systematischen Beschäftigung mit lesender, hörender und gemischter, d. h. sowohl lesender als auch auditiver, Rezeption im historischen Kontext zu verbessern sucht.[106] In einem weiteren, forschungskritisch orientierten Aufsatz geht er schließlich detailliert auf die Terminologie ein, mit welcher die englisch- und deutschsprachige Mediävistik über die einander nur vordergründig ausschließenden Rezeptionsformen des Lesens und des Hörens spricht. Dabei hinterfragt er kritisch die besonders seit Albert B. Lord und Eric Havelock propagierte gedankliche und terminologische Opposition von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Er geht auf neuere Forschungsmeinungen, die auf unterschiedliche Weise für ein ergänzendes Nebeneinander von mündlicher und schriftlicher Kommunikation und Kultur plädieren, ein und spricht sich positiv gegenüber der von Peter Koch und Wulf Oesterreicher ersatzweise postulierten 'Sprache der Nähe' und 'Sprache der Distanz'[107] aus, weil damit auch fingierte Mündlichkeit und fingierte Improvisation beschrie-

[102] Green (1990), S. 68.
[103] Green (1990), S. 69.
[104] Green (1990), S. 74. – Allerdings lässt Green dies nur für die weltliche bzw. „Laienliteratur" gelten, wohingegen der Übergang zur auch lesenden Rezeption in der geistlichen bzw. „Klosterliteratur" bereits früher stattgefunden habe. Siehe Green (1990), S. 74.
[105] Green (1990), S. 75.
[106] Green (1994).
[107] Bes. Koch, Oesterreicher (1985). – Oesterreicher (1993), S. 267, unterscheidet darauf aufbauend „zwischen konzeptioneller Mündlichkeit/kommunikativer Nähe und konzeptioneller Schriftlichkeit/kommunikativer Distanz".

ben werden könnten.[108] Harald Haferland prägte den Begriff der 'memorierenden Mündlichkeit' und meint damit, dass ein ursprünglich schriftlich konzipiertes Werk im Gedächtnis gespeichert und nur mündlich reproduziert wurde.[109] Wenn auf Basis dieser Reproduktion wiederum ein Schrifttext angefertigt würde, fände ein vermeintlich oraler Stil neuerlich Eingang in die Schriftlichkeit, obwohl er nicht aus einer ursprünglichen Mündlichkeit des Werks resultiere.[110] Für den altenglischen Bereich fand Ursula Schaefer in ihrer 1992 in Buchform vorgelegten Habilitationsschrift[111] den Begriff 'Vokalität'. Mit ihm bezeichnet sie ein Stadium einer Gesellschaft, in dem Schriftlichkeit zwar bereits eingeführt wurde, Mündlichkeit aber – besonders für die Reproduktion und Rezeption der Texte – noch eine gewichtige Rolle spielt. Vokalität charakterisiert demnach ein Übergangsstadium von völliger Mündlichkeit zu vorherrschender Schriftlichkeit, dessen Spuren sich in – freilich nur schriftlich überlieferten – Texten wie dem altenglischen 'Beowulf' nachweisen ließen.[112]

Vom Phänomen 'Rezeption' ist es nur ein kleiner Schritt zu Medientheorie und -geschichte: Schrift als Medium rückte mehr und mehr ins Zentrum des Erkenntnisinteresses nicht nur der Medienwissenschaften,[113] sondern auch der germanistischen Mediävistik.[114] So untersucht Horst Wenzel in einem erstmals 1997 erschienenen Aufsatz Metaphern, die auf Formen der Medialität rekurrieren, wobei er die Auseinandersetzung mit Medialität ursächlich mit Medienumbrüchen, wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts, aber eben auch im Hochmittelalter abspielen bzw. abgespielt haben sollen, in Verbindung bringt.[115]

Gerade an der Forscherpersönlichkeit Wenzels zeigt sich aber, dass Schrift besonders in jüngerer Zeit nicht als einziges, von anderen unabhängiges Medium untersucht wird, sondern dass im weitesten Sinn medientheoretische Überlegungen es mit zwei weiteren Kategorien zu tun haben: dem Bild und dem Körper. Die Beziehung zwischen den Medien Schrift und Bild als Träger des kulturellen Gedächtnisses handelte Wenzel 1995 in einer eigenen Monografie[116] ab, wobei er wie in einem erstmals 1993 publizierten Aufsatz Schrift und Bild aufgrund der menschlichen – auch heute noch oder wieder – alltäglichen Wahrnehmung als untrennbar

[108] Siehe Green (2003), bes. S. 17–19.
[109] Haferland (2001); vgl. auch Haferland (2004).
[110] Haferland (2006).
[111] Schaefer (1992).
[112] Kurz zum Phänomen der Vokalität siehe auch Schaefer (2003), S. 164f.
[113] Als eine prominente Vertreterin wäre hier Aleida Assmann zu nennen, die einen Bogen spannt von der Opposition mündliche Dichtung vs. schriftliche Literatur über das (handgeschriebene, später gedruckte) Buch als Schriftträger und den Siegeszug der Schrift bis zum vielfach befürchteten, von ihr aber dementierten Verschwinden des Buches in einer modernen Medienlandschaft: Assmann A. (1994).
[114] Gesammelte (ältere) Aufsätze zum Thema 'Medialität' aus mediävistischer Sicht veröffentlichte Horst Wenzel: Wenzel H. (2007c).
[115] Wenzel H. (2007b).
[116] Wenzel H. (1995).

miteinander verbunden ansieht. Es geht ihm dabei nicht nur – wie z. B. Tobias Bulang in Bezug auf den 'Prosalancelot'[117] – um die gegenseitige Ergänzung von Malerei und schriftlicher Erklärung, sondern auch und vor allem um die „Bildhaftigkeit von Literatur und die Narrativik der Bilder"[118], um die sprachliche Realisierung kreativer Handlungen und ihrer Ergebnisse sowie um die Körperlichkeit von Medien.[119] Damit ordnet sich Wenzel in die noch immer und nicht nur in der germanistischen Mediävistik hochaktuelle Körperlichkeitsforschung ein und prägt sie zu einem guten Teil mit. Medien als Körper[120] sind ebenso Thema wie Körper als Medien – etwa Boten, die Nachrichten transportieren, wobei diese Nachrichten von den Boten entweder im Gedächtnis bewahrt und dem Adressaten mündlich vorgetragen oder aber in Briefe geschrieben werden, wodurch der Bote zum Träger degradiert würde, wäre da nicht der allzu häufige Fall, dass der Bote die Worte des Briefes vorbereitet oder ergänzt, vorwegnimmt oder wiederholt.[121]

Überhaupt scheint die Textsorte Brief in Zeiten des Mailverkehrs, der keines Boten, ja oft nicht einmal einer elektrischen Leitung bedarf, besonderes Interesse auf sich zu ziehen. Immer wieder stehen Briefe, die Figuren einander schreiben, im Fokus der germanistischen Wissenschaft. So werden in dem von Benthien und Velten herausgegebenen Sammelband (siehe oben) die verschiedenen theoretischen Ansätze für die Bereiche der Alt- und der Neugermanistik jeweils am Beispiel von literarischen Briefen demonstriert. An Einzeluntersuchungen sei hier nur exemplarisch auf Hans-Jürgen Bachorskis Aufsatz 'Briefe, Träume, Zeichen'[122] zu Johann Hartliebs 'Alexander', Christoph Hubers Untersuchung zu 'Minne als Brief'[123] in Rudolfs von Ems 'Willehalm von Orlens' und Johanns von Würzburg 'Wilhelm von Österreich' oder auf Horst Wenzels erstmals 2004 publizierten Aufsatz 'Vom Körper zur Schrift. Boten, Briefe, Bücher'[124] verwiesen. Im Übrigen rangiert die Bote-Brief-Problematik im Ranking der beliebtesten Diskussionspunkte so weit oben, dass Wenzel 1997 einen Sammelband unter dem Titel 'Gespräche – Boten – Briefe'[125] herausgab. Der Untertitel greift einen weiteren Punkt auf, der bereits zweifach erwähnt wurde: 'Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter'. Körper und Schrift in ihrer Funktion als Gedächtnis waren auch Thema in Wenzels Monografie 'Hören und Sehen, Schrift und Bild'. Dort verweist Wenzel auf Aleida Ass-

[117] Bulang (2006).
[118] Wenzel H. (1995), S. 12.
[119] Wenzel H. (2005f).
[120] Wenzel H. (1995), S. 9, verweist schon in den ersten Zeilen der Einleitung auf Vers*füße*, *Fuß*noten und Buch*rücken*.
[121] Vgl. Kapitel 'Zwischen Mensch und Inhalt'.
[122] Bachorski (1996).
[123] Huber (2008).
[124] Wenzel H. (2007f).
[125] Wenzel H. (1997a).

manns Arbeiten „zu einer Archäologie des kulturellen Gedächtnisses“.[126] Tatsächlich leistete Assmann Wesentliches zur Erforschung und Definition des bzw. eines kulturellen Gedächtnisses, für das Schrift – wie sie immer wieder ausführt[127] – eine wichtige Rolle spielt.

Sowohl Wenzel als auch und besonders Christian Kiening fassen den Begriff ‘Körper’ weiter und gehen damit über einen medientheoretischen Ansatz hinaus in Richtung Performanz und Performativität: Für sie schließt der Aspekt der Körperlichkeit die Inszenierung von Kommunikationsakten und die mediale Repräsentation[128] – z. B. von Herrschaft – mit ein. Wie bereits angedeutet, zieht Kiening die Begriffe ‘Körper’ und ‘Schrift’ der v. a. durch die *Oral Poetry*-Forschung geprägten Opposition ‘Mündlichkeit’ vs. ‘Schriftlichkeit’ vor, da sie seines Erachtens keinen Gegensatz darstellen, sondern beide als Kennzeichen semioraler Kulturen zu werten seien.[129] In der Einleitung zu einem, zum Teil ältere Aufsätze unter dem bezeichnenden Titel ‘Zwischen Körper und Schrift’ wieder aufgreifenden Buch definiert er ‘Körper’ und ‘Schrift’ folgendermaßen:

> *Körper*, das heißt für die Existenzweise der Texte: Bindung an Situationen der Kommunikation unter Anwesenden, das heißt für die Rhetorik der Texte: Bedeutung performativer Sprechakte, das heißt für die in den Texten entworfenen Welten: Zurschaustellung von Gesten, Haltungen und körpergeprägten Aktionen. *Schrift* auf der anderen Seite heißt: Entstehung einer zunehmend auch die Volkssprachen umfassenden Manuskriptkultur, Entwicklung von Formen des leisen und einzelnen Lesens, Verbreitung schriftliterarischer Prinzipien bei Produktion, Distribution und Rezeption von Texten.[130]

Damit schlägt Kiening nicht zuletzt auch ausdrücklich den viel besprochenen Spagat zwischen Dichtung und ‘Realität’.

Die Realität, die reale Existenz der schriftlichen Texte, ist schließlich Gegenstand eines weiteren Wissenschaftszweigs: Von vielfach auf Gedankengerüsten – und seien es jene von den Dichtern geschaffenen Texten – aufbauenden Debatten um Körperlichkeit, Bildhaftigkeit, Mündlichkeit usw. eher unberührt, befassen sich neben anderen besonders Jürgen Wolf und Christa Bertelsmeier-Kierst[131] als Vertreter der *New Philology* mit der ‘handfesten’ Seite der mittelalterlichen Schriftlichkeit, den Handschriften. Mit anderen Methoden und Erkenntnisinteressen als die lachmannsche Textkritik gelangen sie zu teils anderen Ergebnissen bezüglich Produktion, Rezeption und Tradition von Schrift, die – kulturhistorisch und literaturgeschichtlich hochinteressant – mit der inhaltlichen Seite der Texte und womöglich mit der darin dargestellten Schriftlichkeit jedoch vergleichsweise wenig zu tun haben. Wie fruchtbar dieser

[126] Wenzel H. (1995), S. 10.
[127] Z. B. Assmann A. (1996).
[128] Vgl. besonders Wenzels als Monografie herausgegebene Sammlung älterer Aufsätze: Wenzel H. (2005b).
[129] Kiening (2003), S. 13.
[130] Kiening (2003), S. 12f.
[131] Vgl. etwa Bertelsmeier-Kierst (2000), und Wolf (2008). – Nicht für Erzähl-, wohl aber für Rechtstexte trifft dies auch auf Bertelsmeier-Kierst (2008) zu.

Ansatz für die germanistische Mediävistik dennoch sein kann, beweist ein zur Hälfte der Verbindung von Mediävistik und „Neue[r] Philologie“ gewidmeter Sammelband.[132]
Eng mit der *New Philology* verwandt ist meines Erachtens die Forschungsrichtung der Überlieferungsgeschichte, die sich in ganz ähnlicher Weise mit Handschriften als den Überlieferungsträgern der Texte auseinandersetzt und ihre Ergebnisse z. T. auch interpretatorisch nutzbar macht, wie Thomas Neukirchen das für den ‘Jüngeren Titurel’ vorführte.[133]

Dieser kursorische Überblick zeigt trotz seiner Kürze zwei Dinge ganz deutlich: Das Thema ‘Schrift und Schriftlichkeit’ wird von jeher interdisziplinär, mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und Methoden, erforscht. Wenzel spricht von einer „interdiziplinäre[n] Schriftlichkeitsforschung“ der vergangenen – mittlerweile – über 30 Jahre, „die geeignet ist, den traditionellen Begriff der Kommunikation ebenso zu erweitern wie den traditionellen Literaturbegriff.“[134] Schon die alte Textkritik baute auf den Verfahren der Klassischen Philologie auf; die *Oral Poetry*-Forschung war keine Erfindung der Germanistik; zur mediävistischen Körperlichkeitsforschung gesellen sich beinahe zwangsläufig die hier allerdings vernachlässigten *Gender Studies*; und ohne kulturwissenschaftliche Ansätze käme man auch bei der Ergründung des kulturellen Gedächtnisses nicht weit. Spätestens aber durch den eigentlich überflüssigen Hinweis auf die historische Dimension jeder Mittelalterforschung muss schließlich auch die Geschichtswissenschaft in irgendeiner Form miteinbezogen werden.
Der andere Punkt ist: Schriftlichkeit kommt immer in Verbindung mit einem anderen Aspekt ins Gespräch. Handschriften als Träger von Texten dienten der Lachmannschule als Mittel zum Zweck der Rekonstruktion eines Originaltexts bzw. eines Archetyps; Schriftlichkeit illustrierte als Opponent die Mündlichkeit ursprünglicher Dichtung bzw. die ursprüngliche Mündlichkeit der Dichtung; Schrift als Körper oder – sofern es sich um einen menschlichen Körper handelt – als dessen Gegenpart; Schrift als ein möglicher Träger des kulturellen Gedächtnisses; usw. Zu erkennen ist dies auch an manchen Sammelbänden, in denen Schriftlichkeit aus unterschiedlichen Perspektiven und in unterschiedlicher Intensität, jedenfalls aber in Verbindung mit einem bestimmten, anderen Aspekt – etwa dem Erzählen[135] oder der Liebe[136] – untersucht wird. Kaum jemals befasst sich die Forschung mit ‘Schrift pur’. Das liegt zum

[132] Wiesinger (2002), hier: S. 7.
[133] Neukirchen (2003) versucht an den so genannten Hinweisstrophen und ihrer handschriftlichen Überlieferung aufzuzeigen, dass die Platzierung der fraglichen Strophen 499 A–F im Überlieferungszweig I sinnvoll ist und Albrecht mit seinen Korrekturbestrebungen allein Wolframs ‘Parzival’, nicht dessen ‘Titurel’-Bruchstücke im Visier hatte.
[134] Wenzel H. (1995), S. 10.
[135] Haferland, Mecklenburg (1996).
[136] Schnyder M. (2008a) und Baisch, Trînca (2009).

einen daran, dass Schrift selten zum Selbstzweck geschaffen wird, sondern immer wenigstens einen Inhalt transportiert und nicht ohne Kontext gesehen werden kann. Selbst eine 'Geschichte der Schrift'[137] kann nicht auf die kulturhistorische Einbettung der Schriftsysteme und ihrer Entstehung verzichten; genau so wenig übrigens wie eine 'Geschichte des Schreibens',[138] die nicht die verschiedenen Schriftzeichen, sondern die Tätigkeit ihrer Notation in den Blick nimmt. Daraus folgt, dass auch eine Dissertation mit dem Titel 'Schrift und Schriftlichkeit in höfischen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts' nicht auf die Kontextualisierung einerseits der besprochenen Textstellen innerhalb der Gesamthandlung sowie der Entstehungskultur der Texte und andererseits des eigenen Vorgehens im Rahmen der bisherigen wissenschaftlichen Forschung verzichten kann und will. Die Grundlage für meine Untersuchung bilden selbstverständlich die Ergebnisse der bisher genannten, aber auch noch weiterer, darüber hinausgehender Arbeiten.

Im Gegensatz zu meinen Vorgängern lege ich den Fokus meiner Dissertation ausdrücklich auf das Phänomen der Schriftlichkeit und ihre Darstellung in der erzählenden höfischen Literatur des 13. Jahrhunderts. Das heißt, im Mittelpunkt steht die erzählte Schriftlichkeit in Form von Büchern, die von den Figuren gelesen, Briefen, die von ihnen geschrieben, Epitaphen, die von ihnen in Stein gemeißelt werden. In ähnlicher Weise, wie ich es hier beabsichtige und wie ich es – wenngleich mit anderer Fragestellung und unter anderer Schwerpunktsetzung – bereits in meiner Diplomarbeit (siehe oben) unternommen habe, beschäftigten sich bislang besonders Ulrich Ernst und Albrecht Classen mit Schriftlichkeit in hoch- und spätmittelalterlichen deutschen Romanen. Ersterer veröffentlichte 1997 einen umfangreichen Aufsatz unter dem Titel 'Formen der Schriftlichkeit im höfischen Roman des hohen und späten Mittelalters'. Er sammelt und interpretiert darin

> Zeugnisse von Schriftlichkeit in der höfischen Epik […], und zwar unter poetologischen, thematologischen und morphologischen Aspekten, um auf diese Weise das dichterische Selbstverständnis der Autoren, die Konzeption ihrer Werke und das Rezeptionsverhalten und den Bildungsstand des laikalen Adelspublikums zu erhellen.[139]

Es handelt sich dabei vornehmlich um eine versuchsweise nach Textgattungen geordnete Materialsammlung zu Erwähnungen von Schriftlichkeit innerhalb höfischer Epen und artverwandter Texte – im Wesentlichen von Heinrichs von Veldeke 'Eneasroman' bis zu Heinrich Wittenwilers 'Ring', aber mit zeitlichen, geographischen und sprachräumlichen Exkursen, wobei Ernst sichere Quellen oder doch wenigstens mögliche Ursprünge der mit Schriftlichkeit in Verbindung stehenden Motive und Erzähltechniken festzumachen versucht. Am Ende sei-

[137] Haarmann (2002).
[138] Ludwig (2005).
[139] Ernst (1997), S. 254f.

ner Materialsammlung schließt er auf die realhistorischen Zustände im mittelalterlichen deutschen Sprachraum und trachtet danach, festgefahrene Forschungsmeinungen – wie jene von der Vorherrschaft der Oralität oder von der (in Bezug auf Schriftlichkeit und Alphabetisierung) Fortschrittlichkeit Frankreichs – zu revidieren. In einen größeren Kontext stellt Ernst das Thema in seiner späteren Buchpublikation 'Facetten mittelalterlicher Schriftkultur',[140] in die der ältere Aufsatz eingegangen ist und wo er die Grundlage für Ernsts Überlegungen zur Schriftlichkeit in der höfischen Literatur bildet.[141]

Vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen und Überlegungen zur Buchmetaphorik sowie zur Bedeutung des Lesens seit der Antike geht Classen in einem 1998 publizierten Aufsatz mit dem Titel 'The Book and the Power of Reading in Medieval High German Literature' der Frage nach, „how some of the most important Middle High German poets from the twelth through fifteenth centuries approached the book and whether they perceived the reading process as an epistemological vehicle or not."[142] Classen interessiert die Funktion des Lesens sowohl für die Figuren als auch aus Sicht des Autors. Er verlässt damit also die reine Handlungsebene und schlägt eine Brücke zur Realität des Dichters und seines Publikums. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf der epistemologischen Funktion. In ganz ähnlicher Weise untersucht Classen ein Jahr später die Funktionen des Lesens, Schreibens und Lernens konkret in Wolframs 'Parzival'.[143] Mein Ansatz stellt gegenüber Classen insofern eine wesentliche Erweiterung dar, als ich – ähnlich wie Ernst – nach jeglicher Funktion nicht nur des Lesens und Schreibens, sondern überhaupt jeder im Text erwähnten Erscheinungsform von Schriftlichkeit frage. Eine Einschränkung im Gegensatz zu Classen und Ernst nehme ich hingegen bezüglich des Untersuchungszeitraums der Texte vor, indem ich mich ausschließlich Werken des 13. Jahrhunderts widme. Dass Classen im ersten seiner beiden Aufsätze, der naturgemäß von geringerem Umfang als eine Dissertation ist, im Ganzen vier Jahrhunderte in den Blick nimmt, bringt nicht nur eine weniger tief gehende Untersuchung, sondern auch eine rigide Textauswahl mit sich: Vom um 1187[144] verfassten 'Gregorius' Hartmanns von Aue, Gottfrieds von Straßburg 'Tristan' und Wolframs von Eschenbach 'Titurel' springt Classen zu dem etwa ein Jahrhundert später (1314[145]) entstandenen 'Wilhelm von Österreich' des Johann von Würzburg, um seine Untersuchung mit dem anonymen 'Fortunatus', einem Prosaroman

[140] Ernst (2006).
[141] Vgl. Ernst (2006), S. XXIV (inkl. Fußnote 119).
[142] Classen (1998), S. 64.
[143] Classen (1999).
[144] Classen (1998), S. 65.
[145] Classen (1998), S. 80.

des 15. Jahrhunderts,[146] abzuschließen. Ausgehend von der Frage, „what texts and reading meant for medieval writers and their audiences," gelangt Classen zu dem Schluss, dass sämtliche Autoren – von Hartmann bis zum anonymen Verfasser des 'Fortunatus' – das Thema Schriftlichkeit in ihren Werken reflektieren, was Classen auf die Bedingungen, unter denen die höchst unterschiedlichen Texte entstanden, zurückführt: „[T]heir world possessed a notion of the text as a sanctuary of thought which was the result of hard-fought battles to overcome orality and to enter literacy."[147] Und: „As much as Middle High German literature seems to reflect an oral tradition, as much do the various poets indicate an enormous interest in the written culture and the quasi-religious function of the book."[148] Denn nur über das Lesen gelange man ja zu Erkenntnis und könne sein Leben meistern (vgl. oben). Ob sich diese These auch durch die Untersuchung anderer Werke aufrechterhalten und ob sie sich durch sie vielleicht noch differenzierter darstellen lässt, gilt es herauszufinden.

Noch ein Wort zum *New Historicism*: Obwohl im ersten Teil der Einleitung ausführlich diskutiert, fand er im Forschungsüberblick bislang noch keine Erwähnung. Da seine Vertreter sich vorwiegend mit der (englischen) Renaissance befassten, liegen aus dieser theoretischen und methodischen Richtung praktisch keine Ergebnisse bezüglich mittelalterlicher Schriftlichkeit vor. Dieser Umstand ist zwar bedauerlich, beugt aber immerhin der Gefahr vor wiederholen zu müssen, was andere schon gesagt haben. Eine grundsätzliche Unvereinbarkeit von *New Historicism* mit dem Thema 'Schriftlichkeit im deutschen Mittelalter' sehe ich jedenfalls nicht.

Textauswahl und Methodik

Die Primärtextgrundlage meiner Dissertation bilden zehn mittelhochdeutsche Erzählwerke, die allesamt im 13. Jahrhundert verfasste wurden und in deren Handlungsverläufen Schriftlichkeit eine größere Rolle spielt: Den Anfang machen Wolframs von Eschenbach in den ersten Jahren nach 1200[149] entstandener 'Parzival' und sein 'Titurel'. In der Chronologie folgen ihnen Konrad Flecks Roman 'Flore und Blanscheflur', der 'Willehalm von Orlens' des Rudolf von Ems und Ulrichs von Liechtenstein 'Frauendienst'. Den zeitlichen Mittelpunkt bilden der wahrscheinlich über mehrere Jahrzehnte ab der Mitte des 13. Jahrhunderts aus dem Altfranzö-

[146] Classen (1998), S. 84.
[147] Classen (1998), S. 87.
[148] Classen (1998), S. 88.
[149] Vgl. Einführung zur Textpräsentation des 'Parzival'.

sischen übersetzte[150] und in der Steinhoff-Ausgabe[151] etwa 2500 Seiten umfassende 'Prosalancelot' sowie Konrads von Würzburg mit nicht einmal 2000 Verszeilen erheblich kürzerer 'Schwanritter'. Albrechts 'Jüngerer Titurel' ist das letzte Werk, dessen Autor wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Den Abschluss bilden dann der anonym tradierte Roman 'Mai und Beaflor' und der nach 1291 entstandene[152] und ebenfalls anonym überlieferte 'Reinfrid von Braunschweig'.

Die genannten Titel und Autoren zeigen, dass es sich ausschließlich um erzählende höfische Literatur handelt. Warum gerade diese Gattung für eine Untersuchung von Schrift und Schriftlichkeit auf der Handlungsebene besonders geeignet erscheint, ergibt sich aus ihrer Genese in und aus einem schriftliterarischen Umfeld heraus, wobei diese Literarizität sowohl die Produktions- als auch die Rezeptionsseite prägt, was allerdings weder den Umkehrschluss erlaubt, dass erzählende höfische Dichtung ausschließlich schreibend geschaffen und lesend rezipiert wurde, noch dass Charakteristika mündlicher Tradition überhaupt keine Rolle mehr in ihr spielten. Aber:

> Der höfische Roman gilt als erste rein schriftliche Gattung der volkssprachlichen Literatur des deutschen Mittelalters. Seine Autoren sind in der Regel literat, ihre Vorlagen sind schriftlich verfaßte (französische) Werke, die Romane selbst bilden definitive Texte, die Autoren verbinden einen expliziten künstlerischen Anspruch mit ihrer Produktion und verantworten ihr Werk durch Namensnennung.[153]

Wenn höfische Epik als schriftlich fixierter Text, als Buch, vorliegt, bedarf sie nach Volker Mertens, um rezipiert zu werden,

> des transpersonalen Körpers des Sängers für ihr Fortleben nicht, sondern das Buch tritt dafür ein. Das konkrete Objekt 'Buch' übernimmt die Stelle des Sängers, auf ihm beruht die Glaubwürdigkeit der Rede.[154]

Ausgehend von paratextuellen Aussagen zur spezifischen Vermittlung höfischer Werke konstatiert auch Green, dass diese Texte neben, vielleicht sogar vor einer auditiven Rezeption darauf abzielen, gelesen zu werden, wenngleich das Vorlesen bzw. Vortragen und die damit verbundene Aufnahme durch das Ohr nicht gering geachtet oder gar ausgeschlossen werden können. So spreche „[t]rotz dieser Einschränkung […] immer noch sehr viel dafür, daß die

[150] Vgl. Einführung zur Textpräsentation des 'Prosalancelot'.
[151] Prosalancelot I–V (2003/04).
[152] Vgl. Einführung zur Textpräsentation des 'Reinfrid von Braunschweig'.
[153] Butzer (1995), S. 159. – Auch wenn, wie oben angerissen, einige der ausgewählten Werke anonym, ohne selbst ihren Autor zu nennen oder über lange Zeit hindurch gar unter anderem Namen überliefert sind, zeigen doch besonders Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein, der die Autor- bzw. Erzählerfigur seines 'Frauendiensts' sogar zur Hauptfigur macht, ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein als Verfasser ihrer Werke – so ausgeprägt, dass Albrecht diese Rolle Wolframs in seinen 'Jüngeren Titurel' übernimmt und damit Erfolg hat. Vgl. Einführungen zur den Textpräsentationen sowie bes. auch das Schlusskapitel.
[154] Mertens (1996), S. 361. – In welcher Weise sich die Texte des Untersuchungskorpus im Raum der Schrift inszenieren und wer für ihre Glaubwürdigkeit eintritt, wird im Schlusskapitel näher ausgeführt.

mehrfache Rezeption mit der höfischen Literatur aufs engste verwandt ist.“[155] Die Produktionsseite in den Blick nehmend, plädiert auch Walter Haug für eine schriftliche Genese höfischer Erzähltexte, indem er die Doppelwegstruktur des höfischen – nicht nur des arthurischen! – Romans als Umperspektivierung tradierter mündlicher Erzählschemata beschreibt, die nur in einer genuin schriftlichen Literatur möglich sei.[156] Schließlich widmet der oben zitierte Günter Butzer einen fundierten Aufsatz den verschiedenen Strategien im Umgang mit mündlicher Tradition und schriftliterarischen Zwängen, die höfische Texte bzw. ihre Autoren gerade aufgrund ihrer Verankerung in der Schriftlichkeit entwickelt haben und deren Anwendung in einer Sphäre der reinen oder auch nur vorwiegenden Mündlichkeit undenkbar wäre.[157]
Aufgrund dieses ihres schriftliterarischen Ursprungs und ihres Verzichts auf eine reproduzierende oder mindestens produzierende mündliche Dimension, wie sie mehr oder weniger der Heldenepik zugrunde liegt, steht bei höfischen Erzähltexten demnach zu erwarten, dass in ihnen – auf welche Weise auch immer – das Medium Schrift thematisch wird. In welch vielfältiger Weise dies passiert, wie er sich dieses Phänomen mit der vermutlichen und/oder intendierten Rezeptionsform verbunden denkt und dass auch in anderen Punkten die Schriftverwendung innerhalb der Romane ein Zeugnis der realhistorischen Situation ablegt, fasst Ernst in der Einleitung zu seiner Monografie zusammen, wenn er vom „höfischen Roman des Mittelalters“ spricht,

> dessen Autoren in Paratexten, namentlich Prologen, Konzepte einer Poetik der Schriftlichkeit entwikkeln, die Lesepublikum voraussetzt, das als Rezeptionsformen Vorlesen bei verschiedenen familiären oder gesellschaftlichen Gelegenheiten und Privatlektüre in der Form halblauten oder einem durch Wortsegmentierung begünstigten stummen Lesen präferiert. Die Dichter schildern nicht nur ihre adligritterlichen Figuren als lese- und schreibkundig, was eingefleischten und stereotypisierten Vorstellungen vom laikalen Illiteratentum diametral widerspricht, sondern integrieren auch in ihre narrativen Darstellungen fiktionale Formen von Epigraphik […] sowie erfundene und eingeschobene Briefe, privater und öffentlicher Art. […] Zudem begegnen in den fiktionalen Romanen viele Formen pragmatisch-politischer Epistolarik […], die den Vormarsch der Schriftlichkeit in weite Bereiche von Politik, Herrschaft, Wirtschaft, Militär und Verwaltung indizieren.[158]

Auch für jemanden, den nicht in erster Linie die realhistorische und realiengeschichtliche Situation interessiert, sondern der nach den möglichen mentalen Konzepten und Geisteshaltungen, auf denen hochmittelalterliche Schriftlichkeit beruht, sowie nach den Erwartungen, die an Schriftliches herangetragen wurden, fragt, gibt die – durchaus heterogene[159] – Gruppe höfischer Erzähltexte darum ein brauchbares Untersuchungsfeld ab.

[155] Green (1990), S. 75.
[156] Haug (1983), S. 152f.
[157] Butzer (1995).
[158] Ernst (2006), S. XXf.
[159] Zum Problem der Heterogenität der untersuchten Texte vgl. das Schlusskapitel.

Mit höfischen Texten haben wir es zwar auch im Bereich des Minnesangs, genau so wohl bei der Sangspruchdichtung und anderer Lyrik zu tun. Zum Teil wird denn auch in ihnen auf Phänomene der Schriftlichkeit Bezug genommen.[160] Sie in dieser Untersuchung zu berücksichtigen, hätte den ohnehin nicht zu geringen Umfang der Arbeit aber mit Sicherheit gesprengt. Auch müsste der methodische Zugriff ein anderer sein, ließe sich denn schon die Vorgehensweise im ersten Teil meiner Dissertation nur schwer auf solche lyrischen Texte anwenden.

In diesem ersten Teil nämlich stelle ich die zehn ausgewählten Texte vor, indem ich, ausgehend vom 'Verfasserlexikon', zunächst die wichtigsten 'technischen Daten' des jeweiligen Werks nenne und im Anschluss daran in groben Zügen die in ihm erzählte Handlung wiedergebe.[161] Diese themenfokussierten Inhaltsreferate bieten den Rahmen für eine möglichst vollständige Sammlung jener Textstellen innerhalb der Erzählhandlungen, in denen über die unterschiedlichsten Aspekte von Schriftlichkeit gesprochen wird. Zugleich bieten sie dem Leser, der die Handlungen sämtlicher zehn Werke nicht im Gedächtnis abrufbar hat, eine Basis, die ihm das Verständnis der nachfolgenden Interpretationskapitel erheblich erleichtert, wobei der inhaltliche Fokus natürlich auf dem Aspekt der Schriftlichkeit liegt und die Darstellung in ihrer Gewichtung daher nicht dem Plot des Gesamtwerks entsprechen muss. Mit der Materie besser Vertraute können die Präsentationen der Primärtexte schlicht als Sammlung jener Textzitate, auf die in den Interpretationen zurückgegriffen wird, nützen, indem sie über die inhaltliche Einbettung hinweglesen.

Die Nacherzählung des Handlungsgeschehens bringt es allerdings mit sich, dass paratextuelle Aussagen zu Schriftlichkeit, auf die besonders im Schlusskapitel eingegangen wird, hier nicht berücksichtigt werden können. Als Ergänzung zum ersten Teil meiner Dissertation begreife ich nicht zuletzt deshalb die in den Anhang gestellte Konkordanz all jener Begriffe, derer sich mittelhochdeutsche Dichter bedienten, um über Schrift und Schriftlichkeit zu sprechen. Hier wurde eine über die reine Erzählhandlung hinausgehende Vollständigkeit angestrebt.

Der zweite Teil meiner Arbeit bietet fünf Interpretationskapitel, die sich intensiv und auf Grundlage der vorangegangenen Textpräsentationen mit den Bereichen Identität bzw. Identifikation, Beständigkeit, Liebe, Recht und Kritik an Schrift auseinandersetzen und nach jenen Vorstellungen und Voraussetzungen fragen, die im Hochmittelalter – bewusst oder unbewusst

[160] So z. B. wenn in Walthers von der Vogelweide Alterslied das lyrische Ich den *wirte* (L 100,24) darum bittet, ihn, d. h. wohl seinen Namen, *von dem briefe* (L 100,27) zu schaben, weil er ihm quasi nichts mehr schuldig sei. Siehe Frô Welt (1995).

[161] Schon allein aus zeitökonomischen Gründen stütze ich mich dabei auf Editionen, nicht auf die mitunter sehr zahlreichen Handschriften, obwohl diese zum Teil bereits digital oder als Faksimileausgaben zugänglich wären.

– mit Schrift und Schriftlichkeit verbunden gedacht wurden oder zumindest verbunden werden konnten.

Trotz der Beschränkung auf höfische und zugleich erzählende, aus heutiger Sicht selbstredend fiktionale und nicht zuletzt dadurch literarische Texte sollten die referierten und interpretierten Werke ursprünglich keinen – aus Sicht des *New Historicism* wie der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Germanistik, die beide auch nicht-literarische Texte und andere 'Spuren' berücksichtigen[162] – Rückschritt zur Analyse ausschließlich literarischer und kanonisierter Texte darstellen. Geplant war, in den fünf Interpretationskapiteln neben bereits vorliegenden Forschungsarbeiten auch auf zeitgenössische Aussagen bezüglich Schriftlichkeit zurückzugreifen. Solche zeitgenössischen Aussagen fänden sich etwa in Lehrgedichten, Predigten oder im weitesten Sinne wissenschaftlichen Werken sowie in den Paratexten[163] der untersuchten Werke selbst. Diese Paratexte sind denn über weite Strecken auch die einzigen zeitgenössischen Aussagen bzgl. Schriftlichkeit, die in meiner Arbeit berücksichtigt werden konnten. Angesichts der Textmasse der Primärwerke erwies es sich letztlich als unmögliches Unterfangen, zusätzlich noch eine repräsentative Auswahl anderer mittelalterlicher Textzeugen zurate zu ziehen, sollte die Dissertation in einem halbwegs angemessenen Zeitraum zu einem Ende gebracht werden. Geblieben ist darum lediglich eine abschließende Betrachtung der Selbstinszenierung der ausgewählten Primärwerke im hochmittelalterlichen Raum der Schriftlichkeit, die zu einem zusammenfassenden Resümee überleitet. In ihm will ich versuchen, die aus der Analyse der literarischen Texte gewonnen Ergebnisse für unser Bild der hochmittelalterlichen 'Realität' fruchtbar zu machen und eine Antwort auf die Frage zu finden: Welche Gesellschaft braucht(e) es für diese Literatur?

[162] Vgl. Kaes (1995), S. 262, sowie Benthien, Velten (2002b), S. 19.

[163] Mein Verständnis vom Begriff 'Paratext' beruht grundsätzlich auf Gérard Genettes zum Standardwerk avancierter Monografie – Genette (1992) –, wobei sich Genettes dort angestellte Untersuchungen aber in erster Linie auf neuzeitliche französische Werke beziehen und sich deren Ergebnisse nicht 1:1 auf die mittelhochdeutsche Literatur übertragen lassen. Genette (1992), S. 10, versteht unter einem Paratext „jenes Beiwerk, durch das ein Text zum Buch wird und als solches vor die Leser und, allgemeiner, vor die Öffentlichkeit tritt." Dabei unterscheidet er verlegerische Peritexte, Autornamen, Titel, Waschzettel, Widmungen, Motti, Vorworte, Zwischentitel, Anmerkungen, öffentlichen und privaten Epitext. Es erklärt sich von selbst, dass diese Kriterien für mittelalterliche Texte, die in nicht auf den Autor zurückgehenden Handschriften überliefert und in mehr oder weniger neuen Editionen zugänglich sind, nicht besonders viel Sinn machen, es sei denn, man wollte ihre mögliche, wahrscheinliche oder intendierte Rezeption untersuchen. Dennoch geht es auch mir, wenn ich von Paratexten spreche, um jenes Beiwerk zum 'eigentlichen', d. h. im Rahmen der themenfokussierten Präsentation vorgestellten, Text, also um all jene Passagen, die nicht unmittelbar zum erzählten Handlungsgeschehen rechnen. Das sind in erster Linie Prologe und Epiloge, aber auch Erzählerkommentare und -exkurse, wobei gerade Letztere oft nicht klar von der eigentlichen Erzählhandlung zu trennen sind, weshalb sich Streitfälle nicht werden vermeiden lassen. Ich komme bei den einzelnen Werken gegebenenfalls noch darauf zurück.

Es geht demnach um die Verknüpfungen zwischen ‘Literatur’ und ‘Welt’, zwischen ‘Fiktion’ und ‘Realität’. Diese möglichst sinnvoll zu ordnen und zu präsentieren, ist – wie Baßler anmerkt – angesichts der methodischen Vorgehensweise keine einfache Aufgabe:

> Einer Gesamtheit der einer Epoche möglichen Aussagen ist eben nur dadurch näherzukommen, daß man die Gesamtheit ihrer *wirklichen* Aussagen typologisch auf Diskurse hin interpretiert. Dieses Verfahren ist a) paradox im Sinne von zirkulär, b) rein interpretativ und c) unabschließbar, und all dies notwendigerweise. In jedem Fall muß man sich bewußt sein, daß der eigene Text die historische Verknüpfung nicht bloß dar-, sondern herstellt. Einen neohistorischen Text schreiben heißt: Sinn machen.[164]

Gerade in der Umsetzung von Baßlers zuletzt genanntem Anspruch liegt die besondere Herausforderung, denn „Sinn machen in dieser unendlichen Stoffülle, die Ergebnis und Problem jedes Historismus ist, erfordert den Mut zur Auswahl und zur Kunst der Darstellung.“[165] Dargestellt werden kann natürlich nicht die Gesamtheit der möglichen Aspekte und Auffälligkeiten; vielmehr soll der durch Verknüpfung und Interpretation der positivistisch erarbeiteten Materialfülle entstandene Text „einen für wesentlich erachteten Ausschnitt des Archives repräsentieren.“[166] Die Subjektivität dieses Ausschnitts korrespondiert mit einem Wesenszug des *New Historicism*, den Gallagher und Greenblatt als „history of possibilities“[167] bezeichnen. So können in meinen Textinterpretationen einerseits nur ausgewählte Themenbereiche erörtert werden; andererseits – und dies zu betonen ist mir außerordentlich wichtig, vergisst gerade die Geisteswissenschaft doch allzu oft darauf – handelt es sich um m ö g l i c h e Blickwinkel und Lesarten. Ich gehe nicht so weit zu behaupten, dies oder jenes sei den Texten eingeschrieben oder müsse aus ihnen herausgelesen werden. Was der Autor mir sagen wollte, kann ich genau so wenig wissen, wie ob er mir oder jemand anderem überhaupt etwas sagen wollte. In meiner Dissertation versuche ich, Möglichkeiten des Verstehens aufzuzeigen und sie zu einem möglichen Bild des Umgangs mit Schriftlichkeit im deutschen Hochmittelalter zusammenzufügen. Meine Hoffnung kann allein darin bestehen, dass meine Leser sich im Zuge der Lektüre dazu bereit finden, mir auf diesen interpretatorischen Wegen ein Stück weit zu folgen.

[164] Baßler (1995b), S. 18.
[165] Baßler (1995b), S. 18.
[166] Baßler (1995b), S. 19.
[167] Gallagher, Greenblatt (2000), S. 16. – Gallagher und Greenblatt beziehen diese Aussage darauf, dass es für die *New Historicists* kein strikt abgegrenztes Untersuchungsfeld und keine vorgegebene Datenmenge gibt, das bzw. die untersucht werden müsste. Es ist Sache des jeweiligen Forschers, welche individuellen Spuren er auswählt und untersucht, um sein Interesse am Kollektiven zu befriedigen.

I. Textpräsentationen

Vorbemerkung

Die Grundlage meiner Untersuchung und Interpretation bilden zehn mittelhochdeutsche epische Texte, die ich in den folgenden Kapiteln vorstellen will. Kriterien für ihre Auswahl waren ihre Entstehung im 13. Jahrhundert sowie die Rolle, die Schriftlichkeit – in welcher Form auch immer – in ihnen spielt: In Wolframs von Eschenbach ‘Parzival’ sind Grabinschriften und Briefe, besonders aber die Schrift auf dem Gral für den Handlungsverlauf von Bedeutung. Im zweiten Teil von Wolframs ‘Titurel’ dreht sich die gesamte Handlung um das mit Edelsteinen beschriftete Brackenseil, welches wieder zu erlangen Sigune Grund genug ist, ihren Geliebten Schionatulander auf die Fährte des Hundes zu schicken. Flore und Blanscheflur in Konrad Flecks gleichnamigem Roman entwickeln ihre unschuldige Kinderminne auf der Grundlage ihres gemeinsamen Lesens und Schreibens. In Rudolfs von Ems ‘Willehalm von Orlens’ bestimmen Briefe über weite Strecken die Kommunikation der Figuren. Ulrich von Liechtenstein spielt in seinem ‘Frauendienst’ mit dem Dichten, Schreiben und Lesen von Liebesbotschaften. Im ‘Prosalancelot’ wimmelt es geradezu von schriftlichen Mitteilungen aller Art. Der ‘Schwanritter’ des Konrad von Würzburg thematisiert an seinem Beginn den Konflikt zwischen schriftlich fixiertem und mündlich tradiertem Recht. In Albrechts ‘Jüngerem Titurel’ wird die Geschichte um das Brackenseil weiter- und umerzählt. Ohne Zweifel handlungsbestimmend und -tragend sind (gefälschte) Briefe in ‘Mai und Beaflor’. Im ‘Reinfrid von Braunschweig’ schließlich stellen Briefe die hauptsächliche Fernkommunikation der Figuren dar.

Jeder dieser Texte wird im Folgenden mit wenigen Worten zu Verfasserschaft, Überlieferung, Rezeption usw. eingeführt. Darauf folgt ein zum Teil detailliertes Referat des Handlungsverlaufs, in welches sämtliche, die Erzählhandlung betreffende Textstellen, in denen ein Lese- oder Schreibakt, ein Schriftstück oder Schreibwerkzeug Erwähnung findet, als mittelhochdeutsche Zitate mit neuhochdeutscher Übersetzung eingeflochten werden. Paratextuelle Aussagen zu Schriftlichkeit werden hier ausgespart; ansonsten wurde Vollständigkeit angestrebt.

Ich bin mir der Problematik des Nacherzählens bewusst; Jan-Dirk Müller bemerkt nicht umsonst, dass

> jede komprimierende Nacherzählung, und mag sie noch so demonstrativ auf Bewertungen verzichten, der Geschichte einen neuen Sinn, den Sinnentwurf des Interpreten, einschreibt und damit eine Kohärenz unterstellt, die doch erst noch zu erweisen wäre.[168]

Zudem heben meine Nacherzählungen bzw. die in sie integrierten Textzitate den Aspekt der Schriftlichkeit hervor und verleihen ihm dadurch ein Gewicht, wie es ihm in den Originalwerken nicht oder nur in Ausnahmefällen zukommt. Dennoch halte ich diese Art der Textpräsentation für eine gute Möglichkeit, erstens den Handlungsverlauf im Groben nachzuzeichnen, zweitens die im anschließenden Interpretationsteil behandelten – oder auch zu vernachlässigenden – Textstellen zu sammeln und sie, drittens, in den Gesamtzusammenhand der Erzählung einzubetten. Dass der Fokus auf dem Aspekt der Schriftlichkeit liegt und ihm dadurch ein gewisses ‘Übergewicht’ verleiht, erscheint mir insofern entschuldbar, als es in meiner Untersuchung ja gerade um Schriftlichkeit geht.

[168] Müller J.-D. (1998), S. 4.

1. Wolfram von Eschenbach: Parzival[169]

Der etwa 1200 bis 1210[170] verfasste ‘Parzival’ kann wohl als Wolframs von Eschenbach bekanntestes und muss mit mehr als 24.000 Verszeilen jedenfalls als sein umfangreichstes Werk bezeichnet werden. Karl Lachmann unterteilte, den Großinitialen der Handschrift D folgend, den Text in 16 Bücher, gemäß den auch kleineren Initialen der meisten Handschriften außerdem in Einheiten zu je 30 Verszeilen[171] – ein Aufbau, der von den modernen Textausgaben im Allgemeinen beibehalten wird. Wichtigste Textvorlage ist der um 1180/90 entstandene französische Artus-Gral-Roman ‘Perceval’ des Chrétien de Troyes, den Wolfram jedoch auf den doppelten Umfang bringt und mit zahlreichen Details sowie ganzen Erzählpassagen ausschmückt. Veränderungen betreffen außerdem den Erzählstil sowie die Funktion von Lanze und Gral, die Bedeutung der Verwandtschaft usw. Wolframs Quellenangaben im ‘Parzival’, die von einem provenzalischen Dichter Kyot und einem arabischen Sterndeuter Flegetanis sprechen, werden von der Forschung als Fiktion angesehen.[172] Die breite Wirkung des ‘Parzival’, die schon unmittelbar nach seiner Abfassung einsetzt, spiegeln intertextuelle Verweise und Weiterdichtungen,[173] zu denen nicht zuletzt Albrechts ‘Jüngerer Titurel’ zählt, wider.

Gahmuret von Anschouwe geht als zweitgeborener Sohn seines Vaters Gandin bei dessen Tod leer aus. Ein großzügiges Angebot seines Bruders, des Alleinerben, lehnt er ab und zieht stattdessen auf der Suche nach ritterlicher Bewährung in den Orient. Dort kämpft er erfolgreich mit dem Baruch gegen die babylonischen Brüder Pompeius und Ipomidon und macht sich auf diese Weise einen Namen. In dem Bestreben, noch weitere kühne Taten zu vollbringen, reitet er nach Zazamanc, wo er die Mohrenkönigin Belakane gegen zahlreiche Angreifer verteidigt und so Land und Frau erwirbt. Allein – sein unruhiger Charakter erlaubt es ihm nicht zu bleiben, so sehr sein Herz auch an Belakane hängt. Er hinterlässt ihr ein noch ungeborenes Kind und ein Schriftstück:

	diu frouwe in ir biutel vant	Die Herrin fand in ihrer Tasche
	einen brief, den schreib ir mannes hant.	einen Brief, geschrieben von der Hand ihres Mannes.
	en franzoys, daz si kunde,	Auf Französisch, das sie beherrschte,
55,20	diu schrift ir sagen begunde	sagte ihr die Schrift, …

[169] Mhd. Text zitiert nach Parzival (2003); nhd. Übersetzung, sofern nicht anders angegeben, von E.M.
[170] Bumke (2010), Sp. 1378.
[171] Bumke (2010), Sp. 1386f.
[172] Bumke (2010), Sp. 1393–1396.
[173] Vgl. Bumke (2010), Sp. 1396f.

… welcher Abstammung ihrer beider Kind sei. Nicht nur könne es Gandin seinen Großvater nennen; dessen Vater war außerdem ein Cousin Utepandraguns:

56,12	er und Utepandragûn wâren zweier bruoder kint, die bêde alhie geschriben sint.	Er und Utepandragun waren die Kinder zweier Brüder, die beide hier aufgeschrieben sind.

Beide hätten natürlich – wie auch die anderen aufgezählten Verwandten – große Heldentaten vollbracht. Der Vater der beiden Brüder wiederum sei mit einer Fee liiert gewesen, wodurch auch deren Art ihre unverwischbaren Spuren in dem Geschlecht derer von Anschouwe hinterlassen habe. Abschließend lässt Gahmurets Brief die Möglichkeit offen, Belakane könnte den flüchtigen Geliebten wiedergewinnen, wenn sie sich taufen ließe. Die Königin kommt dieser Bitte beinahe augenblicklich nach und empfängt die Taufe. Wiedergewinnen wird sie Gahmuret dadurch jedoch nicht. Als ihr Sohn zur Welt kommt, ist er schwarz und weiß wie eine Elster. Belakane nennt ihn Feirefiz Anschevin.

Gahmuret zieht es nach Waleis, wo die jungfräulich verwitwete Königin Herzeloyde bei der Stadt Kanvoleis ein Turnier abhält. Zu diesem Ereignis sind viele Leute gekommen. Gahmuret erregt Aufsehen und lässt seinerseits fragen, wer all diese Menschen seien. Von seinem Cousin Kaylet erfährt er, dass ein guter Teil von ihnen aus dem Geschlecht Utepandraguns stammt, der durch eine sonderbare Geschichte Frau und Sohn, Artus, verloren habe:

	ein phaffe der wol zouber las, mit dem diu frouwe ist hin gewant: dem ist Artûs nâch gerant.	Die Frau ist mit einem Pfaffen, der klug einen Zauber las, auf und davon: Dem ist Artus gefolgt.

In Kanvoleis anwesend sind hingegen König Lot, sein Sohn Gawan und noch viele andere mehr. Man tritt im ritterlichen Kampf gegeneinander an. Gahmuret schlägt sich wacker.

Einen ganz anderen Kampf führen hingegen die Königinnen Herzeloyde von Waleis und Amphlise von Frankreich: Beide wollen den kühnen Gahmuret für sich gewinnen. Amphlise schickt darum ihren Kaplan zu dem Anschevin.

76,15	einen brief gaber im in die hant, dar an der hêrre grüezen vant, unde ein kleine vingerlîn: daz solt ein wârgeleite sîn, wan daz enphienc sîn frouwe 76,20 von dem von Anschouwe. er neic, dô er die schrift ersach.	Er [*scil.* der Kaplan] drückte ihm [*scil.* Gahmuret] einen Brief in die Hand, in dem der Herr Grüße und einen kleinen Fingerring fand: Der sollte ein Zeichen der Echtheit sein, denn die Herrin hatte ihn von dem von Anschouwe bekommen. Der verneigte sich, als er die Schrift erblickte.

In dem Brief erinnert Amphlise Gahmuret an vergangene gemeinsame Tage und fordert ihn auf, in Kanvoleis als ihr Ritter zu kämpfen; *an disem brieve er niht mêr vant* (Vers 77,19; in diesem Brief fand er nicht mehr). Gahmuret hat bald Gelegenheit, Amphlises Aufforderung nachzukommen: Er kämpft ihr zu Ehren; *ein brief sagt im daz mære* (Vers 78,20; der Brief

hatte ihm das gesagt). Dabei tut er sich so hervor, dass Herzeloyde ihn im Anschluss an die Turnierkämpfe zu sich einlädt. Kaylet kommt hinzu und erklärt Gahmuret, er habe mit seinen Erfolgen Herzeloyde und ihr Land erworben. Dass Gahmuret dieser Auszeichnung durchaus würdig ist, bestätigt ein Schreiben, das Kaylet vorzeigt und das auf frühere Taten Gahmurets verweist. Kaylet sagt:

	des lis ich hie den wâren brief:	Darüber lese ich hier in diesem glaubwürdigen Brief:
	dîn kraft mit ellen dô niht slief,	Deine Kraft und dein Kampfeifer ruhten nicht,
85,25	do dise hêrren kômn in nôt,	als diese Herren, deren Hand niemals
	der hant nie sicherheit gebôt[.]	Sicherheit bieten musste, in Not gerieten.

Gahmuret gibt sich wenig überzeugt und auch Vertraute der Königin Amphlise erheben Einspruch dagegen, dass der Anschevin an die Königin von Waleis gehen soll.

Während Gahmuret sehnsüchtig an Belakane denkt, berichtet Kaylet ihm vom Tod seiner Mutter und auch seines Bruders, was den Anschevin noch tiefer in Traurigkeit versinken lässt. Seinem aufgezwungenen Glück als Turniersieger entkommt er jedoch nicht: Ein Richterspruch entscheidet, dass er Herzeloyde zur Frau nehmen soll. Die Ehe mit der Heidin Belakane erklärt die Königin von Waleis für nichtig. Unter der Bedingung, dass er jeden Monat ein Turnier bestreiten dürfe, stimmt Gahmuret der Heirat schließlich zu. Die Boten der Amphlise schickt er mit dem Versprechen, auch künftig als ihr Ritter kämpfen zu wollen, zur französischen Königin zurück.

Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten nimmt Gahmuret seine Rüstung inklusive Diamanthelm und ein Hemd Herzeloydes, das er im Kampf tragen wird, und macht sich wieder auf den Weg in den Orient, wo der Baruch aufs Neue zu kämpfen hat gegen Ipomidon und Pompeius. Letzterer ist zwar ein stolzer und edler Mensch, zählt jedoch einen etwas überheblichen Mann zu seinen Vorfahren:

	der künec Nabchodonosor	Der Bruder seiner Mutter war
102,5	sîner muoter bruoder was,	König Nabchodonosor,
	der an trügelîchen buochen las	der in höchst zweifelhaften Büchern las,
	er solte selbe sîn ein got.	dass er selbst ein Gott sein sollte.

Dennoch: Die Brüder entstammen einem edlen Geschlecht. Den Baruch gegen sie zu unterstützen, fährt Gahmuret abermals übers Meer, während seine schwangere Frau, nun Königin über Waleis, Norgales und Anschouwe, sich daheim um ihn ängstigt. Ihre Befürchtungen werden durch einen Boten aus dem Orient bestätigt: Gahmuret ist gefallen. Sein Diamanthelm wurde mit Bocksblut erweicht, sodass Ipomidon den Anschevin erschlagen konnte. Man habe Gahmuret ein kostbares Grabmal errichtet, bei dem auch der Helm Verwendung fand:

	In sînen helm, den adamas,	In seinen Helm, den Adamas,
107,30	ein epitafum ergraben was,	wurde ein Epitaph eingraviert
108	versigelt ûfz kriuze obeme grabe.	[und] auf dem Kreuz über dem Grab befestigt.
	sus sagent die buochstabe.	So sagen die Buchstaben…

… wie der edle Gahmuret im Dienste des Baruchs gefallen sei. Herzeloyde bricht zusammen und glaubt schon, das ungeborene Kind verloren zu haben, doch sie irrt glücklicherweise. Sie lässt das zerrissene blutige Hemd und die Lanze, durch die Gahmuret starb, ins Münster bringen.

Wenig später schenkt sie ihrem Sohn Parzival das Leben. Sie erzieht ihn in der Einöde von Soltane, auf dass er niemals mit Ritterschaft, die ihr, Herzeloyde, den Mann raubte, in Berührung käme. Der Plan geht freilich schief: Eines Tages begegnet der junge einfältige Parzival drei Rittern, die ihm von König Artus erzählen, der Ritterschaft verleihe. Daraufhin beschließt der Knabe, sich an den Artushof zu begeben. Seine Mutter ist untröstlich, kann ihn jedoch nicht davon abhalten und trachtet deshalb danach, ihn entsprechend für die Fahrt zu rüsten, indem sie ihm einerseits Narrenkleider anlegen lässt, damit der Sohn gedemütigt zu ihr zurückkehre, und andererseits gut gemeinte Ratschläge gibt: Er soll dunkle Furten meiden, Frauen fest umarmen und ein Ringlein von ihnen ergattern und schließlich auf den Rat alter Männer hören. So gewappnet reitet Parzival los, ohne sich noch einmal umzuschauen. Seine Mutter bricht tot hinter ihm zusammen.

Parzival gelangt in den Wald von Brizljan, wo er auf Jeschute, die Geliebte des Grafen Orilus, trifft, an der er die Ratschläge der Mutter sogleich zu erproben sucht. Die Sache ginge trotz seines naiven Auftretens glimpflich aus, geriete der zurückkehrende Graf nicht in Wut, weil Parzival Jeschute eine Spange und ein Ringlein entwendet hat und Orilus sie darum des Ehebruchs verdächtigt. Der sich betrogen wähnt, schwört Rache und reitet mit Jeschute hinter Parzival her.

Dieser begegnet derweil einer jungen Frau namens Sigune, seiner Cousine, die über der Leiche eines Ritters mit Namen Schionatulander weint. Sie enthüllt Parzival seinen Namen und seine Abstammung. Mit diesem Wissen reitet der Knabe weiter. Er übernachtet bei einem Mann, dem er zum Dank dafür Jeschutes Spange schenkt und der ihm am nächsten Tag den Weg zum Artushof weist. In einiger Entfernung begegnet Parzival einem Ritter in einer roten Rüstung, der sich ihm als Ither von Gaheviez vorstellt.

Als Parzival wenig später an den Artushof gelangt, beäugt man ihn ob seiner merkwürdigen Aufmachung, jedoch lacht allein Cunneware, Schwester des Orilus, deren Lachen allerdings das Zeichen dafür ist, dass dadurch Ausgezeichnete den höchsten Ruhm auf Erden erwerben werde. Artus will dem Neuankömmling etwas schenken. Dieser besteht auf der roten Rüstung, die er an Ither gesehen hat, reitet ihm nach und tötet ihn im Zweikampf. Mit Iwanets, Ginovers Knappen, Hilfe zieht er die Rüstung über seine Narrenkleider, von denen er sich nicht trennen will. Iwanet ist es auch, der Parzival lehrt, wie ein Ritter auf dem Pferd zu sitzen. Par-

zival schickt den Knappen mit einem Gruß an den Artushof zurück und reitet seiner Wege. Den toten Ither lässt er liegen. Ginover und andere Frauen werden um ihn trauern.

Parzival lässt sich derweil von seinem Pferd tragen. Es bringt ihn zur Burg des Gurnemanz, der den Jungen aufnimmt und ihm die nächsten Unterweisungen in ritterlich-höfischem Betragen erteilt. Unter anderem sagt er Parzival, dass man nicht zu viel fragen soll. Auch klärt er ihn leidlich über die Frauen auf und unterrichtet ihn im ritterlichen Zweikampf. Obwohl Gurnemanz Parzival seine Tochter Liaze zur Frau anbietet, drängt es den Sohn Gahmurets zu Rittertaten, sodass er bald Abschied von dem Mann nimmt, der ihm für kurze Zeit wie ein Vater gewesen ist. Er erreicht noch am selben Tag die Stadt Pelrapeire im Königreich Brobarz. Dort zeigt man sich arg geschwächt von Hunger; die Bewohner der Stadt, besonders aber die junge Königin Condwiramurs, deren Schönheit noch die der Liaze übersteigt, leiden unter der Bedrängnis des Königs Clamide, der die verwaiste und schutzlose Condwiramurs zur Frau begehrt. Parzival verteidigt die Königin, wobei er den Seneschall Kingrun besiegt und zu Cunneware an den Artushof schickt. Auf diese Weise erwirbt er, wie schon sein Vater, Frau und Land. Clamide gibt sich noch nicht geschlagen, wird aber seinerseits von Parzival im Zweikampf besiegt und wie sein Seneschall zu Cunneware geschickt, wodurch man am Artushof von den Heldentaten des jungen, für allzu naiv gehaltenen Ritters erfährt.

Nachdem Parzival einige Zeit mit seiner geliebten Condwiramurs in Pelrapeire verbracht hat, drängt es ihn zu erfahren, wie es um seine Mutter steht. So nimmt er Abschied von seiner Frau. Am Abend gelangt er an einen See und fragt einen Fischer, wo er die Nacht verbringen könne. Der Mann weist ihm den Weg zu einer nahen Burg, wo Parzival gastfreundlich aufgenommen wird. Man befreit ihn von Schmutz und gibt ihm mangels eigener Kleider den Mantel der Repanse de Schoye. Sodann wohnt der ahnungslose Parzival einer merkwürdigen Zeremonie bei: Ein Knappe trägt eine blutige Lanze durch den Saal und die Anwesenden brechen in Wehklagen aus. Jungfrauen bringen in einer feierlichen Prozession eine steinerne Speisetafel herein, die durch und durch reine Repanse de Schoye den Gral und Diener goldene Waschbecken. Weitere Tafeln werden in den Saal getragen und mit weißen Tischtüchern bedeckt. Vier Ritter teilen goldenes Geschirr aus.

	ieslîchem gieng ein schrîber nâch,	Einem jeden folgte ein Schreiber,
	der sich dar zuo arbeite	dessen Aufgabe es war,
237,30	und si wider ûf bereite,	es wieder abzuzählen,
238	Sô dâ gedienet wære.	wenn abgetragen würde.

Die Speisen, die davon gegessen werden, kommen den Leuten auf wunderbare Weise zu – jedem genau das, was er zu essen wünscht.

Der Herr des Hauses – der Fischer vom See, körperlich durch eine Wunde sehr geschwächt, jedoch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte – überreicht Parzival ein Schwert. Dieser ist ob all der Merkwürdigkeiten zwar sehr verwundert, erinnert sich aber an Gurnemanz' Weisung, möglichst wenig zu fragen, und unterdrückt darum die Frage, mit der er doch den lahmen Gralskönig von seinem Leiden hätte erlösen können. Als Parzival am nächsten Tag erwacht, sind alle Bewohner der Gralsburg wie vom Erdboden verschluckt. Nur ein Knappe schmäht ihn, während er die Burg verlässt. Wenig später begegnet Parzival einer jungen Frau, die mit der einbalsamierten Leiche ihres Geliebten auf einer Linde sitzt. Es handelt sich um Sigune, die ihn über die Gralsburg, das Gralsgeschlecht, Anfortas und die erlösende Frage aufklärt.

Auf seinem weiteren Weg begegnet Parzival Jeschute und Orilus. Die Dame ist in Lumpen gekleidet und reitet auf einem arg mitgenommenen Pferd; das ist die Strafe für ihren vermeintlichen Ehebruch, zumindest für die Bloßstellung des Orilus. Diesen besiegt Parzival nun im Zweikampf und trägt ihm auf, zu Cunneware, die seinetwegen geschlagen worden sei und die im Übrigen Orilus' Schwester ist, an den Artushof zu reiten. In einer nahen Klause findet die feierliche Versöhnung zwischen Orilus und Jeschute statt. Parzival nimmt von dort einen bemalten Speer mit. Jeschutes Ring erstattet er der rechtmäßigen Besitzerin zurück; die Spange hat er schon als Bezahlung für sein Nachtquartier hergegeben.

Orilus reitet also an den Artushof und trachtet in Parzivals bzw. des Roten Ritters – er trägt noch immer Ithers rote Rüstung – Namen danach, Cunneware zu rehabilitieren. Dies bewirkt er umso mehr, als er mit seinen Worten demonstriert, dass Parzival durchaus das Zeug zum besten Ritter hat, wodurch Cunnewares Lachen berechtigt erscheint.

Auf des Königs Veranlassung macht sich der ganze Artushof auf die Suche nach dem Roten Ritter. Doch nicht nur Parzival ist abgängig; auch einer von Artus' Falken wird vermisst. Er hat sich zu Parzival gesellt. Obwohl Mai, hat es in der Nacht leicht geschneit. Als Parzival und der Falke zu einer Lichtung kommen, lagern dort Gänse. Der Jagdvogel verletzt eine von ihnen, sodass drei Blutstropfen in den weißen Schnee fallen. Das Farbenspiel erinnert Parzival an Condwiramurs und er versinkt ganz in Gedanken an sie. Da nähern sich Artus und seine Leute. Ein Knappe erstattet Bericht über den merkwürdigen Ritter auf der Lichtung und einige Artusritter wollen gegen ihn tjostieren. Ist Parzivals Blick auf die Blutstropfen frei, wirkt er völlig geistesabwesend; sobald ihm der Blick verdeckt ist, kann Parzival seinen Gegner leicht aus dem Sattel heben. Gawan erkennt die Zusammenhänge, verdeckt das Blut im Schnee mit seinem Umhang und kehrt mit Parzival zu den anderen Artusrittern zurück, wo der Rote Ritter von Cunneware, Artus und den anderen willkommen geheißen wird. Da kommt auf einem Maultier die überaus hässliche, aber kluge und gebildete Cundrie la Surzie-

re heran geritten. Sie schmäht die Artusritter, zu denen jetzt auch ein – gleichwohl edler – Verräter zähle.

	[‘]ir nennet in den ritter rôt,	‘Ihr nennt ihn den Roten Ritter
	nâch dem der lac vor Nantes tôt:	nach demjenigen, der vor Nantes starb:
	unglîch ir zweier leben was;	Ihrer beider Leben waren ungleich,
	wan munt von rîter nie gelas,	denn niemand las je von einem Ritter,
315,15	der pflæg sô ganzer werdekeit.’	der so vollkommen edel gewesen wäre.’

Dann wendet sie sich an Parzival, den sie namentlich anspricht und dessen Abstammung sie in der Folge darlegt, und wirft ihm vor, den Gralskönig nicht von seinem Leiden erlöst zu haben. Außerdem klagt sie, dass sich kein Ritter finde, der die vier Königinnen und die 400 Jungfrauen, die auf Schastel Marveile gefangen seien, befreite. Kaum ist Cundrie davon geritten, kommt ein fremder Ritter, der sich später als Kingrimursel vorstellt, an den Artushof und beschuldigt Gawan, seinen Herrn hinterrücks getötet zu haben. Er solle sich in vierzig Tagen im Rahmen eines Gerichtskampfes in Schanpfanzun rechtfertigen.

Die beiden unerwarteten Besucher haben große Unruhe unter den Rittern gestiftet. Während die einen über Parzival diskutieren, besteht Clamide darauf, dass er mit seiner Niederlage vor Pelrapeire den größten Schaden erlitten habe, den auch *swaz munt von rîcheit ie gelas* (Vers 326,24; was man je über Reichtum gelesen hat) nicht aufwiegen könnte. Zum Ausgleich solle Parzival ihm helfen, Cunneware zu bekommen. So geschieht es.

Die Heidenkönigin Ekuba erzählt am Artushof von einem gerechten heidnischen Herrscher namens Feirefiz Anschevin, dessen Haut schwarz und weiß sei. Ähnlich wie jenen Feirefiz lobt sie auch Parzival. Doch dieser ist untröstlich, dass er den Gralskönig Anfortas, wie Cundrie sagte, durch die unterlassene Frage nicht von seinem Leiden erlöst hat. Er hadert mit Gott. Dann verlässt er den Artushof. Einige Artusritter machen sich auf den Weg nach Schastel Marveile, um die Königinnen Itonje, Cundrie, Arnive und Sangive nebst den 400 Jungfrauen zu befreien. Gawan bricht gen Schanpfanzun auf. Die Artusgesellschaft löst sich auf.

Gawan gerät auf seinem Weg nach Schanpfanzun zwischen die Fronten zweier verfeindeter Parteien: Der verwaiste König Meljanz wurde als Knabe von Lippaut, seines Vaters vertrautestem Fürsten, aufgezogen, bis er von dessen älterer Tochter Obie auf unhöfliche Art und Weise ihre Liebe forderte. Obie lehnte ab, woraufhin Meljanz Lippaut den Krieg erklärte. Lippauts jüngerer Tochter, Obilot, die noch ein Kind ist, gelingt es, sich Gawan als ihren Ritter zu verpflichten. So kämpft er auf der Seite der Verteidiger, während Parzival von allen unerkannt für die Angreifer ins Feld zieht. Beide schlagen sich wacker; die Angreifer können viele Gefangene machen, doch Meljanz geht den Verteidigern ins Netz. Glücklicherweise kommt es zu einer Aussöhnung, in deren Folge Obie sich Meljanz – gleichermaßen auf Obilots wie auf Frau Minnes Betreiben – zur Frau gibt. Nach diesem Abenteuer reitet Gawan zu

Obilots Bedauern seiner eigentlichen Aufgabe, dem Gerichtskampf bei Schanpfanzun, entgegen. Dort schließt er zunächst allzu nahe Bekanntschaft mit Antikonie, der Tochter des von ihm angeblich ermordeten Königs. Erst auf die Fürsprache anderer kann ein Waffenfriede ausgehandelt werden. Der Gerichtskampf zwischen Kingrimursel und Gawan wird um ein Jahr verschoben und soll dann in Barbigoel vor König Meljanz stattfinden. Außerdem soll Gawan die Aufgabe übernehmen, die ein Ritter König Vergulaht, dem Bruder Antikonies und Sohn des getöteten Königs, gestellt hat: den Gral zu finden. So bricht er wenig später alleine von Schanpfanzun auf.

Parzival begegnet derweil ein drittes Mal seiner Cousine Sigune; sie sitzt jetzt mit ihrem toten Schionatulander in einer Klause und *truoc ein salter in der hant* (Vers 438,1; hielt ein Psalmbuch in der Hand). Cundrie la Surziere versorgt sie jeden Samstag mit Nahrungsmitteln vom Gral, die für eine ganze Woche reichen. Als Sigune nun Parzival nach seinen Fortschritten in Sachen Gral fragt, muss er zugeben, noch nicht weitergekommen zu sein. Sigune rät ihm daher, sich an Cundries Fersen zu heften, sei es doch noch nicht lange her, dass diese von Sigunes Klause weg geritten sei. Parzival tut, wie ihm geheißen, verliert Cundries Spur aber allzu bald. Dafür begegnet er, als er schon jegliches Zeitgefühl verloren hat, einem in Bußgewand gekleideten Ritter und seiner Familie. Der Ritter klärt ihn darüber auf, dass man gerade Karfreitag feiert. Die Führung seines Pferdes legt Parzival daraufhin in Gottes Hand. So gelangt er zur Klause des Einsiedlers Trevrizent, der einst Ritter war, sich aber zur Buße für Sünde und Leid seines Bruders, des Gralskönigs Anfortas, in die Einsamkeit zurückgezogen hat. Er rügt Parzival, dass er am Karfreitag Rüstung trage, nimmt ihn aber trotzdem freundlich auf, versorgt sein Pferd und geleitet ihn dann in seine Behausung.

459,21	[…] dâ inne was sîniu buoch dar an der kiusche las.	Drinnen waren seine Bücher, in denen der fromme Mann las.

Parzival erkennt, dass es sich um dieselbe Klause handelt, von wo er einst den Speer mitgenommen hat, und fragt Trevrizent, wie lange das her sei. Viereinhalb Jahre und drei Tage, lautet die Antwort.

460,25	ame salter laser im über al diu jâr und gar der wochen zal, die dâ zwischen wâren hin.	An seinem Psalter las er ihm die Jahre und sogar die Zahl der Wochen, die seither vergangen waren, ab.

Parzival ist entsetzt und gesteht Trevrizent, dass er während dieser ganzen Zeit keine Messe gehört und Gott nicht gedient habe. Der Einsiedler verspricht, ihm den Glauben wieder näher zu bringen:

	doch ich ein leie wære,	Obwohl ich kein geweihter Mönch bin,
	der wâren buoche mære	weiß ich die Aussage der wahren Bücher
	kund ich lesen unde schrîben,	zu lesen und zu beschreiben,[174]
	wie der mensche sol belîben	wie der Mensch leben soll
462,15	mit dienste gein des helfe grôz,	im Dienst um die große Hilfe desjenigen,
	den der stæten helfe nie verdrôz	der stets gegen den Verfall
	für der sêle senken.	der Seele zu helfen pflegte.

Parzival glaubt Trevrizent und vertraut auf Gottes Hilfe und Barmherzigkeit. Als der Einsiedler ihn nach der Ursache seiner Sorgen fragt, nennt Parzival zuerst den Gral und danach die Trennung von Condwiramurs. Trevrizent berichtet, dass es sich beim Gral um einen besonderen Stein handle, von dem eine ganze Gemeinschaft lebe und durch dessen Anblick sie sich jung erhalte; wer den Gral regelmäßig sehe, würde nicht sterben.

	die aber zem grâle sint benant,	Die aber zum Gral berufen sind,
	hœrt wie die werdent bekant.	hört, wie die bekannt werden.
	zende an des steines drum	Ganz am Rand des Steins
	von karacten ein epitafum	nennt eine magische Inschrift
470,25	sagt sînen namen und sînen art,	Namen und Abstammung desjenigen,
	swer dar tuon sol die sælden vart.	der die glückliche Reise dorthin [*scil*. zur Gralsburg] antreten möge.
	ez sî von meiden ode von knaben,	Weder Mädchen noch Knaben,
	die schrift darf niemen danne schaben:	niemand braucht die Schrift abzuschaben:
	sô man den namen gelesen hât,	Sobald man den Namen gelesen hat,
470,30	vor ir ougen si zergât.	vergeht sie vor ihren Augen.

Teil dieser Gemeinschaft seien zwei Geschwister von Parzivals Mutter: der Gralskönig Anfortas und die Gralsträgerin Repanse de Schoye. Er, Trevrizent, sei ebenfalls ein Bruder der Genannten und somit Parzivals Onkel. Von ihm erfährt der junge Ritter auch, dass seine Mutter Herzeloyde aus Gram über den Abschied des Sohnes gestorben ist und wodurch die Leiden seines Onkels Anfortas hervorgerufen wurden. Dieser habe sich als junger Mann nämlich der Liebe ergeben.

	swelch grâles hêrre ab minne gert	Wenn [aber] ein Gralskönig von der Liebe anderes
	anders dan diu schrift in wert,	begehrt, als die Schrift ihm erlaubt,
478,15	der muoz es komen ze arbeit	wird das zu Mühsal
	und in siufzebæriu herzeleit.	und schwerem Herzeleid führen.

Auf der Jagd nach Liebe ritt Anfortas eines Tages auf Aventiure. Da verwundete ihn ein Heide mit einem vergifteten Speer an den Hoden; *inme sper was sîn nam ergraben* (Vers 479,20; in den Speer war sein Name eingraviert). Von dieser Wunde hat Anfortas sich bisher noch nicht erholt.

481,6	swaz man der arzetbuoche las,	Was auch immer man in den Arzneibüchern las,
	diene gâben keiner helfe lôn.	die brachten keine Hilfe.

Schließlich tauchte wieder eine Schrift auf dem Gral auf:

[174] Anders als etwa Peter Knecht, Parzival (2003), bin ich nicht der Meinung, dass Trevrizent hier von den eigenen Lese- und Schreibkenntnissen spricht – jedenfalls nicht in erster Linie. Vgl. dazu Martschini (2009), S. 232–235.

	unser venje viel wir für den grâl.	Wir fielen vor dem Gral auf die Knie.
483,20	dar an gesâh wir zeinem mâl	Da sahen wir mit einem Mal daran
	geschriben, dar solde ein rîter komn:	geschrieben, dass ein Ritter kommen würde.

Dessen Frage würde den Gralskönig von seinem Leid erlösen. Es dürfe aber niemand den Ritter darauf hinweisen zu fragen.

	diu schrift sprach: ‘habt ir daz vernomn?	Die Schrift sprach: ‘Habt ihr das verstanden?
483,30	iwer warnen mac ze schaden komn.[’]	Eure Warnung kann Schaden anrichten.’

Wenn besagter Ritter rechtzeitig frage, werde er selbst Gralskönig. Geschehe es aber nicht in der ersten Nacht, verliere sein Fragen jede Wirkung.

	sus lâsen wir am grâle	So lasen wir am Gral,
484,10	daz Anfortases quâle	dass Anfortas’ Qual
	dâ mit ein ende næme,	ein Ende nähme,
	swenne im diu frâge quæme.	sobald ihn die Frage erreichte.

Als dann eines Tages ein Ritter gekommen sei, habe er in seiner Ignoranz nicht gefragt, beendet Trevrizent seinen Bericht. Erst ein wenig später gesteht Parzival, dass er dieser Ritter gewesen sei, woraufhin das Gespräch über die Eigenarten des Grals und seiner Regeln eine Fortsetzung findet und Parzival noch den Rest der Geheimnisse – dass sein Onkel Anfortas besonders an durch den Sternenstand bedingter Kälte leide und die in die Wunde gestoßene Lanzenspitze diese Kälte aus dem Körper ziehe, dass er an dem See, an dem Parzival ihm das erste Mal begegnete, Erholung suche, dass der Gral Abkömmlinge edler Geschlechter als Herrscher in verwaiste Länder schicke usw. – erfährt. Auch über seine Abstammung klärt Trevrizent den Neffen auf und dass er mit Ither einen Verwandten tötete. Und er fordert Parzival auf, Buße zu tun.

Gawans Gerichtskampf gegen Kingrimursel wird beigelegt und die beiden Ritter begeben sich unabhängig von einander auf die Suche nach dem Gral. Gawan begegnet dabei bald einer schönen Frau, Orgeluse, die über einem verwundeten Ritter, Urjans, weint. Er verliebt sich augenblicklich in sie und tut alles, um ihre Gunst zu gewinnen, was die Schöne weidlich ausnützt und ihren Verehrer demütigt, so gut es geht. Obwohl Gawan dem verwundeten Urjans hilft, nimmt Orgeluse ihm sein Pferd, sodass er ihr zu Fuß bis zu einem Gewässer folgen muss. Dort wird er von Lischoys Gwelljus angegriffen. Gawan kann ihn besiegen und sich seines Pferdes bemächtigen. Den unterlegenen Ritter gibt er, als Lohn für die Überfahrt über das Wasser, in die Gewalt des Fährmannes. Dieser nimmt Gawan in sein Haus auf und überantwortet ihn der Pflege seiner Tochter Bene.

In der Nähe steht eine große Burg. In ihren Fenstern erblickt Gawan viele Frauen und Mädchen. Auf sein drängendes Fragen verrät ihm der Fährmann, es handle sich um Schastel Marveile, jenes wundersame Schloss, von dem Cundrie la Surziere am Artushof berichtete.

Gawan macht sich auf, die dortige Aventiure vom Lit Marveile, dem Wunderbett, zu bestehen und so die gefangenen Frauen zu befreien. An einem Händler vorbei, dem er sein Pferd anvertraut, gelangt Gawan in die Burg und schließlich in den Saal mit dem Wunderbett. Nachdem er dank seiner Schnelligkeit in das umherrasende Bett gesprungen ist, regnet ein Steinhagel auf ihn nieder. Es folgen Armbrustschüsse und zuletzt, als Gawan schon arg mitgenommen ist, ein hungriger Löwe, den der Ritter gerade noch zur Strecke bringen kann, bevor er zusammenbricht und neben dem toten Tier liegen bleibt. Die Frauen in Schastel Marveile, unter ihnen Gawans Großmutter Arnive, seine Mutter Sangive und seine Schwestern Itonje und Cundrie, nehmen sich seiner an und pflegen ihn gesund. Als er wieder kämpfen kann, begibt er sich erneut in Orgeluses Dienst. Für sie soll er einen Kranz vom Zweig eines Baumes holen. Dessen Wächter ist jedoch der König Gramoflanz, der einst Orgeluses Geliebten Cidegast tötete, weshalb die Dame ihn aus tiefstem Herzen hasst und ihm ihre Liebe verweigert. Dabei liebt Gramoflanz doch längst eine andere, nämlich Itonje, der er noch nie persönlich begegnet ist und der ein Ringlein zu überbringen er Gawan bittet. Der verspricht es, und da erst stellen sich die beiden Männer einander vor. Gramoflanz gibt sich als Sohn Irots zu erkennen, der einst von Gawans Vater Lot auf verräterische Weise ermordet worden sei. Gawan will diesen Vorwurf nicht hinnehmen und man vereinbart in acht Tagen einen Zweikampf auf der Ebene von Joflanze. Gawan solle nebst den Bewohnerinnen von Schastel Marveile auch die Mitglieder des Artushofs als Publikum verpflichten. Mit dem ergatterten Kranz kehrt Gawan zu Orgeluse zurück, die ihm tausend Dank sagt und endlich ihr bisheriges Verhalten erklärt: Cidegasts wegen suchte sie einen Ritter, der sie genug liebte, um Gramoflanz zu töten. Einst verfiel sie dabei auch auf Anfortas, der in ihrem Dienst seine schreckliche Verwundung erhielt. Gemeinsam kehren Gawan und Orgeluse zu der von ihrem Zauber erlösten Burg Schastel Marveile zurück.

Gawan erbittet sich einen Boten, um eine Nachricht an den Artushof zu schicken.

	er bat daz man im holte	Er bat, dass man ihm
	tincten unde permint.	Tinte und Pergament holte.
	Gâwân des künec Lôtes kint	Gawan, das Kind des Königs Lot,
625,15	schreib gefuoge mit der hant.	schrieb geschickt mit eigener Hand.

Gawan bittet Artus, seine Frau und den ganzen Hof dringend darum, nach Joflanze zu kommen.

	der brief niht insigels truoc:	Der Brief trug kein Siegel:
626,10	er schreib in sus erkant genuoc	Er schrieb ihn mit untrüglichen Merkmalen
	mit wârzeichen ungelogen.	erkennbar genug.

Gawan übergibt einem Knappen den Brief und trägt ihm auf, gleich am Morgen bei der Königin vorzusprechen und sich genau an ihre Anweisungen zu halten. Während man in Schastel

Marveile die Befreiung feiert und Gawan endlich Orgeluses Liebe genießt, reitet der Knappe zum Artushof. Bei seiner Ankunft, befindet die Königin sich gerade in der Kapelle.

	diu künegîn zer kappeln was,	Die Königin war in der Kapelle,
	an ir venje si den salter las.	kniend las sie im Psalter.
644,25	der knappe für si kniete,	Der Knappe kniete vor ihr nieder,
	er bôt ir freuden miete:	er bot ihr ein Freudengeschenk:
	einen brief si nam ûz sîner hant,	Aus seiner Hand nahm sie einen Brief
	dar an si geschriben vant	in dem sie Schrift geschrieben
	schrift, die si bekante	fand, die sie erkannte,
644,30	ê sînen hêrren nante	noch bevor der Knappe,
645	Der knappe den si knien dâ sach.	den sie da knien sah, seinen Herrn nannte.
	diu künegîn zem brieve sprach	Die Königin sprach zum Brief:
	‘ôwol der hant diu dich schreip!	‘Heil der Hand, die dich schrieb!
	âne sorge ich nie beleip	Voll Sorge war ich
645,5	sît des tages daz ich sach	seit dem Tag, da ich die Hand,
	die hant von der diu schrift geschach.’	von der diese Schrift stammt, [zum letzten Mal] sah.

Sie fragt den Knappen, ob er von Gawan gesandt sei. Er bejaht, wiederholt seines Herrn Bitte an Ginover, sein Anliegen zu unterstützen, verweist aber darauf, dass im Brief mehr darüber zu lesen sei:

	[‘]ir mugt wol an dem brieve sehn	‘Ihr könnt in dem Brief bestimmt mehr lesen,
645,20	mêre denne i’us künne jehn.’	als ich Euch zu sagen wüsste.’

Ginover versteht, worum es geht, und schickt den Boten mit dem Brief zu König Artus:

	disen brief gib im in die hant,	Gib ihm diesen Brief in die Hand,
	dar an er schiere hât erkant	aus dem er schnell deine Botschaft
647,15	dîniu mære und dîns hêrren ger:	und deines Herrn Wunsch ersehen wird.

Der Knappe tut, wie ihm geheißen, und begibt sich mit dem Brief zu König Artus.

649,5	der knappe gab im einen brief,	Der Knappe gab ihm den Brief,
	der Artûs in sîn herze rief,	der Artus zu Herzen ging,
	dô er von im wart gelesn,	als er von ihm gelesen wurde.
	dô muoser bî beiden wesn,	Da fühlte er zweierlei,
	daz ein was freude untz ander klage.	das eine war Freude, das andere Leid.

Zu Artus’ Freude über diese Lebenszeichen seines Ritters und Neffen gesellt sich nämlich auch die Sorge um ihn bzw. der Ärger über Gramoflanz’ anmaßendes Verhalten. Der König fordert den Knappen dazu auf, die Botschaft auch anderen, allen voran Ginover, von der er nicht weiß, dass sie bereits informiert ist, bekannt zu machen:

	Artûs sprach ‘trûtgeselle mîn,	Artus sprach: ‘Mein lieber Freund,
650,10	trac disen brief der künegîn,	bring diesen Brief der Königin [und]
	lâz si dran lesen unde sagn,	lass sie darin lesen und verkünden,
	wes wir uns frewen und waz wir klagn.[’]	worüber wir uns freuen und was wir beklagen.’

Also kehrt der Bote mit dem Brief zur Königin zurück.

	er gap der küneginne den brief,	Er gab der Königin den Brief,
	des manec ouge über lief,	über den viele Tränen vergossen wurden,
650,25	dô ir süezer munt gelas	als ihr lieblicher Mund all das
	al daz dran geschriben was,	las, was darin geschrieben stand,
	Gâwâns klage und sîn werben.	sowohl Gawans Klage als auch seine Bitte.

Artus wirbt unter den Männern, Ginover unter den Frauen um die Teilnahme an der Fahrt nach Joflanze. Bald macht sich eine große Schar auf den Weg. Auch von Orgeluses Seite sind viele Menschen auf die Ebene gekommen. Gawan möchte vor dem Kampf gegen Gramoflanz noch etwas allein sein, um sich vorzubereiten. Gut gewappnet reitet er ans Wasser, wo er einem anderen Ritter in Rüstung begegnet. Gawan hält ihn für Gramoflanz und es kommt zum Zweikampf. Derweil versucht Artus erfolglos, den echten Gramoflanz zur Vernunft und vom Kampf gegen Gawan abzubringen. Als seine Boten zu Artus zurückkehren, kommen sie an jenem Platz vorbei, an dem Gawan seinem Gegner bereits zu unterliegen droht. Erst durch das erschrockene Geschrei der Boten erkennt der überlegene Ritter seinen Gegner als Gawan, macht sich heftige Vorwürfe und gibt sich als Parzival zu erkennen. Also steht Gawan der Kampf gegen Gramoflanz noch bevor. Er wird jedoch auf den nächsten Tag verschoben, damit Gawan sich von dem Zweikampf gegen Parzival erholen kann. Aber wie der Zufall es will, ist es dann Gramoflanz, der gegen Parzival kämpft, ohne ihn zu erkennen, und beinahe unterliegt, sodass der Kampf gegen Gawan wieder um einen Tag verschoben wird.
Gramoflanz schickt zwei junge Boten mit einer Nachricht und einem Ring für Itonje zu Bene, wobei er ihnen aufträgt, genau auf Itonjes Gesichtsausdruck zu achten.

	seht daz ir des niht enlât,	Passt auf, dass ihr das nicht unterlasst.
710,5	Bênen mîner friundîn	Meiner Freundin Bene
	gebt den brief unt diz vingerlîn:	gebt den Brief und das Ringlein:
	diu weiz wol wem daz fürbaz sol.	Die weiß genau, wem die gehören sollen.

Gramoflanz selbst ist Itonje ja noch nie begegnet. Und auch sie hat ihre Fernbeziehung zu ihm bislang vor allen außer ihrer Vertrauten Bene, die denn auch als Botin zwischen den Liebenden fungierte, geheim gehalten. Nachdem sie aber erfahren hat, dass es sich bei dem bevorstehenden Zweikampf um einen Kampf zwischen ihrem Bruder und ihrem Geliebten handelt, kann sie nicht länger schweigen und vertraut sich der alten Arnive an. Man berät mit Artus, was zu tun sei. Da erblickt Bene die Boten des Gramoflanz.

713,12	der kinde einez in ir hant	Eines der Kinder schob ihr
	smucte den brief untz vingerlîn.	den Brief und das Ringlein in die Hand.

Außerdem wünschen sie, mit König Artus zu sprechen. Dieser überlegt, ob die zwei edlen Jungen nicht an der Beratung teilnehmen könnten, da sie doch wohl wüssten, dass ihr Herr in Itonje verliebt sei.

714,10	Bêne sprach ‘desn weiz ich niht.	Bene sprach: ‘Das weiß ich nicht.
	hêrre, magez mit hulden sîn,	Herr, wenn es genehm ist,
	der künec hât diz vingerlîn	der König hat dieses Ringlein
	dâ her gesant unt disen brief:	und diesen Brief hergeschickt:
	dô ich nu fürz poulûn lief,	Als ich vors Zelt ging,
714,15	der kinde einez gab in mir:	gab ihn mir einer der Jungen.
	frouwe, sêt, den nemet ir.’	Herrin, seht, den nehmt Ihr.’
	dô wart der brief vil gekust:	Da wurde der Brief viel geküsst:

	Itonjê druct in an ir brust.	Itonje drückte ihn an ihre Brust.
	dô sprach si ‘hêr, nu seht hie an,	Da sprach sie: ‘Herr, nun schaut nach,
714,20	ob mich der künec minne man.’	ob mir der König darin von Minne spricht.’
	Artûs nam den brief in die hant,	Artus nahm den Brief in die Hand,
	dar an er geschriben vant	in dem er von dem, der zu
	von dem der minnen kunde,	lieben wusste, geschrieben fand,
	waz ûz sîn selbes munde	was der unbeirrbare Gramoflanz
714,25	Gramoflanz der stæte sprach.	selbst sagte.
	Artûs an dem brieve sach,	Artus erkannte an dem Brief,
	daz er mit sîme sinne	dass er noch nie
	sô endehafte minne	so vollendete Minne
	bî sînen zîten nie vernam.	erfahren hatte.

Der Brief handelt von beständiger Minne. Beeindruckt sagt Artus zu Itonje:

	dirre brief tuot mir mære kunt	Dieser Brief zeigt mir etwas,
	daz ich sô wunderlîchen funt	dass ich in Liebesangelegenheiten
716,5	gein minne nie gemezzen sach.	noch nie ähnlich Großartiges gesehen habe.

Artus verspricht zu vermitteln und bemüht sich mit der Unterstützung von Bene und den zwei jungen Boten, den Streit zwischen Gramoflanz und Gawan beizulegen. Ersterer begibt sich denn auch sofort zu Artus. Auf dem Weg begegnet er Beacurs, einem Bruder von Itonje und Gawan. Als Artus ihn wenig später auffordert, die von ihm geliebte Jungfrau zu küssen, sucht Gramoflanz darum nach einer Ähnlichkeit der Gesichtszüge:

	im sagte, was sîn friundîn was,	Welche seine Freundin war,
724,20	ein brief den er ze velde las:	sagte ihm ein Brief, den er draußen gelesen hatte:
	ich mein daz er ir bruoder sach,	Ich meine, dass er den Bruder jener gesehen hatte,
	diu im vor al der werlde jach	die ihm ihre aufrichtige, [bisher] geheime Liebe
	ir werden minne tougen.	öffentlich kundtat.[175]

Die Strategie ist von Erfolg gekrönt. Die Liebe siegt über den Hass: Artus kann die Versöhnung von Orgeluse, Gramoflanz und Gawan erreichen. Es folgt eine Massenhochzeit, in deren Zuge nicht nur Gramoflanz seine Itonje ehelicht. Während all der Feierlichkeiten ist allein Parzival betrübt, da er weder Condwiramurs noch den Gral in seiner Nähe weiß. Bei Tagesanbruch verlässt er die Gesellschaft.

Er begegnet einem prächtig gerüsteten Heiden. Dass es sich um seinen Halbbruder Feirefiz handelt, weiß Parzival noch nicht, als ein erbitterter Zweikampf entbrennt. Erst als Parzivals Schwert zerbricht, verlegen sich die beiden Männer aufs Reden statt aufs Kämpfen. Feirefiz nennt seinen Namen und tut kund, aus dem Geschlecht derer von Anschouwe zu sein. Parzival bemerkt, er habe einen Bruder:

747,26	‘als ein geschriben permint,	‘Wie beschriebenes Pergament,
	swarz und blanc her unde dâ,	dort und da schwarz und weiß;
	sus nante mirn Eckubâ.’	so beschrieb ihn mir Eckuba.’

[175] Oder auch: *die ihm vor allen anderen heimlich ihre aufrichtige Liebe gestanden hatte.*

Da nimmt Feirefiz den Helm ab, zeigt sein elsternfarbiges Antlitz und die beiden Brüder beenden mit einem Kuss ihren Kampf. Feirefiz ist seinem Gott dankbar dafür, dass er ihn und Parzival davor bewahrte, sich selbst in der Person des Bruders zu töten, und er ruft aus: *Jupiter, diz wunder schrîp* (Vers 752,20; Jupiter, halt dieses Wunder schriftlich fest)!
Parzival geleitet den Bruder zum Artushof, wo beide freudig empfangen werden. Man bestaunt Feirefiz' Zweifärbigkeit genau so wie seine wertvolle Kleidung und Ausrüstung. Während man die Nachkommenschaft Gahmurets hochleben lässt, kommt die Gralsbotin Cundrie la Surziere an den Hof. Sie bezeugt Parzival ihre Verehrung, nennt ihn die Krone menschlichen Heils und erklärt:

781,15	daz epitafjum ist gelesen: du solt des grâles hêrre wesen.	Das Epitaph wurde gelesen: Du sollst Gralskönig sein.

Auch Parzivals Frau Condwiramurs und ihr gemeinsamer Sohn Loherangrin wurden vom Gral genannt. Kardeiz, der zweite der Söhne, von denen Parzival auf diese Weise erfährt, werde alleine über das Land Brobarz herrschen. Er, Parzival, solle sich einen Gefährten wählen und Cundrie dann zur Gralsburg folgen. Bevor sie dorthin aufbrechen, will Feirefiz nach seinem Gefolge schicken lassen, auf dass man ihm Schätze bringe, die er Artus und den Seinen zum Geschenk machen könne:

785,27	Feirefîz Gahmuretes kint nam tincten unde permint. sîn schrift wârzeichens niht verdarp[.]	Feirefiz, Gahmurets Kind, nahm Tinte und Pergament. An Zeichen der Echtheit fehlte es seinem Schreiben nicht.

Nach einer Rede Parzivals, in der er, unter Berufung auf Trevrizent, erklärt, der Gral könne nicht erkämpft, sondern allein durch Gottes Gnade gewonnen werden, verlässt Cundrie mit Gahmurets Söhnen den Artushof. Kurz nach ihrem Abschied treffen die Geschenke aus Feirefiz' Heer ein. Man bestaunt unbekannte Herrlichkeiten.
Auf der Gralsburg Munsalvæsche hatte Trauer geherrscht: Anfortas hatte sein Leid nicht länger tragen wollen und darum gebeten, dass man ihm den Anblick des Grals erspare und ihn auf diese Weise sterben ließe. Beinahe hätten die Mitglieder der Gralsgesellschaft ihm diesen Willen erfüllt:

	si heten kumbers in erlôst, wan der trœstenlîche trôst,	Sie hätten ihn von seinem Leid erlöst ohne die tröstliche Zuversicht,
788,15	den Trevrizent dort vorne sprach, als er am grâle geschriben sach.	von der Trevrizent [ihnen] dort vorne sprach, wie er [sie] am Gral geschrieben sah.

Man hoffte, dass ein zweites Mal ein Ritter käme, Anfortas nach seinem Leid zu fragen, und trug den siechen König vor den Gral – ob er wollte oder nicht. Jetzt kommt endlich Parzival in Begleitung von Cundrie und Feirefiz. Ehrerbietig und hoffnungsvoll wird er von der Grals-

gesellschaft begrüßt und in die Burg geleitet. Parzival kniet nieder vor Gott, bittet um Hilfe für Anfortas und fragt endlich seinen Onkel nach seinem Leiden, von dem dieser in der Folge erlöst ist. Es geht aber nicht nur um den bisherigen Gralskönig.

	da ergienc dô dehein ander wal,	Da erfüllte sich zum zweiten Mal das Schicksal,
	wan die diu schrift ame grâl	denn die Schrift am Gral
	hete ze hêrren in benant:	hatte ihn zum Herrscher ernannt:
796,20	Parzivâl wart schiere bekant	Parzival wurde unverzüglich
	ze künige und ze hêrren da.	zum König und Herrscher dort ausgerufen.

Einer der Gralsritter informiert Parzival darüber, dass Condwiramurs in der Begleitung von Herzog Kyot, Sigunes Vater, auf dem Weg sei. Parzival reitet ihr entgegen. Nach fünfjähriger Trennung kann er seine Frau endlich wieder in die Arme schließen und sieht auch zum ersten Mal seine Söhne Loherangrin und Kardeiz.

Während Condwiramurs' Gefolgschaft mit dem neuen jungen König Kardeiz in die Heimat zurück reitet, gehen Condwiramurs und Loherangrin mit den Gralsrittern mit. Auf dem Weg zur Gralsburg reiten sie an Sigunes Klause vorbei. Sie finden die Leiche der jungen Frau und bestatten sie gemeinsam mit Schionatulander.

Auf Munsalvæsche werden die Neuankömmlinge willkommen geheißen. Es folgt die Gralszeremonie, diesmal in freudiger, nicht in trauriger Stimmung. Als man danach zum Essen schreitet, stellt sich heraus, dass der edle Feirefiz als Heide den Gral nicht sehen kann. Er hat sich allerdings in dessen Trägerin Repanse de Schoye verliebt. Um diese bekommen zu können, lässt er sich taufen.

	nâch der toufe geschihte	Nach der Taufzeremonie
818,25	ame grâle man geschriben vant,	fand man am Gral geschrieben,
	swelhen templeis diu gotes hant	welchen Gralsritter Gottes Hand
	gæb ze hêrren vremder diete,	fremdem Volke als Herrscher gäbe,
	daz er vrâgen widerriete	auf dass er Fragen nach seinem Namen
	sînes namen od sîns geslehtes,	oder seiner Herkunft unterbinde
818,30	unt daz er in hulfe rehtes.	und ihnen zu Recht verhelfe.

Da nämlich Anfortas so lange auf die gewisse Frage wartete, soll alles Fragen bezüglich der Gralsgesellschaft jetzt verboten sein.

Nach zwölf Tagen verlässt Feirefiz die Gralsburg und kehrt mit seiner frisch angetrauten Frau zu seinem Heer zurück. Gemeinsam tritt man die Heimreise nach Indien an, wo Repanse de Schoye dem Priesterkönig Johannes das Leben schenken wird.

	Feirefîz hiez schrîben	In Indien befahl Feirefiz
	ze Indyâ übr al daz lant,	schriftlich über das ganze Land zu verbreiten,
822,30	wie kristen leben wart erkant:	wie man christlich lebte:
823	Daz was ê niht sô kreftec dâ.	Das war da früher nicht so bekannt.

Anfortas reitet fortan im Namen der Grals, nicht der Liebe schöne Tjosten. Loherangrin wird Herrscher über Brabant, kehrt aber in die Gralsgesellschaft zurück, nachdem ihn seine Frau entgegen der Weisung nach seinem Namen gefragt hat.

2. Wolfram von Eschenbach: Titurel[176]

Gemeinhin gilt die Ansicht, der ‘Titurel’ Wolframs von Eschenbach sei in Form zweier Fragmente überliefert und parallel zum Schluss des ‘Willehalm’ oder nach diesem entstanden. Da im Text Wolframs wahrscheinlicher Auftraggeber für den ‘Parzival’, Landgraf Hermann von Thüringen, als Verstorbener genannt wird (Strophe 87,2), setzt man den ‘Titurel’ nach 1217, Hermanns Todesjahr, an.[177] Der ‘Titurel’ gilt als „das erste höfische Epos in Strophen“, die Form ähnelt dabei der Nibelungenstrophe.[178] Ihre Fortsetzung bzw. wörtliche – wenngleich metrisch bearbeitete – Aufnahme fanden die ‘Fragmente’ in Albrechts um 1260/70 entstandenem ‘Jüngeren Titurel’.[179]

Der alte Gralskönig Titurel fühlt das Nachlassen seiner Kräfte und hebt zu einer Abdankungsrede an, in deren Zuge er sich an die Übernahme des Grals erinnert:

6 Dô ih den grâl enphienc von der botschefte,
die mir der engel hêre enbôt mit sîner hôhen krefte,
dâ vant ih geschriben al mîn orden.
diu gâbe was vor mir nie menschlîcher hende worden.

Als ich den Gral durch den Beschluss, den mir der erhabene Engel mit seiner hohen Macht[180] überbrachte, entgegengenommen hatte, fand ich da all meine Gesetze geschrieben. Die Gabe hatte vor mir nie eines Menschen Hand empfangen.

Vor allem muss der Herr des Grals rein und fehlerlos sein. Als einem solchen übergibt Titurel nun seinem Sohn Frimutel die Königswürde. Frimutel seinerseits hat fünf Kinder, darunter Schoysiane, die erste Gralsträgerin. Diese heiratet Kiot von Katelangen, stirbt aber bei der Geburt der gemeinsamen Tochter Sigune. Kiot bittet, sein Land seiner Tochter zu übertragen, und entsagt fortan – gemeinsam mit seinem Bruder, dem Herzog Manfilot – Minne und Rittertum. Der dritte Bruder, König Tampunteire, holt die kleine Sigune zu sich, wo sie gemeinsam mit Tampunteires Tochter Kondwiramurs aufwächst. Da stirbt Herzeloydes erster Mann Kastis. In ihrer Einsamkeit holt die Witwe, Schwester der verstorbenen Schoysiane, ihre Nichte zu sich.

Damit ist sie jedoch nicht die einzige Dame, die ein Kind aufzieht, das nicht ihr eigenes ist, denn Amphlise, Königin von Frankreich, hat sich des jungen Schionatulander, der im Gegen-

[176] Mhd. Text zitiert nach Titurel (2003). Nhd. Übersetzung, sofern nicht anders angegeben, von E. M.
[177] Bumke (2010), Sp. 1378.
[178] Bumke (2010), Sp. 1409.
[179] Bumke (2010), Sp. 1412.
[180] Albrecht bezieht die *hôhen krefte* in seinem ‘Jüngeren Titurel’ (Strophe 512) nicht auf den Engel, sondern wohl auf den im ‘Titurel’ an dieser Stelle nicht genannten *got*. Theoretisch könnte in beiden Fällen aber auch der Gral gemeint sein. Vgl. Textpräsentation des ‘Jüngeren Titurel’.

satz zu Sigune nicht dem Gralsgeschlecht entstammt, angenommen. Diesen Jungen bekommt nun Gahmuret – gemeinsam mit seinem Schild – von der französischen Königin überantwortet und nimmt ihn auch gleich mit auf seine Orientfahrt. Von dort zurückgekehrt und mit Herzeloyde vermählt, zieht Gahmuret die Kinder Sigune und Schionatulander gemeinsam auf, sodass es kommt, wie es kommen muss: Die beiden allzu Jungen verlieben sich ineinander.

Schionatulander ist in Liebesdingen – zumindest theoretisch – schon etwas bewandert, fungierte er doch einst als Überbringer der Liebesbotschaften zwischen Gahmuret und Amphlise. Dabei hat er einiges mitbekommen. Daher ist auch er es, der die Initiative ergreift und Sigune auf das Thema anspricht. Sigune gibt sich ihm gegenüber zunächst unschuldig-naiv, lässt ihn dann aber bald wissen, dass auch sie ihm alles andere als abgeneigt ist. Allerdings müsse er sich ihrer unter dem Schild würdig erweisen. Dies ist der Anfang ihrer – durchaus keuschen – Liebesbeziehung.

Den Dienst unter dem Schild kann Schionatulander bald antreten, erfordert es die Lage im Orient doch, dass Gahmuret abermals dorthin aufbricht. Wieder begleitet Schionatulander ihn auf seiner Fahrt. Traurig verabschieden sich die beiden jungen Liebenden voneinander, ebenso Gahmuret und Herzeloyde.

Während der Kämpfe im Orient bemerkt Gahmuret die Traurigkeit seines Knappen und spricht ihn darauf an. Schionatulander gesteht Gahmuret seine Liebe zu Sigune, lässt sich von dem Älteren trösten und holt sich quasi dessen Segen für die Verbindung.

Ähnlich ergeht es Sigune: Herzeloyde bemerkt die Verstimmung ihrer Nichte und bittet sie, ihr den Grund dafür zu nennen. In poetischen Worten und mit Bezug auf Schionatulander beschreibt Sigune ihren Seelenzustand, sodass Herzeloyde argwöhnt, ihre Nichte müsse diese Dinge irgendwo – womöglich durch die verhasste Konkurrentin um Gahmuret, die französische Königin Amphlise! – aufgeschnappt haben. Dennoch billigt sie Sigunes Wahl und gibt ihrer Nichte sogar Tipps, wie sie ihren Körper für den Geliebten jung und frisch erhalten könne.

Nachdem Schionatulander – im Gegensatz zu Gahmuret, der durch Ypomidons Hand fiel – aus dem Orient zurückgekehrt ist, findet die Erzählung ihn und Sigune auf einer idyllischen Waldlichtung wieder. Die Idylle wird allerdings jäh durch einen Bracken gestört, der – die Fährte eines wunden Tieres verfolgend – durch den Wald jagt. Er ist dem Fürsten Ehkunat entlaufen. Schionatulander nimmt die Verfolgung des Hundes auf, kann ihn tatsächlich einfangen und bringt ihn als Geschenk zu seiner geliebten Sigune. Mit dem Bracken hat er jedoch auch ein wertvolles, mit Perlen und Edelsteinen besetztes seidenes Seil eingefangen.

146 Dô manz von ein ander vielt, zwischen den ringen,
ûzen unt innen kôs man dran schrift wol mit kosteclîchen dingen.
âventiure hœret, obe ir gebietet!
mit guldînen nagelen wâren die steine vaste an die strange genietet.

147 Smaragede wâren die buochstabe, mit rubînen verbundet.
adamante, krisolîte, grânât dâ stuonden. nie seil baz gehundet
wart, ouch was der hunt vil wol geseilet.
ir muget wol errâten, welhez ich dâ næme, op wære der hunt dergegene geteilet.

148 Uf einem samît grüenem als in meigeschem walde
was diu halse ein borte genæt, vil steine von arde manecvalde
drûf geslagen. die schrift ein frouwe lêrte.
Gardevîaz hiez der hunt. daz kiut tiuschen 'Hüete der verte!'

149 Diu herzogin Sigûne las anvanc der mære:
'swie ditze sî ein bracken name, daz wort ist den werden gebære.
man unt wîp die hüeten verte schône!
die varent hie in der werlde gunst, unt wirt in dort sælde ze lône.'

150 Si las mêre an der halsen, noch niht an dem seile:
'swer wol verte hüeten kan, des prîs wirt getragen nimer veile.
der wonet in lûterem herzen sô gestarket,
daz in nimer ouge übersihet ûf dem unstæten wenkenden market.'

151 Der bracke unt daz seil einem fürsten durch minne
wart gesant. daz was von art under krône ein iungiu künginne.
Sigûne las an des seiles underscheide,
wer was diu künginne unt ouch der fürste: diu stuonden bekantlîch dâ beide.

Als man es zwischen den Ringen auseinander faltete, fand man außen und innen eine gute Schrift mit kostbaren Details. Nun hört Aventiure, wenn ihr wollt! Mit goldenen Näglein waren die Steine fest an das Seil genietet. │ Smaragde waren die Buchstaben, verbunden[181] mit Rubinen. Diamanten, Chrysolithe und Granate standen da. Nie wurde ein Seil besser gehundet, auch war der Hund sehr gut geseilt. Ihr könnt wohl erraten, welches ich da nähme, wenn der Hund dagegen zur Wahl gestellt würde. │ An maigrünen Samt[182] war das Halsband, eine Borte, genäht, darauf waren viele verschiedenartige Steine geschlagen. Die Schrift [anzufertigen] hatte eine Frau befohlen. Gardeviaz hieß der Hund. Das heißt auf Deutsch 'Achte auf den Weg!' │ Die Herzogin Sigune las den Anfang der Geschichte: 'Auch wenn das der Name eines Bracken sei, so ist das Wort den Edlen gemäß. Mann und Frau mögen sorgfältig auf den Weg achten! Die erregen hier auf Erden Wohlwollen und erhalten dort Heil als Lohn.' │ Mehr las sie am Halsband, noch nicht an dem Seil: 'Wer gut auf den Weg achten kann, dessen Ruhm wir nie mehr feilgeboten. Der wohnt so gestärkt in lauterem Herzen, dass ihn nie mehr ein Auge übersieht auf dem unsicheren, wankenden Markt.' │ Der Bracke und das Seil waren einem Fürsten durch Minne gesandt worden. Es handelte sich von der Abstammung her um eine junge, gekrönte Königin. Sigune las auf dem Seil von

[181] Da *binden* selbstverständlich auch im Mittelhochdeutschen nicht mit *te*-Suffix im Präteritum konjugiert wurde, stellt sich die Frage, ob Wolfram hier diese Endung wählt, um einen Reim auf das – allerdings höchstwahrscheinlich von ihm selbst erfundene – Wort *gehundet* zu schaffen, oder ob wir nach einem anderen Infinitiv suchen müssen. In Albrechts 'Jüngerem Titurel' (Strophe 1188,1) findet sich die Schreibung *verpundet*. Ein Infinitiv *verpunden* ließe als Neuschöpfung Wolframs/Albrechts auf die nhd. Bedeutung 'mit Punkten versehen' schließen, was meines Erachtens aber weder im 'Titurel' noch im 'Jüngeren Titurel' Sinn macht: Warum sollten die smaragdenen Buchstaben mit Punkten aus Rubinen versehen sein? Es sei denn, man hat sich Smaragde vorzustellen, auf denen Punkte aus Rubinen die einzelnen Buchstaben bilden. Ein Albtraum für Rot-Grün-Blinde. – Dass die Buchstaben aus Rubinen bestehen, die auf den Smaragden befestigt sind, könnte man allenfalls aus dem 'Jüngeren Titurel', Strophe 5888,1 schließen, wenn man die Zeile *Und die bůchstaben risen von steinen krefteriche* dahingehend interpretiert, dass nicht die steinernen Buchstaben fallen, sondern die Buchstaben von den Steinen herabfallen. Vgl. Textpräsentation von Albrechts 'Jüngerem Titurel'.

[182] Mit *samit* könnte auch ein besonderes, vielfädiges Seidengewebe gemeint sein, das ursprünglich aus dem Orient bzw. aus Ostrom stammte und ab dem 12. Jahrhundert in Spanien hergestellt wurde. Da man daraus neben Kleidung auch Zelte, Pölster oder Bucheinbände herstellte, kann man es sich wohl als einigermaßen stabiles Gewebe vorstellen. Siehe Vavra (2003), Sp. 1341.

dem [Standes-]Unterschied, wer die Königin war und auch [wer] der Fürst: Die waren da beide genannt.

Bei der Königin handelt es sich um Clauditte, welche die Krone des Landes Kanadic von ihrer Schwester Florie geerbt hatte. Florie nämlich starb aus Trauer ihrem Geliebten Ilinot nach, der in ihrem Dienst den Tod gefunden hatte.

155 Diu herzoginne las von der meide an dem seile.
die fürsten ûz ir rîche eines hêrren an si gerten mit urteile.
si sprach in einen hof ze Beuframunde.
dar kômen rîche unt arme ungezalt. man erteilte ir wale an der stunde.

Die Herzogin las von der Jungfrau auf dem Seil. Die Fürsten aus ihrem Reich forderten mit Ratsschluss einen Herrn. Sie [*scil.* Clauditte] rief ihnen einen Hoftag in Beuframunde aus. Dorthin kamen unzählige Mächtige und Arme. Da gab man ihr [*scil.* Clauditte] die Wahl.

Clauditte entschied sich für den Herzog Ehkunat von Salvasch Florien, dessen Name ‘Von der Wilden Blume’ bedeutet.

158 Sît er von der wilde hiez, gegen der wilde
si sante im disen wiltlîchen brief, den bracken, der walt unt gevilde
phlac der verte, als er von arte solte.
ouch iach des seiles schrift, daz si selbe wîplîcher verte hüeten wolte.

159 Schoynatulander mit einem vederangel
vienc aschen unt vorhenne, die wîle si las, unt der fröude den mangel,
daz er sît wart vil selten der geile.
diu herzogin lôste ûf den stric durch die schrift ûz ze lesene an dem seile.

Weil er nach der Wildnis hieß, sandte sie ihm in die Wildnis diesen wilden Brief, den Bracken, der durch Wald und Feld dem Weg folgte, wie er von seiner Art her sollte. Auch sagte die Schrift des Seils, dass sie selbst einer Frau gemäße Wege gehen wollte. | Während sie las, fing Schionatulander mit einer Federangel Äschen und Forellen und den Mangel an Freude, sodass er später nie mehr froh wurde. Die Herzogin löste den Strick, um die Schrift an dem Seil zu Ende zu lesen.

Da läuft der Bracke davon. Sigune versucht zwar noch, ihn an dem Seil festzuhalten, doch die darauf befestigten Edelsteine reißen ihr nur die Handflächen auf. Wie Ehkunat muss nun auch sie das Tier samt dem wertvollen Seil laufen lassen. Der angelnde Schionatulander hört das Hundegebell, zieht daraus die richtigen Schlüsse, wirft die Angel hin und läuft dem Bracken hinterher. Dabei werden seine nackten Füße und Beine arg zerkratzt. Den Hund kann er dennoch nicht einfangen und kehrt unverrichteter Dinge zu Sigune zurück.

168 Si kôs im vil wunden an beinen unt an füezen.
si klagt in, er klaget ouch si. nu wil sich diz mære geunsüezen,
dô diu herzogin begunde sprechen
hin ze im nâch der schrift an dem seile. diu flust muoz nu vil sper zerbrechen.

169 Er sprach: ‘ich vriesch ie wênec der seile überschribene.
brieve, buoch, en franzoyse – ich weiz wol. solch kunst ist mir niht diu belibene:
dâ læse ich an, swaz dâ geschriben wære.
Sigûne, süeziu maget, lâ dir sîn die schrift an dem seile gar unmære!’

170 Si sprach: ‘dâ stuont âventiure an der strangen.
sol ich die niht zende ûz lesen, mir ist unmære mîn lant ze Katelangen.
swaz mir iemen rîcheit möhte gebieten,
unt obe ich wirdec wære ze nemene, dâ für wolt ich mich der schrifte nieten.[’]

> Sie besah seine vielen Wunden an den Beinen und Füßen. Sie beklagte ihn, er beklagte auch sie. Nun wird diese Geschichte bitter werden, da die Herzogin ihn auf die Schrift an dem Seil ansprach. Deren Verlust wird nun viele Speere zerbrechen. ‖ Er sprach: 'Ich habe noch nie etwas von beschrifteten Seilen gehört. Briefe, Bücher, auf Französisch – die kenne ich wohl. Solche Kunst ist mir nicht fremd geblieben: Da läse ich, was daran geschrieben wäre. Sigune, liebes Mädchen, vergiss die Schrift auf dem Seil!' ‖ Sie sprach: 'Da stand Aventiure an dem Strang. Wenn ich die nicht zu Ende lesen darf, will ich mein Land Katelangen vergessen. Welche Reichtümer auch immer mir jemand anböte und selbst wenn sie anzunehmen ich würdig wäre, ich würde stattdessen nach der Schrift verlangen.'

Da schwört Schionatulander, eher Leben und Ruhm zu verlieren, als ohne das Brackenseil zu Sigune zurückzukehren. Sigune ihrerseits verspricht ihm im Falle seines Erfolgs alles, was eine Jungfrau ihrem Geliebten zu geben habe.

3. Konrad Fleck: Flore und Blanscheflur[183]

Der Roman, der auf einer altfranzösischen Fassung des ‘Flore et Blancheflor’-Stoffs basiert und im Vergleich zu seiner wahrscheinlichen Vorlage auf den beinahe dreifachen Umfang erweitert wurde,[184] stammt von Konrad Fleck. Der Name des Autors ist lediglich dank der Erwähnung durch Rudolf von Ems bekannt. In seinem ‘Willehalm von Orlens’ (zwischen 1235 und 1243[185]) zählt Rudolf Konrad bereits zu den Verstorbenen. So ist denn auch nur sicher, dass ‘Flore und Blanscheflur’ vor Rudolfs Roman entstanden ist.[186]

An einem Frühlingstag erzählen zwei Schwestern in erlauchtem Kreise eine Geschichte:
Der heidnische König Fenix überzieht das christliche Land mit Krieg. Dabei tötet er auch einen Grafen von Kerlingen, der eine schwangere Tochter hinterlässt. Dem König gefällt die junge Christin und er schenkt sie seiner Gemahlin. Die beiden Frauen verstehen einander bald sehr gut, besonders als sie feststellen, dass sie zur gleichen Zeit ihre Kinder gebären sollen. Tatsächlich bringen sie diese am selben Tag – Ostern – zur Welt. Die Tochter der Christin wird auf den Namen Blanscheflur getauft, der Sohn der Heidin Flore genannt. Die beiden Kinder wachsen gemeinsam auf und lachen jedes Mal, wenn sie einander ansehen. Als sie fünf Jahre alt sind, beginnt der König, sich Gedanken über die Erziehung seines Sohnes zu machen:

	Daz fünfte jâr was vervarn:	Das fünfte Jahr war vergangen:
	dô begunde der künec warn,	Da wurde der König gewahr,
	daz Flôre sich sô wol verstuont.	dass Flore sehr verständig war.
630	er tet als noch die wîsen tuont,	Er handelte, wie noch heute die Klugen handeln,
	die liebiu kint durch wîsen rât	die liebe Kinder durch gelehrten Unterricht
	lêrent sunder missetât	in Zucht, Ehre und Tugend,
	zuht, êre unde tugent;	ohne darin fehlzugehen, unterweisen;
	wan den kinden in der jugent	denn den Kindern nützen in der Jugend
635	die lêre aller meiste frument,	die Lehren am meisten,
	die dâ nâch ze nutze kument,	die ihnen dann später von Nutzen sind,
	sô sie beginnent sich verstân.	wenn sie zu Verstand gekommen sein werden.
	ûf der bezzerunge wân	In der Hoffnung, ihm Gutes zu tun,
	sazt er sînen sun zen buochen.	setzte er seinen Sohn zu den Büchern.

Bei den Büchern sitzen will Flore jedoch nicht alleine; er besteht darauf, dass auch seine Freundin Blanscheflur in den Genuss von Bildung kommt. Ohne sie würde er ohnehin nichts lernen. Der Vater stimmt bereitwillig zu und wählt für die beiden Kinder einen gelehrten Verwandten aus derselben Stadt als Lehrmeister aus.

[183] Mhd. Text zitiert nach Flore und Blanscheflur (1973). Nhd. Übersetzung, sofern nicht anders angegeben, von E. M.; vgl. auch Martschini (2009).
[184] Ganz (2010), Sp. 745f.
[185] Bumke (2004a), S. 237.
[186] Ganz (2010), Sp. 744.

Flore und Blanscheflur lernen schnell. Wie ihr Wissen entwickelt sich auch ihre Beziehung:

	nû begunden sie lesen	Nun begannen sie, immerfort
	diu buoch von minnen allezan.	die Bücher über Minne zu lesen.
	dâ funden sie geschriben an	Darin fanden sie viel
715	von minnen vil manegen list,	verschiedenes Wissen über die Liebe geschrieben,
	der uns an den buochen ist	die uns durch lateinisch gebildete Männer
	von wîsen pfaffen verliben.	in Büchern überliefert wurden.
	dâ bî funden sie geschriben,	Darunter fanden sie geschrieben,
	wie manegem, der nâch minnen ranc	wie manchem, der nach Liebe strebte,
720	missegie und ouch gelanc.	Misserfolg oder auch Erfolg zuteil wurde.

Sie vergleichen das Gelesene mit dem eigenen Leben und Empfinden und stellen fest: Sie sind verliebt. Fortan pflegen sie ihre Liebe, wie die Literatur es sie lehrt. Besonders in ihrer Freizeit, nach dem Unterricht, geben sie sich Liebe, Literatur und Natur hin:

820	an ir tävelîn sie dâ schriben	Da schrieben sie an ihre Täfelchen
	von den bluomen wie sie sprungen,	über Blumen, die erblühten,
	von den vogelen wie sie sungen,	über Vögel, die sangen,
	von minnen vil und anders niht;	viel über Liebe und über anderes nichts;
	dâ von was gar ir getiht:	davon war ihr dichterisches Schreiben ganz erfüllt:
825	von minnen was in sorgen buoz,	Minne hielt alle Sorgen von ihnen fern,
	von minnen was ir unmouz.	Minne war ihre ganze Beschäftigung.
	der flîz was in gemeine.	Der Eifer war ihnen gemeinsam.
	ir tävelîn was von helfenbeine,	Ihre Täfelchen waren aus Elfenbein,
	schœniu griffelîn von golde.	die schönen Griffel aus Gold.

Diese wertvollen Schreibutensilien sind Geschenke des Königs, der beiden Kindern sehr zugetan ist.

So vergeht die Zeit.

	got hâte den kinden gegeben,	Gott hatte den Kindern gegeben,
	daz sie in fünf jâren	dass sie in fünf Jahren
	dar zuo komen wâren,	so weit gekommen waren,
	daz sie kunden vor den liuten	dass sie vor anderen
840	in latîne betiuten	auf Latein alles ausdrücken konnten,
	allez, daz ir wille was;	was sie wollten;
	wan sie der meister, der in las,	denn der Meister, der sie unterrichtete,
	flîzeclîche lêrte.	lehrte sie mit großem Fleiß.

Neben dem Lernen frönen Flore und Blanscheflur aber allzu sehr ihrer Zuneigung zueinander, sodass die Leute bereits zu tuscheln beginnen. Der König macht sich Sorgen um die Ehre seines Sohnes, der sich nicht auf Dauer mit dem Christenmädchen abgeben und darüber alle anderen Frauen vergessen solle. Um ihn von Blanscheflur abzubringen, zieht Fenix in Erwägung, Blanscheflur zu töten. Er unterbreitet diesen Plan der Königin, die mit einem besseren Vorschlag aufwarten kann.

	sî sprach: ‘herre, nû vernement:	Sie sprach: ‘Herr, hört mir zu:
	mîn rât ist, daz ir gestement	Mein Rat ist, dass Ihr Euren Zorn,
	iuwern zorne, den ir hânt,	den Ihr hegt, zähmt
	unde daz ir niht enlânt	und dass Ihr Flore
945	Flôren hie heime wesen,	nicht mehr hier bleiben
	weder tihten noch lesen	und mit Blanscheflur
	mit Blanscheflûr mêre,	weder dichten noch lesen lasst,

	unz er sînn sin bekêre von der megede anderswar.[’]	bis er sein Denken von der Jungfrau weg und woanders hin kehre.’

Flore soll unter dem Vorwand, sein Lehrer sei erkrankt, zur Schwester der Königin nach Muntore gebracht werden. Blanscheflur will man bei ihrer vorgeblich kranken Mutter – wenn man ihr mit dem Tod drohe, werde die schon mitspielen – behalten. Man würde den Kindern einreden, Blanscheflur würde nach Muntore nachreisen, sobald sich die Mutter erholt hätte. Begeistert ob der Klugheit seiner Gattin informiert der König sogleich seinen Sohn darüber, dass der arme Lehrer krank sei und er, Flore, daher nach Muntore, Blanscheflur aber bei ihrer ebenfalls kranken Mutter bleiben müsse. Beruhigend versichert der König:

1026	sô sende ich dir iesâ dîne gespil, diu samt dir liset, swenne ir muoter geniset.	Wenn ihre Mutter genesen ist, schicke ich dir sogleich deine Gespielin, die mit dir liest.

Flore ist erzürnt und ahnt auch, dass es seinem Vater darum geht, ihn von Blanscheflur zu trennen. Niedergeschlagen begibt er sich zur Freundin, die ihm von einem Traum erzählt: Zwei Tauben seien durch einen Habicht getrennt worden. Da erklärt Flore den Traum mit der Entscheidung seines Vaters und beklagt sein Unglück. Auch Blanscheflur ist von den unerfreulichen Neuigkeiten zutiefst getroffen.

	dô zôch sî ûz ir griffelîn 1245 ûz ir griffelfuoter. Flôre der enhuoter, sî wolte sich erstechen, ir leit tumplîche rechen, als sî daz herze ermante.	Da zog sie ihr Griffelchen aus ihrem Griffelfutteral. Wenn Flore sie nicht davor bewahrt hätte, hätte sie sich erstochen um ihr Leid auf törichte Weise zu rächen, wie das Herz es ihr eingab.

Zum Glück kann Flore sie davon abhalten. Er redet ihr gut zu und verspricht, sich auf die Suche nach ihr zu machen, wenn sein Vater sie nicht innerhalb der versprochenen zwei Wochen zum ihm schickte. Unter keinen Umständen werde er sie vergessen. Daraufhin schwören die beiden kindlichen Liebenden einander quasi einen Treueeid:

	Dô nâmen sie ir griffelî, beidiu er unde sî, und gap er ir das sîne; ‘nû nement ouch daz mîne’ 1325 sprach diu vil getriuwe. ‘mir muoz iemer niuwe, friunt, iuwer minne sîn.’ ‘und ir mîn stætiu friundîn.’ sprach Flôre wider sî. 1330 dô nam sî daz griffelî und ergap in gote.	Da nahmen sie ihre Griffelchen, sowohl er als auch sie, und er gab ihr das seine. ‘Nun nehmt auch das meine’, sprach die Treueste. ‘Mir muss Eure Minne, Liebster, immer wieder neu sein.’ ‘Und Ihr müsst meine treue Freundin sein’, entgegnete ihr Flore. Da nahm sie das Griffelchen und befahl ihn Gott.

Andere Paare tauschen Ringe oder gar Herzen; hier werden Griffel getauscht. Dann kommt auch schon der Bote des Königs und mahnt Flore zum Aufbruch. Liebevoll nimmt dieser Abschied von seiner Freundin.

Bei Onkel und Tante wird Flore freundlich aufgenommen. Doch obwohl man ihn zu unterhalten und abzulenken versucht, ist er, als Blanscheflur nach Ablauf der vereinbarten Frist noch nicht nachgekommen ist, ganz außer sich. Als König Fenix davon erfährt, dass sich sein Sohn das Christenmädchen noch immer nicht aus dem Kopf geschlagen hat, will er Blanscheflur abermals töten lassen. Doch wieder hat seine Frau eine andere Idee: Blanscheflur wird – immerhin zu einem hohen Preis – an babylonische Handelsreisende verkauft. Diese übergeben sie dem Amiral, der ihr Gewicht zwanzigfach in Gold bezahlt. Er beabsichtigt sie zu heiraten, räumt ihr aber eine Frist von einem Jahr ein, als er sieht, dass ihr Herz schmerzlich an einem anderen hängt. In der Zwischenzeit schließt er sie mit zwanzig Jungfrauen in einen geräumigen Turm, von wo Blanscheflur sehnsüchtige Gebete und verzweifelte Klagen zum Himmel schickt.

Derweil überlegt die Königin, wie man Blanscheflurs Verschwinden erklären könnte. Sie lässt den König ein Grabmal in Auftrag geben, um den aus Muntore zurückgekehrten Flore glauben zu machen, seine Freundin sei gestorben. Es ist ein überaus prunkvolles Grabmal aus weißem Marmor und mit goldenen, sprechenden Figuren darauf, die Flore und Blanscheflur darstellen.

	man sach gehouwen buochstaben	Rings um das Grab
	al umbe des grabes ort.	sah man gehauene Buchstaben.
2110	alsus sprâchen disiu wort:	Die Worte sagten das Folgende:
	‘hie lît Blanscheflûr diu guote,	‘Hier liegt die gute Blanscheflur,
	die Flôre minte in sînem muote,	die Flore mit ganzem Herzen liebte,
	und sî in ze gelîcher wîs.	so wie sie ihn.
	sî was sîn friunt, er ir âmîs.’	Sie war seine Freundin, er ihr Geliebter.’

Seinen Untergebenen verbietet der König, Flore auch nur ein Sterbenswörtchen von der wahren Sachlage zu verraten.

In freudiger Erwartung, seine geliebte Freundin wiederzusehen, kommt Flore drei Wochen nach seinem Abschied an den elterlichen Hof zurück. Er fragt nach Blanscheflur, erhält aber zunächst keine Auskunft. Er sucht sie in ihrer Kemenate; dort ist sie nicht. Er fragt seine Mutter, die sich herauszureden versucht. Er fragt noch einmal – und erfährt, dass Blanscheflur tot sei. Schließlich führt ihn die Mutter zum Grabmal.

	hei wie flîzeclîche er las	Ach, wie begierig er
	die guldînen buochstaben,	die goldenen Buchstaben las,
2220	die dâ stuonden ergraben	die dort rings um das Grab
	al umbe des grabes ort!	eingraviert waren!
	weinde sprach er disiu wort:	Weinend sprach er die Worte:
	‘hie lît Blanscheflûr die guote,	‘Hier liegt die gute Blanscheflur,
	die Flôre minte in sînem muote,	die Flore mit ganzem Herzen liebte,
2225	und sî in ze gelîcher wîs.	so wie sie ihn.
	sî was sîn friunt, er ir âmîs.’	Sie war seine Freundin, er ihr Geliebter.’

Schmerz und Trauer überwältigen Flore. Über den Verlust der geliebten Freundin weinend und klagend, erinnert er sich der schönen gemeinsamen Stunden:

	ach wie wir tougen	Ach, wie wir im Geheimen
	samet retten in latîne,	miteinander auf Latein sprachen
	und ich iu an mîme tevelîne	und ich Euch auf meinem Täfelchen
	brievelî von minnen schreip	Liebesbrieflein schrieb –
2290	und ir mir, und uns daz vertreip	und Ihr mir – und wie uns das
	die wîle und die stunde,	die Zeit und die Stunden vertrieb,
	unz mir got des gunde,	so lange bis Gott es mir vergönnte,
	der mir ein teil was ze gram	der [dann] so erzürnt gegen mich war,
	daz er mir die fröude nam,	mir diese Freude zu nehmen,
2295	ê dan ich missetæte.	noch bevor ich Schuld auf mich laden konnte.

Da Flore ohne seine Blanscheflur nicht weiterleben will, fleht er den Tod an, sich seiner zu erbarmen. Das soll noch am selben Tag geschehen.

2355	Dâ mite sweic der jungelinc.	Damit schwieg der Jüngling.
	nâch tôde was sîn gerinc;	Er sann auf den Tod;
	daz wart an sînn gebærden schîn	das zeigte sich an seinem Verhalten.
	er zôch ein guldîn griffelîn	Er zog ein goldenes Griffelchen
	ûz sînem griffelfuoter	aus seinem Griffelfutteral –
2360	verholen vor sîner muoter,	versteckt vor seiner Mutter,
	diu mit im dar kam	die mit ihm gekommen war
	und es genôte war nam.	und es [trotzdem] genau sah.
	als er den griffel ane sach,	Als er den Griffel ansah,
	heize weinende er sprach	vergoss er heiße Tränen und sprach:
2365	‘owê griffel hêre,	‘Oh weh, verehrter Griffel,
	nû hân ich niht mêre	nun besitze ich
	von mîner lieben friundîn	von meiner Liebsten nicht mehr
	wan herzeleides unde dîn.	als Herzeleid und dich.
	sî bat mich dîn wol bewarn,	Sie bat mich dich sorgfältig aufzubewahren,
2370	so ich zuo Muntôre solte varn	als ich nach Muntore fahren sollte
	und ich ze jungest schiet hinnen	und erst kürzlich von hier schied.
	sî sprach ‘ich wil dir ze minnen	Sie sprach: ‘Ich will dir zum Zeichen der Liebe
	geben diz schœne griffelîn,	dieses schöne Griffelchen geben,
	daz dû dâ bî gedenkest mîn,	damit du bei seinem Anblick meiner gedenkst,
2375	swaz dir oder mir geschehe.	was dir oder mir auch geschehen mag.
	got well, daz ich dich schiere sehe.’	Gott gebe, dass ich dich bald wiedersehe.’
	daz was ir jungeste wort.	Das waren ihre letzten Worte.
	nû bin ich hier, sô ist sî dort.	Nun bin ich hier und sie ist dort.
	daz ist ungeselleclich.	Das ist nicht so, wie es sich für Geliebte gehört.
2380	owê griffelîn, nû füere mich	Oh weh, Griffel, nun führe mich
	ze Blanscheflûr, swâ diu ist;	zu Blanscheflur, wo auch immer die ist;
	wan dû ein urkünde bist	denn du bist ein Zeugnis
	der liebe, die wir hâten.’	der Liebe, die zwischen uns bestand.’
	Flôre was dô verrâten,	Flore war da verwirrt,
2385	wande in begunde	weil es ihn zu dieser Stunde
	vor leide dâ ze stunde	vor lauter Unglück
	des tôdes gelüsten.	nach dem Tode gelüstete.
	er kêrte gegen den brüsten	Er richtete die Spitze des Griffels
	den griffel an der spitze.	gegen seine Brust.
2390	er pflac niht guoter witze.	Er war nicht recht bei Sinnen.
	er wolte hân erstochen sich,	Er würde sich erstochen haben,
	wan diu künigîn den stich	wenn die Königin den Stich
	underfuor, daz er niht vollekam,	nicht abgelenkt hätte, sodass er nicht zu Ende geführt wurde,
	und im den griffel genam;	und ihm den Griffel wegnahm;
2395	anders er wære tôt gewesen.	andernfalls wäre er tot gewesen.

Die Königin versucht, Flore von weiteren Selbstmordversuchen abzuhalten, indem sie ihm erklärt, auf diese Weise käme er nicht zu Blanscheflur ins Paradies. Nach Absprache mit dem König erzählt sie ihrem Sohn die ganze Geschichte und lässt ihm auch das leere Grab zeigen.
Voller Hoffnung plant Flore nun seine Reise bzw. Suche nach der Freundin. Der König verflucht, dass er je ins Christenland zog und von dort Blanscheflurs Mutter mitbrachte, ist schließlich aber doch bereit, seinen Sohn für die Fahrt entsprechend auszurüsten. Unter anderem soll Flore einen Pokal, den sein Vater von den babylonischen Händlern für das Christenmädchen bekommen hat, mit sich führen. Neben weiteren Schätzen stellt ihm der König außerdem ein besonderes Pferd zur Verfügung. Dieses ist nicht nur von Natur aus auf einer Seite weiß und auf der anderen rot, sondern trägt auch noch Schrift an seinen Flanken:

	nû hœret wunder, man las	Nun hört etwas Außergewöhnliches: Man sah
	geschriben an sînen sîten:	an seinen beiden Seiten geschrieben stehen:
	‘mich sol niemen rîten,	‘Mich darf niemand reiten,
2775	wan der wert sî der krône.’	der nicht der Krone wert ist.’
	daz was von natûre schône	Das war auf feine Art von der Natur
	entworfen âne mannes list.	ohne Kunst des Menschen gemacht worden.

Sattel und Zaumzeug hingegen sind Meisterwerke der Handwerkskunst und aus edelsten Materialien gefertigt. Von seiner Mutter erhält Flore einen goldenen Ring, der seinen Träger vor allerlei Unbill bewahren soll. Dann nimmt der junge Liebende Abschied und tritt seine Reise an.
Die Spur Blanscheflurs führt Flore und seine Begleiter über das Meer bis nach Babylon, wo der unglücklich Liebende von seinem Wirt Daries dann auch Näheres über Blanscheflurs Aufenthaltsort und über den Amiral, an den die Geliebte verkauft wurde, erfährt: Das Mädchen befinde sich mit anderen Jungfrauen in einem gut bewachten Turm; der Amiral habe die Gewohnheit, sich aus dieser Schar eine Gemahlin zu nehmen, diese aber nach einem Jahr beseitigen zu lassen. Dabei habe er ihrer zahlreichen Vorzüge wegen ein Auge auf Blanscheflur geworfen, die darum jeden Morgen mit ihrer Freundin Claris an sein Bett kommen müsse. Da Flore trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren auf einem Rettungsversuch Blanscheflurs besteht, rät Daries ihm, wie er einen der vier Turmwächter im Schachspiel überlisten und damit zur Hilfe zwingen könnte. Der Plan geht auf und nach langen Tagen des Wartens und der Vorbereitungen wird Flore – in einem Rosenkorb versteckt – in den Turm gebracht. Durch einen Irrtum landet er jedoch im Gemach der guten Claris, die zum Glück die Fassung bewahrt und die beiden Liebenden zueinander führt.
Zwanzig Tage lang kann Flore mit Claris’ Hilfe unbemerkt in Blanscheflurs Gemach versteckt werden. Eines Morgens jedoch schläft Blanscheflur in Flores Armen wieder ein, sodass

Claris ohne sie beim Amiral erscheint. Dieser fragt erstaunt, was denn heute mit Blanscheflur los sei. Rasch denkt Claris sich eine Antwort aus:

6220	‘dâ hât sî niht vollendet	‘Sie hat da ihr Gebet noch nicht
	ir gebet’, sprach diu maget.	zu Ende gesprochen’, sagte die Jungfrau.
	‘alle naht, unz ez taget,	‘Jede Nacht liest sie bis zum Morgengrauen
	liset sî an ir salter,	in ihrem Psalter,
	daz iuch got an iuwer alter	damit Gott Euch bis ins Alter
6225	mit genâden bringe[.’]	gnädig sei.’

Gerührt lässt der Amiral Blanscheflur ihre Verspätung noch einmal durchgehen. Als Claris am nächsten Morgen jedoch abermals ohne ihre Freundin erscheint, meint er bezüglich Blanscheflurs:

	[‘]sî bitet hiute lange,	‘Sie bittet heute lange [darum],
	daz mich got wol bewar.	dass Gott mich wohl bewahren möge.
6320	sî möhte einen salter gar	Sie könnte ruhig einen Psalm
	hiute wol hân überlesen.’	übersprungen haben.’[187]

Der Amiral schickt einen Boten, Blanscheflur zu holen. Dieser sieht die schlafende Jungfrau mit Flore im Bett, hält den Jüngling seiner Jugend wegen aber auch für ein Mädchen und meldet diesen merkwürdigen Umstand seinem Herrn. Da nimmt der Amiral die Sache und sein Schwert selbst in die Hand und stöbert die schlafenden Liebenden auf. Er bezwingt sein unmittelbares Verlangen, die beiden an Ort und Stelle zu töten, und lässt sie stattdessen gefesselt am Hoftag, der eigentlich einberufen wurde, damit der Amiral sich eine neue Ehefrau wählen könnte, vorführen. Vor der Stadt sollen Flore und Blanscheflur verbrannt werden. Doch ihre unverbrüchliche Liebe – eines will für das andere sterben, aber nicht ohne es leben – rührt die anwesenden Edlen, sodass sie den Amiral dazu bringen, den kindlichen Liebenden das Leben zu schenken. Nachdem Flore die ganze Geschichte von vorne bis hinten erzählt hat, stiftet der Amiral die Ehe zwischen den beiden und macht Flore zum Ritter. Er selbst vermählt sich mit Claris.

Mitten in die Feierlichkeiten hinein kommen die Nachricht vom Tode König Fenix’ und die dringende Bitte an Flore, daheim seine Herrscherpflichten zu übernehmen. Mit Geschenken des Amirals bedacht, nimmt er mit Blanscheflur und seinem Gefolge Abschied.

Zuhause in Spanien konvertieren Flore und seine Leute zum Christentum. Endlich kann auch die Hochzeitsnacht stattfinden. – Als Flore und Blanscheflur etwa 35 Jahre alt sind, wird ihnen die Tochter Berhte geboren, die spätere Mutter Karls des Großen. Flore und Blanscheflur sterben am selben Tag und werden selbstverständlich miteinander bestattet.

[187] Für die Verse 6320f. wäre auch folgende Übersetzung möglich: *Sie hat heute wohl / einen ganzen Psalter von vorne bis hinten durchgelesen*. Vgl. Martschini (2009), S. 201f.

4. Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens[188]

Der ‘Willehalm von Orlens’ des Rudolf von Ems entstand zwischen dessen zweigeteilten Arbeiten am ‘Alexander’[189] zwischen 1235 und 1243.[190] Auftraggeber war der Reichsschenk Konrad von Winterstetten, der enge Kontakte zum staufischen Hof unterhielt. Die – nicht erhaltene[191] – französische Vorlage hat Konrad nach eigenen Angaben vom schwäbischen Ministerialen Johannes von Ravensburg erhalten.[192] Das Werk ist in insgesamt 29 Textzeugen überliefert[193] und umfasst 15.664 Verse.[194]

Im Kampf gegen seinen Nachbarn Jofrit von Brabant fällt Willehalm von Hennegau. Seine Witwe Ylie bringt einen Sohn, den kleinen Willehalm, zur Welt. Erst danach erzählt man ihr vom Tod ihres Mannes. Entgegen dem Rat ihrer Untergebenen besteht Ylie darauf, beim Begräbnis Willehalms anwesend zu sein und die Leiche zu sehen.

1756	[...] si kam da hin,	Sie kam dort hin,
	Do messe halb gesungen was	als man gerade mitten in der Messfeier war
	Und den ebengelien man gelas	und aus den Evangelien las
	Und do dar nach ze opher gie.	und danach zur Kommunion ging.

Bei Anblick ihres toten Mannes stirbt Ylie.

Jofrit nimmt den kleinen Willehalm zu sich, um ihn zu erziehen. Dazu gehört auch eine standesgemäße Ausbildung, deren erste Stufe die geistige Bildung umfasst:

	Das kint an sålden riche	Das glückreiche Kind
2755	Lerte man latine do,	lehrte man da Latein,
	Sunder slege und an dro	ohne Schläge und Drohungen
	Gelernet es des jares zil	lernte es innerhalb eines Jahres
	Latine wol und also vil	gut Latein und so viel,
	Das man im des můste jehen,	dass man ihm zugestehen musste,
2760	Wåri es in fúnf jaren beschehen,	dass, wäre es in fünf Jahren geschehen,
	Im wåri wol gelungen;	es eine hervorragende Leistung gewesen wäre;
	Von menger hande zungen	aus aller Herren Länder
	Vil maister zůhin kerten,	kamen viele Lehrer zu ihm,
	Die es die sprache lerten	die es die Sprache zu sprechen
2765	Reden und an bůchen lesen.	und in Büchern zu lesen lehrten.
	Mit willen ez begunde wesen	Es nahm willig auf,
	Swa man es lerren wolte	was man es lehren wollte
	Und da es lernen solte.	und was es da lernen sollte.

[188] Mhd. Text zitiert nach Willehalm von Orlens (1905). Nhd. Übersetzung, wenn nicht anders angegeben, von E. M.
[189] Walliczek (2010), Sp. 322f.
[190] Bumke (2004a), S. 237.
[191] Walliczek (2010), Sp. 335.
[192] Walliczek (2010), Sp. 323f.
[193] Walliczek (2010), Sp. 334.
[194] Siehe Willehalm von Orlens (1905).

	Bi den bůchen ez belaip	Bei den Büchern blieb es,
2770	Unz es das sibende jar vertraip	bis das siebente Jahr vergangen war
	Und es wart ah jar alt.	und es acht Jahre alt wurde.

Erst danach erfolgt die Ausbildung in den körperlichen Fertigkeiten.

Von einem Knappen erfährt Willehalm, dass Jofrit nicht sein leiblicher Vater ist. Das weckt in ihm den Wunsch, sich an einem fremden Hof zu vervollkommnen. Er macht sich auf den Weg nach England, wo er Aufnahme am Königshof findet und der jungen Amelie, König Reinhers Tochter, als Spielkamerad zugewiesen wird. So wächst Willehalm zu einem jungen Burschen heran, lernt viel und unterhält Amelie und die anderen jungen Damen mit Spiel, aber auch mit Lektüre:

	Als er zů den frŏwen kam,	Als er zu den Damen kam,
	So spilt er und dú raine,	spielten er und die Reine,
3920	Min frŏwelin das claine,	mein kleines Fräulein,
	Etlicher hande spil,	mancherlei Spiel,
	Da mit si kurzewile vil	mit dem sie den anderen Frauen
	Den andern vrŏwen macheten,	viel Unterhaltung boten
	Das si ir baider lacchetent.	und sie damit zum Lachen brachten.
3925	Do des genůc getriben was,	Wenn man das ausreichend getrieben hatte,
	So nam er ain bůch und laz	nahm er ein Buch und las
	In francos ie eteswas,	ihnen irgendetwas Französisches vor,
	Da mit er sich in liebte bas.	wodurch sie ihn noch mehr liebten.

Doch nicht nur macht sich Willehalm durch das Vorlesen französischer Texte bei den Damen beliebt; er selbst verliebt sich unsterblich in Amelie. Er gesteht ihr seine Liebe, wird jedoch vorerst von ihr zurückgewiesen. Er verweigert jede Nahrungsaufnahme, bis man um sein Leben fürchtet. Amelie und ihre Mutter Beatrise besuchen den Sterbenden. Endlich erbarmt sich Amelie des liebeskranken Willehalm. Dieser beginnt wieder zu essen und erstarkt. Amelie fordert nun, dass Willehalm sich als ihr Ritter bewähre. Für die Zeit von Willehalms Abwesenheit soll Pitipas den Botendienst zwischen den beiden Liebenden übernehmen.

Willehalm begibt sich zur Schwertleite zu seinem Ziehvater Jofrit nach Brabant. Anschließend bereitet er sich auf ein Turnier in Komarzi vor. Dort überbringt ihm Pitipas einen Brief Amelies und sagt:

	[']Herre, si hat iu gesant	'Herr, sie hat Euch diesen Brief
6265	Disen brief, den sont ir lesen,	gesandt, den sollt ihr lesen,
	Si bat úch gemant des wesen	sie bat Euch, dessen eingedenk zu sein,
	Des ir gesriben vindent dran.'	was Ihr darin geschrieben findet.'
	Do naic der hohgemůte man	Da verneigte sich der edle Mann
	Der schrift und ŏch der vrŏwen sin.	vor der Schrift und auch vor seiner Dame.
6270	Den brief hat ain fingerlin	Den Brief besiegelte ein kostbares
	Tuire unde claine	und zierliches Ringlein
	Mit ainem edeln staine	mit einem Edelstein;
	Besigelt; das lost er zehant.	das löste er sofort.
	Das er an dem briefe vant	Was er in dem Brief fand,
6275	Das besach er und las	untersuchte er und las
	Den brief, als er gesriben was.	den Brief, wie er geschrieben war.

Es handelt sich um einen Liebesbrief, dessen Inhalt hier wiedergegeben ist und in dem Amelie Willehalm daran erinnert, den Sommer über ihr Minneritter zu sein. Willehalm liest den Brief zu Ende.

	An dem brief stůnt niht mer.	In dem Brief stand nicht mehr.
	Als in der degen můtes her	Als ihn der Held in freudiger Stimmung
	Frǒlich gar úber las,	[und] fröhlich ganz und gar durchgelesen hatte,
	Er sprach ‘frúnt Pitipas,	sprach er: ‘Freund Pitipas,
6325	Belip! la schaffen din gemach,	bleib! Mach es dir bequem,
	Unz das ich kome!’ [...]	bis ich komme!’

Beim Turnier besiegt Willehalm König Gilbert von Aragon und Arialt, den Grafen der Provence, wodurch er sich Feinde macht, aber auch Ruhm erntet. Nachdem er sich so zum ersten Mal bewährt hat, schreibt er einen Antwortbrief an seine geliebte Amelie:

6830	[...]	
	Do gie der edel wise man	Da ging dann der edle weise Mann
	In aine kamer allaine dan	ganz allein in eine Kammer,
	Und der stolze Pitipas,	dazu der treue[195] Pitipas,
	Nieman mer bi im was.	sonst war niemand bei ihm.
6835	Do schrab er mit siner hant	Da schrieb er eigenhändig
	Ainen brief gen Engellant	der Schönen und der Lieblichen
	Der clarun und der sůzen.	einen Brief nach England.
	Er kunde schone grůzen	Er verstand es,
	Ir lip, ir hohgemůte,	mit seinen süßen Worten,
6840	Ir tugent, ir rainen gůte	die sein Brief ihr überbrachte,
	Mit herzen und mit sinnen	ihre Erscheinung, ihren Edelmut,
	Und mit unvalschen minnen	ihre Tugend und ihre reine Güte zu loben
	Mit sinen sůzen worten gar	mit Herz und Verstand
	Die sin brief ir brahte dar.	und mit aufrichtiger Liebe.

Willehalm nimmt auf Amelies Forderungen Bezug, indem er sich ganz in ihren Dienst stellt, und überhäuft seine Dame mit wohlformuliertem Lob. Schließlich wird das Schreiben dem treuen Pitipas übergeben:

	Als do der brief gesriben was,	Nachdem er den Brief geschrieben hatte,
	Er sprach ‘vil lieber Pitipas,	sprach er: ‘Liebster Pitipas,
	La dir wol bevolhen sin	ich lege dir dringend ans Herz,
6910	Das du von mir die vrǒwen min	dass du mir meine Dame liebevoll
	Grůzest minnecliche,	von mir grüßt,
	Das ich dich iemer riche,	auf dass ich dich immer reichlich belohnen werde,
	Und wis mit ståten trúwen mir	und sei mir mit beständiger Treue
	Getrúwe und ane wanc und ir	treu und ohne zu wanken oder fehlzugehen
6915	Und wis gewis, und sol ich leben,	und erweise dich als zuverlässig, und ich werde dir, solange ich lebe,
	Ich wil dir lihen unde geben:	Lehen und andere Geschenke geben:
	Des wil ich fůgen dir so vil	Davon will ich dir so viel zukommen lassen,
	Das ich fúr war dich trǒsten wil	dass ich dich darüber hinwegtrösten kann,
	Das din kúnne nie me gewan	dass dein Geschlecht nie
6920	Ainen also richen man.	einen so reichen Mann zu den Seinen gezählt hat.
	Wiltu úns getrúwe sin?’ –	Willst du uns Treue schwören?’ –

Selbstverständlich übernimmt Pitipas diese Aufgabe

[195] Das Adjektiv *stolz*, nach Lexer (1992), S. 212, *töricht, übermütig*; *stattlich, prächtig, herrlich, hochgemut*, scheint mir hier nicht gut zu passen.

Das Turnier löst sich auf und Willehalm macht sich auf den Weg zu Bernant, seinem Großvater mütterlicherseits, in die Normandie. Bernant berichtet seinem Enkel vom Tod Ylies und übergibt ihm mangels anderer Erben seine Ländereien. Nach sieben Tagen reitet Willehalm weiter zum Turnier am Poye. Dort besiegt er zuerst König Avenis von Spanien, danach König Gerion. Als man sich zum Essen begibt, kommt Pitipas und bringt einen weiteren Brief von Amelie. Willehalm fragt den Boten, wie sich die geliebte Dame befinde, und erhält zur Antwort:

	‘Herre, wol und nie so wol.	‘Herr, so gut wie noch nie zuvor.
	Dirre brief iu sagen sol	Dieser Brief wird Euch
	Ir dienst me danne ich	ihre Ergebenheit mehr zeigen
	Mit rede kunne gevlizen mich	als ich es zu sagen vermöchte,
7555	Gůtes unde übergůtes	[dazu] Gutes und Übergutes
	Und minnecliches můtes.’	und ihre Verliebtheit,’
	Den brief gap er im in die hant.	Er übergab ihm den Brief.

Willehalm liest Amelies zweiten Brief, in dem sie auch auf das eingeht, was sie in Willehalms Schreiben gelesen und von Pitipas über das Turnier am Poye gehört hat:

	Do ich dinen brief gelas	Nachdem ich deinen Brief gelesen
	Und mir gesaget Pitipas	und mir Pitipas gesagt hatte,
	Das du nach ritters eren	dass du dich, um ritterliche Ehren zu erlangen,
7590	zem Poý woltest keren	zum Poye wenden
	Und da min ritter woltest sin,	und dort als mein Ritter kämpfen wolltest,
	Do wunschete dir das herze min	da wünschte dir mein Herz,
	Das dir der pris geschehe	dass dir der Ruhm zuteil würde,
	Das man dir gåben såhe	dass man dir den Kuss
7595	Den kus, den sperwer uf die hant.	und den Sperber auf die Hand geben sähe.

Willehalm freut sich über Amelies Schreiben:

7617	Do der tugentricher man	Nachdem der tugendreiche Mann
	Den brief gelas und das er dran	den Brief gelesen hatte und was er darin gefunden
	Vant, do fröte sich der degen.	hatte, da freute er sich der Held.

Am nächsten Tag geht das Turnier weiter. Willehalm erringt Ruhm und Ehre. Der von Amelie angesprochene Sperberpreis soll der Tochter des Grafen Olivier verliehen werden, doch diese übergibt ihn Willehalm als dem besten Ritter, was bei manch anderen Neid und Hass hervorruft, sodass sie sich in sechs Wochen bei einem Turnier in Kurnoy revanchieren wollen. Nur König Avenis von Spanien kann nicht dorthin kommen, weil er bereits einen Termin beim englischen König hat.

Der ahnungslose Willehalm hingegen schreibt nach den Turniererfolgen einen Antwortbrief an seine Amelie:

	Der ellethafte wigant	Der tapfere Held
8020	Schrab ainen brief mit siner hant	schrieb der süßen Amelie,
	Der sůzen Amalien,	seiner trauten Freundin,
	Siner trut amien,	eigenhändig einen Brief;
	Den solt ir bringen Pitipas.	den sollte Pitipas ihr bringen.
	Nu hȍrent wie er geschriben was!	Hört nun, wie der geschrieben war!

In seinem Schreiben legt Willehalm Amelie in blumigen Worten dar, wie gut es ihm dank ihrer gehe, und bittet sie, nicht länger an seiner Liebe und Ergebenheit zu zweifeln. Außerdem wolle er auf ihren Brief hin schnellstens zu ihr kommen.

Nachdem Willehalm das Schreiben beendet hat, übergibt er es an Pitipas:

	Do er den brief also gesrab,	Nachdem er den Brief auf diese Weise geschrieben hatte,
	Unlange da bi im belab	blieb Pitipas nicht mehr lange bei ihm;
	Pittipas, er sant in dan.	er schickte ihn weg.
	Im gab der tugentriche man	Der tugendreiche Mann gab ihm
8085	Goldes zehen marke do	da zehn Mark in Gold
	Und schůf es mit im also	und trug ihm auf,
	Das er die rainen sůzen	dass er die Reine, Süße
	Schone solte grůzen.	geziemend grüßen lassen sollte.
	Dis tet er: von dan er lief	Das tat er: Er eilte von dannen,
8090	Do im gesriben was der brief	als ihm der Brief geschrieben war,
	Als in sin sålic herre schraib.	wie ihn sein glücklicher Herr geschrieben hatte.

Während sich Willehalm bei seinem Verwandten Johann aufhält, reist der spanische König Avenis nach England, verbrüdert sich mit König Reinher und bekommt dessen Tochter Amelie zur Frau versprochen. Diese ist verzweifelt. Pitipas rät ihr, sich in einem Schreiben an Willehalm zu wenden:

	‘Vrǒwe’, sprach der knappe do,	‘Herrin’, sprach da der Knappe,
	‘Ir sont iuch niht verclagen so!	‘Ihr sollt Euch durch Klagen nicht so zugrunde richten!
8225	Lant iu den jamer verren	Lasst euch den Schmerz lindern
	Und schribent minem herren	und schreibt meinem Herrn
	Alles das iu werre,	alles, was Euch belastet,
	So wais ich wol, min herre	so bin ich sicher, dass sich mein Herr
	Erdenket etlichen list	etwas ausdenkt,
8230	Der núze vil iu baiden ist.’ –	das Euch beiden hilft.’ –

Amelie befolgt Pitipas’ Ratschlag:

	Do gie die juncvrǒwe dan	Da ging die Jungfrau weg
8245	Und baite unz ir dú statte wart	und wartete, bis sie die Gelegenheit fand,
	Das si nach klagelicher art	dass sie mit Worten der Klage
	Gesriben mohte ir kumber gar	den Kummer, der in ihrem klagenden Herzen war,
	Der ir clagendem herzen war.	ganz zum Ausdruck bringen konnte.
	Das geschach an ainem tage,	Das geschah noch am selben Tag;
8250	Si srab alsus in sender clage[:]	so schrieb sie mit schmerzlichem Verlagen.

In ihrem Klagebrief erklärt die junge Frau ihrem geliebten Willehalm, dass man sich trennen müsse, obwohl sie darüber mehr als betrübt sei. Ihre Trauer und Verzweiflung äußert sich in Tränen, welche den Brief benetzen:

8287	Der vrǒwen jamer was so groz	Das Leid der Dame war so groß,
	Das si wainende begoz	dass sie da weinend
	Den brief mit ir trǎhene da.	den Brief mit ihren Tränen begoss.

Weder bittet Amelie Willehalm in dem Brief um Hilfe noch verrät sie ihm den Grund für die erzwungene Trennung. Das überlässt sie dem Boten Pitipas. Zu ihm sagt sie:

	‘So nim den brief und var	‘So nimm den Brief und begib dich
8305	An den lieben herren din	zu deinem lieben Herrn
	Und sage im den dienst min	und sage ihm meine Ergebenheit
	Und wie es alles komen si.	und wie alles gekommen ist.
	Ŏch solt du sagen im da bi	Dabei sollst du ihm auch sagen,
	Das er von warhait wisse wol,	dass er sich wahrlich sicher sein kann,
8310	Swenne ich von im schaiden sol,	wenn ich mich von ihm trennen muss,
	Das man mich dar nach niemer me	dass man mich danach nie mehr
	Fro gesiht, swie es er ge.’	fröhlich sehen wird, was auch geschehen mag.’

Pitipas nimmt Amelies dritten Brief entgegen und macht sich damit auf den Weg zu Willehalm:

	Pitipas nam do den prief,	Da nahm Pitipas den Brief;
	Von der kúnegin er lief	er eilte von der Königin weg
8315	Und lie si wainende alda.	und ließ sie weinend zurück.

Das Turnier in Kurnoy beginnt. Da kommt Pitipas zu Willehalm und berichtet ihm, was sich in England ereignet und dass sich Avenis mit Amelie verlobt hat. Erst danach überreicht er seinem Herrn den Brief:

	Er gab dem herren unverzagt	Beherzt gab er dem Herrn
	Den brief. als er da ran gelas	den Brief. Als der darin las,
8560	Wie trureclich ir clage was	wie verzweifelt ihre [*scil.* Amelies] Klage war
	Und wie jåmerliche	und wie kummer- und sehnsuchtsvoll
	Diu vrŏwe jamers riche	die mit Leid überhäufte Frau
	Mit segenne von im urlub nam,	von ihm Abschied nahm,
	Ain jámer in sin herze kam	drang ein Schmerz in sein Herz,
8565	So grosse das sin frŏde starb	so groß, dass durch den schweren Verlust
	Und al sin hoher můt verdarb	sein Frohsinn erstarb
	Durch den grossen ungewin.	und all seine Zuversicht schwand.

Willehalm begibt sich mit einer kleinen Schar nach England, wo er Amelie mit ihrer Zustimmung entführt. Als Reinher und Avenis die Flucht der jungen Frau entdecken, schwören sie Rache. Avenis macht sich mit seinen Männern an die Verfolgung Willehalms und Amelies. Willehalms Schar wählt den falschen Weg und ist schließlich gezwungen, sich bei einer Brücke dem Kampf mit den Verfolgern zu stellen. Willehalm verwundet Avenis, wird dann jedoch selbst gefangen genommen. Der einberufene Rat beschließt, dass er seine Ländereien hergeben und Reinhers Land verlassen muss, dass er nicht mehr sprechen darf, bis Amelie ihn ausdrücklich darum bittet, und dass er den Speer seines Bezwingers in der Wunde stecken lassen muss, bis ihn eine Königin herauszieht. Andernfalls muss er sterben. Willehalm akzeptiert die Bedingungen. Amelie bricht vor Kummer zusammen, als sie davon erfährt.

Ein Ritter erzählt dem stummen Willehalm von einem großen Fest in der Nähe. Willehalm begleitet ihn dorthin, wo ihm Duzabel, die Tochter des Königs Amelot von Norwegen, den Speer aus der Wunde zieht. Der Rekonvaleszente bleibt bis zur vollständigen Genesung am norwegischen Königshof.

Als es an Amelies und Avenis' Hochzeit geht, weigert sich die Jungfrau, einen anderen als Willehalm zu ehelichen. Gegen ihren Willen möchte Avenis sie jedoch nicht nehmen und verlässt daher den englischen Königshof.

Willehalm verbringt den Winter in Norwegen. Als der Frühling anbricht und man Pläne für den Sommer macht, kommen Boten und bringen Nachricht vom dänischen König Witechin:

10540	'Herre, ich wil iuch wissen lan	'Herr, ich will Euch sagen,
	Dur was wir her komen sin.	weshalb wir hergekommen sind.
	Úns hat der kúnic Witechin	Uns hat der König Witechin
	Von Tenemarke her gesant	von Dänemark hergeschickt,
	Das wir rehte tůnt erkant	damit wir euch wahrhaftig verkünden,
10545	Was er an iuch gesprochen hat,	was er von Euch verlangt,
	Als an disen briefe stat.'	wie es in diesem Brief steht.'
	Den bot er dem kúnge hin,	Er streckte ihn dem König entgegen;
	Er můste, als ich bewiset bin,	er [*scil.* der Brief] musste, wie ich unterrichtet bin,
	Mit ainem insigel guldin	mit einem goldenen Siegel
10550	Riliche besigelt sin,	auf kostbare Weise versiegelt sein,
	Als er von aines kúnges hant	wie er von eines Königs Hand
	Sol kúngen werden gesant.	edlen Königen gesandt werden soll.
	Den brach er uf unde las.	Den [Brief] erbrach er [*scil.* Amelot] und las.
	Hǒrent wie er gesriben was	Hört, wie er geschrieben war
10555	Und was im Witechin enbot!	und was Witechin ihm [*scil.* König Amelot] zu sagen hatte!

Amelot liest Witechins Brief und ist über seinen Inhalt sehr erzürnt:

10581	Do der kúnic den brief gelas,	Als der König den Brief gelesen hatte,
	Von zorneclichem můte er was	war er vor Zorn
	Blaic gevar und dar nach rot.	bleich und danach rot.

Witechin will Amelot nämlich zwei angeblich geraubte Länder als Lehen übergeben und sich den norwegischen König dadurch als Vasallen unterstellen. Unterstützung bei seinem Unternehmen haben ihm die Könige Gierrart von Estland und Gutschart von Livland zugesichert, wie Amelot durch zwei weitere mit Siegeln versehene Briefe sowie durch die Rede eines der Boten erfährt:

	[']Mit hilfe wil im des gestan	'Mit Hilfe will ihm dabei
	Gierrart der kúnic von Estýlant,	Gierrart, der König von Estland, zur Seite stehen,
10640	Ǒch wil im helfe tůn erkant	auch will ihm Gutschart von Livland
	Gútschart von Liflanden,	Hilfe gewähren,
	Mit frechen wiganden	mit mutigen Kriegern
	Wil nu er helfe ǒch sin berait,	will er ihm nun Unterstützung bieten;
	Von den sig iuch ǒch widersait.	von denen sei Euch auch Fehde angekündigt.
10645	Der suln ir worzaichen sin	Ihre Wahrzeichen dafür sind
	Zwai insigel guldin	zwei goldene Siegel,
	Diu sú iu baide hant gesant.'	die sie Euch beide geschickt haben.'
	Diu bot er im sa zehant:	Die zeigte er ihm da sogleich:
	An ainem briefe ietweders was,	Jedes von ihnen war auf einem Brief,
10650	Da er die warhait ane las	an dem er die Wahrheit [der Behauptung] ablas,
	Wie im die unverzageten	wie ihm die Furchtlosen
	Ir frúntschaft wider sageten.	ihre Freundschaft aufkündigten.

Da Amelot nicht auf Witechins Forderung eingeht, verwüstet dieser mit seinen Gefolgsleuten die norwegischen Ländereien. Während Amelot bei seinen Verwandten um Hilfe bittet, wird

Willehalm von zahlreichen Jungfrauen in aller Heimlichkeit für den Kampf gerüstet, damit er sich Ruhm erwerben kann. Tatsächlich erringt er für Amelot den Sieg, hält sich jedoch verborgen, sodass man den Erfolg auf die Hilfe Gottes zurückführt. Nach Gefangennahme und dem Stellen von Geiseln kommt es zur Aussöhnung der verfeindeten Parteien und Witechin verliebt sich sogar in die norwegische Königstochter Duzabel.
Nun bedroht König Alan von Irland die Äbtissin Savine, die Schwester Reinhers, auf ihrer Insel De Silvoys. Sie bittet Amelot um Hilfe, weil sie erfahren hat, wie dieser mit göttlicher Hilfe gegen Witechin siegte. Es kommt zum Kampf, an dem Willehalm erfolgreich teilnimmt. Zwei Königssöhne der Angreifer werden gefangen genommen. Weil Savine nicht weiß, wie sie sich weiter verhalten soll, reist sie auf Amelots Rat nach England zu ihrem Bruder, wo ihr ihre Nichte Amelie die ganze Geschichte rund um Willehalm erzählt. Savine erkennt in Amelies Beschreibung ihren eigenen Helfer und will ihre Nichte mit ihm zusammenführen. Sie lädt zu einem Fest auf De Silvoys, bei dem der noch immer stumme Willehalm und Amelie einander in der Menge erkennen. Sie fordert Willehalm zu sprechen auf und löst damit den Bann. Der glücklichen Verbindung steht nur noch Duzabel, die sich jedoch als Verwandte Willehalms herausstellt und sich daher gerne mit Witechin tröstet. Weiters wird die irische Königstochter mit Amelots Sohn Corodis vermählt, nachdem man verschiedene Bündnisse zur Wahrung des Friedens geschlossen hat. Schließlich werden auch die von Witechin gestellten Geiseln freigelassen. Nun muss nur noch Reinher dazu gebracht werden, einer Verbindung Amelies mit Willehalm zuzustimmen. Aus diesem Grund schickt Amelot dem englischen König einen Brief:

	Mit sinem briefen er enbot	Mit seinem Schreiben übermittelte er
14275	Dem kúnge al diu måre	dem König die ganze Geschichte,
	Wie es ergangen wåre[.]	wie sie sich zugetragen hätte.

Anschließend wird der Bote Morant nach England geschickt, wo er König Reinher das Schreiben übergibt:

14306	Den brief bot er dem kúnge dar,	Den Brief übergab er dem König;
	Den nam er schone unde las	der ihn in angemessener Weise entgegennahm und las,
	Das im dar an enbotten was[.]	was ihm darin entboten wurde.

Als König Reinher liest, dass es seiner Tochter dank Willehalm besser gehe und sie von ihren Leiden geheilt scheint, reagiert er nachdenklich:

	Do der brief was gelesen,	Als der Brief, der die Botschaft
	Der die botschaft hate braht,	übermittelt hatte, gelesen war,
	Der kúnic swaig und sas verdaht	schwieg der König und saß in Gedanken versunken
	Nach dem grossen wunder	über das große Wunder,
14320	Das Got hate besunder	Das Gott gerade
	An sinem kinde getan,	an seinem Kind bewirkt hatte,
	Als ich dis her gesaget han.	wie ich es berichtet habe.

Schließlich wird Willehalm rehabilitiert und freudig in England erwartet. Auch Jofrit reist dorthin und man feiert mit 3000 Rittern. Anschließend reist man nach Brabant, das Jofrit seinem Ziehsohn Willehalm übergeben hat.

Willehalm regiert 15 Jahre lang. Sein erstgeborener Sohn Willehalm wird an Reinhers Hof erzogen, der zweitgeborene, Jofrit, daheim in Brabant. Vor seinem Tod übergibt Reinher dem alten Willehalm seine Länder unter der Bedingung, dass dieser sie nach seinem Tod an seinen Sohn Willehalm weitervererbe. Die Länder werden entsprechend verteilt. Die Aussöhnung mit dem spanischen König Avenis erfolgt über die Verheiratung des jungen Willehalm mit dessen Tochter, wohingegen der junge Jofrit über seine Heirat Flandern erwirbt. Willehalms Enkel Jofrit, der Sohn des jungen Jofrit, befreit schließlich Jerusalem und das heilige Grab.

5. Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst[196]

Mit seinem von ihm selbst so benannten ‘Frauendienst’ (*vrowen dienst*, Strophe 1850,7) schuf der steirische Ministeriale Ulrich von Liechtenstein (1200/1210 bis 1275) um die Mitte des 13. Jahrhunderts den ersten deutschsprachigen Ich-Roman. Der Text umfasst 1850 Strophen sowie über 50 Lieder, drei ‘Büchlein’ und sieben Briefe in unterschiedlichen metrischen Formen. Obwohl das Erzähler-Ich Ulrich von Liechtenstein heißt und dieser sowie zahlreiche andere namentlich genannte Personen des Romans urkundlich belegt sind, darf der Text nicht als Autobiografie im Sinne des 19. Jahrhunderts verstanden werden, wie die Forschung dies lange Zeit tat.[197] Dennoch werden in der folgenden Übersicht über Inhalt und für die Untersuchung relevante Textstellen im Gegensatz zu den anderen besprochenen Werken – mit Ausnahme des ‘Jüngeren Titurel’ – auch paratextuelle Aussagen zur Schriftlichkeit berücksichtigt, da das Erzähler-Ich des Romans m. E. nicht scharf vom erzählten Ich zu trennen ist.

Dass sich der heranwachsende Ulrich für den – auch literarischen – Dienst an edlen Frauen entscheidet, hat seinen Ursprung in der Kindheit:

8	Do ich ein cleinez kindel was, do hort ich ofte, daz man las und hort ouch die wisen sagen, daz niemen wol bi sinen tagen erwerben mohte werdecheit, wan der ze dienest waer bereit guoten wiben sunder wanc: die heten hohen habedanc.	Als ich ein kleines Kind war, da hörte ich oft lesen und hörte auch die Alten sagen, dass niemand gut Zeit seines Lebens Ehre erwerben könnte, der nicht ohne zu wanken zum Dienst an edlen Frauen bereit wäre: Die würden das mit Worten danken.

Ulrich nimmt sich diesen Rat zu Herzen. Als zwölfjähriger Junge verliebt er sich in seine Herrin, der ihn der Vater zur Erziehung und Ausbildung anvertraut hat, und beschließt, ihr Minnediener zu sein. Doch da nimmt ihn der Vater von ihr weg und schickt ihn in den Dienst Markgraf Heinrichs von Österreich. Von diesem lernt Ulrich den höfischen Umgang mit Frauen und …

33,5	an prieven tihten süeziu wort. er jach, ez waer der tugend hort. ‘ez tiuret junges mannes lip, der suoze sprichet wider diu wip.[’]	in Briefen süße Worte zu dichten. Er sagte, es wäre der Tugend Hort: ‘Es veredelt eines jungen Mannes Leib, der sich den Frauen gegenüber gewählt ausdrückt.’

Als sein Vater stirbt, kehrt Ulrich nach Liechtenstein in die Steiermark zurück. Nachdem er sich drei Jahre lang auf Turnieren herumgetrieben hat, wird er in Wien von Herzog Leopold von Österreich zum Ritter gemacht. Bei dem Fest sieht er seine Minnedame, ohne jedoch mit

[196] Mhd. Text zitiert nach Frauendienst (2003). Nhd. Übersetzung, wenn nicht anders angegeben, von E. M., unter Zuhilfenahme von Frauendienst (2000).
[197] Spechtler (2003), S. III–V.

ihr sprechen zu können. Den Sommer über tritt Ulrich in ihrem Namen bei Turnieren an. Den Winter verbringt er auf der Burg einer Verwandten, die im Dienst der von ihm Angebeteten steht. Diese lässt den Ritter, den sie einst erzog, nach seiner Herzensdame fragen. Da schickt Ulrich ihr über seine Verwandte ein erstes Lied. Bei ihrer Rückkehr erstattet die Nichte Ulrich Bericht:

74,1	E daz min lip von danne schiet, ich las ir diniu niuwen liet.	Bevor ich von dort schied, las ich ihr dein neues Lied vor.

Das Lied gefalle der Herrin, doch Ulrichs Dienst wolle sie nicht annehmen. Dieser könne ihrem Ansehen abträglich sein, sei der Mann doch durch eine hässliche Hasenscharte entstellt. Ohne zu zögern unterzieht sich Ulrich in Graz einer schmerzhaften Schönheitsoperation. Während seiner Genesung dichtet er ein neues Lied, das er seine Nichte der Herrin zu Gehör zu bringen bittet. Diese antwortet:

111	‘Liet und brief sand ich dar und wil ir endelichen gar enbieten swes du hast verjehen und daz ich dich han gesehen. ich wil ouch ir daz machen kunt, daz dir als rehte stat der munt für war als einem andern man, da wil ich ir niht liegen an.	‘Lied und Brief schickte ich hin und ich werde ihr gar alles ausrichten, was du gesagt hast, und dass ich dich gesehen habe. Ich werde ihr auch verkünden, dass dein Mund genau so in Ordnung ist wie der jedes anderen Mannes. Darüber werde ich ihr nichts Falsches sagen.
112,1	Den brief, den si her wider mir sendet, friunt, den wil ich dir senden ob er dir ist guot.’	Den Brief, den sie mir zurückschickt, Freund, den werde ich dir schicken, wenn er Positives für dich enthält.’

Ulrich begibt sich zurück nach Liechtenstein, während die Nichte der Herrin die Botschaft überbringen lässt:

113	Sa do ich von danne quam, liet und brief min niftel nam und sand diu willeclich zehant hin da man min vrowen vant. der bot unlange bi ir was, wan sa do si den brief gelas und ouch diu liet, do schreip si wider, seht, einen brief, der gefreut mich sider.	Als ich von dannen ritt, nahm meine Nichte Lied und Brief und sandte sie sofort bereitwillig dorthin, wo man meine Dame fand. Der Bote weilte nicht lange bei ihr, denn als sie den Brief und auch das Lied gelesen hatte, da schrieb sie, seht, einen Antwortbrief, der mich seither erfreut.
114,1	Do der brief chom der niftel min, zehant do muost ein bot uf sin, bi dem so sande si in mir, des neig ich willeclichen ir. der brief der tet min herze vro, min muot der stuont von schulden ho, so gern ich e nie brief gesach[.]	Als der Brief meiner Nichte zukam, musste sofort ein Bote herbeigeschafft werden, durch den sie ihn [*scil.* den Brief] mir sandte; deshalb sage ich ihr gerne meinen ergebensten Dank. Der Brief erfreute mein Herz, meine Stimmung war davon ganz gehoben; so gern hatte ich bisher noch niemals einen Brief gesehen.

Die Herrin lässt Ulrich zu einem Treffen bitten, bei dem sie ihm persönlich auf seinen Gruß antworten will. Ulrich ist hocherfreut:

115,1	Do mir der brief gelesen wart, ich huob mich zuo ir an di vart, mir was vil liebe dran geschehen, daz ich die guoten solde sehen.	Nachdem mir der Brief vorgelesen worden war, brach ich zur Fahrt zu ihr auf; ich hatte viel Glück dadurch erfahren, dass ich die Gute sehen sollte.

Als Ulrich zum genannten Ort kommt, kann er die Angebetete nur während der Messe betrachten:

118,1	Diu messe gar ze kurz mir was; swaz man da sanc oder las, des vernam ich alles niht.	Die Messe war mir viel zu kurz; was man da sang oder las, drang alles nicht zu mir durch.

Die Messe geht zu Ende und Ulrich ist zu handeln gezwungen. Nach anfänglichem Zögern gesteht er der Herrin seine Liebe. Obwohl sie ihn zurückweist, ist er frohen Mutes und reist den Sommer über von einem Turnier zum nächsten, um in ihrem Dienst Ruhm zu erwerben. Im Winter dichtet Ulrich wieder und schickt die Nichte mit der Liebesbotschaft zur Herrin:

	[…]	
159,4	do tiht ich liet und ein botschaft und sant ez sa der nifteln min, diu immer saelic müeze sin. diu sand si beidiu balde dar, da ich hin diente miniu jar.	Da dichtete ich Lieder und eine Botschaft und sandte sie gleich darauf meiner Nichte, Gott hab sie selig. Die sandte beides bald dorthin, wo ich meine Jahre abdiente.
160	Der bot wart balde dar gesant, er was der guoten wol bekant, si hiez in willechomen sin. ‘gnade’ sprach er, ‘vrowe min, ich han ein büechelin iu braht, daz sült ir lesen gegen der naht, da stet an ein vil guot gepet, vil tugentlichiu vrowe, set!’	Der Bote wurde bald dorthin gesandt; er war der Guten wohl bekannt; sie hieß ihn willkommen. ‘Gnade’, sprach er, ‘meine Dame, ich habe Euch ein Büchlein gebracht, das Ihr bei Einbruch der Nacht lesen sollt, da steht ein sehr schönes Gebet drin, Ihr tugendhafte Frau, seht!’
161	Daz püechel sa diu süeze nam, als ez ir tugenden wol gezam; si wande, da stüend an ein gepet. diu reine, guot ez uf tet, si schouwet ez hie, si schouwet ez dort: da stunden an vil süeziu wort, dort und hie sie ez gar gesach. nu hoeret wie daz püechel sprach!	Sofort nahm die Holde das Büchlein, wie es ihrer Tugend wohl geziemte; sie glaubte, da stünde ein Gebet darin. Die Reine, Gute schlug es auf; sie besah es da und dort: Da standen viele süße Worte; sie untersuchte es ganz genau. Nun hört, wie das Büchlein sprach.

Darin findet sich zuerst eine Anrede des Verfassers an sein Buch, *daz erste büchlin*:[198]

	Hie hebt sich daz erste büchlin	Hier beginnt das erste Büchlein
	Dins gelückes walde got, vil kleines puoch, qetriuwer bot, daz du saeliclich gevarst und din zuht wol bewarst	Gott walte über dein Geschick, kleines Büchlein, getreuer Bote, dass du Erfolg hast und deinen Anstand mit Worten
5	mit rede als ein man ze hove sol!	wohl bewahrst, wie ein Mann es bei Hof tun soll!

Es folgt ein längerer Dialog mit dem Büchlein, das der angebeteten Dame schließlich Ulrichs Worte übermittelt. *Do si gelas daz buochelin* (Strophe 162,1; nachdem sie das Büchlein gele-

[198] Die Verszählung des zwischen den Strophen 161 und 162 eingefügten 1. Büchleins erfolgt separat.

sen hat), fragt sie den Boten, der das Werk gebracht hat, nach seinem Auftraggeber. Dieser nennt Ulrichs Nichte. Darauf die Herrin:

163	‘Sit dich din frowe zu mir hat gesant, weistu, waz hie an stat? daz sag mir uf die triwe din!’ ‘vil hochgelobtiu frowe min, ez ist mir weizgot unbekant, des si vor got min saelde pfant. min frowe mir anders nicht kunt tet, si jach, da stüend an ein gepet.’	‘Wenn deine Herrin dich zu mir gesandt hat, weißt du, was hier drinnen steht? Das sag mir bei deiner Treue!’ ‘Meine Gnädigste, es ist mir weiß Gott unbekannt, dafür stehe mein Glück vor Gott ein, meine Herrin tat mir nichts anderes kund, sie sagt, da stünde ein Gebet darin.
164	‘Si hat ouch iu bi mir gesant einen brief, daz unbekant ist mir gar swaz dar an stat, wan daz si mich in iu geben bat. nu nemt in, vrowe, von mir hin, und wizet daz, swie junc ich bin, ich kan ein botschaft werben wol und ouch verswigen, swaz ich sol.’	Sie hat Euch durch mich auch einen Brief gesandt; es ist mir unbekannt, worum es darin geht, außer dass sie mich ihn Euch zu geben bat. Nun nehmt ihn, Herrin, von mir entgegen, und wisst, dass ich, wie jung ich auch bin, eine Botschaft wohl überbringen und auch verschweigen kann, was ich soll.’
165	Den brief enpfie ir weiziu hant, si sprach zu dem boten sa zehant: ‘friunt, du solt beliben hie!’ diu wol gemuote danne gie in ir heimlich, da si las, swaz an dem brief geschriben was. den brief diu süeze wol getan las, da stuonden diu liet an:	Ihre weiße Hand empfing den Brief; sie sprach sogleich zu dem Boten: ‘Freund, du sollst hier bleiben!’ Die Hochgestimmte zog sich zurück, wo sie las, was in dem Brief geschrieben war. Die liebe Holde las den Brief, in dem ein Lied stand.

Der Bote wartet zwei Tage, bis ihn die Herrin wieder zu sich ruft.

166,4	si sprach: ‘nim hin daz püechelin und füer ez diner frowen wider, ich han ez gelesen ofte sider; ein guot gepete zwar dran stat, waz dan? ich wils doch haben rat.’	Sie sprach: ‘Nimm hin dieses Büchlein und bringe es deiner Herrin zurück, ich habe es inzwischen oft gelesen; zwar steht ein schönes Gebet drin, aber sonst? Das möchte ich doch erfahren.’
167,1	Der bot der nam daz buochelin und fuort ez wider der frowen sin; diu tet ez uf, do vant si me dar an geschriben wol denn e, do sand si mirs alzehant. do ich dar an geschriben vant mer, des wart mir herze fro[.]	Der Bote nahm das Büchlein und brachte es seiner Herrin zurück; die schlug es auf, da fand sie darin mehr geschrieben als zuvor; da schickte sie es mir sofort. Als ich darin mehr geschrieben fand, wurde mir das Herz darüber froh.

Ulrich brennt darauf zu erfahren, was ihm die Herrin in sein Büchlein schrieb, hat jedoch ein Problem:

169	Min schriber bi mir niht enwas, der mir min heinlich brieve las und ouch min heimlich ofte schreip; da von daz büechelin beleip ungelesen zehen tage. bi minen triwen ich iu sage, daz al die zit daz büechelin mir nie chom zu dem buosen min.	Mein Schreiber war nicht bei mir, der mir meine Privatbriefe vorlas und solche auch oft für mich schrieb; daher blieb das Büchlein zehn Tag ungelesen. Ich sage euch bei meiner Treue, dass ich das Büchlein die ganze Zeit am Herzen trug.
170,1	Swann ich des nahtes slaffens pflac, daz büechelin nahen bi mir lac,	Wenn ich des Nachts schlief, lag das Büchlein dicht bei mir,

ich het ez liep uf sölhen wan:	ich liebte es in der Hoffnung,
ich wand des, da stüende an	dass eine Kleinigkeit von meiner Dame
von miner frowen eteswaz,	in ihm stand,
da von mir seneden würde baz.	wovon es mir Sehnendem besser ginge.

Endlich kommt der Schreiber zurück:

171	In der zit min schriber quam,	Zu dieser Zeit kam mein Schreiber,
	den ich in eine heinlich nam –	den ich verstohlen zu mir holte –
	ez muoste vil verholn sin.	es musste ganz heimlich geschehen.
	ich bat in lesen daz büchelin.	Ich bat ihn, das Büchlein zu lesen.
	do er ez gelas, do stuont dar an,	Als er es las, da stand drin,
	daz ich iu wol gesagen kan,	was ich euch genau sagen will,
	ez stuont ze jungest geschriben hie,	es wurde als Letztes hinzugeschrieben,
	nu hoeret reht, ich sag iu wie:	nun hört gut zu, ich sage euch, was:

In wenigen, aber poetischen Worten lässt die Herrin Ulrich wissen, dass er nicht bekommen wird, was er zu Unrecht begehrt. Der Angesprochene ist darüber nicht erfreut:

172,1	Do mir gelesen wart hier an,	Was mir hier vorgelesen wurde,
	als ich iu gesaget han,	wie ich euch gesagt habe,
	daz tet mir we und niender wol.	tat mir weh und gar nicht wohl.

Dennoch beschließt Ulrich, im nächsten Sommer wieder für seine Minnedame auf Turnieren zu kämpfen.

Als Markgraf Heinrich von Istrien den Fürsten von Kärnten angreifen will, organisiert Herzog Leopold von Österreich einen Gerichtstag und ein Turnier in Friesach, wo sich auch Ulrich tapfer schlägt. Anschließend dichtet er ein Lied und bittet seine Nichte, es der Herrin zukommen zu lassen.

318,1	Do ich von miner niftel quam,	Als ich von meiner Nichte kam,
	liet und brief diu guote nam	nahm die Gute Lied und Brief
	und sande si palde an der stat	und sandte sie bald
	hin miner vrowen als ich pat.	zu meiner Herrin, wie ich gebeten hatte.

Die Nichte schickt ihren Boten mit Ulrichs Worten zur Herrin, die sich nach der Nichte erkundigt.

319	Der bot sprach: ‘si gehabt sich wol,	Der Bote sprach: ‘Es geht ihr gut,
	si enbiutet iu, vrowe, als si sol,	sie versichert Euch hier, Herrin, wie sie soll,
	ir dienst her in ditz lant	ihrer Ergebenheit in diesem Land
	und hat iu disen brief gesant.	und hat Euch diesen Brief gesandt.
	den lest und lat mich wider varn	Den lest und lasst mich schnell
	schir, daz iuch got müeze bewarn,	zurückkehren, Gott schütze Euch darum,
	mich bat min vrowe ir schire chomen.’	meine Herrin bat mich, schnell zurückzukommen.’
	der brief von ir da wart genomen.	Der Brief wurde von ihr in Empfang genommen.
320,1	Den brief nam ir wiziu hant	Ihre weiße Hand nahm den Brief
	und gie von danne sa zehant	und sie zog sich gleich
	in ir heinlich, da si las,	zurück, wo sie las,
	swaz an dem brief geschriben was.	was in dem Brief geschrieben stand.
	swaz ir des brieves schrift da saget,	Was ihr die Schrift des Briefes da sagte,
	daz wart von ir vil wol verdaget,	das wurde von ihr wohl verschwiegen;
	si las in gar[.]	sie las ihn ganz.

In dem Brief lobt die Nichte ihren Verwandten Ulrich für seine Turniererfolge und seine Tapferkeit in Friesach. Die Herrin reagiert auf die Nachricht:

321	So si den brief gelas alda, diu guote schreip hin wieder sa einen brief. do daz geschach diu reine wider den boten sprach: ‘sage diner vrowen den dienest min und füer ir hin daz brievelin und sage ir von mir offenbar, si habe enboten mir niht war.’	Nachdem sie den Brief da gelesen hatte, schrieb die Gute gleich einen Antwortbrief. Als das geschehen war, sprach die Reine zu dem Boten: ‘Sag deiner Herrin meine Ergebenheit und bringe ihr dieses Brieflein und sage ihr von mir ganz offen, dass sie mir nicht die Wahrheit berichtet habe.’
322,1	Do der brief miner niftel guot chom, diu reine wolgemuot sande in mir alzehant.	Als der Brief zu meiner lieben Nichte kam, leitete die reine Wohlgemute ihn mir gleich weiter.

Der Bote findet Ulrich in Leibnitz.

323,1	Den boten ich vil wol enpfie, mit im ich in ein heinlich gie, da gab er mir daz brievelin. des dancht ich sa der niftel min, ich wande, da stuond an etswaz, da von mir seneden würde baz; do stuont dar an daz mir freude brach[.]	Ich hieß den Boten willkommen und zog mich mit ihm zurück, da gab er mir das Briefchen. Dafür dankte ich meiner Nichte, ich glaubte, da stünde etwas, das meine Sehnsucht stillen würde; doch darin stand [nur], was mir meine Freude nahm.

Die Herrin wirft der Nichte vor, Ulrich nur aufgrund der Verwandtschaft zu loben, denn durch andere sei ihr nichts Positives über ihren lästigen Verehrer zu Ohren gekommen. Ulrich ist tief enttäuscht:

324,1	Do mir der brief wart do gelesen, mir konde nimmer leider wesen; ich schamt mich der botschaft[.]	Nachdem mir der Brief vorgelesen worden war, konnte ich mich nicht schlechter fühlen; ich schämte mich der Botschaft.

So versucht Ulrich den restlichen Sommer über, sich auf Turnieren Ruhm zu erwerben. Im Winter klagt er der Nichte sein Leid. Diese rät ihm dringend, einen anderen Boten zu beauftragen, da ihrer am Hof der Herrin schon zu viel Aufsehen errege. Ulrich verspricht es und dichtet ein weiteres Lied. Einen Boten kann er vorerst aber nicht finden.

Als der Sommer ins Land zieht, begibt Ulrich sich wieder im Dienst der Angebeteten auf Turniere. Im Kampf für sie wird ihm ein Finger verkrüppelt. Als er deswegen krank daniederliegt, kommt ein Bote seiner Herrin:

355	Der bote sprach: ‘herre, diu vrowe min hat iu gesant vier büechlin, daz ir die wile da kurzet mite; si giht, ez si guot ritters site, die gern hoeren bi ir tagen singen, lesen und sagen, waz hie vor die biderben man durch werde vrowen habent getan.’	Der Bote sprach: ‘Herr, meine Gebieterin hat Euch vier Büchlein gesandt, auf dass Ihr Euch damit die Zeit vertreibt; sie sagt, das sei so recht nach Art der Ritter, die zuweilen gerne singen, lesen und erzählen hören, was früher schon die tapferen Männer für edle Frauen getan haben.’

Ulrich dankt. Am nächsten Tag kommt der Bote wieder und bringt eine Melodie, zu der seine Herrin Ulrich einen Text zu dichten bittet. Der tut es prompt.

360	Der bot niht langer da beleip, zehant do man diu liet geschreip, do beleip er niht langer da, er fuort si siner vrowen sa. do sis gelas diu wol gemuot, si sprach also: ‘diu liet sint guot; nu füer im hin ditz hundelin, daz sol sin miet von mir sin.’	Der Bote blieb nicht länger da; gleich nachdem man den Text niedergeschrieben hatte, blieb er nicht länger, [sondern] fuhr zu seiner Herrin. Nachdem sie, die Glückliche, es gelesen hatte, sprach sie: ‘Das Lied ist gut; nun bringe ihm dieses Hündchen, das soll mein Lohn für ihn sein.’

Ulrich nimmt den Hund freudig entgegen. In Begleitung seines Arztes zieht er zu einem Turnier nach Friesach, das er auf raffinierte Art zu verhindern weiß, da er selbst nicht daran teilnehmen kann. Glücklicherweise findet er bald einen Boten, der seiner Angebeteten von dem ihretwegen verlorenen Finger erzählt und ein für sie verfasstes Lied vorträgt. Das Lied gefällt der Dame, Ulrichs Dienst weist sie jedoch abermals zurück, weil er seinem und ihrem Ansehen schade. Das hält Ulrich allerdings nicht von weiterem Dichten ab. Die Ergebnisse seiner Bemühungen kommen der Herrin zu Ohren. Zu seinem Unglück will sie von Ulrich weiterhin nichts wissen, besonders nicht, als sie erfährt, dass der Finger nicht tatsächlich verloren, sondern nur verkrüppelt ist. Daraufhin lässt Ulrich den Finger abschlagen und ihn der Herrin als Beweisstück schicken. Dazu verfasst er eine Botschaft:

444,2	zehant ich tihten do began Ein vil gefüege büechlin: bi dem sant ich den vinger min hin da diu rine, süeze was. in einen samet als ein gras want man daz büechel an der stat, Ein goltsmit ich mir würken bat	Sogleich begann ich ein wohlgestaltes Büchlein zu dichten: Mit diesem sandte ich meinen Finger dorthin, wo die Reine, Süße war. Man schlug da das Büchel in einen grasgrünen Samt; einen Goldschmied bat ich, mir
445,1	Zwei britelin von gold alda, dar in bant man daz büechel sa[.]	zwei Brettchen aus Gold anzufertigen, in die man das Büchel band.

Der Bote reitet mit dem so kostbaren Büchlein zur Herrin.

446,5	Do er hin zuo der guoten quam, daz büechlin er verholn nam, mit grozen sorgen er hin gie, Da in diu tugent rich enpfie.	Als er zur der Guten hinkam, nahm er verstohlen das Büchlein; mit großen Sorgen ging er dorthin, wo ihn die Tugendreiche empfing.

Die Dame fragt den Boten, ob es Neuigkeiten gäbe. Dieser antwortet:

447,5	‘ja, vrowe’, sprach der bot zehant, ‘iu hat bi mir da her gesant min herre ein cleinez buochelin, daz bringet iu den vinger sin.’	‘Ja, Herrin’, sprach der Bote sogleich, ‘mein Herr hat Euch durch mich ein kleines Büchlein hergeschickt, das Euch seinen Finger bringt.’
448,1	Der bote daz büechelin gab ir.	Der Bote gab ihr das Büchlein.

Als die Herrin den Finger findet, ist sie entsetzt. Dann widmet sie sich der Botschaft:

449,1	Das büechel tet si uf zehant, dar an si wol geschriben vant, daz ich ir wolde dienen gar mit triuwen elliu miniu jar und daz min herze lip unde leben	Sogleich schlug sie das Büchlein auf, darin fand sie schön geschrieben, dass ich ihr mein ganzes Leben lang mit Treue dienen würde und dass mein Herz, Leib und Leben

	ir gar ze dienste wer gegeben.	ganz in ihren Händen lägen.
	daz büechel ir für war des jach[.]	Das Büchlein sagte ihr das gewiss.

Die Herrin liest, *Daz […] büechlin, daz ander*, (nach 449; das zweite Büchlein), in dem Ulrich von seinen Liebesqualen spricht. *Do sie gelas daz büechelin* (450,1; nachdem sie das Büchlein gelesen hatte), trauert sie um den Finger. Sie will ihn aufbewahren, lässt Ulrich aber ausrichten, dass er trotzdem keine Chance auf Erwiderung seiner Liebe habe. Ulrich lässt sich davon nicht beirren. Er plant eine Ritterfahrt in Frauenkleidern, in deren Zuge er als Königin Venus gegen die besten Ritter des Landes antreten und sich dadurch noch mehr Ruhm erwerben will. Dazu erbittet und erhält er die Zustimmung der Angebeteten. In Venedig lässt er sich Frauenkleider anfertigen. Sodann informiert er die Edlen des Landes über sein Kommen:

478,3	do sant ich einen brief zehant	Da schickte ich sogleich einen Brief
	bi einem boten in diu lant,	durch einen Boten in die Länder,
	da ich durch wolde varn;	durch die ich fahren wollte;
	ich bat den boten daz bewarn,	ich bat den Boten, niemandem zu verraten,
	daz er da iemen nande mich,	wer ich war;
	er sprach: ‘ze war, daz tuon ich.’	er sprach: ‘Das werde ich bestimmt nicht tun.’
479	Sa an den brief geschriben wart	Alsbald wurde in den Brief
	vil meisterlich gar al min vart,	sehr meisterlich meine ganze Fahrt geschrieben,
	al die herberge min,	alle meine Unterkünfte,
	swa ich des nahtes wolde sin;	in denen ich die Nächte verbringen wollte;
	an den brief man allez schreip.	das alles schrieb man in den Brief.
	nach dem boten ich beleip	Nachdem der Boten fort geritten war, blieb ich
	volleclich wol drizic tage,	wohl noch volle dreißig Tage;
	nu hoeret mich, den brief ich sage:	nun hört, ich sage [euch], was in dem Brief stand:

Der Brief enthält die gesamte Reiseroute, die Ulrich in 29 Tagen von Mestre am Meer nach Böhmen führen soll. Alle Ritter werden dazu aufgefordert, an Königin Venus ihre Speere zu verstechen und zum Lohn ein goldenes Ringlein in Empfang zu nehmen, das sie ihrer Liebsten schenken sollten.

480,1	Swa der brief chom in diu lant	Wo auch immer der Brief hin kam
	und mine vart da tet bekant,	und meine Fahrt bekannt machte,
	des waren alle die ritter vor[.]	freuten sich alle Ritter darüber.

Man erwartet mit Freude die ritterliche Herausforderung, die die Möglichkeit bietet, sich Ruhm zu erwerben. Ulrich beginnt seine Kämpfe in Treviso und erregt vor allem bei den Frauen große Bewunderung. Als Königin Venus nimmt er auch an der Messe teil. Man kommt zum Friedenskuss:

537,1	Daz pece ab einem buoch ich nam	Den Friedenskuss nahm ich ganz verschleiert
	verbunden gar, daz doch niht zam[.]	von einem Buch, was sich doch nicht geziemte.

Als Ulrich den Kuss einer Gräfin weitergeben will, muss er den Schleier heben. Die Dame erkennt den Mann in Frauenkleidern – und lässt sich umso lieber küssen.

In Gemona gibt Ulrichs Kämmerer vier Kleider zum Waschen. Eine Dame bekommt das mit und lässt ein Ersatzkleid samt Zubehör liefern.

578,1	Ein brief, ein gürtel, ein tschapel was drin gewunden[.]	Ein Brief, ein Gürtel und ein Kopfschmuck waren darin verborgen.

Der ahnungslose Kämmerer trägt das alles aber einfach weg. Die Reise nimmt ihren Lauf. Nachdem Ulrich Thörl hinter sich gelassen hat, begegnet er dem Fürsten von Kärnten, der mit seinen Rittern in der Nähe lagert. Die Leute wundern sich über die Königin Venus und ihre Begleiter und fragen, wer da des Wegs komme:

591,4	man saget: ‘diu kunginne vert da her als ir ir briefe habt vernomen.’	Man sagte: ‘Die Königin ist im Anmarsch, wie Ihr ihren Briefen entnommen habt.’

Die Herren Ritter sind hocherfreut und treten in der Tjost gegen die Königin Venus an. Danach zieht Ulrich weiter nach Villach, wo er sich endlich dem geschenkten Kleid widmet; *ein tiutscher brief ouch da bi lac* (dabei lag auch ein deutscher Brief; Strophe 603,5). Ulrich ist erzürnt über den Kämmerer, dass ihm der Brief nicht schon früher in die Hände gefallen ist, und bittet dringend, dass man ihm das Schreiben vorlese:

604,5	Den brief ich mir an der stat vil snellichen lesen bat, den brief ich hort, balde daz geschach[.]	Ich bat, mir den Brief hier und jetzt vorzulesen; bald geschah es, dass ich den Brief hörte.

Die Verfasserin des Briefes grüßt die Königin Venus und dankt für die Ehre, die allen Frauen durch sie zuteil werde. Ulrich lauscht den Worten.

605,1	Sa do ich den brief vernam, alzehant ein bote quam[.]	Gerade als ich den Brief vernommen hatte, kam ein Bote.

Dieser meldet kampfbereite Ritter. Es folgen herrliche Tjosten.

Über Kapfenberg, Gloggnitz und Neunkirchen zieht Ulrich weiter nach Wiener Neustadt. Als er dort nach dem Kampf ein Bad nimmt, betritt ein fremder Diener den Raum. Er legt ein Frauenkleid samt Kopfbedeckung und Ring auf einen eigens ausgebreiteten Teppich.

732,5	dar zuo er einen brief dar leit. der brief mit süezen worten seit, wer mir diu chleinot het gesant, daz tet er tiuticlich bechant.	Dazu legte er einen Brief. Der Brief sagte mit süßen Worten, wer mir die Kleinodien hierher gesandt hatte; das tat er deutlich[199] kund.

Außerdem wird Ulrich, dem das alles gar nicht recht ist, mit Rosenblättern bestreut. Um zu erfahren, wer ihm die Sachen geschickt hat, überlegt Ulrich, sich den Brief vorlesen zu lassen:

746	Ich gedaht: ich sol den brief wol mir hie heizzen lesen; waz ob ir nam geschriben dar an stat? den brief ich mir do lesen bat, der was geschriben meisterlich; er gruozte mich vil minneclich,	Ich dachte: Ich soll veranlassen, dass man mir den Brief vorliest; vielleicht steht ja ihr Name darin geschrieben? Ich bat, dass man mir den Brief vorlese; er war meisterhaft geschrieben; er grüßte mich sehr lieblich,

[199] Oder: *auf Deutsch*?

	sin gruoz der huob mich vil unho, nu hoert den brief, der sprach also:	sein Gruß steigerte [aber] nicht unbedingt meine Laune; nun hört den Brief, der sprach wie folgt:

In dem Brief bittet die edle Spenderin Königin Venus zwar, die Geschenke als Zeichen ihrer Sympathie anzunehmen, verrät jedoch nicht ihren Namen, was Ulrich sehr erzürnt:

747,1	Do mir der brief da wart gelesen, man sach mich aber zornic wesen, ich was truric aber als e.	Nachdem mir der Brief vorgelesen worden war, sah man mich abermals voll Zorn, ich war wieder traurig wie zuvor.

Doch auch andere erweisen Königin Venus ihre Verehrung. So wird z. B. Wolfger von Gars ihr neuer Kämmerer. Ein Bote bringt außerdem Nachricht von der Angebeteten: Sie sei stolz auf Ulrich und schicke ihm einen Ring, den sie mehr als zehn Jahre getragen habe. Vor Wien bittet sogar der Domvogt um das Amt des Marschalls. Ulrich gewährt es ihm.

Nach einer weiteren positiven Nachricht von seiner Herrin beschließt Ulrich, ihr zu Ehren in acht Tagen in Klosterneuburg ein Turnier zu veranstalten. Während seines Aufenthalts in Feldsberg kommt Ulrichs Bruder, Dietmar von Liechtenstein, und tritt gegen Wolfger von Gars an.

913,6	von triwrerm manne nie munt gelas, danne er was: daz ist gar war, des het er ere siniu jar.	Von einem treueren Mann, als er war, las nie ein Mund: Es ist wirklich wahr, davon hatte er sein Leben lang Ehre.

Als Ulrich die Stadt am nächsten Tag verlassen will, bittet ihn der Herr von Feldsberg, ihm und seiner Ehefrau noch einen Besuch abzustatten. Während der Messe erblickt Ulrich eine Dame, die ihn an seiner Treue und Beständigkeit zweifeln lässt und all seine Gedanken auf sich zieht:

943,4	als het ouch ich verdaht da mich, daz ich niht weste, wa ich was, biz daz man daz ewangelie las[.]	So hatte auch ich mich in Gedanken verloren, sodass ich nicht wusste, wo ich war, bis man das Evangelium las.

Die Messe nimmt ihren Lauf, bis man zum Friedenskuss kommt:

946,6	do truoc man mir daz paece dar an einem buoche, daz was guot: daz nam ich als manic vrowe tuot.	Da bot man mir an einem kostbaren Buch den Friedenskuss dar: Ich empfing ihn, wie viele Frauen das tun.

Von den anwesenden Damen will allerdings keine von Venus den Kuss annehmen, da man die Königin im Verdacht hat, ein Mann zu sein.

Nachdem die Venusfahrt in Böhmen ihr Ende gefunden hat, lässt Ulrich sich selbst sowie 50 Gefolgsleute für das große Turnier in Klosterneuburg ausstatten. Dort bringt ein Bote Ulrich die Nachricht, dass seine Herrin ihn auf ewig zurückweise, weil ihr zu Ohren gekommen sei, er diene einer anderen Frau. Ulrich ist am Boden zerstört. Sein Schwager Heinrich von Wasserburg tröstet ihn: Die Herrin wolle nur seine Beständigkeit prüfen. Schweren Herzens tritt Ulrich beim Turnier an und erwirbt Ruhm und Ehre. Als ihn sein Bote so traurig sieht, will er

zur Herrin reiten und ihre wahre Gesinnung in Erfahrung bringen. Ulrich gibt ihm dankbar ein neues Lied mit auf den Weg – und sucht Trost bei seiner Ehefrau. Derweil gelangt der Bote zur Herrin, versichert sie Ulrichs Liebe und übergibt ihr die Liedzeilen mit den Worten:

1099,6	vil tugentrichiu vrowe, set, ir sült si lesen, si sint guot.	Ihr tugendreiche Herrin, seht, Ihr sollt sie lesen, sie sind gut.

Die Dame nimmt das Schreiben entgegen:

1100,1	Si nam den brief sa in die hant, dar an si wol geschriben vant (si las in hie, si las in dort) mit guoter schrift wise und wort; in las diu reine tugende rich mit spilnden ougen minneclich:	Daraufhin nahm sie den Brief in die Hand; darin (sie las ihn ganz genau) fand sie schön geschrieben und in schöner Schrift Melodie und Text; die reine Tugendreiche las ihn mit lieblich leuchtenden Augen.

Sie findet darin Ulrichs Lied.

1101,1	Do si diu liet gelas da gar, diu reine, süeze, wol gevar sprach alzehant:	Als sie das Lied zu Ende gelesen hatte, sprach die Reine, Süße, Wohlgestalte sogleich:

Ihr gefalle das Lied sehr gut und sie wünsche, Ulrich persönlich zu treffen. Er solle am Sonntag früh zu ihrer Burg kommen und sich unter die Bettler mischen. Ulrich und sein Begleiter beeilen sich, um zum vereinbarten Zeitpunkt am vereinbarten Ort zu sein, wo sie sich unter die anderen Aussätzigen mischen. Nach einer Nacht und einem Tag voll Unbill soll Ulrich endlich seine Herrin sehen. Trotz einiger Fehlschläge kann er mit Hilfe seiner Nichte und seines Begleiters schließlich in die Kemenate der Angebeteten gebracht werden. Diese will sich Ulrich ihrer Ehre und ihres Gatten wegen nicht hingeben, worüber dieser beinahe in Zorn gerät. Die Nichte soll vermitteln. Die Herrin trägt Ulrich auf, sich an dem Leintuch, an dem er in die Burg heraufgezogen wurde, wieder hinunter zu lassen und auch in allem anderen ihren Willen zu tun, dann wolle sie sich seiner erbarmen. Zum Abschied wolle sie ihn küssen. Der schon vor dem Fenster hängende Ulrich lässt vor Freude die Hand der Herrin los und fällt hinunter. Sofort wird das Leintuch hochgezogen. Zum Trost schickt die Dame dem gefallenen Ritter ihren Polster. Sein Begleiter kann Ulrich damit gerade noch vom Selbstmord abhalten. Die Herrin vertröste Ulrich auf später, wenn sie ungestörter seien, schwindelt der Bote in seiner Not.

Ulrich kehrt nach Liechtenstein zurück, wo er sich auf ein Turnier in St. Pölten vorbereitet. Er schickt seinen Boten zur Herrin, um ihre wahre Gesinnung in Erfahrung zu bringen. Dieser berichtet der Dame von Ulrichs Selbstmordversuch. Sie ist zwar verärgert wegen des allzu deutlich hörbaren Wehgeschreis, das er nach seinem Sturz veranstaltet, verspricht aber, sich ihm tatsächlich hinzugeben, wenn er für sie eine Fahrt übers Meer machte und heil zurückkäme. Ulrich ist sofort dazu bereit und sagt zu seinem Boten:

1330 ‘Sit du des troestest, geselle mich,
daz siz gern hoere, so wil ouch ich
tihten aber ein boteschaft ir.
ob duz, geselle, ratest mir,
so wil ich aber der vrowen min
senden ein chlein büechelin,
daz ir sage minen willen gar,
daz ich die vart gern durch si var.’

‘Da du mich ermutigst, mein Freund,
dass sie es gerne höre, so will auch ich
ihr wieder eine Botschaft dichten.
Wenn du, Freund, es mir rätst,
dann will ich meiner Herrin wieder
ein kleines Büchlein senden,
das ihr meinen Willen vollständig kundtut,
dass ich gerne für sie auf diese Fahrt gehe.’

Der Bote bestätigt Ulrich in diesem Entschluss, der auch sogleich ausgeführt wird:

1332 Da mit ich von dem boten schiet
und tiht zehant guot niuwiu liet
und ouch ein chleinez büechelin,
dar an enbot ich der vrowen min
den willen min gar umbe die vart;
nie buoch so meineclichen wart
getihtet so daz büechelin,
daz ich do tiht der vrowen min.

Damit schied ich von dem Boten
und dichtete sofort ein schönes neues Lied
und auch ein kleines Büchlein,
in dem ich meiner Herrin
meinen festen Entschluss zur Fahrt mitteilte;
nie zuvor war ein Buch so liebevoll
gedichtet worden wie das Büchlein,
das ich da für meine Herrin dichtete.

1333,1 Diu liet und büechel wart bereit,
alzehant min bote reit
zuo der vil lieben vrowen min,
diu hiez in willechomen sin.

Lied und Büchel wurden fertig gestellt;
sofort ritt mein Bote
zu meiner viel geliebten Herrin,
die ihn willkommen hieß.

Der Bote überreicht der Herrin Ulrichs Gaben und sagt:

1335 [‘]Er hat iu, liebiu vrowe min,
bi mir gesant ein büechelin
und ouch vil guotiu niuwiu liet.
er bat mich des, do ich von im schiet,
daz ichz iu gebe in iwer hant,
iu tuot daz büechelin bechant,
daz er der vart iu ist bereit
mit luterlicher staeticheit.’

‘Er hat Euch, meine liebe Herrin,
durch mich ein Büchlein gesandt
und auch ein sehr gutes neues Lied.
Er bat mich darum, als ich von ihm schied,
daz ich es Euch in Eure Hand gäbe;
das Büchlein tut Euch kund,
dass er für Euch mit aufrichtiger Bestimmtheit
zu der Fahrt bereit ist.’

1336 Liet und büechel si do nam
vil willeclich als ir daz zam;
von dem boten sie do gie,
diu reine, guote, des niht lie,
si laese daz büechelin zehant,
dar an sie wol geschriben vant,
daz ich ir was ze dienen vro.
nu hoert, daz büechel sprichet also:

Daz ist ein buochel

Da nahm sie Lied und Büchel
sehr gerne entgegen, wie ihr das geziemte;
dann ging sie von dem Boten weg,
die Reine, Gute unterließ nicht,
das Büchlein sofort zu lesen;
darin fand sie schön geschrieben,
dass ich ihr freudig diente.
Nun hört, das Büchel spricht wie folgt:

Das ist ein Büchel.

In dem Büchlein versichert Ulrich seine Herrin seines aufrichtigen Willens, für sie auf diese Fahrt zu gehen. Der Dame gefällt, was sie liest:

1337 Do diu vil reine, guote gelas,
swaz an daz chleine buochel was
geschriben, daz geviel ir wol;
da von ich iu nu sagen sol,
daz diu vil werde vrowe min
las mit ir liehten ougen schin
in hohem muote sa zehant
den brief, da si diu liet an vant:

Da las die so Reine, Gute,
was in dem kleinen Büchel
geschrieben war, und es gefiel ihr sehr;
ich werde euch jetzt sagen,
dass meine edelste Herrin
mit ihren hellen leuchtenden Augen
in hochgemuter Stimmung auch gleich
den Brief las, in dem sie das Lied fand:

Die Dame liest Ulrichs Minnelied.

1338,1	Do si diu liet gelas alda, diu reine gie zuo dem boten sa[.]	Nachdem sie das Lied ganz gelesen hatte, ging die Reine sogleich zu dem Boten.

Sie gibt dem Boten einen Gruß an Ulrich mit auf den Weg, lässt ihn aber zugleich bitten, den Boten nicht mehr zu ihr zu schicken.

Ulrich ist in guter Stimmung. Als der Sommer ins Land zieht, vertreibt er sich die Zeit mit Dichten und Turnieren. Eines seiner sehnsuchtsvollen Lieder kommt der Herrin zu Ohren, worauf sie Ulrich die beschwerliche Reise übers Meer erlässt. Ulrich dichtet beständig weiter. Im nächsten Sommer erfährt er jedoch wieder eine Zurückweisung seiner Herrin, sodass er im Herbst ein Klagelied anstimmt. Obwohl die Herrin dieses hört, nimmt sie ihre ablehnende Haltung nicht zurück. Ulrich ist deswegen zornig, was er auch in seinen Liedern zum Ausdruck bringt. Darüber sagt er:

1364	Owe, daz ez ir ie geschach, und owe, daz ich ie gesprach in minem zorn iht gegen ir, daz doch hernach verwizet mir an disem buoche vil manic munt, dem doch niht leider reht ist kunt, mit wie getaner missetat sie ez gegen mir gedienet hat.	Oh weh, dass es ihr je geschah, und oh weh, dass ich je in meinem Zorn etwas gegen sie sagte, das mir doch hernach in diesem Buch mancher Mund ankreidete, der doch leider nicht genau darüber unterrichtet ist, mit welcher Gemeinheit sie mir mein Tun gelohnt hat.

Mit seinem nächsten Lied kündigt Ulrich der Herrin den Minnedienst auf. Stattdessen vertreibt er sich Zeit wie schlechte Laune mit dem Dichten verschiedenartiger Lieder, die zum Teil auch von anderen gerne gesungen und gelesen werden:

1374,1	Der leich vil guot zu singen was, manic schoeniu frowe in gern las, wan er sprach von ir werdecheit, der got hat vil an si geleit.	Der Leich war sehr gut zu singen, manch schöne Dame las ihn mit Vergnügen, weil er von ihrer Ehre sprach, von der Gott ihr viel verliehen hatte.

Der ehemaligen Geliebten schmeicheln Ulrichs viele Lieder aber nicht gerade. Erst auf die Bitte einer Dame hin spricht der Enttäuschte nicht mehr schlecht über die einst Angebetete, sondern singt fortan hoffnungsvolle Lieder. Ohne den Minnedienst empfindet er sein Ritterleben jedoch als leer und nichtig. Darum nimmt er sich eine neue Herrin, die er sogleich über seinen Dienst informiert. Frohen Mutes singt er ihr ein neues Lied. Die Herrin ist darüber hocherfreut; Ulrich ist es auch und singt und dichtet fröhlich weiter.

[Textlücke]

Im Dienst der neuen Herrin begibt Ulrich sich abermals auf Ritterfahrt – diesmal als König Artus verkleidet.

Nachdem König Artus in Krabat auf dem großen Anger ehrenvoll gekämpft hat, meint der erzählende Ulrich:

1423,1	Ich han an disem buoche vil von tyost gesagt, da von ich wil ez churzen swa ich chan und wil si ungenennet lan, die schone ir frowen dienten da und sit vil ofte anderswa[.]	Ich habe in diesem Buch schon viel von Tjosten erzählt, daher werde ich kürzen, wo ich kann, und will die ungenannt lassen, die ihren Frauen hier und seither auch oft anderswo redlich dienten.

Wer ohne Fehlstoß drei Speere auf Ulrich versticht, wird in die Tafelrunde aufgenommen, wobei sich die gegen König Artus antretenden Ritter ebenfalls Namen aus der arthurischen Literatur zugelegt haben.

Wie schon bei der Venusfahrt zieht Ulrich auch diesmal von der Steiermark aus Richtung Norden. In Wiener Neustadt trifft er auf Friedrich von Österreich mit seinem Gefolge. Mit dem edlen Kardolt Weise kommt eine Botin in die Stadt. Sie lädt im Namen ihrer Herrin zum Turnier nach Krumau. Nachdem sich alle ritterlichen Kämpfer in Wiener Neustadt ein Stelldichein gegeben haben, findet auf einem Feld bei Katzelsdorf ein Turnier der Artusritter statt. Wieder bemerkt der erzählende Ulrich:

1565,1	An diesem buoch ist niht so vil so von tyostiren, da von will ichz iu chürzen swa ich mac.	In diesem Buch geht es weniger um Tjosten, deshalb werde ich den Bericht kürzen, wo ich kann.

Nach fünf Tagen der Einzelkämpfe lässt Friedrich von Österreich darum bitten, endlich mit dem eigentlichen Turnier zu beginnen. Man teilt vier Scharen ein und ist begierig auf den Kampf. Da erscheint der Bote Friedrichs zum zweiten Mal: Sein Herr sei außerordentlich beunruhigt und befehle daher, das Turnier sofort abzubrechen. Zudem soll Ulrich nicht nach Böhmen ziehen, weil der König dieses Landes ihn womöglich aus Hass auf Friedrich in Geiselhaft nehmen könnte. Also bricht Ulrich seine Artusfahrt ab. Seine Trauer darüber wie über das Ende des Sommers wird nur durch den Gedanken an die neue Herrin gemildert. Ihr zu Ehren und aus Freude über den Dienst an ihr dichtet Ulrich wieder einige Lieder.

Auf all das Glück folgt jedoch Trauer, denn im Sommer wird Friedrich von Österreich von den Ungarn erschlagen, die ins Land eindrangen. Als Friedrich noch eine Rede an seine Leute hielt, wurde er hinterrücks ermordet, was in dem ersten Tumult niemand bemerkte.

1667,6	da gelac der fürste tot. den vant sit ligende jaemerlich sin schriber, der hiez her Heinrich.	Da blieb der Fürst tot liegen. Sein Schreiber Heinrich fand ihn dann jämmerlich daliegend.

Und weiter:

1669,1	Der schriber Heinrich alzehant den richen fürsten ligende vant[.]	Der Schreiber Heinrich fand bald den mächtigen Fürsten – gefallen.

Der beherzte Mann fragt nicht lange, sondern handelt:

1671,1	Der schriber in sus ligende vant; der legt in uf ein pfert zehant, dar uffe er jaemerlichen lac twerhes drüber als ein sac[.]	Der Schreiber fand ihn so daliegend; er legt ihn sofort über ein Pferd, auf dem er jämmerlich quer darüber lag wie ein Sack.

Die Ungarn fliehen. Aus Trauer um den verstorbenen Herrscher verfolgen die österreichischen Ritter sie nicht.

Das Land versinkt in Chaos und Anarchie. Das Benehmen der skrupellosen Ritter muss den Frauen missfallen. Darum singt Ulrich seiner Herrin schöne Lieder.

Drei Tage nach Bartolomäus wird Ulrich von Pilgrim von Katsch und Weinold, die er bisher für seine Freunde gehalten hat, aus seiner Frauenburg entführt, seine Untergebenen sowie seine Ehefrau mit den Kindern werden vertrieben und flüchten nach Liechtenstein. Die falschen Freunde rauben, was ihnen in die Finger kommt, und halten Ulrichs Sohn fest. Während des einen Jahres und der drei Wochen, die Ulrich in Gefangenschaft verbringt, gedenkt und dichtet er seiner Herrin. Schließlich wird er von Graf Meinhard von Görz befreit, dem er allerdings seine vier Kinder als Sicherheit überlassen muss. Derweil geht es in der Steiermark und in Österreich drunter und drüber, weil sich die Mächtigen in den Haaren liegen. Ulrich kann das alles nichts anhaben: Er denkt an die Geliebte und dichtet. Die Liebe zu edlen Frauen empfiehlt Ulrich auch anderen Männern als Mittel gegen schwere Gedanken, da selbst die dadurch erweckte Sehnsucht ein schönes Gefühl ist. Den Frauen rät Ulrich aufzupassen, welchem Mann sie sich hingeben. Den Männern legt er nahe, aus den vier Dingen, nach denen alle Menschen streben, eines auszuwählen, da sie sich nicht miteinander vereinbaren lassen: Gnade Gottes, Ansehen, Bequemlichkeit und Besitz. Wer alle vier begehrt, habe sie dadurch schon verloren. Solch einer ist Ulrich. Allerdings hat er noch ein fünftes Bestreben: den Dienst an der geliebten Frau. Dass Gott ihm diesen anrechnet, glaubt Ulrich ganz fest und erhofft sich dafür auch die Fürbitte seiner Rezipienten.

Gegen Ende seines Buches blickt Ulrich auf 33 Ritterjahre zurück:

1845,1	Ir sült gelouben mir für war: ich was driu und drizic jar ritter ritterlich gewesen, do man ditz buoch hort niwes lesen also daz ichs voltihtet gar.	Ihr sollt mir fürwahr glauben: Ich war dreiunddreißig Jahre ein ritterlicher Ritter gewesen, wie man aus diesem Buch jüngst lesen hörte, da ich es fertig gedichtet hatte.

Ulrich resümiert, was er an dichterischer Arbeit geleistet und in diesem Buch gesammelt hat:

1847	Swaz ich in niuwem doenen ie da vor gesanc, daz vindet man hie allez an dem buoche stan. noch wil ich vrowen lop niht lan, ich wil si gern loben me; swer welle, daz ez hier an ste, swenne ichz gesinge, der schribe ez dran: der hat sin zuht dar an getan.	Was ich an neuen Tönen früher schon sang, das findet man hier alles in dem Buch stehen. Noch will ich der Frauen Lob nicht lassen, ich will sie gerne noch mehr loben; wer auch immer möchte, dass das hier steht, was ich singe, der schreibe es hinein: Er hat damit hohen Anstand bewiesen.

1848,1	Min heil si vor der hoehsten hant ze einer warheit des min pfant, daz ich ditz buoch getihtet han, daz michs min vrowe niht wolt erlan[.]	Vor der höchsten Hand[200] diene mir fürwahr das Glück als Pfand, dass ich dieses Buch gedichtet habe und dass es mir meine Herrin nicht erließ.

Das Buch ist jedoch nicht nur für Ulrichs Herrin, sondern für alle edlen Frauen:

1850	Ditz buoch sol guoter wibe sin, in hat dar an diu zung min gesprochen vil manic süezez wort. ez sol reht sin ir lobes hort, ir lop chan dran wol stigen ho, ez sol si ofte machen fro, vrowen dienst ist ez genant, da bi so sol ez sin bechant.	Diese Buch ist allen edlen Frauen gewidmet; ihnen hat meine Zunge darin viele süße Worte gesprochen. Es soll zurecht ein Hort ihres Lobes sein, ihr Lob kann daran sicherlich hoch steigen, es soll sie oft erfreuen; Frauendienst ist es genannt, unter diesem Namen soll es bekannt sein.

[200] Oder: *vor der Höchsten Hand*.

6. Prosalancelot

Beim mittelhochdeutschen ‘Prosalancelot’ handelt es sich nicht, wie etwa bei Wolframs ‘Parzival’, um eine Bearbeitung, sondern um eine beinahe wörtliche Übersetzung einer altfranzösischen Vorlage[201], die zwischen 1215 und 1230 in Nordfrankreich entstand und ursprünglich drei Teile umfasste: ‘Lancelot propre’, ‘La Queste del Saint Graal’ und ‘La Mort le Roi Artu’. Die später hinzugekommene zweiteilige Vorgeschichte, ‘L’Estoire del Saint Graal’ und ‘L’Estoire de Merlin’, wurde nicht ins Deutsche übertragen.[202] Der mittelhochdeutsche Text dürfte – jedenfalls zum Teil – bereits vor 1250 entstanden sein.[203] In seiner Prosaform steht er im Kontext der mittelalterlichen deutschen Literatur vorerst noch allein da.[204]

Ist es gerechtfertigt, im Zuge einer historisch-kulturwissenschaftlichen Untersuchung eine ‘Übersetzung’ auf die gleiche Art wie einen mittelhochdeutschen ‘Originaltext’ zu behandeln? Die positive Beantwortung dieser Frage ergibt sich meines Erachtens aus der Tatsache, dass der ‘Prosalancelot’ als mittelhochdeutscher Text existierte und rezipiert wurde. Jan-Dirk Müller entschied in seinen ‘Höfischen Kompromissen’ ebenso und merkt an, dass Probleme, die in einem solchen Text aufgezeigt werden können, „offensichtlich für die deutsche Rittergesellschaft gleichfalls bestanden und […] daher den Roman traditionsfähig machten.“[205] Problematisch erscheint ihm „allenfalls der zeitliche Rahmen, da es unsicher ist, daß die Kompilation als ganze vor dem 15. Jahrhundert eingedeutscht wurde.“[206]

Lancelot und Ginover I[207]

König Bans Land Bonewig wird von König Claudas vom Wüsten Land mit Krieg überzogen. Als sich Ban mit seiner Frau Alene und dem kleinen Sohn Galaad, der von allen Lancelot genannt wird, auf den Weg nach Britannien macht, um seinen Lehnsherrn Artus um Hilfe zu

[201] Steinhoff (2003a), S. 764. – In ihrer 2001 als Buchpublikation erschienenen Dissertation setzt sich Thordis Hennings eingehend mit Überlieferungslage und Quellenkritik des ‘Prosalancelot’ auseinander. Ihre Ergebnisse weichen, besonders was die direkte Vorlage der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 147 des ‘Prosalancelot’, der die steinhoffsche Ausgabe weitgehend folgt, betrifft, zum Teil stark von Steinhoffs Einschätzungen ab. Siehe Hennings (2001). – Bei meiner Arbeit orientiere ich mich aus pragmatischen Gründen am mhd. Text der Steinhoff-Ausgabe und werfe nur wenn unbedingt notwendig einen Blick auf den möglichen afrz. Vorlagentext und seine englische Übersetzung.
[202] Steinhoff (2003a), S. 747.
[203] Ruberg (2010), Sp. 531f.
[204] Ruberg (2010), Sp. 541.
[205] Müller J.-D. (2007), S. 44, Fußnote 126.
[206] Müller J.-D. (2007), S. 44, Fußnote 126.
[207] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot I (2003).

bitten, zerstört Claudas Bans Burg Trebe. Aus der Ferne sieht Ban seine letzte Hoffnung brennen und stirbt vor Schmerz. Eine junge Frau, die Fee Ninienne, raubt der trauernden Königin den Sohn und entschwindet mit ihm in einen See, der als Trugbild ihr Reich von der Außenwelt abschirmt. Die verzweifelte Alene flüchtet sich in ein Kloster.

S. 50,23–27 Die koniginn hett einen sitten: wann sie von der kirchen kam und meß was gesungen, so ging sie off den lac da zugegen das die jungfrauw innsprang mit irm kinde, dahien ging sie siczen yren salter lesen und sprach da manch gut gebet fur yrs kindes sele und weynt vil sere.

S. 51,24–29 Die Königin machte es sich zur Gewohnheit, wenn sie aus der Kirche kam und die Messe beendet war, an die Stelle am See zu gehen, wo die junge Frau mit ihrem Kind hineingesprungen war. Dorthin setzte sie sich, um im Psalter zu lesen, und sprach viele fromme Gebete für die Seele ihres Kindes und weinte.

Das Kloster wird nach seiner hochadeligen Insassin ‘Königsmünster’ genannt.

Als Bans Bruder Bohort von Gaune vom Tod seines Bruders erfährt, stirbt auch er. Seine Frau, die Königin Evaine, flieht mit ihren Söhnen Lionel und Bohort, doch Phariens, ein von ihrem Mann vertriebener Ritter, nimmt ihr die Kinder weg. Da geht sie zu ihrer Schwester nach Königsmünster.

Ninienne, die Jungfrau vom See, lernte ihre Künste einst vom großen Zauberer Merlin persönlich.

S. 62,22–23 Und alles das er sie leret […][208] an eynen brieff, so viel lert er sie das sie alles das det das sie wolt.

S. 63,22–24 Alles, was er sie lehrte, schrieb sie auf, und er lehrte sie so viel, daß sie alles tun konnte, was sie wollte.

Bei ihr wird König Bans Sohn standesgemäß erzogen, ohne dass jemand seinen Namen kennt. Er wird zu einem starken und verständigen Knaben, den nur sein Jähzorn manchmal ein bisschen aus der Haut fahren lässt. Lionel und Bohort wachsen derweil bei Phariens auf, bis dessen Frau ihn an ihren Liebhaber König Claudas verrät. Dieser lässt die Kinder gemeinsam mit Phariens und dessen Neffen Lambegus als Erzieher einsperren.

Königsmünster wird dank der beiden Königinnen zu einem bekannten Kloster. Beide Damen führen ein sehr frommes Leben, besonders Alene von Bonewig, wobei sie niemals Mann und Sohn vergisst.

S. 124,21–25 […] und ir sitte was also, das sie alle tag teglich nach hochmeß ging siczen off denselben statt da ir herre was tot bliben, und off den lack da sie ir liebes kint verlorn hett, und laß weynende alles das gut gebet das sie kunde, irs mannes sele zu gnaden und irs kindes.

S. 125,21–26 Sie hatte die Gewohnheit, sich täglich nach dem Hochamt an der Stelle niederzusetzen, wo ihr Mann gestorben war, und an dem See, wo sie ihr liebes Kind verloren hatte. Unter Tränen las sie all die frommen Gebete, die sie kannte, für das Seelenheil ihres Mannes und ihres Kindes.

[208] Auslassung in dem von Steinhoff herausgegebenen Text, Prosalancelot I (2003).

Eines Tages nähert sich der klagenden Königin ein schwarz gekleideter Geistlicher. Der Mann war früher einmal Ritter, was man ihm aufgrund seiner Körperhaltung immer noch ansieht:

S. 126,21–23 Die schultern waren im breyt, und saß in dem sattel als ob er darinn geschriben wer, schön und offrecht.

S. 127,23–25 Er hatte breite Schultern und saß leicht und aufrecht im Sattel, als ob er darin eingeschrieben wäre.

Der Mann fragt die Königin nach dem Grund ihres Kummers. Sie erklärt dem Mönch:

S. 128,1–5 [‘]Darumb das myn herre starb vor leyde han ich syner sele große sorg, und zu recht sol ich syn sele als wol besorgen als die myn, wann ich und er waren ein blut und ein fleisch, als uns die heilig schrifft saget und unser glúbd ist.[’]

S. 129,2–6 [‘]Und weil mein Mann vor Leid gestorben ist, bin ich besorgt um sein Seelenheil, und es kommt mir wohl zu, mich um seine Seele wie um die meine zu kümmern, denn wir waren ein Blut und ein Fleisch, wie es uns die Heilige Schrift sagt und wie wir es gelobt haben[’]

Der Geistliche ist im Kloster bekannt. Er versichert den beiden Königinnen glaubhaft, ihre Kinder seien wohlauf.

Die Frau vom See beschließt, Lionel und Bohort zu sich zu holen. Derweil erfährt Lionel von Phariens, dass er von Claudas um sein Land gebracht wurde. Außerdem habe Claudas kürzlich in der Hauptstadt seinen Sohn Dorin zum Ritter gemacht. Der jähzornige Lionel sinnt auf Rache. Eine Einladung durch Claudas kommt ihm da gerade recht. Bei dem Fest, bei dem auch ein Fräulein der Dame vom See anwesend ist, verwundet er König Claudas und tötet dessen Sohn. Mit Hilfe eines Zaubers kann das Fräulein die beiden Brüder unbemerkt wegführen und zur Frau vom See bringen. An ihrer statt lässt sie zwei Windhunde bei den verfeindeten Parteien zurück. Phariens glaubt, dass Claudas die Kinder töten will, und plant einen Aufstand gegen den König. Als dieser davon Wind bekommt, reagiert er rasch.

S. 176,20–24 Er was wise und listig und rieff zuhant sym rate zu im, und wart des zu rate das er brief det schriben, und sendet sie allenthalben in die Wústůng und in das lant von Bonewig umb ritter und sariande, das sie zu im kämen so sie allerbeldest mochten.

S. 177,21–25 Er war klug und listig, versammelte sogleich seine Berater und kam überein, Briefe schreiben zu lassen und überall im Wüsten Land und in Bonewig um Ritter und Knappen zu schicken, sie sollten so schnell sie könnten zu ihm kommen.

Doch Phariens und seine Leute erfahren von den Briefen:

S. 182,24–28 Phariens und allen den rittern und allen den burgern die mit im waren wart geseyt das Claudas sin brieff gesant hett umb hilff und wolt groß here samelen, und als er sin lút gesamelt hett, so wolt er komen und die kint mit gewalt nemen und yn beiden ir lip thun nemen.

S. 183,25–29 Phariens und die Ritter und Bürger, die auf seiner Seite waren, erhielten Kunde, daß Claudas Briefe um Hilfe geschickt hatte und ein mächtiges Heer versammeln wollte, und sobald er es beisammen habe, wolle er kommen und die Kinder mit Gewalt ergreifen und töten.

In der Folge brechen schreckliche Kämpfe zwischen Phariens' und Claudas' Leuten los. Die Situation verschärft sich noch, als sich der Zauber löst und man entdeckt, dass statt der Kinder Windhunde übergeben wurden.

Derweil sehnen sich Lionel und Bohort nach ihren Erziehern. Darum lässt die Frau vom See Lambegus in Begleitung des Ritters Leonces mit den beiden sprechen. Leonces lobt die Kinder über die Maßen und verweist auf ihre hohe Abstammung:

S. 258,27–29 Wir wißen das wol mit gutem urkunde der heiligen schrifft das ir mutter und ir altfordern sint komen von des konig Davids geschlecht.

S. 259,27–29 Wir wissen aus dem wahren Zeugnis der Heiligen Schrift, daß ihre Mutter und ihre Vorfahren aus König Davids Geschlecht stammen.

Gegenüber Lambegus spricht Leonces den sicheren Verdacht aus, dass es sich bei dem dritten, älteren Jungen um König Bans Sohn Lancelot handle.

Selbst die Nachricht, dass es den Kindern gut gehe, kann die Wogen in Gaune nicht glätten. Claudas will nur unter der Bedingung Frieden schließen, dass man ihm Lambegus ausliefert. Als dieser sich dem König freiwillig in die Hand gibt, beeindruckt er ihn dadurch so sehr, dass Claudas ihn nicht nur am Leben lässt, sondern auch noch Freundschaft mit ihm und Phariens schließt. Phariens lebt bis zu seinem Tod mit Frau, Kindern und Neffen bei der Frau vom See.

Die beiden Königinnen in Königsmünster sorgen sich um ihre Kinder. Da wird Evaine entrückt und träumt von drei wunderschönen Knaben. Dann kommt sie wieder zu sich.

S. 314,15–17 Sie besah ir rechten hant und fand dry namen darinn geschriben: Lancelot, Lyonel und Bohort.

S. 315,15–17 Sie betrachtete ihre rechte Hand und fand drei Namen hineingeschrieben: Lancelot, Lionel und Bohort.

Glücklich berichtet sie davon ihrer Schwester. Wenig später stirbt sie.

Als Lancelot 18 Jahre alt ist, erläutert ihm die Frau vom See den Doppeldienst des Rittertums an Gott und den Menschen, die der Hilfe bedürften. Sie erklärt, wie ein idealer Ritter beschaffen sein und wie er sich verhalten müsse. Unter anderem sei es das Pferd, das einen Ritter auszeichnet:

S. 334,11–14 [']Nu wißent das', sprach sie, 'das nye dheyn man uff pfert gesaß ee dann ritterschafft funden wart, das saget uns die schrifft, wann die ritter zu allererst begunden ryten; da von sint sie ritter geheißen.[']

S. 335,10–14 [']Ihr müßt wissen', sagte sie, 'daß kein Mensch je auf einem Pferd gesessen hat, ehe es das Rittertum gab: das berichtet uns die Schrift. Denn die Ritter waren die ersten, die damit anfingen, zu reiten. Deshalb heißen sie ja auch Ritter. ']

Ein Ritter müsse außerdem ein guter und gerechter Richter sein:

S. 338,25–27 Die schrifft spricht das der ritter sichselber verdampt und verurteilt wann das er den ledig leßt der den dot verdient hat.

S. 339,25–27 Die Schrift sagt, daß der Ritter sich selbst verdammt und verurteilt, wenn er den davonkommen läßt, der den Tod verdient hat.

Nachdem er das und noch viel mehr über das edle Rittertum erfahren hat, brennt Lancelot darauf, selbst Ritter zu werden. Die Frau vom See stattet ihn mit einer weißen Rüstung aus und begibt sich mit ihm zu Artus, der am Johannistag Hof hält. Artus ist gerade auf der Jagd, als ihm ein schwer verwundeter Ritter auf einer Rossbahre begegnet. Lanzen- und Eisenstükke stecken noch in seinem Körper. Helfen soll ihm aber nur, wer schwört, ihm gegenüber jenem Genugtuung zu verschaffen, der behauptet, den Ritter, der ihn verwundete und selbst im Kampf starb, lieber zu haben als ihn. Da sich niemand dafür findet, lässt Artus dem Verwundeten in seiner Burg ein Lager bereiten. Die Frau vom See kommt mit Lancelot und ihrem Gefolge an den Hof und bittet Artus, ihren Knappen zum Ritter zu machen. Beim Abschied verrät sie Lancelot, dass er nicht ihr Sohn, sondern der Cousin Lionels und Bohorts ist.

Wenig später sehen Lancelot und Königin Ginover einander zum ersten Mal und sind sofort voneinander fasziniert.

Am nächsten Tag gibt Artus allen, die Ritter werden wollen, den Halsschlag. Das Schwert soll ihnen aber erst nach der Messe umgegürtet werden. Da läuft Lancelot jedoch sofort zu dem verwundeten Ritter, schwört, ihn an allen zu rächen, die seinen getöteten Widersacher lieber gehabt hätten als ihn, und zieht ihm die Lanzen- und Eisenstücke aus dem Leib. Diese Tat ist das Gesprächsthema des Tages, sodass Artus vergisst, Lancelot das Schwert umzugürten. Während des Essens bringt ein Ritter Nachricht von der Dame von Noaus: Sie brauche einen Ritter, der sie im Kampf gegen den König von Northumberland vertritt. Lancelot besteht darauf, dieser Ritter zu sein, verabschiedet sich von Ginover und macht sich auf den Weg. Er kann der Frau von Noaus zu ihrem Recht verhelfen. Die Kunde von dieser und anderen Heldentaten erreicht den Artushof.

Ein Fräulein der Dame vom See führt Lancelot zur Burg Dolorose Garde, wo jeder ankommende Ritter vor jedem der zwei Burgtore gegen zehn Ritter kämpfen muss, weshalb noch niemand hineingelangen und die mit einem Zauber belegte Burg befreien konnte, wozu der siegreiche Ritter außerdem 40 Tag lang auf der Dolorose Garde bleiben müsste. Da Lancelot in seiner weißen Rüstung gegen die zwanzig Ritter gekämpft, sie teils getötet, teils in die Flucht geschlagen und damit die Dolorose Garde erobert hat, flieht selbst der Burgherr Brandis vor ihm. Die Burgbewohner führen ihn auf einen seltsamen Friedhof. Dort sieht er – gegenüber vielen auf Zinnen aufgespießten Köpfen – die Gräber zahlreicher Ritter:

S. 452,11–19 Yetschlichs grab was mit eim steyn bedackt; uff dem steyn was des ritters nam geschrieben der in dem grab lag. Die buchstaben sprachen alsus: ‘Hie lyt der, und das ist syn heubt.’ Gegen yetlicher zynnen da kein heubt off stack stunt auch ein grab, und off dem steyn was geschriben: ‘In dißem grab sol der ligen, und in dißem der.’ Da was manig gut ritter geschriben ußer des konig Artus hoff und von sym lande und von andern landen, al die besten die allsampt noch lebeten.

S. 453,11–19 Jedes Grab war von einer Steinplatte bedeckt, darauf stand der Name des Ritters, der dort begraben war. Die Inschriften lauteten: ‘Hier ruht der und der, und das ist sein Haupt.’ Auch bei den Zinnen, auf denen kein Kopf steckte, stand ein Grab, und auf der Steinplatte war zu lesen: ‘In diesem Grab wird der und der liegen, in jenem der und der.’ Da waren viele edle Ritter verzeichnet, vom Hof des Königs Artus und aus seinem Land und aus anderen Ländern, die besten, die damals lebten.

In der Mitte des Friedhofs steht ein besonders schönes Grab mit einem Metallsarg.

S. 452,22–26 Er was aller mit buchstaben gemacht, die sprachen: ‘Dißer sargk enmag nymer von mannes hant off gehaben werden, wedder mit gewalt noch anders, es thú dann der der diße jemerliche burg sol gewinnen und des name stet hieunden geschrieben.’

S. 453,22–26 Er war ganz mit Buchstaben bedeckt, die lauteten: ‘Diesen Sarg kann keines Menschen Hand heben, weder mit Gewalt noch anderswie, außer dem, der diese Burg des Jammers erlösen wird. Sein Name steht hierunter geschrieben.’

Die Burgbewohner führen den weißen Ritter zu dem Grab:

S. 452,32–35 Sie namen den ritter und leyten yn zu dem großen grab also gewapent und wißten im die buchstaben. Er kund wol lesen, sin frau hett yn lang thun leren. Da er die buchstaben all uberlase,

S. 453,31–34 Man führte den Ritter in voller Rüstung zu dem Hochgrab und zeigte ihm die Inschrift. Er konnte lesen, die Frau vom See hatte es ihn lange üben lassen. Als er die Inschrift gelesen hatte,

… hebt er den Sarg hoch. Darunter findet er eine weitere Inschrift.

S. 454,2–5 Also hielt ern biß er die buchstaben gelase, und stunt da geschriben: ‘In dißem grab sol Lancelot ligen von dem Lacke, des kóniges Banes son von Bonewig und Alenen synes wibes.’

S. 455,3–6 So hielt er ihn, bis er die Inschrift gelesen hatte, und es stand da geschrieben: ‘In diesem Grab wird liegen Lancelot vom See, der Sohn König Bans von Bonewig und seiner Ehefrau Alene.’

Nachdem er seinen Namen erfahren hat, stellt Lancelot den Sarg wieder ab. Auch die neben ihm stehende Jungfrau der Frau vom See *hett synen namen gelesen* (S. 454,8f.; [hatte] seinen Namen gelesen, S. 455,9), verspricht aber, Stillschweigen zu bewahren.

Ein Knappe reitet zum Artushof und erstattet dort Bericht, dass ein weißer Ritter die Dolorose Garde erobert habe. Daraufhin reitet Gawan mit neun anderen Rittern dorthin, wird aber vorerst nicht eingelassen. Stattdessen beschriften die Burgbewohner auch die noch unbelegten Gräber auf dem Friedhof:

S. 462,3–7 Sie gingen gemeinlich in den kirchoff und schriben off yglich grab, da nicht off geschriben was, mit buchstaben aller der namen die uß des konig Artus hof gefangen waren, und off yglich zinne dargegen saczten sie einen helm, als sie da gegraben hetten.

S. 463,3–7 Sie gingen miteinander zum Friedhof und schrieben auf alle Gräber, auf denen noch nichts stand, die Namen von Gefangenen, die zum Artushof gehörten, und auf jede Zinne gegenüber steckten sie einen Helm, als ob sie da begraben lägen.

Am nächsten Tag werden Gawan und ein ihn begleitender Geistlicher durch das erste Burgtor und auf den Friedhof gelassen.

S. 462,15–20 Der pfaff der mit hern Gawan komen was begunde zu lesen allenthalben off jhenen sercken, das der in dem grab lege und das das sin heubt were das off der zinnen da entgegen steckete. Also lase er an maniger statt und nant gnůng ritter ußer des konig Artus hof und ußer sym lande.

S. 463,14–19 Der Geistliche, der mit Gawan gekommen war, begann überall auf den Särgen zu lesen, daß der und der in dem Grab liege und daß es sein Haupt sei, das da auf der Zinne gegenüber stecke. So las er an vielen Stellen und nannte viele Ritter von des Königs Artus Hof und Land.

Gawan und der Geistliche glauben, was sie lesen bzw. vorgelesen bekommen, und trauern. Jedoch:

S. 462,23–28 Es war ware von ettlichen, und von ettlichen was es gelogen under denselben die die burger des andern tags da vor geschriben hetten. Darnach kam der pfaff zu dem großen sarck der mitten in dem kirchoff stunt, und begund zu lesen. Da er ein wile gelase, er begund herczlich zu weinen.

S. 463,21–26 Es war auch bei manchen wahr, bei anderen, bei denen es die aus der Stadt erst tags zuvor hingeschrieben hatten, war es gelogen. Schließlich kam der Geistliche an das große Grab, das mitten auf dem Friedhof stand, und fing an zu lesen. Als er eine Weile gelesen hatte, begann er bitterlich zu weinen.

Aufgrund des Gelesenen glaubt der Geistliche und mit ihm auch Gawan, dass der Eroberer der Dolorose Garde selbst tot hier liege, zumal eine junge klagende Frau diesen Verdacht bestätigt. Aiglins, einer der neun Ritter, die Gawan begleitet haben, schickt seinen Bruder mit dieser Nachricht zu Artus:

S. 464,29–32 An derselben zyt das myn herre Gawan hett den pfaffen thun lesen off dem großen sargk das der ritter tot were mit den wißen wapen, Aiglins sant synen bruder zuhant zu dem konig Artus, das er im diße mere solt sagen.

S. 465,28–31 Sobald Gawan den Geistlichen auf dem großen Sarg hatte lesen hören, daß der Ritter mit der weißen Rüstung tot sei, schickte Aiglins seinen Bruder zu König Artus, um ihm dies zu melden.

Artus kommt daraufhin mit seinem Gefolge zur Dolorose Garde, erhält aber wie Gawan zunächst keinen Einlass. Dieser und seine neun Ritter sind sehr traurig über des weißen Ritters und der vielen Artusritter Tod,

S. 470,21–25 […] als sie vernomen hetten mit den buchstaben die allenthalben geschriben stunden uff den sercken, und mit den namen die da oben geschriben waren, und als yn die jungfrauw off der logien hett gesaget.

S. 471,20–24 Sie hatten es den Buchstaben entnommen, die überall auf den Gräbern standen, und den Namen, die dort geschrieben waren, und dem, was ihnen die junge Frau in dem Laubengang berichtet hatte.

Doch da kommt der geflohene Burgherr, Brandis von den Inseln und von der Dolorose Garde, lädt die Artusritter auf eine nahe, ihm noch verbliebene Burg auf einer Insel ein und erklärt:

S. 472,14–20 [‘]Alle die ir wenent das sie dot sin und der namen off den grebern geschriben sint, ich sage uch furwar das sie noch me dann halb lebent. Es ist das meist teil ein lugen des da geschriben stet, und ist mit zaubery gemacht. Ich wil uch das meist teil thun sehen mit den augen von des koniges gesellen, die ir wenent das dot sint, by den namen die ir in dem kirchoff geschriben findent, das sie all tot sint oder da ligent.’

S. 473,16–23 [‘]Ich versichere Euch, daß über die Hälfte von denen, die Ihr tot glaubt und deren Namen auf den Gräbern stehen, noch leben. Das meiste, was da geschrieben steht, ist Lüge und Zauberei. Ich werde Euch die meisten von des Königs Rittern mit eigenen Augen sehen lassen, von denen Ihr annehmt, sie seien tot, weil Ihr ihre Namen auf dem Friedhof gefunden habt und daraus schließt, daß sie gestorben und dort begraben sind.’

Kurz darauf nimmt Brandis die zehn Ritter allerdings gefangen und lässt sie auf seiner Inselburg Doloroser Kerker zu den anderen gefangenen Artusrittern sperren. Lancelot erfährt davon, kann aber zunächst nichts tun, weil Brandis ihm entkommt.

Nach Tagen des Wartens werden Artus und seine Leute endlich durch das erste Burgtor eingelassen.

S. 486,11–19 Sie gingen in den kirchoff, und der konig hieß syn pfaffen lesen. Da myns hern Gawans name stunt geschriben, er lase: ‘Hie lit myn herre Gawan, und ist diß syn heubt.’ Er laß off eim andern: ‘Hie lyt myn herre Ywan, und ist das syn heubt, des großen Friens eins koniges sun.’[209] Sie lasen furter allenthalben, und der konig und alle die mit im waren machten den meisten jamer von aller der welt. Sie lasen furter off eim grab: ‘Hie lyt Galeguentins de Galois, und das ist syn heubt.’

S. 487,11–19 Sie betraten den Friedhof, und der König ließ seinen Geistlichen vorlesen. Wo Gawans Name geschrieben stand, las er: ‘Hier ruht Gawan, und dies ist sein Haupt.’ Und auf einem anderen Grab: ‘Hier ruht Iwein, Sohn des mächtigen Königs Urien, und dies ist sein Haupt.’ Sie lasen überall weiter, und der König und seine Begleiter verfielen in den größten Jammer der Welt. Sie lasen weiter auf einem Grab: ‘Hier ruht Galeguentins von Wales, und dies ist sein Haupt.’

Neben den Namen der neun mit Gawan gefangenen Ritter finden Artus und seine Gefolgsleute noch andere:

S. 486,20–26 Sie funden also maniges hohen mannes namen geschriben von des koniges gesellschafft. ‘Hie lyt der, und sehent da syn heubt.’ Also lasen sie so lang das sie kamen zu dem großen grab, und lasen das da unden lege ein der beste ritter von aller der welt und das das derselb were der die Dolorosen Garden gewunnen hett.

S. 487,20–25 […] sie fanden die Namen vieler Großer aus der Umgebung des Königs: ‘Hier ruht der und der, und seht dort sein Haupt.’ So lasen sie, bis sie zu dem großen Grab kamen, und da lasen sie, dort unten liege der beste Ritter der ganzen Welt, und das sei der, der die Dolorose Garde bezwungen habe.

Artus hofft, von einem Alten mehr Informationen über die Toten zu bekommen, doch der antwortet:

[209] Später erklärt ein Fräulein der Dame vom See, warum Gawan seinen eigenen Namen nicht auf einem Grabstein gelesen und Verdacht geschöpft hat: Das bewirkte ein Zauber (I, S. 560,15–18).

S. 488,2–4 ‘Anders enweiß ich darumb nicht, herre’, sprach der ander, ‘wann dút die tumben lesen, ir findent da me geschriben dann ich da umb wiße.’

S. 489,1–3 ‘Darüber weiß ich nichts, Herr’, sagte er, ‘aber laßt die Schrift auf den Gräbern lesen, da findet Ihr mehr geschrieben, als ich davon weiß.’

Da klagt Artus über den Verlust seiner Ritter und Freunde. Schließlich gewährt Lancelot dem König und seinem Gefolge Einlass in die Dolorose Garde, verlässt selbige aber sofort und ohne sie von dem auf ihr liegenden Zauber erlöst zu haben. Außerdem lässt er ein Fräulein der Dame vom See in der Burg zurück, das um seinetwillen darin gefangen ist. Artus erfährt, dass der König von Hinter-den-Marken sein Land angegriffen hat, und macht sich auf den Rückweg. Gawan hingegen schwört, nicht eher zu ruhen, als bis er den Eroberer der Dolorose Garde, den weißen Ritter, gefunden hat.

Am dritten Tag nach Mariä Geburt ist ein Kampf zwischen König Artus und dem König von Hinter-den-Marken angesetzt. Lancelot hat davon erfahren und kämpft nun im Dienst Ginovers so erfolgreich, dass man den weißen Ritter allseits bewundert. Schwer verwundet und in Angst erkannt zu werden verlässt er eilends den Platz des Kampfes, dessen Entscheidung auf den Spätherbst vertagt wird.

Gawan sucht weiter nach dem weißen Ritter. Gemeinsam mit einem Fräulein der Dame vom See, das ebenfalls auf der Suche nach Lancelot ist, kommt er zu einer verlassenen Kirche.

S. 550,13–15 By der kirchen lag ein cluse, und ging ein fenster uß der clusen, das sie in das munster sah. Sie saß darfur und laß yren selter.

S. 551,13–16 An der Seitenwand der Kirche gab es eine Klause, und darin war ein Fenster, damit die Inkluse in die Kirche blicken konnte. Sie saß daran und las ihren Psalter.

Die Klausnerin warnt Gawan um seiner jungen Begleiterin willen vor dem Weiterreiten, was den Ritter jedoch wenig beeindruckt.

Dem verwundeten Lancelot begegnet die Frau von Noaus. Sie nimmt ihn mit sich auf die Burg zweier Neffen, wo er genesen kann. Zwar gelangen auch Gawan und sein Fräulein dorthin, doch es darf nur die junge Frau zu Lancelot ins Zimmer.

S. 556,32–37
S. 558,1–5 Sie gab im einen brieff, den im die jungfrauw sante die noch gefangen lag zu der Dolorosen Garden. Der brieff sprach alsus, das die jungfrauwe Lanceloten grußt von dem Lack, des konig Banes sun von Bonewig, und enbot im das sie als lang in gefengniß muste syn als yn gut ducht, und das er wúst das er unbescheidenlich daran dethe, wann sie im ye getruwe was gewesen. Dißen brieff hett die jungfrauw vor gelesen ee dann er im in die hant kam.
Er wart ußermaßen unfro da der brieff gelesen wart, und begund fast sere zu weynen.

S. 557,32–36
S. 559,1–5 Sie gab ihm einen Brief von dem Fräulein, das noch in der Dolorosen Garde gefangen lag. In dem Brief stand, das Fräulein entbiete Lancelot vom See, dem Sohn König Bans von Bonewig, ihren Gruß; sie werde so lange gefangen bleiben, wie es ihm gefalle, er müsse aber wissen, daß er damit sehr ungerecht handle, denn sie sei ihm immer ergeben gewesen. Die junge Frau hatte ihm den Brief erst vorgelesen, ehe er ihn in die Hand bekam.
Als der Brief verlesen wurde, war ihm das ganz und gar unangenehm, und er begann heftig zu weinen.

Damit die Gefangene frei kommt, gibt Lancelot dem Fräulein einen Ring als Pfand. Die junge Frau führt Gawan zur Dolorose Garde, wo das gefangene Fräulein freigelassen wird. Gawan möchte unbedingt den Namen des Eroberers der Dolorose Garde erfahren. So geht man gemeinsam auf den Friedhof. Das Fräulein erinnert Gawan an seinen früheren Besuch und die falschen Grabinschriften:

S. 560,13–17 Sie furte yn zu eim grabe, was vor wilen geschriben: ‘Hie lyt myn herre Gawan des koniges neve, und das ist syn heubt.’ ‘Also was hie geschriben von allen uwern gesellen. Da ir herre kament, da enfundent ir des nit geschriben.’

S. 561,14–18 Sie führte ihn vor ein Grab, auf dem hatte vorher gestanden: ‘Hier ruht Gawan, der Neffe des Königs, und dies ist sein Haupt.’ ‘Das stand hier von all Euren Gefährten geschrieben. Als Ihr hier wart, habt Ihr nichts davon gesehen.’

Das sei aufgrund eines Zaubers möglich gewesen, erklärt die junge Frau. Dann weist sie ihn auf das Grab des Eroberers der Dolorose Garde in der Mitte hin:

S. 560,18–20 ‘Gent hinweg zu dem großen grab’, sprach sie, ‘da unden solt ir des ritters namen finden geschriben!’

S. 561,20–21 ‘Kommt mit zu dem großen Grab, darin werdet Ihr den Namen des Ritters geschrieben finden.’

Gawan kann den Sarg jedoch nicht hochheben und den Namen des gesuchten Ritters darum nicht lesen. Das Fräulein und er wollen zu Lancelot bei der Dame von Noaus zurückkehren, doch dieser hat die Burg schon verlassen. Durch die Lüge, Ginover sei seinetwegen in der Dolorose Garde gefangen, lockt man ihn dorthin. Er muss vierzig Tag dort bleiben oder die Schlüssel zur Lösung des Zaubers finden. Lancelot hat es eilig und lässt sich auf die Aventiure ein, die ihn in eine seltsame und Furcht erregende Höhle führt. Dort findet er die Schlüssel.

S. 580,4–8 Er nam die slußel und ging zu eyner kúpfferinn súl, die stunt mitten in der kamern, und fant buchstaben daran geschriben, die sprachen: ‘Diße súl sol man entschließen mit dem großen schlußel, und darinn stet ein schryn, den entschlußet man mit dem cleynen schlußel.’

S. 581,4–8 Er nahm die Schlüssel und trat vor eine Kupfersäule in der Mitte des Raumes; auf der fand er eine Inschrift, die lautete: ‘Diese Säule ist mit dem großen Schlüssel zu öffnen; in ihrem Inneren steht ein Schrein, zu dem paßt der kleine Schlüssel.’

Nachdem Lancelot die Säule und den darin befindlichen Schrein aufgeschlossen hat, löst sich der ganze auf der Burg liegende Zauber in Luft auf. Die Bewohner danken Lancelot, der sich zum zweiten Turnier zwischen Artus und dem König von Hinter-den-Marken aufmacht. Am ersten Turniertag erweist er sich als Bester von beiden Lagern. Gegen seinen Willen klärt das Fräulein der Dame vom See Gawan über Lancelots Identität auf, woraufhin er am nächsten Tag nicht mehr am Kampf teilnimmt. Die Artusritter gewinnen und Gawan berichtet dem ganzen Hof über Lancelot vom See.

Artus hat beunruhigende Träume. In ihrer Deutung sagen ihm zehn weise Gelehrte seinen Untergang voraus. Wie dieser mit Hilfe eines Löwen, eines Arztes ohne Arznei und durch den Rat der Blume noch zu verhindern sein soll, verstehen allerdings nicht einmal die Weisen selbst. Da sagt ein Ritter Artus im Namen Galahots, des Sohnes der Schönen Riesin, Fehde an.

Lancelot gelangt nach Camelot. Bei Ginovers Anblick verfällt er in Trance und verhält sich so merkwürdig, dass ihn keiner der Anwesenden erkennt. Nachdem er Camelot wieder verlassen und Aventiuren bestanden hat, erreichen Berichte über seine Heldentaten den Artushof. Er selbst gelangt an einen Steindamm an der Grenze zu Berg Maloaut, wo er einem Ritter begegnet, der den Kontrahenten des verwundeten Ritters, dem Lancelot die Lanzenstücke aus dem Leib zog, lieber hatte als den Verwundeten. Lancelot tötet ihn, der sich jedoch als der Sohn des Truchsesses der Frau von Maloaut erweist. Die Herrin nimmt Lancelot gefangen, verliebt sich aber bald in den schönen Ritter.

Ein Bote meldet Artus, dass Galahot die Dame von Noaus angegriffen habe. In aller Eile zieht der König nach Noaus. Auf dem Weg dorthin sammelt er Ritter zusammen. Die Kämpfe zwischen ihm und Galahot, dessen Heer zahlenmäßig überlegen ist, finden in der Nähe von Berg Maloaut statt. Die Frau von Maloaut gewährt Lancelot, als roter Ritter daran teilzunehmen, wenn er noch in derselben Nacht in sein Gefängnis zurückkehre. So geschieht es. Obwohl Lancelot Artus' Heer viel Ehre einbringt, muss der König schwere Verlust hinnehmen und erkennen, dass sich seine Träume zu erfüllen beginnen. Ein weiser Alter kommt zum ihm und veranlasst ihn, öffentlich die Beichte abzulegen. Den Untergang könne Artus nur noch verhindern, indem er durch seine Länder reise und die Liebe seiner Untertanen wiedergewinne. Der helfende Löwe, von dem die Traumdeuter sprachen, sei übrigens Christus, der Arzt ohne Arznei Gott Vater und die Blume Maria, deren Frucht das Volk Israel durch die Wüste führte, *als uns die schrifft saget* (S. 674,34; wie uns die Schrift berichtet, S. 675,35). Der König ist dankbar für diese Deutung seiner Träume und verspricht, sich an die Ratschläge zu halten.

Galahot gewährt ein Jahr Waffenruhe, damit Artus ein anständiges Heer zusammenbrächte, kündigt aber an, den roten Ritter der ersten Schlacht auf seine Seite bringen zu wollen. Dasselbe wünschen sich Artus und Gawan natürlich für sich selbst. Da Lancelot aber noch immer in der Gefangenschaft der Frau von Maloaut ist, finden sie ihn nicht. Diese möchte unbedingt die Identität ihres Gefangenen erfahren. Auf sein hartnäckiges Schweigen hin zieht die Dame an den Artushof, weil sie sich dort Aufklärung verspricht. Lancelots Namen erfährt sie nicht, nur dass Gawan und vierzig Ritter auf der Suche nach ihm sind, was sie sehr amüsiert. Zurück

in Maloaut lässt sie Lancelot frei, bittet ihn aber, bis zur zweiten Schlacht zwischen Artus und Galahot als ihr Gast bei ihr zu bleiben. Dafür bekommt er von ihr eine schwarze Rüstung.
Als die einjährige Waffenruhe vorüber ist, wird der Krieg fortgesetzt. Lancelot nimmt erst am zweiten Tag daran teil. Er zieht alle Aufmerksamkeit auf sich. Besonders Galahot ist von dem auf Artus' Seite kämpfenden Ritter schwer beeindruckt. Nach der Schlacht bittet er ihn, ihn als Ehrengast beherbergen zu dürfen. Lancelot gewährt ihm schließlich sogar seine Freundschaft, nimmt Galahot aber das Versprechen ab, sich in Artus' Hand zu ergeben, nachdem er ihn besiegt hat. In Galahots Rüstung kämpft Lancelot am dritten Tag auf dessen Seite. Als Artus sich schon um sein Land und seine Ehre gebracht glaubt, fällt Galahot vor ihm nieder und bittet um Vergebung. Der König nimmt die Entschuldigung an und Galahot als Gast auf. Lancelot bleibt derweil im Lager Galahots und leidet Ginovers wegen an Liebeskummer. Auf deren Bitte hin organisiert Galahot, der allmählich merkt, was Sache ist, ein Treffen zwischen seinem Gast und der Königin. Im Zuge dessen kommt es zur Aussprache der Liebenden. Der abschließende Kuss wie der Freundschaftsschluss zwischen Lancelot und Galahot werden allerdings von der Frau von Maloaut beobachtet. Diese begehrt gegenüber Ginover, als Vierte in den Bund aufgenommen zu werden. Ginover stimmt zu und verkuppelt die neue Freundin gleich mit Galahot. Die vier Freunde bzw. Geliebten treffen einander jeden Abend, bis Artus und Galahot jeder in sein Land zurückkehren. Die Frau von Maloaut geht mit Ginover, Lancelot mit Galahot. Die beiden Freunde reiten in Galahots Land Sorelois, das durch einen breiten Fluss vom Artusreich getrennt ist. Der Übergang ist durch einen Turm und einen Steindamm gesichert. Jeder fahrende Ritter muss hier gegen einen Wächter und zehn Fußknappen antreten.

S. 822,9–12 Reit er mit gewalt durch, so schreib man synen namen; und wann er geschriben wart, so mocht er dardurch riten wann er wolt, fru oder spate.

S. 823,9–12 Wenn er sich den Durchgang erkämpfen konnte, wurde sein Name aufgeschrieben, und wenn er einmal aufgeschrieben war, durfte er passieren, wann und zu welcher Tageszeit er wollte.

Galahot und Lancelot bleiben in Sorelois, wohin die Frau vom See Lancelots Cousin Lionel zum Zweck der Erziehung und Ausbildung schickt.
Artus empfindet es als Schande, dass seine Ritter nichts über den guten Ritter aus der Schlacht gegen Galahot herausgefunden haben. Darum machen sich Gawan und neunzehn andere auf die Suche nach ihm, in dem sie trotz aller Zeichen noch nicht Lancelot vom See erkannt haben. Die Ritter trennen sich, um einzeln zu suchen, doch alsbald treffen Gawan, Iwein, Key, Segremors und Giflet wieder aufeinander. Sie begegnen dem starken, aber selt-

samen Ritter Hector. Gawan folgt ihm und einem Zwerg zu dessen Nichte, die außerdem die Freundin Hectors ist. Als man beim Essen sitzt, erscheint eine junge Frau.

S. 866,14–18 Die jungfrau kam zu dem pavilun und grußt den geczwerg und sin nifftel von ir frauwen wegen, sie gab im einen brieff. Da er den gelase, da begund er lachen von großer schalckeit und begund frauwengedencken fluchen und irm rade[.]

S. 867,15–18 Das Fräulein kam ans Zelt, grüßte den Zwerg und seine Nichte von ihrer Herrin und übergab ihm einen Brief. Als er ihn gelesen hatte, lachte er böse und verwünschte den Verstand und das Regiment der Frauen.

Die Herrin des Zwerges fordert Gawan als Kämpfer gegen den Ritter Segurates, der sie zugleich bedroht und begehrt. Der Zwerg beschließt, mit Gawan, dessen Identität ihm jedoch unbekannt ist, dorthin zu reiten.

S. 868,16–17 Der geczwerg rieff der jungfrauwen die den brieff bracht het, und fragt sie wo ir frauwe were.

S. 869,16–17 Der Zwerg rief nach der jungen Frau, die den Brief gebracht hatte, und fragte sie, wo ihre Herrin sei.

Das Fräulein erklärt, die Herrin weile auf Burg Rodestock. Der Zwerg, Gawan, Hector, dessen Freundin, die zugleich auch eine Nichte der Frau von Rodestock ist, und die Überbringerin des Briefes machen sich dorthin auf. Kurz vor der Burg rastet man noch einmal.

S. 874,6–8 Da sie enbißen waren, da sprach der geczwerg zu der jungfrauwen die im den brieff bracht hett, das sie fure und ir frauwen seit das sie kemen.

S. 875,6–8 Als sie gegessen hatten, sagte der Zwerg zu der jungen Frau, die ihm den Brief gebracht hatte, sie solle gehen und ihrer Herrin melden, daß sie kämen.

Gawan tritt gegen Segurates an und besiegt ihn, der sich mit Leib und Gut in die Hand der Frau von Rodestock geben muss. In dem Trubel verlässt Gawan unbemerkt die Burg. Als die Frau von Rodestock seine Abwesenheit bemerkt, macht sie sich große Vorwürfe und zieht mit dem Zwerg, ihrer beider Nichte und Hector an den Artushof, um etwas über ihren Retter zu erfahren. Dorthin kommen auch ein von Gawan besiegter Ritter und ein Fräulein der Dame vom See, die Ginover einen gespaltenen Schild überreichen, auf dem ein durch den Riss getrenntes Liebespaar zu sehen ist. Der Schild würde heil, sobald die Liebe zwischen dem besten Ritter und der schönsten Frau körperlich vollzogen sei. Der Frau von Rodestock lässt Gawan seine Verachtung ausrichten. Daraufhin macht sich Hector auf die Suche nach Gawan und die Frau von Rodestock kehrt mit dessen Schild auf ihre Burg zurück.

Gawan wird von einer jungen Frau auf eine andere Burg geleitet, wo er sich als der zweitbeste Ritter erweist und mit seinem Blut das kranke Bein seines Bruders Agravain heilt. Den ebenso kranken Arm vermag nur das Blut des besten Ritters zu heilen. Diesen und Gawan zu finden zog die junge Frau aus. Dabei trug sie ein Schwert mit sich, das sie jetzt Gawan überreicht.

S. 962,31–34 S. 964,1–2 ‘Herre’, sprach Egrevains, ‘lesent die buchstaben die daran sten, so múgent ir wißen was das swert ist! Und die buchstaben sprachen das das schwert von tag zu tag beßer wurd in des hant des es zu recht solt syn, und wurd von tag zu tag erger in des hant ders nicht zu recht sol han.

S. 963,34–37 S. 965,1–2 ‘Lest die Buchstaben’, sagte Agravain, ‘die darauf stehen, dann werdet Ihr erfahren, was das für ein Schwert ist.’ Und die Buchstaben besagten, daß das Schwert in der Hand dessen, der es rechtmäßig besitze, Tag für Tag besser werde, aber Tag für Tag wertloser in der Hand dessen, der es zu Unrecht besäße.

Gawan sendet das Schwert an Hector. Dieser durchlebt während seiner Suche nach Gawan einige Aventiuren, wobei er im Kampf immer besser und besser wird, nachdem er das Schwert erhalten hat. Er befreit Iwein und Segremors, die in der Engen Marck gefangen lagen. Bald trennen sie sich aber wieder voneinander, weil jeder einer anderen Aventiure folgt. Hector gerät in Gefangenschaft auf Burg Mares, weil er einst den Sohn des Burgherrn tötete. Erst als er verspricht, dessen Nichte zu ihrer Schwester Elaine Ohnegleichen, die von ihrem Ehemann seit fünf Jahren gefangen gehalten wird, zu begleiten, kommt er frei. Er besiegt den Ehemann und befreit Elaine.

Lancelot ist krank vor Liebe, weshalb Galahot Lionel zu Ginover schickt. Als dieser Ginover und der Frau von Maloaut von Lancelot und Galahot berichtet, kommt ein Bote an den Artushof und meldet den Einfall der Sachsen in Schottland. Artus beruft sein Heer ein; Lionel kehrt nach Sorelois zurück.

Auch Gawan erlebt einige Aventiuren. Von einem Einsiedler erfährt er, welche Aufgaben ein Ritter bestehen muss, bevor er in das Land Sorelois gelangen kann. Beim Übergang über den Fluss besiegt er den Wächter und die Knappen, muss in der Folge aber selbst die Bewachung des Steindamms übernehmen.

S. 1192,32–37 S. 1194,1–3 Alsus bleib myn herre Gawan im thorn, da man im groß ere thet, und wart sin name geschriben an ein steynen tafel, als ich uch sagen mag. Da wart geschriben: „Hie det myn herre Gawan so viel mit den wapen das er der erst was der mit gewalt hie durch was.“ Da fant myn herre Gawan geschriben das der konig Yder mit gewalt dardurch geritten was zuhant da der fried gemacht was zwúschen dem konig Artus und Galahot, und darnach da Dineaus der Wilde und Melians Deliz.

S. 1193,30–37 S. 1195,1 So blieb Gawan im Turm, wo man ihm große Ehre erwies. Ich kann euch berichten, daß sein Name auf eine Steintafel geschrieben wurde. Da stand folgendes: „Hier hat Gawan so erfolgreich gekämpft, daß er als erster den Durchgang erzwungen hat, seit König Artus und Galahot Frieden geschlossen haben.“ Gawan fand dort aufgeschrieben, daß früher auch König Iders den Durchgang erzwungen hatte und nach ihm Dodinel der Wilde und Melians Deliz.[210]

Wenig später gelangt auch Hector an den Steindamm und will sich Durchlass verschaffen. Gawan und er kämpfen erbittert gegeneinander.

[210] Im Kommentar zur Ausgabe weist Steinhoff auf die schon im afrz. Text gestörte Satzfolge hin, die in der nhd. Übersetzung korrigiert wurde. Siehe Steinhoff (2003a), S. 948.

S. 1196,32–34 Da erkant myn herre Gawan Hestors schwert mit dem knopff und mit dem gehilcz und mit den buchstaben die daran stunden.

S. 1197,34–35 Da erkannte Gawan Hectors Schwert am Knauf und am Griff und an den Buchstaben, die darauf standen.

Der Kampf wird abgebrochen und Gawan besteht darauf, Hector als Sieger anzuerkennen, worüber dieser gar nicht erfreut ist.

S. 1198,32–33 Da det myn herre Gawan Hestors namen schriben, Hestor undancks.

S. 1199,32–33 Gawan ließ Hectors Namen aufschreiben, obwohl der es nicht wollte.

Als Galahot erfährt, dass der tapfere Turmwächter von einem anderen Ritter besiegt wurde, begibt er sich mit Lancelot auf die Verlorene Insel, damit dieser keine Möglichkeit hat, sich selbst an dem Sieger zu messen. Gawan und Hector folgen den beiden und versuchen, sich in einem harten Kampf gegen Lancelot und den König mit den hundert Rittern Zugang zur Insel zu erzwingen. Da kehrt Lionel vom Artushof zurück und erkennt Gawan. Sofort wird der Kampf abgebrochen und es kommt zur Versöhnung wie zur Aufdeckung aller Identitäten. Gawan, der nun endlich am Ziel seiner Suche ist, kann seinem Bruder Agravain Blut von Lancelot zukommen lassen, wodurch der kranke Arm geheilt wird.

Inkognito machen sich die vier Ritter alsbald auf, um Artus gegen die Sachsen zu helfen. Das Heer des Königs belagert die Burg Sachsenfels, die der Zauberin Gartissie gehört. In der ersten Schlacht am Sachsenfels werden die Sachsen und die mit ihnen verbündeten Iren in die Flucht getrieben, aber Gartissie lockt Artus mit der Aussicht auf eine Liebesnacht zu sich in die Burg, wo er und sein Neffe Guerrehes gefangen genommen werden. In derselben Nacht begeben sich Lancelot und Galahot zu Ginover und der Frau von Maloaut. Am Morgen findet die Königin den gespaltenen Schild geheilt und weiß somit, dass sie vom besten Ritter geliebt wird.

Hector, Gawan, Galahot und Lancelot gehen bei dem Versuch, Artus und Guerrehes zu befreien, in die Falle und werden ebenfalls eingesperrt. Im Gefängnis wird Lancelot wahnsinnig. Da er eine Gefahr für seine Umgebung darstellt, jagt man ihn davon. Er kommt zu Ginover, die sich seiner annimmt. Doch erst mit Hilfe der Frau vom See kann er geheilt werden. Derweil machen die Sachsen Artus' Leuten arg zu schaffen. Da greift Lancelot in die Auseinandersetzung ein und lehrt die Angreifer das Fürchten. Er erzwingt sich Einlass in die Burg Sachsenfels und befreit Artus und seine fünf Ritter. Die Sachsen vor der Burg fliehen. Eine junge Frau warnt Key jedoch davor, dass Gartissie ihre Macht zurückgewinnen könnte:

S. 1280,33–37 'Werlich', sprach sie, 'mag sie ir búcher und ir buchsen hinweg bringen, ir hant die burg in sieben nachten verlorn. Sie dut ein waßer uber den thorn wol fließen, wann sie ir bucher gebruchen mag.' 'Wißent ir wo ir búcher sint?' sprach Key.

S. 1281,32–37 ‘Wahrhaftig’, sagte sie, ‘wenn sie ihre Bücher und ihre Büchsen fortschaffen kann, habt Ihr die Burg binnen sieben Tagen wieder verloren. Sie läßt eine Wasserflut über den Turm kommen, wenn sie ihre Bücher benutzen kann.’ ‘Wißt Ihr, wo diese Bücher sind?’ fragte Key.

Die junge Frau zeigt ihm den Aufbewahrungsort und Key verbrennt alles, was er dort findet. Gartissie ist außer sich und will sich töten, überlebt ihren Sprung aus dem Fenster aber.

S. 1282,6–8 Auch hett sie vier also gut burg als die was umb die bucher gegeben, hett sie sie gehabt, und umb die buchsen.

S. 1283,7–9 Und sie hätte für die Bücher und die Büchsen vier solch mächtige Burgen wie diese gegeben, wenn sie sie besessen hätte.

Nachdem man die Sachsen besiegt und Sachsenfels eingenommen hat, nimmt Artus Lancelot, Galahot und Hector in die Tafelrunde auf.

S. 1288,22–28 Und der konig gebot vier schribern die darzu gesaczt warn, das sie all die abentur schriben die in sim hofe geschehen. Der ein was Arodion genant von Koln, und der ander was genant Tantamides von Vernaus und der dritt Thomas von Dolete, der vierd was Sapiens genant von Budas. Diße vier schrieben die abentur in des konig Artus hof.

S. 1289,24–29 Und der König ließ vier Schreiber rufen, die dazu bestellt waren, alle Aventüren aufzuschreiben, die da an seinem Hof geschahen. Der eine hieß Arodion von Köln, der andere Tantamides von Vernaus, der dritte Thomas von Toledo, und der vierte hieß Sapiens von Budas. Diese vier schrieben die Aventüren am Artushof auf.

Zuerst erzählt Gawan, nach ihm Hector und schließlich berichten auch Gawans Gefährten, was ihnen im Zuge ihre Suche begegnete.

S. 1288,31–32 Was sie sagten das wart alles geschriben.

S. 1289,32–33 Alles, was sie erzählten, wurde aufgeschrieben.

Nach Allerheiligen zieht Galahot mit Lancelot in sein Land, verspricht aber, zu Weihnachten wieder am Artushof zu sein.

Lancelot und Ginover II[211]

Galahot hat zwei beunruhigende Träume, deretwegen er sich schriftlich um Rat an König Artus wendet:

S. 30,22–29 An dem dritten tag sant er sin brieff mit sinen botten an den konig Artus mit Lancelots radte, anders enwúst nymant darumb nit […].
Also sante Galahot sin brieff dem konig Artus. Nu will ich uch bescheiden was an den briefen beschriben was:

[211] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot II (2003).

S. 31,25–32 Am dritten Tag schickte er auf Lancelots Rat Boten mit einem Brief zu König Artus. Niemand sonst erfuhr etwas davon. […]
So schickte Galahot seinen Brief zu König Artus. Nun will ich euch berichten, was darin stand:

Galahot bittet Artus, ihm Traumdeuter zu senden, wenn sich in seinem Land jemand auf diese Kunst verstünde. Die Boten erreichen mit Galahots Schreiben den Artushof, wo man sie freundlich empfängt. Noch besser wären sie allerdings empfangen worden, wäre nicht am selben Tag schon ein Fräulein in Begleitung von dreißig Rittern und Knappen zu Artus gekommen. Die junge Frau lobt den König in ihrer kurzen Begrüßungsrede, schmäht ihn dann jedoch, wobei sie sich auf einen Brief ihrer Herrin beruft:

S. 32,33–34 Mit dem sah sie hinder sich, und ein gra ritter, der groß und starck was, qwam fur gesprun-
S. 34,1–3 gen und gab ir ein vergulte buchs in die hant, daruß nam sie einen brieff mit eim ingesiegel das guldin was.

S. 33,37 Damit sah sie sich um, und ein mächtiger, starker Ritter mit grauem Haar eilte herbei und
S. 35,1–3 reichte ihr eine goldene Büchse, aus der entnahm sie einen Brief mit goldenem Siegel.

Das Fräulein vergewissert sich, dass ihm nichts passiert, wenn Artus nun den Grund für die Schmähung erfährt. Artus verbürgt sich für die Sicherheit der jungen Frau. Diese entgegnet:

S. 34,12–21 ‘So sprech ich, herre,’ sprach sie, ‘das ir ein der werdest konig werent der nu lebet, beneme es uch ein sach nit die alhie geschriben stett in dißem brieff den ich uch bracht han. Auch solt ir wol furwar wißen das ein die edelst frau dißen brieff hat gesant die man off ertrich lebende weiß und ein die gútigest, auch weiß man kein schöner lebende. Sie enbutet uch das ir dißen brieff thunt lesen vor allen den die in uwerm hof sint, das sie alle wißen arm und riche was der brieff sage. Und wollent ir des nit thun, so gewißt ir númer was daran statt.’

S. 35,12–21 ‘Dann erkläre ich, Herr, daß Ihr der edelste König der Welt wärt, wenn dem nicht eins entgegenstünde, das hier in diesem Brief steht, den ich Euch überbracht habe. Ihr dürft mir glauben, daß ihn die vornehmste Frau schickt, die es auf Erden gibt, und die beste, und man weiß auch von keiner, die schöner wäre. Sie fordert Euch auf, diesen Brief vor allen verlesen zu lassen, die zu Eurem Hof gehören, damit sie alle, ob arm oder reich, erfahren, was er enthält. Wenn Ihr das nicht tun wollt, werdet Ihr niemals erfahren, was darin steht.’

Der König hält sich an diese Anweisungen und lässt seine Gefolgsleute, die Königin und ihre Dienerinnen rufen. Als alle versammelt sind, fordert ihn das Fräulein auf:

S. 34,28–37 ‘Seht hien, herre, den brieff’, sprach sie, ‘und thút yn lesen!’ Der konig nam den brieff und
S. 36,1–4 gab yn eim schriber das ern lese so er allerlutest mocht, so das yn alle die verstunden die in dem hofe weren; und das er eins wortes daran nit vermist, als lieb als er sin ere zu behalten hett. Der schriber uberlase den brieff von eim ende biß an das ander und erschrack so sere das er ein wort nit mocht gesprechen. Er bleib also stan ein lange wile, und wart im an dem herczen so wee das im der brieff uß der hant enpfiel. Da sprang myn herre Ywan off, der alweg gut und milt was, und begreiff den schriber in beide sin arme, da er sah das er vallen begunde, er leite yn uß dem getrenge und leite yn in ein kamer off ein schön bette. ‘Edel schriber, was ist der mere, mag es ymant wißen?’

S. 35,29–37 ‘Nehmt hier den Brief’, sagte sie, und laßt ihn vorlesen.’ Der König nahm ihn und gab ihn
S. 37,1–4 einem seiner Schreiber, er solle ihn lesen, so laut er könne, damit es alle hörten, die am Hofe waren. Und er solle kein Wort auslassen, wenn ihm seine Ehre lieb sei. Der Schreiber überflog den Brief von Anfang bis Ende und erschrak so, daß er kein Wort mehr hervorbrachte. Er blieb eine ganze Weile so stehen, und ihm wurde so weh ums Herz, daß der Brief ihm aus der Hand fiel. Als Iwein, der immer freundlich und großherzig war, sah, daß der Schreiber

zu fallen drohte, sprang er auf und nahm ihn in seine Arme und führte ihn in eine Kammer zu einem Ruhebett. ‘Worum geht es, würdiger Schreiber, darf man es erfahren?’

Der Schreiber will nicht mit der Sprache heraus, weil die Nachricht zu traurig sei.

S. 36,6–10 Da wolt er yn nit me fragen und ging wiedder fur der konigin fuß siczen, dannen er uffgestanden was da er dem schriber halff. ‘Min herre Ywan’, sprach die konigin, ‘kunnent ir mir icht gesagen was dem schriber were?’

S. 37,7–11 Da wollte er ihn nicht länger fragen, er ging und setzte sich wieder zu Füßen der Königin, von wo er sich erhoben hatte, um dem Schreiber beizustehen. ‘Könnt Ihr mir nicht sagen, lieber Iwein’, sagte die Königin, ‘was der Schreiber hat?’

Iwein kann jedoch auch keine genauere Auskunft erteilen.

S. 36,14–21 Da gab der konig eim andern schriber den brieff in die hant und mante yn bi der trúw die er im schuldig were, das er im sagt was an dem brieff were und anders nit. Er lase den brieff und begunde ußermaßen sere weynen da er yn gelase. ‘Saget was an dem brieff geschriben sy und laßent uwer weynen syn!’ Der schriber warff dem konig den brieff in die schoß und lieff hinweg sin hende slahende und großen jamer machende.

S. 37,14–21 Da übergab der König den Brief einem anderen Schreiber und forderte ihn bei der Treue, die er ihm schulde, auf, ihm ohne Umschweife zu sagen, was darinstehe. Der las den Brief, und als er zuendegelesen hatte, fing er bitterlich an zu weinen. ‘Laßt Euer Weinen und sagt, was in dem Brief steht!’ Der Schreiber warf dem König den Brief in den Schoß, schlug die Hände zusammen und lief unter lautem Wehklagen davon.

Der König versucht ihn zurückzuhalten, doch der Schreiber erklärt:

S. 36,23–26 ‘Weiß gott, herre’, sprach er, ‘thut mir was ir wolt, ich wil uch nymer als viel untruwe gesagen als an dem brieff stett, ich ließ mir ee den hals abslagen.’

S. 37,24–28 ‘Bei Gott, Herr, macht mit mir, was Ihr wollt, solchen Betrug, wie er hier geschrieben steht, werde ich Euch nie und nimmer vortragen. Lieber ließe ich mir den Kopf abschlagen.’

Nur der Königin gegenüber macht der Schreiber eine vage Andeutung.

S. 36,28–35
S. 38,1–2 Das hort der konig, und ducht yn das er nit leben möchte, er wúst dann zu erst was an dem brieff stunde. Er sante bald nach sim capellane und manet yn bi der messe die er des tages gesungen het, das er im sagt was an dem brieff geschriben stunde und anders nit. Er nam den brieff und lase yn. Da er yn wol uberlesen het, er seinte sich me dann zehen mal und bat den konig das ern einen jungen pfaffen dethe lesen, im gezeme nit das er den wunder aller der welt sagte der daran geschriben stunde.

S. 37,30–37
S. 39,1 Der König hörte es und glaubte sterben zu müssen, wenn er nicht sofort erführe, was in dem Brief stünde. Er schickte nach seinem Kaplan und forderte ihn bei der Messe auf, die er heute gefeiert habe, ihm ohne Umschweife zu sagen, was in dem Brief stehe. Da nahm er den Brief und las ihn. Als er ihn überflogen hatte, bekreuzigte er sich mehr als zehnmal und bat den König, ihn einen jungen Diakon lesen zu lassen; ihm komme es nicht zu, all das Unglaubliche auszusprechen, das darin geschrieben stehe.

Artus besteht jedoch darauf und der Kaplan gibt wieder, was in dem Brief steht: Die Königin Ginover von Tamelirde erhebt Anklage gegen die mit Artus lebende, falsche Ginover, sie nach der Hochzeitsnacht entführt und sich an ihrer statt als Königin ausgegeben zu haben. Gott in seiner Gnade habe der entführten und gefangenen jungen Frau den alten Ritter Bertelac geschickt. Dieser und die Nichte der vermeintlich echten Ginover, die Überbringerin des Briefes, könnten ergänzen, was diese womöglich zu schreiben vergessen hätte:

S. 40,20–34 ['„]Myn gedanck was so manigveltig da ich dißen brieff schriben hieß, das ich alles des nit gedencken kunde des mir not were gewesen. Nu sante ich uch myn nifftel, wann sie myn ungemach wol weiß und myn not, das sie uch mit dem mund segete das mir vergeßsen were. Und wollent irs ir gleuben nit, sie hatt ritter und sarianten gnung mit ir bracht, die wol der warheit jehen. […] Auch weiß es Bertelac der Alte, der uch den brieff bracht, der der getruwesten ritter einer ist den man lebende weiß und der me mit den wapen gethan hatt. Das euch myn nifftel und er mit geswornem eide sagen des mögent ir wol glauben, an sie zwey wil ich auch laßen was mich ane geet.“' – Da was der brieff gelesen, und der cappellan gab yne dem konig wiedder sere weynende.

S. 41,22–38 ['„]Ich habe über so vieles nachdenken müssen, als ich diesen Brief schreiben ließ, daß ich nicht alles zu bedenken vermochte, was mir wichtig gewesen wäre. Deshalb habe ich Euch meine Nichte geschickt, denn sie kennt mein Unglück und meine Not, damit sie Euch mündlich sagt, was ich vergessen habe. Und falls Ihr ihr etwa nicht glauben wollt, hat sie Ritter und Knappen genug bei sich, die die Wahrheit bezeugen können. […] Und außerdem hat Bertelac der Alte von allem Kenntnis, der Euch den Brief gebracht hat; er ist der aufrichtigste Ritter der Welt und hat schon andere Dinge ausgefochten. Was meine Nichte und er Euch unter Eid erklären, das dürft Ihr glauben, und ihnen beiden will ich alles anheimgeben, was mich betrifft.“' – Damit war der Brief verlesen, und der Kaplan gab ihn weinend dem König zurück.

Artus sagt betroffen zur Überbringerin des Briefes:

S. 42,2–4 'Jungfrau', sprach der konig, 'ich han uwer botschafft wol vernomen, wolt ir icht me sprechen mit dem munde des der brieff vergeßen hatt, das sprechent![']

S. 43,2–4 'Ich habe Eure Botschaft vernommen, edles Fräulein', sagte er; 'wenn Ihr mündlich noch etwas hinzufügen wollt, was der Brief vergessen hat, so tut es.[']

Die Nichte der falschen Ginover lobt daraufhin den alten Bertelac. Der König weiß nicht, dass dies alles gerade sein Werk war, weil er die Tochter eines Truchsesses statt Ginover zur Königin machen wollte. Bertelac war auch für den betrügerischen Brief verantwortlich:

S. 54,6–7 Da dichtet Bertelac den brieff und santen dem konig Artus als ir gehört hant.

S. 55,6–7 Dann diktierte Bertelac den Brief und schickte ihn zu König Artus, wie ihr es eben gehört habt.

Man setzt einen Gerichtstag zu Maria Lichtmess an, bei dem im ritterlichen Zweikampf über Recht und Unrecht entschieden werden soll.

Trotz der prekären Situation schickt Artus Traumdeuter zu Galahot. Diese erbitten sich neun Tage Zeit, um ihre Bücher in Bezug auf Galahots Träume konsultieren zu können:

S. 56,1–4 'Herre', sprach meister Helies, 'diß sint zwen treum die fast schwer sint und sere eistlich, ir múßent uns des ein frist geben nún tag, das wir unser bucher besehen und studieren daruff.[']

S. 57,1–3 'Herr', sagte Helies, 'das sind zwei schwere und schreckliche Träume. Ihr müßt uns neun Tage Zeit lassen, unsere Bücher zu betrachten und danach zu befragen.[']

Galahot stimmt zu, nimmt ihnen aber folgendes Versprechen ab:

S. 56,7–10 'Ich geben uch diße frist gern', sprach Galahot, 'ir múßent aber off den heiligen schwern das ir mir des zehenden tages die warheit sollent sagen das ir in uwern buchern funden hant, es sy mir schade oder gut.'

S. 57,6–10 ‘Diese Frist lasse ich Euch gern’, sagte Galahot, ‘Ihr müßt aber auf die Reliquien schwören, mir am zehnten Tag wahrheitsgemäß zu sagen, was Ihr in Euren Büchern gefunden habt, gleich ob es schlimm oder gut für mich ist.’

Nach zehn Tagen bekommt Galahot mitgeteilt, dass er der Königin und Lancelots wegen viel Leid erfahren und dass er in 45 Jahren, Monaten, Wochen oder Tagen sterben werde. Aufgrund einer schriftlichen Zusicherung von König Artus, vertraut Galahot darauf, dass ihm die Traumdeuter die volle Wahrheit sagen werden:

S. 62,14–16 Myn herre der konig enbot mir auch selber mit sym brieff, darumb bitt ich uch das ir mir die gerechten warheit sagent.

S. 63,16–18 Der König selbst hat es mir in seinem Brief versichert, und darum bitte ich Euch, mir die volle Wahrheit zu sagen.

Im Zuge dieses ernsten Gesprächs kommt man auf Lancelot zu sprechen, den Galahot für den besten Ritter hält.

S. 66,28–31 ‘Das mag wol syn’, sprach meister Helias, ‘wir finden aber geschriben an Merlins prophecien, das uß des gelemten koniges kammer ein freischlich tyer komen sol[.’]

S. 67,32–35 ‘Das kann wohl sein’, sagte Helies, ‘wir finden aber in Merlins Prophezeiungen geschrieben, daß aus dem Gemach des verwundeten Königs ein verwundetes Tier kommen wird[.’]

Helies glaubt nicht, dass dieser Ritter Lancelot sei. Galahot vertraut ihm, möchte aber wissen, ob Helies noch etwas über seine Zukunft in Erfahrung gebracht hat. Dieser erzählt ihm also, was über Galahots düsteres Schicksal *stet geschriben* (S. 68,31). Schließlich liest Helies aus einem höchst seltsamen Buch vor:

S. 72,1–14 ‘Das will ich uch mit uwer selbes augen thun sehen’, sprach meister Helies, ‘was uch geschehen sol, mit großer krafft von worten die ich alhie mit mir han in eim buch geschriben. […] Da myn herre der konig nach sym traum lesen ließ alle sin besten meister die er het, da was ich zu Rome, und ein gut meister laß diß selb buch das ich alhie han; da enwúst er nit wie dem ding was und kund im nit gethun. Er wart aller zurbrochen ee er von der stet kam, das alle die sahen die by im waren. Also kam mir diß buch zu, wann nymant darinn getorst lesen. Nu manen ich uch das ir uch nit förchtent als ich diß bůch lese, und verzagt nit ob ir keyn wunder seht; ir mögent anders schier den lip verliesen!’

S. 73,1–15 ‘Ich will Euch durch die Kraft der Worte, die ich hier in ein Buch geschrieben bei mir habe, mit eigenen Augen sehen lassen’, sagte Helies, ‘welches Euer Schicksal sein wird. […] Als der König seine besten Gelehrten nach der Deutung seines Traumes suchen ließ, war ich in Rom, und ein tüchtiger Meister las in diesem Buch, das ich hier habe. Er wußte nicht, was es damit auf sich hatte, und konnte nicht damit umgehen. Er wurde auf der Stelle vor den Augen all derer, die da bei ihm waren, in Stücke gerissen. So ist dies Buch an mich gekommen, da niemand sonst gewagt hat, darin zu lesen. Nun bitte ich Euch, Euch nicht zu fürchten, wenn ich das Buch lese, und nicht zu verzagen, wenn Ihr erstaunliche Dinge schaut; sonst könntet Ihr ums Leben kommen.’

Galahot hat selbstverständlich keine Angst und Helies *begunde lesen* (S. 72,16; begann zu lesen, S. 73,18). Es ereignen sich seltsame Dinge, zu deren Abwehr eine Kreuzreliquie und der Leib Christi gebracht werden. Helies fragt Galahot, ob er nicht doch zu viel Angst habe.

S. 72,30–34 ‘Neyn ich’, sprach Galahut, ‘leßt fast furbas!’ Da begunde er furbas lesen. Da ers gelaßen hett, uber ein kurcz wile begund er fast bydemen und weinen; das crucz hielt er alweg fur im und lase ser forchtsamclichen.

S. 73,33–36 ‘Nein’, sagte Galahot, ‘lest nur weiter.’ Da las er weiter. Als er geendet hatte, fing er nach kurzer Zeit heftig an zu zittern und zu weinen. Er hatte das Kreuz unverwandt vor sich gehalten und voller Furcht gelesen.

Galahot hingegen zeigt keine Furcht, obwohl eine Reihe höchst seltsamer Dinge passiert. Endlich macht sich Helies daran zu ermitteln, ob Galahot noch 45 Jahre, Monate, Wochen oder Tage zu leben hat:

S. 74,14–19 Da nam er einen colen und schreib an die muren von der capellen funff und vierczig ringe, die wol als wit waren als ein capel ist. Darnach schreib er funff und vierczig ring die minner waren dann die ersten, und darnach funff und vierczig die noch minner waren und darnach die minsten.

S. 75,16–20 Er nahm ein Stück Kohle und malte fünfundvierzig Kreise an die Wand der Kapelle, die etwa so groß waren wie ein Stirnkranz. Dann malte er fünfundvierzig Kreise, die etwas kleiner waren als die ersten, dann noch kleinere und dann ganz kleine.

Die größten Kreise bedeuten Jahre, die nächst kleineren Monate, die wieder kleineren Wochen und die kleinsten Tage. Helies *begunde aber furter lesen* (S. 74,24; las wieder weiter, S. 74,25), wobei er die Kreuzreliquie vor sich hält. Nach einer Schrecken erregenden Szenerie verbleiben nur die zweitgrößten Ringe an der Kapellenmauer und Galahot weiß nun, dass er noch dreieinhalb Jahre zu leben hat, was er aber verschweigen will. Allerdings vertraut er Bandemagus, dessen Stiefsohn Meleagant eifersüchtig auf Lancelot ist, sein Reich an, um mit Lancelot bei König Artus sein zu können. Bei einem Turnier anlässlich des weihnachtlichen Hoftags wird Meleagant von Lancelot geschlagen.

Zu Maria Lichtmess findet in der Stadt Bedigran der Gerichtstag statt. Weil Bertelac und die falsche Ginover wissen, dass sie im Falle eines Gottesurteils nicht gewinnen können, entführen sie König Artus, was Unfrieden auch in Ginovers nun königlosem Land hervorruft. Die falsche Ginover bezirzt Artus so lange, bis dieser sich von seiner Frau ab- und ihr zuwendet. Durch Lancelots Tapferkeit kann gerade noch verhindert werden, dass die echte Ginover verurteilt wird, jedoch bleiben Artus und sie bis auf Weiteres getrennt. Mit dieser Situation ist Papst Stephan ganz und gar nicht einverstanden.

S. 148,28–31 Da det er einen brieff schriben und sante yn im; daran stunt geschriben das er das wip ließ die er nu hett und neme die ersten wiedder, biß das sie die heilig cristenheit schiede die sie gesampt hett.

S. 149,30–34 Er ließ einen Brief schreiben und schickte ihn ihm; darin stand, er solle von der Frau, die er jetzt habe, lassen und die erste wieder aufnehmen, solange die heilige Kirche sie nicht scheide, die sie zusammengegeben habe.

Da Artus die Aufforderung ignoriert, verhängt der Papst über ihn und ganz Britannien einen Bann. Erst als Bertelac und die falsche Ginover durch Gottes Macht erkrankt sind, schafft es

Gawan, Artus nach Camelot zu bringen. Ein Einsiedler nimmt ihm die Beichte ab und will helfen, die echte Ginover zu ermitteln. Derweil wartet die falsche Königin in Bedigran vergeblich auf Artus.

S. 158,23–25 Da sie sah das er nit kam, sie sant im einen brieff das er bald zu ir keme, ob er sie ymmer lebendig wolt gesehen.

S. 159,26–28 […] als sie merkte, daß er nicht kam, schickte sie ihm einen Brief, er möchte bald kommen, wenn er sie noch lebend antreffen wolle.

Artus kommt der Bitte nach. Auf ihrem Totenbett bekennen Bertelac und die falsche Ginover den Betrug. Die echte Ginover kehrt – wenngleich widerwillig – zu Artus zurück. Dieser hält zu Pfingsten einen Hoftag in London ab. Bei dieser Gelegenheit wird Lionel zum Ritter geschlagen. Die vier Artusritter Gawan, Iwein, Lancelot und Gales Gachalains, der Herzog von Clarence, reiten in einen verwunschenen Wald, wo Ersterer von einem riesigen Ritter, Caracados vom Jammervollen Turm, entführt wird. Die anderen drei trennen sich bei der Verfolgung der Entführer und erleben allerlei Aventiuren, wobei sich Lancelot als der beste wie auch der treueste lebende Ritter erweist. Die Aventiure vom Finsteren Ascalon wird jedoch nur bestehen, wer auch jene vom Jammervollen Turm bestehen wird. Dementsprechend verfehlen sie sowohl Gales Gachalains als auch Iwein. Nur Lancelot schafft es, das Finstere in das Heitere Ascalon zurückzuverwandeln. Allerdings wird er wenig später von Artus' Schwester Morgane gefangen genommen, da er die von ihr geschaffene Aventiure vom Tal der treulosen Liebhaber bestanden hat. Als Lösegeld fordert sie einen Ring, den er von Ginover bekommen hat. Als Lancelot ihn ihr verweigert, lässt sie ihn unter der Bedingung zum Jammervollen Turm ziehen, dass er sich in ihre Gefangenschaft zurückbegibt, sobald sie das von ihm fordert. Lancelot gibt ihr sein Wort und macht sich auf den Weg. Er besiegt Caracados und befreit Gawan, was selbst Iwein, Gales Gachalains und einer großen Schar von Artusrittern nicht gelungen ist. Anschließend begibt er sich wieder in Morganes Gefangenschaft. Diese nimmt ihm durch eine List Ginovers Ring ab und schickt ihn an den Artushof, wo sie den Ehebruch publik macht und außerdem verbreiten lässt, Lancelot sei tot. Dieses Mal vertraut Artus seiner Frau jedoch. Galahot, Lionel, Iwein und Gawan machen sich auf die Suche nach Lancelot. Dieser ist derweil aufgrund eines Traums, in dem Ginover sich von ihm lossagte, und unter der Bedingung, dass er Artushof und -ritter bis Weihnachten meide, freigekommen. Auf der vergeblichen Suche nach Galahot wird er schließlich wahnsinnig. Galahot seinerseits stirbt vor Schmerz, weil er Lancelot nicht finden kann.

Aufgrund seiner langen Abwesenheit hält man auch Lancelot für tot. Die Frau vom See verzweifelt darüber fast und setzt alles daran, um etwas über ihn in Erfahrung zu bringen:

S. 312,9–11 Zu letst fand sie in yren buchern das er in irm lande von Kornewail were und were ußer sinnen, nacket und barfuß.

S. 313,10–11 Schließlich entdeckte sie in ihren Büchern, daß er in ihrem Land Cornwall war, wahnsinnig, nackt und barfuß.

Da macht sich die Frau vom See auf die Suche nach ihrem Ziehsohn. Sie findet ihn, holt ihn zu sich und pflegt ihn gesund. Sie verrät ihm auch, dass er Ginover auf einer Waldlichtung werde sehen können.

Derweil fordert der eifersüchtige Meleagant Artus Lancelots wegen zum Zweikampf heraus. Für den Fall der Niederlage des Königs verlangt er, Ginover mit sich führen zu dürfen. Key, als Artus' Vertreter, unterliegt Meleagant – von Lancelot beobachtet – auf der von der Frau vom See angesprochenen Waldlichtung. Wegen der hundert feindlichen Ritter kann jedoch auch Lancelot die Königin nicht befreien und muss Meleagant mit ihr ziehen lassen. Ein Zwerg bietet ihm an, dass er Ginover sehen könne, wenn er bereit sei, auf den mitgeführten Karren zu steigen, was jedoch einem Ehrverlust gleichkäme. Angesichts des Verlustes seiner Liebe ist Lancelot der Verlust seiner Ehre jedoch beinahe gleichgültig, sodass er nach kurzem Zögern den Karren besteigt. Gawan reitet nach einer zufälligen Begegnung traurig hinterher. So kommen sie in Bandemagus' Land, wo Lancelot beim Anblick der Königin neuen Mut schöpft. Er verlässt den Karren und verfolgt mit Gawan gemeinsam Meleagant und Ginover. Bald müssen sich die beiden jedoch trennen: Lancelot wählt den Weg über die Schwertbrükke, Gawan jenen über die Verlorene Brücke. Mehrfach stellt Lancelot sowohl seine Tugend als auch seine Tapferkeit unter Beweis, bis er in Begleitung eines Fräuleins zu einem von dessen Onkel geführten Kloster gelangt. Dort meistert er eine Aventiure, indem er eine Grabplatte hochhebt. Wer dies schafft, befreit damit Gefangene. Mit dem Grab hat es jedoch noch mehr auf sich:

S. 356,34–35 Lancelot sah die buchstaben in dem grab und begund sie lesen: das der konig Galaas darinn
S. 358,1–4 lege, Josephs sun von Aramathia, der das lant von Gales gewanne zu denselben ziten das der gral in Britanien wart bracht; und durch synen willen wart das lant Gales genant, wann er Galaas selber hieß, das davor Osenze hieß.

S. 357,35–37 Lancelot entdeckte Buchstaben in dem Grab und begann sie zu lesen: König Galaad liege
S. 359,1–4 darin, der Sohn Josephs von Arimathia, der zur gleichen Zeit, da der Gral nach Britannien gebracht wurde, Gales gewonnen hatte. Weil er Galaad hieß, wurde dieses Land um seinetwillen Gales, das ist Wales genannt; bis dahin hatte es Hosselice geheißen.

Da sieht Lancelot noch ein anderes, ein brennendes Grab. Wer dessen Platte heben könnte, würde auch den Gefährlichen Sitz an der Tafelrunde einnehmen und die Gralsaventiure bestehen, heißt es. In dem Grab liegt Simeu, ein Neffe des Joseph von Arimathia. Ihn zu erlösen liegt jedoch nicht in Lancelots Hand; dazu braucht es nämlich den besten Ritter, der noch nicht geboren ist. Dennoch erfährt Lancelot durch Simeus Stimme, dass dieser beste Ritter

sowohl aus seinem als auch aus Simeus Geschlecht stammen werde. Er, Lancelot, sei aufgrund des Ehebruchs seines Vaters Ban nicht der beste, sondern nur der beste jetzt lebende Ritter. Außerdem heiße er eigentlich nicht Lancelot sondern Galaad, weil ihn sein Vater nach seinem Großvater benannt habe.

Nachdem seine Begleiterin, die lediglich Lancelots Namen erfahren wollte, von ihm Abschied genommen hat, reitet Lancelot weiter seiner Wege. Er nimmt Quartier bei einem alten Ritter und dessen Familie. Ein Knappe berichtet von Lancelots soeben vollbrachter Heldentat. Der Gelobte zweifelt jedoch an der Wirkung seiner Tat. Der alte Ritter entgegnet:

S. 370,3–6 ‘Neyn herre’, sprach der ritter, ‘man sol glauben alter schrifft, die von alten ziten herre komen ist, wie das man die abenture enden sol; anders enwißen wir darumb nit.’

S. 371,3–6 ‘Doch, Herr’, sagte der Ritter, ‘man soll den alten Aufzeichnungen glauben, die von alters her überkommen sind und sagen, wie die Aventüre zuendegebracht werden wird. Wir wissen es nicht anders.’

Demnach sind durch die Öffnung des Grabes die Ritter aus Britannien befreit. Auf dem Weg zur Schwertbrücke muss Lancelot die ehemaligen Gefangenen allerdings noch einmal gegen feindliche Angreifer verteidigen. Er selbst ist natürlich auch in Gefahr, obwohl König Bandemagus seine Untertanen mittels Briefen über Lancelots Anwesenheit im Land Gorre informiert und entgegen den Bestrebungen seines Sohnes Meleagant fordert, Lancelot nicht über Gebühr zu schädigen:

S. 378,10–18 Mit dem kompt ein knap ritend, der von irn lúten was, und Lancelots gesellen einer fragt yn war er hien wolt. ‘Ich fure des koniges brief von Gorre’, sprach er, ‘uber alle diße lant; man hat im gesagt das ein ritter herre zu lande komen ist der die gefangen erlosen wil, und das yn Meliagant sin sun hat thun lagen zu allen passaien und wil yn thun morden. Darumb sendet er alle sin boten und briefe uber alles lant, das nymand so kúne sy der im anders icht thú dann als die abenture in sim land stet.’

S. 379,11–20 Da kommt ein Knappe geritten, der zu ihren Leuten gehörte, und einer von Lancelots Begleitern fragte ihn, wo er hinwolle. ‘Ich trage einen Brief des Königs von Gorre durchs Land’, sagte er. ‘Man hat ihm gemeldet, daß ein Ritter gekommen sei, der die Gefangenen befreien wolle, und daß sein Sohn Meleagant ihm an allen Durchgängen Hinterhalte gelegt habe, um ihn ermorden zu lassen. Deshalb schickt er Boten und Briefe übers ganze Land, niemand solle sich erkühnen, ihm etwas anderes anzutun, als was die Aventüre des Landes fordere.’

Lancelot wird von einem Ritter herausgefordert. Er besiegt ihn und schenkt seinen Kopf Meleagants Halbschwester, die von dem Getöteten verleumdet wurde. Über die Schwertbrücke gelangt Lancelot endlich nach Doggohort, der größten Stadt Gorres. König Bandemagus empfängt ihn ehrenvoll und kann durchsetzen, dass Meleagant und der verletzte Lancelot erst am nächsten Tag gegeneinander kämpfen. Im Kampf besiegt Lancelot Meleagant zwar, tötet ihn jedoch nicht, sodass Meleagant die Niederlage nicht anerkennt und die endgültige Entscheidung erst am Artushof fallen soll. Ginover und Key beobachten den Kampf. In der Nacht dringt Lancelot in Ginovers Kammer ein und die beiden vergnügen sich bis zum Morgen, an

dem Ginover dem Geliebten eine kurze Mitteilung von Galahots Tod macht. Während der Liebesnacht hat Lancelot allerdings Blut auf Ginovers Bettzeug hinterlassen, weshalb Meleagant Key beschuldigt, die Königin zum Ehebruch angestiftet zu haben. Abermals tritt Lancelot gegen den Kläger Ginovers an und besiegt ihn, doch Meleagant sinnt auf Rache. So lockt er Lancelot, der sich auf den Weg zu Gawan, den er bei der Verlorenen Brücke wähnt, gemacht hat, in einen Hinterhalt und nimmt ihn gefangen. Gawan erfährt davon und erstattet Bandemagus Bericht. Abermals schickt dieser versiegelte Briefe an seine Untertanen:

S. 432,27–37 Am morgenns schicket er brieff auß inn alle seine lanndtschafft unnd gebothe, das alle die, so da wüstenn, wo Lanntzelot were, unnd das nicht antzaygten, so mann die erfuehre, das sie es verhalltenn hettenn, die sollttenn zuvor wie diebe unnd mörder geschleyfft unnd darnach gehenncket werdenn. […] unnd der könig Baudemagus gebothe durch seinn ganntz lanndt, das alle baronen, auch alle ritter unnd burgerschafft kement, so baldt sie seine brieff unnd sigill empfienngen, unnd inn summa alle die so harnnischt tragen möchtenn.

S. 433,23–32 Am nächsten Morgen schickte er Briefe in all seine Provinzen und ordnete an, daß alle, die
S. 435,1 wüßten, wo Lancelot sei, und es nicht anzeigten, wie Diebe und Mörder erst geschleift und dann gehenkt werden sollten, sobald man erführe, daß sie es für sich behalten hätten. […] und König Bandemagus befahl in seinem ganzen Land, daß alle Barone und alle Ritter und Bürger, kurz alle, die Rüstung tragen könnten, kommen sollten, sobald sie seinen Brief und sein Siegel erhielten.

Doch Meleagant hintergeht seinen Vater und schickt ihm seinerseits einen Brief:

S. 434,2–6 Aber Meleagant, welcher da alle bubenstuck wuste, der ließe ainen fallschenn brief zurichtenn seinen vatter damitt zu betriegenn, allß auch geschahe. Dieße brief warenn inn königs Artus namen geschrieben unnd seinem sigill, an die königin hallttendt[.]

S. 435,2–5 Aber Meleagant, der sich auf alle Bubenstücke verstand, ließ einen falschen Brief aufsetzen, um seinen Vater damit irrezuführen, und das geschah dann auch. Dieser Brief war im Namen und mit dem Siegel des Königs Artus verfaßt und an die Königin gerichtet[.]

Meleagant schreibt in Artus' Namen, dass Gawan und Ginover nach Camelot kommen mögen, wo Lancelot bereits sei. Also nehmen die beiden Abschied und gelangen bald an den Artushof. Der Betrug wird offenbar, als Ginover ihren Mann auf sein Schreiben und Lancelots vermeintliche Anwesenheit anspricht:

S. 434,29–31 Die königin sagt: 'Ir habenn mir geschriebenn, er seye bey Euch, frisch unnd gesunndt.

S. 435,26–27 Sie antwortete: 'Ihr habt mir geschrieben, er sei bei Euch, gesund und wohlauf.'

Da Artus das bestreitet, hält man Lancelot einmal mehr für tot. Der Hof verfällt in Trauer. Der König weigert sich vorerst sogar, auf Bitte der zurückgekehrten Gefangenen einen Hoftag anzusetzen:

S. 436,14–21 Ain monat darnach da kamen die ellenden behempten auch zue dem könige, deßgleichenn die gefanngnenn ritter, unnd sie bathenn den könig, er solltte ain turnier unnd versamblung ausschreibenn laßenn, dann sie lannge im ellenndt behempt geweßenn werenn, das sie nicht hettenn gesehenn noch auch selber geuebt unnd gebraucht ayniche ritterschaft unnd redlichait, wie sie dann sollttenn sehen und auch selber thun.

S. 437,12–18 Einen Monat später trafen auch die, die in der Fremde festgehalten worden waren, und die gefangenen Ritter beim König ein, und sie baten ihn, ein Turnier ausschreiben zu lassen, da sie lange in der Fremde festgehalten worden seien und keinerlei Rittertaten mitangesehen oder selbst geübt hätten; die wollten sie dann erleben und auch selbst vollbringen.

Gezwungenermaßen hält Artus zu Pfingsten nun doch wenigstens einen Hoftag ab. Währenddessen kommen Bohort der Vertriebene, Lancelots Cousin, der mit ihm und Lionel zusammen bei der Frau vom See aufgewachsen ist, sowie die Frau vom See selbst Lancelots wegen auf einem Karren an den Artushof. Außer Gawan will sich niemand mit den so Entehrten befassen, bevor sie sich zu erkennen geben. Ginover erhält von der Frau vom See Informationen über Lancelot – unter anderem, dass er am nächsten Turnier teilnehmen werde. Daraufhin überredet Ginover ihren Mann zur Abhaltung eines solchen:

S. 452,33–37 Unnd die königin sagt dem könige, er solltte aine versamblunge außrueffenn unnd ausS. 454,1–3 schreiben laßenn an der marck von Gorre und seinem königreich, ‘unnd zue der abenthewre werden wir von Lantzeloten newe zeyttunge hören.’ Allso ließe der könig ain versamblung außschreiben und rueffenn an dem ortth über 20 tage zue Pomygley zu seinn. Allso warde dieße versamblung durch des königs brief außgeschrieben.

S. 453,30–34 Die Königin schlug ihm vor, an der Grenze zwischen seinem Reich und Gorre ein Turnier
S. 455,1–3 ausrufen und ausschreiben zu lassen, ‘und bei der Gelegenheit werden wir Neues von Lancelot hören.’ Darauf ließ der König ein Treffen ausschreiben und bekanntmachen, das in zwanzig Tagen zu Pomiglei sein sollte. So wurde das Turnier durch Briefe des Königs ausgeschrieben.

Mit Hilfe der Frau des Truchsesses von Gorre, bei dem Lancelot gefangen ist, kann er an Artus’ Turnier teilnehmen. Er verhält sich – teils auf Ginovers Anweisung – so, dass man ihn als Lancelot erkennt. Danach kehrt er in die Gefangenschaft zurück. Der erzürnte Meleagant lässt ihn in den uneinnehmbaren Turm von Mares sperren und begibt sich wegen des von Lancelot ehedem versprochenen Gerichtskampfes an den Artushof. Meleagants Halbschwester befreit Lancelot, der an den in Carlion weilenden Artushof eilt, um mit dem überraschten Meleagant zu kämpfen. Auf Ginovers Bitte hin tötet er ihn, obwohl Meleagant und Artus um Schonung bitten, und wird von den Artusrittern wie auch von Artus selbst höher geehrt als sonst ein Ritter.

Doch dann kommt Agorindes, ein Neffe Meleagants, an den Artushof und fordert Lancelot auf, zu Maria Magdalena an Bandemagus’ Hof gegen ihn zu kämpfen. Lancelot gibt seine Zustimmung und Agorindes verlässt die Artusgesellschaft. Nachdem man gegessen hat, muss Lancelot von seinen Aventiuren erzählen:

S. 484,20–22 Unnd der könig unnd die königinn die höretenn solchs sehr gernn unnd der könig ließe die uffschreibenn, damitt sie nach irem todt an tag kemenn.

S. 485,19–21 Der König und die Königin hörten gern davon, und der König ließ sie aufschreiben, damit sie nach ihrem Tod an den Tag kämen.

Allerdings erzählt Lancelot nicht alles, was er erlebt hat. Umgekehrt enthält man ihm die Nachricht von Galahots Tod vor, da man glaubt, er wisse noch nichts davon, und ihn nicht verstimmen will.

Lancelot verlässt den Artushof und macht sich auf den Weg zu König Bandemagus. Er besteht Zweikämpfe gegen Feinde Ginovers, die er als Besiegte zu ihr schickt, und gewinnt ein Turnier, bei dem er auf Lionel und Hector trifft. Da die beiden an den Artushof zurückkehren, lässt er Bohort durch sie ausrichten, dass die Suche nach Aventiure einem Ritter besser anstünde als der Genuss des Hoflebens.

Bohort folgt umgehend dem Rat des Cousins, verlässt den Artushof und beginnt erfolgreich, sich als Ritter zu beweisen. Durch eine Botin der Frau vom See erhält er Nachricht, dass er dieselbe in acht Tagen in Reonant treffen solle. Auf dem Weg dorthin beweist er im erfolgreichen Kampf gegen Gawans Bruder Agravain, dass Lancelot – und nicht Gawan – der beste lebende Ritter ist. Während Agravain sich als Verlierer auf die Suche nach Lancelot macht, nimmt Bohort an einem Turnier teil, das König Bangorre ausschreiben ließ, damit seine Tochter den Sieger zum Mann bekomme. Bohort gewinnt das Turnier, verzichtet jedoch auf die Braut sowie auf die Ehre, den zwölf – nach ihm – besten Rittern die zwölf – nach der Königstochter – schönsten Jungfrauen zuzuführen. Sämtliche Ritter versprechen der gekränkten Prinzessin diverse Dienste. Damit noch nicht zufrieden, nötigt die junge Frau Bohort mittels eines Zauberrings zum Beischlaf. Bohort verlässt sie mit dem Versprechen, in einem halben Jahr zurückzukehren.

Auf seinem Weg zu Bandemagus erfährt Lancelot, dass Meleagants Schwester des Verrats und damit des Mords an ihrem Bruder angeklagt ist und verbrannt werden soll, wenn sich nicht rechtzeitig ein Ritter fände, der im Kampf ihre Unschuld beweist. Lancelot will der Dame selbstverständlich helfen, kommt davor aber noch zu einem Kloster, in dem zwölf Ritter einen prächtigen Sarkophag bewachen. Lancelot vermutet darum, dass es sich bei dem Toten um einen bedeutenden Mann handeln müsse, und erhält zur Antwort:

S. 658,27–35 ‘Herr’, sprachenn sie, ‘so Ir könntten die schrifft leßen, so würdenn Ir baldt vernehmen, wer er were geweßen. Dann sein name stehet zun haubten an dießem grabstain geschribenn.’ Allso giennge Lanntzelot an das ortth, da fannde er ain schrifft die sagt: ‘Hie liegt Gallehaullt, ain sohne der ryßin, der umb Lanntzelots willenn gestorbenn ist.’ Unnd da er dieße schrifft sahe, da geschwannde ime unnd fiehle da nider zur erden, unnd er lage ain lannge weyll an der erdenn, das er nicht ain wortt geredenn mochte.

S. 659,24–32 ‘Wenn Ihr lesen könntet, Herr, würdet Ihr schnell erfahren, wer er gewesen ist. Denn sein Name steht auf der Kopfseite des Sarkophags geschrieben.’ Da ging Lancelot an das obere Ende und fand eine Inschrift, die lautete: ‘Hier liegt Galahot, der Sohn der Riesin, der Lancelots wegen gestorben ist.’ Als er das gelesen hatte, verlor er das Bewußtsein, stürzte zu Boden und lag eine ganze Weile dort, ohne ein Wort sagen zu können.

Als Lancelot wieder zu sich kommt, will er nicht glauben, was er über Galahots Tod erfahren hat, und liest die Inschrift ein zweites Mal:

S. 660,11–14 Unnd da er sich so übell hielt unnd seinn laydt allso ain lannge weyle getriebenn hett, da besahe er die schrifft wider die sagt, das er, Gallehault, um seinent willen gestorbenn were.

S. 661,11–13 Und als er lange so geklagt und seinen Kummer geäußert hatte, betrachtete er wieder die Inschrift, die besagte, daß Galahot seinetwegen gestorben sei.

Aus Schmerz darüber, dass er an Galahots Tod schuld ist, will Lancelot sich das Leben nehmen. Doch eine Botin der Frau vom See erteilt ihm den Auftrag, den Leichnam des Freundes bei der Dolorose Garde zu bestatten:

S. 662,11–12 Unnd er solle inn das grab gelegt werden, da Ir seinen namenn geschriben funndenn.

S. 663,10–11 Er soll in das Grab gelegt werden, auf dem Ihr Euren Namen gefunden habt.

Lancelot lässt den Leichnam zur Dolorose Garde bringen. Als die Botin der Frau vom See außerdem von Bohorts Ruhmestaten erzählt, gibt Lancelot ihr für seinen Cousin Galahots Schwert mit. Gerade noch rechtzeitig rettet er dann Meleagants Schwester, die ihn um Vorsicht beim bevorstehenden Kampf gegen Agorindes bittet, da Bandemagus noch nicht weiß, dass Lancelot seinen Sohn tötete.

Nachdem er einen entführten Knappen befreit hat, übernachtet Lancelot bei einem Forstherrn. Dieser erzählt ihm von der Trauer des Artushofs um den verschwundenen Lancelot, da nur der die Aventiure des sogenannten Merlinsturms bestehen könne. Dieser Umstand sei einer Grabinschrift zu entnehmen, wie der Forstherr versichert:

S. 698,6–12 Unnd ich sage Euch das, das niemanndts wayß, wie es aine gestalltt darinnen hatt, dann soviel, das vor der porttenn am innganng uff ainem grabe buchstaben geschribenn stehenn, die sagenn: ‘Es seye dann sach das Lanntzelot komme, so werdenn die wunnderlichenn dinnge hierinnen pleibenn unnd nicht geenndet werdenn.’

S. 699,5–10 Und ich versichere Euch, daß niemand weiß, wie es dort drinnen aussieht, nur soviel, daß auf einem Grab am Eingang vor dem Tor Buchstaben geschrieben stehen, die lauten: ‘All die Wunder hier drinnen werden so lange bestehen und nicht aufgehoben werden, bis Lancelot kommt.’

Da Lancelot aber nicht mehr die Zeit hat, sich vor dem Kampf mit Agorindes mit der Aventiure des Turms zu beschäftigen, reitet er weiter seines Wegs. Rechtzeitig zu Maria Magdalena trifft er bei Bandemagus ein, schlägt Agorindes den Kopf ab und wird vom König herzlich willkommen geheißen. Davon, dass Lancelot seinen Sohn Meleagant getötet hat, will Bandemagus offiziell nichts wissen. Er bittet Lancelot, nachdem dieser es abgelehnt hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben, ihn erst in drei Tagen darüber zu informieren. Gelegenheit dazu bietet sich, als Lancelot einen der zwölf Ritter, die der von Bohort verschmähten Königstochter Dienste versprochen haben, besiegt. Dieser erzählt ihm von Bohorts Erfolg und seinem Lohn:

S. 722,2–7 Da wardt der junnge gut ritter inn ainen guldin seßell gesetzt unnd die zwöllff erwöhlten ritter wurden auch zue tisch gesetzt, unnd da es nun nach dem essen wardt, da wurdenn die zwölff ritter vonn des königs dochter besehen, welcher den turnier allso außgeschribenn hatte.

S. 723,1–5 Der junge Ritter wurde in einen goldenen Sessel gesetzt, und auch die zwölf auserwählten Ritter wurden zu Tisch gebeten, und als das Mahl beendet war, wurden die zwölf Ritter der Tochter des Königs vorgestellt, der das Turnier ausgeschrieben hatte.

Der von Lancelot besiegte Ritter erzählt von den Versprechen, welche die zwölf Ritter der Jungfrau gegeben hatten. Er selbst hatte angekündigt, eine Dame gegen ihren Willen zu küssen; daran hat Lancelot ihn jedoch gehindert. Dieser schickt den besiegten Ritter zu Bandemagus und trägt ihm auf, den König in seinem Namen um Verzeihung für die Tötung seines Sohnes zu bitten. Als Bandemagus erfährt, was er bereits vermutete, schwört er seinen Baronen, die nicht ausreichend auf Meleagant Acht gegeben hätten, Rache.
Bei der Dolorose Garde bestattet Lancelot seinen toten Freund Galahot in einem prächtigen Sarg. Anschließend begibt er sich wieder an den Artushof nach Camelot, wo er von seinen Aventiuren erzählt:

S. 726,21–25 Allß sie ime nun auß seinem harnnischt gehollffenn hettenn, da saßenn sie nider unnd aßenn, unnd da sie nun gessen hettenn, da ließe der könig Artus seinen secretarium kommenn, der schribe die abenthewre uff, die Lanntzelot ertzehlet.

S. 727,18–21 Nachdem sie ihm aus der Rüstung geholfen hatten, setzten sie sich und aßen, und als sie gegessen hatten, ließ König Artus seinen Schreiber kommen, und der schrieb die Aventüren auf, die Lancelot erzählte.

Derweil befreit Bohort seinen ehemaligen Erzieher Lambegus aus der Hand eines Feindes. Gemeinsam mit einem Fräulein der Frau vom See suchen sie Lancelot bei der Dolorose Garde, müssen aber erfahren, dass er den Ort bereits Richtung Camelot verlassen hat. Während Lambegus das Fräulein zur Frau vom See zurück begleitet, sucht Bohort weiter nach Aventiuren.

Lancelot und der Gral I[212]

Während König Artus mit anderen Königen und Edelleuten auf der Jagd ist, führt eine Alte Lancelot wegen eines früher von ihm gegebenen Versprechens vom Artushof weg. Aufgrund eines Missverständnisses fürchtet man dort wieder einmal, Lancelot sei womöglich tot, weshalb Gawan und neun andere Ritter schwören, den Vermissten ein Jahr und einen Tag lang zu suchen. Bevor sie sich trennen, begegnet ihnen Helias, der Sohn des Gralskönigs, mit

[212] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot III (2003).

einem einst an Joseph von Arimathia zerschlagenen Schwert, das nur von jenem Ritter wieder zusammengesetzt werden könne, der auch die Gralsaventiure bestehen wird. Dieser Ritter befindet sich aber, wie mehrere fehlgeschlagene Versuche zeigen, nicht unter Gawans Gefährten.

Im Zuge der Suche trifft Gawan auf Hector und gelangt mit ihm zu einer verfallenen Kapelle und einem Friedhof.

S. 144,36–37
S. 146,1–18

Aber zwischenn dem alltar unnd dem kirchof da hatte es ain groß grab vonn rotem marmellstein gemacht, an welchem stunnden weisse buchstaben gerschriebenn fast subtil. Sie sahen die buchstabenn oder schrifft an und sie sagtenn: ‘Sie sinndt umb sonnst nicht dahero geschriben wordenn’, unnd sie würdenn ohne abenthewre heintnacht nicht vonn dannenn scheydenn werdenn.

Da Hector von Mares die schrifft uff der anndernn seythen laße, welche allso sagt: ‘O du fahrennder ritter, der du bist abenthewr suchende, huet dich, das du nicht ganngest inn dießen kirchoff umb der abennthewer willen so inn dießem kirchoff ist zue ennde zu brinngen, dann das were ain verlohrne mühe unnd arbeyt, allß der so da durch seinn große unlautterkeit hast verlohrenn zue ennde zu brinngen die groß abenthewre des großen hayligen grols, die da annders nicht mag zue ennde bracht werdenn.’

Vonn dieser abennthewre verwunndertenn sich dieße zween ritter unnd sagtenn, das dieße schrift ganntz dunnckell unnd unverstenndig were.

S. 145,32
S. 147,1–16

Zwischen dem Altar der Kapelle und dem Friedhof stand ein hoher Sarkophag aus rotem Marmor, darauf waren in sorgfältiger Schrift weiße Buchstaben geschrieben. Sie betrachteten die Inschrift und sagten: ‘Die ist nicht ohne Grund hier hingeschrieben worden’, und sie würden diesen Abend gewiß nicht davonkommen, ohne eine Aventüre zu erleben.

Hector von Mares las die Inschrift auf der anderen Seite. Sie lautete: ‘Fahrender Ritter, der du nach Aventüren suchst, hüte dich, diesen Friedhof zu betreten, um die Aventüre zu bestehen, die hier wartet. Denn das wäre verlorene Mühe, außer für den, der sich durch seine Unkeuschheit darum gebracht hat, die hohe Aventüre vom Heiligen Gral zu vollenden, die ohne Keuschheit nicht vollendet werden kann.’

Die beiden Ritter staunten über diese Worte und sagten, die Inschrift sei dunkel und rätselhaft.

Gawan und Hector versuchen sich dennoch an der Aventiure, scheitern aber an zwölf Schwertern, die einen brennenden Sarkophag verteidigen. An der Pforte des Friedhofs findet Hector eine weitere Inschrift:

S. 150,22–31

[…] er sahe am einganng der thürenn buchstaben geschribenn stehen, die sagten: ‘Es wirdet keiner inn dießenn kirchoff gehenn, er gehe dann mitt schannden wider hienauß, bißolannge das der betruebten königin sohne komme, der wirdet dieße abenthewre zue ennde brinngenn.’ Allso zeygt Hector dieße buchstaben unnd schrifft herrnn Gauwan, unnd er sahe die unnd laße die unnd sagt da, das er sich auß dießer schrifft nicht verrichten noch verstehen konntte, was sie innhielten, dann sie ganntz dunnckell waren[.]

S. 151,20–28

[…] da sah er am Zugang zu der Pforte Buchstaben geschrieben stehen, die lauteten: ‘Diesen Friedhof wird niemand betreten, ohne ihn mit Schimpf und Schande wieder zu verlassen, bis der Sohn der schmerzensreichen Königin kommt. Der wird diese Aventüre vollenden.’ Hector zeigte Gawan diese Inschrift, und der sah sie und las sie und sagte, daß er sich keinen Reim darauf machen könne und nicht verstehe, was die Wort zu bedeuten hätten, so dunkel seien sie.

Verärgert reiten die beiden Ritter von Kapelle, Burg und Friedhof weg. An einer Weggabelung am Eingang eines Waldes steht ein Kreuz, auf dem eine Inschrift vor dem linken Weg warnt:

S. 152,5–17 An dem creutz stunden buchstaben geschribenn, die sagtenn: ‘O du fahrennder ritter, sihe an die wege, da der aine gehet zue der gerechten, der annder zue der linncken hanndt, und luge, das du lugest, so lieb dir deinn leip seye, das du den zur linnckenn hanndt nicht reytthest, dann du ohne große schannde nicht darvonn kommest. Aber vonn dem weg so uff die rechte hanndt gehet sage ich nicht, das derßelbig so sorglich seye.’ Da sie die schrifft geleßenn hattenn, da sagt Hector zue herrn Gauwan: ‘Schöner herr, ich bevihle Euch gott dem herrenn, dann dießenn weg, welcher da zue der linncken hanndt gehen, den will ich reytthenn, darumb das mir es dieße schrifft verbeutthet, unnd Ir sollennt den anndern reythen.’

S. 153,3–14 Am Eingang fanden sie ein Kreuz, und auf das Kreuz waren Buchstaben geschrieben, die lauteten: ‘Fahrender Ritter, betrachte die Wege, von denen der eine nach rechts und der andere nach links führt, und sieh zu, wenn dir dein Leben lieb ist, daß du nicht den zur Linken reitest, denn du wirst nicht ohne große Schande davonkommen. Von dem, der nach rechts führt, sage ich nicht, daß er so gefährlich ist.’ Als sie die Inschrift gelesen hatten, sagte Hector zu Gawan: ‘Seid Gott befohlen, lieber Freund, denn diesen Weg nach links will ich reiten, gerade weil die Inschrift es mir untersagt, und Ihr sollt den anderen nehmen.’

Nach freundschaftlichem Streit darüber, wer den linken Weg reiten darf, trennen sich Gawan und Hector. Ersterer gelangt zur Gralsburg Corbenic, wo er vergeblich einer Dame aus einer Wanne voll siedenden Wassers herauszuhelfen versucht. Auch den Gral erkennt er nicht. Er muss die Nacht im Saal der Aventiuren verbringen und wird des Morgens in Schande von der Burg gebracht.

Hector hat den linken Weg eingeschlagen und lässt sich auch durch einen Zwerg nicht vom Weiterreiten abhalten.

S. 182,12–18 Unnd Hector der reythe allso stetigs für sich, bißolannge das er zue zweyenn fellßen kame, die da am wege stunndenn, an welchen stunden buchstaben, die sagten, es würde nimmermehr kein ritter für dieße fellßen kommen annders dann das er seinn schannde suchet. Da nun Hector dieße buchstaben geleßen hatte, darumb so wanndte er nicht umb[.]

S. 183,11–15 Hector ritt weiter geradeaus, bis er an zwei Felsen kam, die dort am Wege standen, und auf ihnen stand eine Inschrift, die sagte, diese Felsen werde nur derjenige Ritter passieren, der seine eigene Schmach suche. Nachdem Hector das gelesen hatte, kehrte er deshalb nicht etwa um [.]

So gelangt Hector zu einer Burg, deren bösartigen Herrn er tötet und dadurch die geplagten Untertanen von ihrem Peiniger befreit.

Gawans Bruder Agravain tötet im Zweikampf Druas vom Berg der Unseligen, wird dann aber von dessen Bruder Sornehans gefangen genommen. Sornehans lässt um den Berg eine Mauer errichten.

S. 248,5–12 Und an dem fußpfat des bergs da der inngangk was dete er buchstaben schriben. Die sprachen also das nÿmands der so kúne sy der da oben kompt, wil er sich nit mit Sornehans von der Nuwerburg schlagen. Und da er den zettel gemacht hett so schinbarlich das ein yglicher, der schrifft lesen kunde, wol laß, da dett er ein crúcz mit den buchstaben an den fußpfatt des bergs seczen und daselbst dete er den zetel zeygen.

S. 249,5–12 Am Fuß des Berges, wo der Zugang war, ließ er eine Inschrift anbringen. Sie lautete, niemand solle es wagen hinaufzureiten, wenn er nicht mit Sornehans von der Neuburg kämpfen wolle. Und nachdem er den Anschlag so deutlich geschrieben hatte, daß ihn jeder, der lesen konnte, gut zu entziffern vermochte, ließ er ein Kreuz mit dieser Inschrift an dem Weg am Fuß des Berges aufstellen und so den Anschlag bekanntmachen.

Guerrehes, ein anderer Bruder Gawans, kommt zum Berg der Unseligen, nachdem er einer jungen Frau den Ehemann und einige der Brüder erschlagen hat, der Schönen dann jedoch verlustig gegangen ist:

S. 322,10–13 Und off eyn montag zu morgen kam er an den weg Mallureis und kam an den fußpfat des bergs und gesah den brieff den Sornehans hatt núwelichen dar thun stellen.

S. 323,11–14 An einem Montagmorgen gelangte er zum Berg der Unseligen, kam an den Fußweg dorthin und fand den Anschlag, den Sornehans kürzlich dort hatte anbringen lassen.

Guerrehes lacht über Sornehans' Anschlag. Da bläst ein Zwerg ein Horn, um seinen Herrn über die Ankunft des fremden Ritters zu informieren. Guerrehes wendet sich an den Zwerg:

S. 322,20–22 'Nu sag mir', sprach Guerehes, 'ist es lang das dißer brieff versiegelt wart den ich gesehen han?'

S. 323,23–24 'Sag, ist es lange her, daß dieser Anschlag gesiegelt worden ist, den ich gesehen habe?'

Der Zwerg antwortet, es sei noch nicht länger als zwei Wochen her. Ohne den Zwerg reitet Guerrehes den Berg hinauf, wo ihn Sornehans schon erwartet. Der Artusritter unterliegt schwer verletzt und wird zu seinem Bruder Agravain in den Kerker gesperrt. Schließlich kommt auch Gaheries, der vierte Gawan-Bruder, der bei seinen Aventiuren erfolgreicher abschneidet, zum Berg der Unseligen.

S. 366,24–28 Da fand er unden daran den brieff den Sornehans hett dar thun machen, das er hielt fur zu mal eynen großen hochmůt. Er reiß yn abe und sprach zu imselbs: 'So helff mir gott, dißer brieff sol nit me hie syn!' und warff yn hinweg uß dem berg.

S. 367,23–27 An seinem Fuß fand er den Anschlag, den Sornehans dort hatte anbringen lassen. Er hielt ihn für allzu überheblich und riß ihn ab, indem er zu sich sagte: 'Gott helfe mir, dieser Zettel soll hier nicht länger hängen', und warf ihn fort.

Anders als seine Brüder besiegt Gaheries Sornehans und befreit Agravain und Guerrehes. Anschließend helfen sie gemeinsam dem Herzog Calle gegen seine besitzgierigen Söhne.

Da man am Artushof noch immer nichts über Lancelot erfahren hat, hält man ihn für tot. Besonders Ginover trauert. Sie träumt, Lancelot mit einer anderen Frau zu überraschen und ihn von sich zu jagen, worauf er wahnsinnig wird. Da beschließt die Königin, ihre Nichte mit der Bitte um Hilfe zur Frau vom See zu schicken.

Lionel, der den von einer Vergiftung genesenden Lancelot getroffen hat, bringt Nachricht von ihm an den Artushof und fungiert in der Folge als Vermittler zwischen Ginover, Lancelot und dessen Heilerin, die sich bis über beide Ohren in ihren Patienten verliebt hat und aus unerwiderter Liebe zu ihm zu sterben droht, bis sie zustimmt, Lancelot in jungfräulicher Liebe verbunden zu bleiben. Nachdem dieser und sein Cousin Lionel wegen Lancelots Versprechen gegenüber der Alten gegen den Herzog Calle und die Gawan-Brüder gekämpft haben, reiten

sie in einen Wald, wo Lancelot in der Mittagshitze einschläft. Lionel kämpft gegen den Ritter Triquans, unterliegt und wird gefangen genommen.

Nachdem Hector von einem Fräulein einen Hinweis erhalten hat, reitet er hinter Lionels Entführer her. Er gelangt zu einem Brunnen. In den umstehenden Bäumen hängen vierzig Schwerter, vierzig Helme und vierzig Schilde.

S. 490,9–16 Er ging hinter den brůnne und fand geschriben: „Hernach findet man die namen der die hieinn gefangen ligen, und da hanck ir wapen." Er begunde zu lesen: „Sint des vierundzwenczig jare sytt konig Artus kronunge hat Triquans von der Forest gewonnen mit stryt alle die ritter, der namen hernach geschriben volgt." Er hub an zu lesen und fand vierundzwenczig ritter die uß konig Artus hoff waren[.]

S. 491,10–17 Hector ging um den Brunnen herum und fand eine Inschrift: „Hier stehen die Namen derer, die hier gefangen sind, und dort hängen ihre Waffen." Und er las: „Im vierundzwanzigsten Jahr nach der Krönung des Königs Artus hat Triquans vom Forst all die Ritter gefangengenommen, deren Namen hier folgen." Er las weiter und entdeckte […] vierundzwanzig weitere Ritter des Artushofes.

Hector kann das gar nicht glauben, wird aber ebenfalls von Triquans besiegt und zu den gefangenen Artusrittern – unter ihnen auch Lionel – gebracht.

Derweil durchlebt Lancelot Gefangenschaft und Turniererfolge. Dann wird er von einer Burgherrin, bei der er Quartier genommen hat, vor die Gralsburg Corbenic gebracht. Ohne Probleme hilft er dort der Dame aus der Wanne voll siedenden Wassers. Die Burgbewohner sind hocherfreut und bringen die Frau in eine Kapelle.

S. 536,28–36
S. 538,1–5 Sie furten Lanceloten in ein gewelbe das da by stund und wiseten yn eynen sargk, der zu mal köstlich und von großem rychtum was, und stunden daroff geschriben buchstaben, die also sprachen:
'Dießer sargk sol von keynem man offgehaben werden biß zur zytt das der groß lewe, da der lepart uß kumpt, die handt daran legt. Der sol yn lichtiglichen ufheben. Der groß lewe sol bezaubert werden mit der súberlichen dochter des konigs von dem land Forane.' Da sie die buchstaben hetten gelesen, verstunden sie nit was sie sprachen oder betuten, und die da by waren sprachen zu Lancelot: 'Herre, wier meynen wol das ir der ritter sint da die buchstaben von schriben, wan wir wol wißen durch die jungfrauw ir erloßt haben das ir der best ritter dißer welt sint.'

S. 537,29–37
S. 539,1–6 Lancelot führten sie in ein Gewölbe in der Nähe und zeigten ihm einen prächtigen, reich verzierten Sarkophag, auf dem Buchstaben geschrieben standen, die lauteten:
'Diese Grabplatte wird von niemandem aufgehoben werden, bis zu dem Augenblick, da der Leopard Hand an sie legt, aus dem der große Löwe hervorgehen wird. Der wird sie mit Leichtigkeit aufheben. Der große Löwe wird auf zauberische Weise von der schönen Tochter des Königs vom Fremden Lande empfangen werden.'[213] Als sie die Inschrift gelesen hatten, verstanden sie nicht, was sie bedeuten sollte, und die Umstehenden sagten zu Lancelot: 'Wir glauben, Herr, daß Ihr der Ritter seid, von dem die Inschrift spricht, denn wir wissen, daß Ihr der beste Ritter der Welt seid, da Ihr die Frau aus der Wanne erlöst habt.'

Lancelot hebt die Grabplatte hoch und besiegt den Drachen, der aus der Grube hervor schießt. Wie Gawan nimmt er danach an der Gralszeremonie teil, erkennt den Gral aber als heilig und

[213] Steinhoffs Übersetzung weicht an dieser Stelle – inhaltlich korrigierend – vom mhd. Text ab, indem sie – früherer wie späterer Tiersymbolik gemäß – den Löwen aus dem Leopard hervorgehen lässt. Vgl. Steinhoff (2003b), S. 804.

erfährt darum eine bessere Behandlung als Ersterer. Durch eine List wird er in der Nacht dazu gebracht, mit der Tochter des Gralskönigs Pelles den Gralsritter Galaad zu zeugen. Als Lancelot erkennt, dass er getäuscht wurde, verlässt er zornig die Gralsgesellschaft.

Nachdem er auf der Burg von Mares erfahren hat, dass Hector sein von König Ban im Ehebruch gezeugter Halbbruder ist, reitet Lancelot mit einem Knappen des Königs Pelles, bis sie am Eingang des Verlorenen Waldes zu einer von einem Einsiedler bewohnten Kapelle samt Friedhof gelangen. Vor der Kirchentür steht ein Kreuz.

S. 580,13–22 Er trat zum crucz und besah oben an der wandt da geschriben stunden buchstaben, die also sprachen: ‘O du ritter und alle die ritter die dißen weg herkoment, abenture zu súchen, und der nit sterben wil sol vermyden dißen weg, wann du darvon nit magst sunder schande und mercklichen schaden libs und eren noch sunder dem tode!’ Der schiltknecht laß auch die buchstaben und sprach: ‘Herre, verstend ir wol was dißer brieff saget?’ ‘Ja’, sprach er. ‘So weiß ich wol das ir nit furbas rytent, wann dieser brieff es sagt und verbut das uch und eim yglichen.’

S. 581,14–24 Er [*scil.* Lancelot] trat an das Kreuz heran und sah über ihm auf der Wand eine Inschrift, die lautete: ‘Oh Ritter, du und alle Ritter, die auf diesem Weg kommen, um Aventüren zu finden: Wenn du nicht sterben willst, dann meide diesen Weg, denn du wirst nicht ohne Schimpf und merklichen Schaden an Leib und Ehre davonkommen und schließlich sogar sterben müssen!’ Der Knappe las diese Inschrift ebenfalls und sagte: ‘Versteht Ihr, Herr, was da geschrieben steht?’ ‘Ja’, sagte Lancelot. ‘Dann bin ich überzeugt, daß Ihr nicht weiterreiten werdet, denn das besagt diese Inschrift, und sie verbietet es Euch und jedem anderen Ritter.’

Lancelot aber beabsichtigt trotz dieser Worte mit dem Knappen auf dem Weg ohne Wiederkehr durch den Verlorenen Wald zu reiten, obwohl selbst der Einsiedler in der Kapelle ihn davor warnt. Lancelot will mehr über die Inschrift wissen:

S. 582,21–22 ‘Sagent mirs ob ir wißent wer die buchstaben, die da sint, geschriben hab!’

S. 583,22–23 ‘Sagt mir, ob Ihr wißt, wer die Inschrift dort geschrieben hat.’

Der Einsiedler verrät Lancelot aber nur, dass die Buchstaben bereits seit mehr als sechs Jahren dort stehen. Lancelot und der Knappe übernachten bei dem Einsiedler. Am nächsten Tag reiten sie in den Verlorenen Wald, wo sie auf eine Gesellschaft stoßen, deren Tanzen Lancelot so in seinen Bann zieht, dass er selbst Ginover vergisst. Da er nicht zu tanzen aufhören kann, reitet der Knappe alleine weiter.

Iwein raubt auf Geheiß einer Alten aus einem Zelt Helm und Schwert und tauscht seinen Schild gegen einen anderen. Als das hundert Mädchen, die aus den umliegenden Zelten kommen, sehen, verzweifeln sie und verwünschen Iwein. Dieser reitet davon, nimmt bei einem Einsiedler Quartier und spricht mit ihm über die Gepflogenheiten der Tafelrunde. Der fromme Mann möchte wissen, ob bei Artus noch immer dieselben Bräuche gepflegt würden, und erzählt von früher:

S. 610,21–25 Da der konig Uterpandragron solt synen hoff halten zun hochgezyten, als die gesellen von der tafelrund geseßen waren zu eßen, der schriber kam, der die abentur beschreyb als yn die byderben lut erzalten[.]

S. 611,24–27 Wenn König Uterpandragon an den Hochfesten Hof halten wollte und die Ritter der Tafelrunde Platz genommen hatten, um zu essen, kam der Schreiber, der die Aventüren aufschrieb, wie die tapferen Männer sie ihm erzählten[.]

Außerdem hatte der Schreiber darauf zu achten, dass nur Ritter, die ihre Tapferkeit durch Verletzungen beweisen konnten, zugegen waren. Als einmal ein unverletzter Ritter der Tafelrunde verwiesen wurde, entführte er vor aller Augen ein Mädchen, um Kampf zu provozieren und seine Tapferkeit unter Beweis zu stellen. Tatsächlich sprangen andere Ritter sofort auf, obwohl Artus noch nicht die Erlaubnis dazu gegeben hatte.

S. 612,17–20 Als der konig das gesach, sprach er das sie ubel gefaren hetten. Er dete sie ußschriben und sprach, sie seßen nümmer me an der tafelrunde als lang er lebt.

S. 613,20–23 Als der König das sah, sagte er, sie hätten sich schwer vergangen. Er befahl, sie aus den Listen zu streichen, und sagte, solange er lebe, fänden sie keinen Platz mehr an der Tafelrunde.

Der Einsiedler klärt Iwein außerdem darüber auf, dass er mit der Wegnahme von Schwert, Helm und Schild den Riesen Maldint herausgefordert und das Land in Unglück gestürzt habe. Dieser Tat wegen wird Iwein wenig später von sechs Rittern gefangen genommen und in der Burg Trespas eingekerkert.

Derweil hat Lancelot als der beste und schönste Ritter durch seine Teilnahme an dem Treiben die vom Tanzbann Betroffenen erlöst und erinnert sich der Warnung bei der Kapelle:

S. 688,3–12 Und als sich Lancelot geschieden hatt von den den er uß dem dancz geholffen hett, da nam er eynen knecht und sant yn zu dem waldtbruder da er die förder nacht gelegen was, und det im die abenture zu wißen und embot im da mit das er die buchstaben uß dete die an der muren geschriben stunden; wann die abenture, da die ritter mit umbfangen und behalten waren, were ußgeendet. Und als der erber man verstund das die abenture geendet was, da ward er wol zufrieden, fro und guts můts und det von stund die buchstaben uß als er im enbotten hett.

S. 689,2–11 Inzwischen hatte Lancelot sich von denen getrennt, die er vom Tanz erlöst hatte. Er wählte einen Knappen, schickte ihn zu dem Einsiedler, bei dem er die vorige Nacht verbracht hatte, und ließ ihm die Aventüre berichten und bat ihn zugleich, die Inschrift zu tilgen, die auf der Mauer stand. Denn die Aventüre, durch welche die Ritter gefangen und festgehalten worden waren, sei zuende. Als der fromme Mann erfuhr, daß die Aventüre beendet war, war er froh und zufrieden und entfernte die Inschrift, wie Lancelot es von ihm erbeten hatte.

Lancelot verlässt die Tanzgesellschaft. Wenig später wird er von einer Schar Ritter überwältigt, mit Geißeln geschlagen und in einen giftigen Pfuhl geworfen. Er beklagt sein Unglück:

S. 694,27–31 So bin ich der ungluckhafftigste von allen, wann ich mit allem ungluckhafftigen vergift bin, wann die erde, die alle ding enpfehet als man schribet und sagt, aber mich wil sie nit enpfahen.

S. 695,31–34 Dagegen bin ich der unglücklichste von allen, bin mit allem Unglück durchgiftet; denn die Erde, die alle aufnimmt, wie geschrieben steht und wie man sagt, will mich nicht empfangen.

Zum Glück befreit die Tochter des Burgherrn den armen Lancelot. Da die beiden fliehen müssen, bleibt sie in seiner Gesellschaft, bis er andere Pläne hat:

S. 744,17–26 ‘Ir mögent nit mit mir furbas geryten, wann ich muß zu eynr myner sachen da hien ich uch nit fúren tar. Aber ir sollent zu myner frauwen der koniginn Genover ryten und ir eynen brieff, den ich uch geben wil, furen und sollent ir gesellschafft leysten. Sie wirt uch gern by ir haben so bald sie mynen brieff gesiecht’, und fragt den erber man ob er bappir und dint hett. ‘Ja, gnung’, sprach er und gab im so viel er sin bedorfft. Lancelot schreyb eynen brieff nach alle synem gevallen, das er wol kund, wann syenen glichen nit enwas. Er besiegelt yne und gab yne der jungfrauwen.

S. 745,17–28 ‘Weiter könnt Ihr mich nicht begleiten, denn ich habe etwas vor, zu dem ich Euch nicht mitzunehmen wage. Sondern ich bitte Euch, zur Königin Ginover zu reiten und ihr einen Brief zu überbringen, den ich Euch geben werde, und in ihrer Gesellschaft zu bleiben. Sie wird Euch gern bei sich aufnehmen, sobald sie meinen Brief gelesen hat.’ Er fragte den frommen Mann, ob er Papier und Tinte habe. ‘Ja, reichlich’, sagte der und gab ihm, so viel er davon brauchte. Lancelot schrieb einen Brief, wie er es wünschte – er verstand sich darauf, und es gab niemanden, der es ihm hätte gleichtun können. Er versiegelte ihn und gab ihn der jungen Frau.

Am nächsten Tag reitet das Fräulein nach Camelot und übergibt Ginover den Brief:

S. 746,1–2 ‘Frauw, hie ist ein brieff den uch sendet myn herre Lancelot vom Lac.’

S. 747,1–2 ‘Hier ist ein Brief, Königin, den Lancelot vom See Euch schickt.’

Als Ginover den Namen des Geliebten hört, heißt sie das Fräulein herzlich willkommen.

S. 746,6–12 Sie nam den brieff und ging inn ir kammer; sie fůrt die jungfrauw mit ir und fand in dem brieff das Lanczlot ir die jungfrauw sant das sie sie by ir behielt. Der brieff sagt auch das es were die jhene die im in der welt me guts hett gethan dann ye keyn getet, und wie sie yne von dem tode erlößt hett und uß dem thorn geholffen, daruß er nummer komen were, hett sie gott im nit gesant.

S. 747,5–11 Sie nahm den Brief und ging mit ihr zusammen in ihr Zimmer. In dem Brief las sie, daß Lancelot sie ihr schicke, damit sie sie bei sich behalte. Der Brief berichtete auch, daß sie mehr für ihn getan habe als jede andere und wie sie ihn vom Tode gerettet und ihm aus dem Verlies geholfen habe, aus dem er niemals entkommen wäre, wenn Gott sie ihm nicht geschickt hätte.

Ginover ist gerührt und nimmt die Überbringerin des Briefes bei sich auf.

Weil Artus und Ginover Lancelot allzu sehr loben, verbünden sich die Ritter der Tafelrunde gegen ihn und Artus. Ginover erfährt davon und beschließt, Lancelot zu warnen:

S. 750,29–32 Und des andern tags zu morgen frú macht sie mit ir eygener hant eyn brieff, sie schloß yn zu und gab yn der jungfrauwen die Lanczloten uß dem pfucz geholffen hett[.]

S. 751,30–33 Und am Morgen des nächsten Tages schrieb sie eigenhändig einen Brief, verschloß ihn und gab ihn der jungen Frau, die Lancelot aus dem Pfuhl geholfen hatte[.]

Das Fräulein soll Lancelot beim Kreuz des Riesen erwarten. Weiters verlangt Ginover:

S. 750,35–36 S. 752,1–3 [‘]So sollent ir yn sere grußen von mynen wegen und das er in keyn wise laß, er thu das ich im schrib.’ Sie antwurt das sie die botschafft gar gern und wol thun wolt. Sie nam den brieff gar williclichen und reyt biß zu dem crucz[.]

S. 751,37 ['Dann grüßt ihn von mir und sagt ihm, er dürfe auf keinen Fall versäumen zu tun, was
S. 753,1–4 ich ihm schreibe.' Sie antwortete, sie werde die Botschaft gern und zuverlässig ausrichten. Sie nahm bereitwillig den Brief und ritt […] zu dem Kreuz.

In der Gegend lagern viele Ritter, die zu Artus' Turnier angereist sind.

S. 752,9–14 Die jungfrauw reyt zum crucz und leyt den brieff off die muer; sie beit biß nacht wart, da ging sie in eins waltbruders huß, das nah da by stund. Des andern tags wartet sie auch den ganczen tag, das nye keyn mensch fur das crucz kam der sin hant an den brieff legen dorst yn zu nemen.

S. 753,10–15 Die junge Frau ritt zu dem Kreuz und legte den Brief auf den Sockel. Sie wartete, bis es Abend wurde, und ging dann in das Haus eines Einsiedlers, das ganz in der Nähe stand. Sie wartete auch am nächsten Tag, ohne daß jemand zu dem Kreuz kam und gewagt hätte, die Hand nach dem Brief auszustrecken, um ihn an sich zu nehmen.

Am Morgen des dritten Tages endlich kommt Lancelot zum Kreuz.

S. 752,21–27 Und als er den brieff ersah off der muren, da gedacht er, der brieff wer umb synent willen da hien gelegt worden. Er nam yn und dete yn off. Er fand in dem brieff was im die konigin enbot. Er was gar fro als der ghener der sie lieb hett ob aller der welt. Sie hett im auch geschriben den anschlag der gesellen von er tafelrunden und wie sie wiedder yn syn wolten.

S. 753,24–29 Als er den Brief auf der Mauer erblickte, dachte er sich, daß der für ihn dort hinterlegt worden sei. Er nahm ihn und öffnete ihn und las darin, was die Königin ihm mitteilte. Er war sehr froh, denn er liebte sie mehr als alles in der Welt. Sie hatte ihm von dem Plan der Ritter der Tafelrunde geschrieben und daß sie sich gegen ihn stellen wollten.

Ginover bittet Lancelot, im Turnier von Camelot, das acht Tage nach Maria Magdalena stattfinden soll, gegen die Artusritter zu kämpfen und den Auswärtigen zu helfen.

S. 752,30–32 Als Lancelot den brieff von ende zu ende gelesen hett, er frawt sich zu mal sere des gebotts im die konigin gethan hett[.]

S. 753,33–35 Als Lancelot den Brief von Anfang bis Ende gelesen hatte, freute er sich sehr über das, was die Königin ihm aufgetragen hatte[.]

Die Freude ist auch auf Seiten der jungen Frau, als Lancelot sich zu erkennen gibt. Er fragt sie, was sie hergeführt habe. Sie antwortet:

S. 754,8–10 'Herre, ir sehent es im brieff wol der das innhalten ist, und myn fraw die konigin die begert gar sere das ir also thúnd und des nit laßent.'

S. 755,8–10 'Ihr könnt es in dem Brief lesen, da steht es drin, und die Königin wünscht sehr, daß Ihr danach handelt.'

Das tut Lancelot und lässt beim Turnier von Camelot gemeinsam mit Bohort die Artusritter alt aussehen. Als Artus Lancelot erkennt, ist er hocherfreut. Außer Lancelot sind auch die Ritter, die auf der Suche nach ihm waren, an den Artushof zurückgekehrt.

S. 808,30–36 Und des andern tags darnach thett konig Artus die gesellen von der tafelronde alle fur sich
S. 810,1–7 komen und die schriber, der ritter abentúr zu schriben, und hieß die búcher daroff bringen. Als sie all geseßen und die heilgen bracht waren, daroff sie ir eyde thun můsten, da sprach konig Artus zu Lancelot, das alle die zuhorten die da waren: 'Lancelot, es ist also ergangen, da ir von hinnen schiedent, das ir uns keynen eydt datent; doch mit dem wiedderkomen wir uch glauben wollent. Und ir hant, sitt ir von hinnen schiedent, abentúr funden, die wollent wir hören, wann sie geschriben sollen werden by die andern. Aber ir mußent zu-

vor schweren das ir keyn sachen sagent, sie sint dann war, und keyn abentur die uch zukomen ist verhalten sollent.'

S. 809,31–37
S. 811,1–8

Am nächsten Tag ließ König Artus alle Ritter der Tafelrunde und die Schreiber zu sich kommen, welche die Aventüren der Ritter aufschreiben sollten, und ließ die Bücher dafür herbeibringen.
Nachdem sich alle gesetzt hatten und die Reliquien gebracht worden waren, auf die sie ihren Eid schwören mußten, sagte König Artus zu Lancelot, so daß alle es hören konnten, die dabei waren: 'Als Ihr von uns aufgebrochen seid, Lancelot, ist das geschehen, ohne daß Ihr uns einen Eid geschworen habt. Aber da Ihr nun zurückgekehrt seid, wollen wir Euch glauben. Euch sind Aventüren begegnet, seit Ihr fortgeritten seid, und die möchten wir hören, denn sie sollen zu den anderen geschrieben werden. Zuvor müßt Ihr schwören, nichts als die Wahrheit zu sagen und keine Aventüre zu verschweigen, die Euch begegnet ist.'

Lancelot erzählt alles, was ihm widerfahren ist; nur die Täuschung durch die Tochter des Königs Pelles lässt er aus Rücksicht auf Ginover aus.

S. 812,21–29

Als Lancelot syn abentur erzalt hatt, da wurden sie alle beschriben, dann sie größer waren dann eynich ander. Konig Artus hatt Lancelots abentur auch all inn eyn buch beschriben laßen, das man groß fand, in glicher wiß auch ein buch geschriben biß an syn end, als er verwunt ward biß off den dot im strit von Mordret, als man es hernach findet inn eyner historien.
Als Lancelots abentur alle beschriben waren, da must herre Gawin die synen erzelen[.]

S. 813,24–33

Nachdem Lancelot seine Aventüren erzählt hatte, wurden sie aufgeschrieben, denn sie waren bedeutender als alle anderen. König Artus hat Lancelots Aventüren aber auch in ein eigenes Buch schreiben lassen, das man später gefunden hat ebenso wie ein Buch, das bis an sein Ende fortgeschrieben worden ist, als er im Kampf gegen Mordret tödlich verwundet wurde, wie man das in einer späteren Historie finden wird.
Nachdem Lancelots Aventüren aufgezeichnet waren, mußte Gawan die seinen erzählen.

Gawan erzählt vom Friedhof bei der Kapelle…

S. 812,33
S. 814,1–6

und von den buchstaben die da sprachen das das fuwer nit verleschen solt biß off die zytt das der unabenturlichst rÿter kem von der welt, der mit syner unabenturlichen ritterschafft hett verlorn nachzuvolgen der hochsten abenturen des heiligen grals. 'Und am andern end waren buchstaben „Sun der konigin Dolereuße".'

S. 815,1–6

und von der Inschrift, die besagte, daß die Flammen nicht verlöschen würden, bevor der unseligste Ritter der Welt komme, der es durch sein unseliges Rittertum verwirkt habe, die höchsten Aventüren des Heiligen Grals zu erreichen. 'Und an einer anderen Stelle war zu lesen „Der Sohn der schmerzenreichen Königin"!'

Auch von allen anderen seiner Erlebnisse berichtet Gawan.

S. 814,18–21

Da myn herre Gawin erzalt alle die abenture die im zukomen waren sitt er von hoff gescheiden was, des er nichts verholen hett durch ere oder durch schand, das det der konig alles anschriben.

S. 815,20–23

Nachdem Gawan alle Aventüren erzählt hatte, die ihm begegnet waren, seit er vom Hof aufgebrochen war, ohne etwas mit Rücksicht auf seine Ehre oder Schande zu verschweigen, ließ der König sie vollständig aufschreiben.

Artus stellt Lancelot über alle anderen Ritter der Tafelrunde und trägt ihm damit ihren immerwährenden Hass ein. Liebe wird ihm von Ginover entgegen gebracht. Diese fragt er auch nach der Bedeutung der Inschriften beim Friedhof.

S. 816,36 S. 818,1–2 ‘Uff myn truw’, sprach sie, ‘ir sints da die buchstaben von sagent, wann ir sint sůn der konigin Dolereuße[.’]

S. 819,1–3 ‘Ach, Ihr selbst seid es’, sagte sie, ‘von dem die Inschrift spricht, denn Ihr seid der Sohn der schmerzensreichen Königin[.’]

Ginover bedauert, dass Lancelot die Gralsaventiure ihretwegen nicht bestehen kann.
Lancelot verlässt mit Bohort, Gaheries und Bandemagus, der in die Tafelrunde aufgenommen wurde, den Artushof, um Lionel und Hector zu suchen. Nachdem sie Mordret und Iwein befreit haben, suchen die jetzt sechs Ritter getrennt weiter, vereinbaren aber, auf der Burg Trespas wieder zusammenzutreffen.

Lancelot und der Gral II[214]

Ein Fräulein führt Lancelot, der auf der Suche nach Lionel ist, zum Brunnen mit den Schwertern, Schilden und Helmen. Lancelot besiegt den Ritter Triquans und befreit damit den verwundeten Gaheries, den Triquans in seiner Gewalt hatte und der nun seinerseits die 64 in der Burg Teritans gefangenen Ritter befreit. Die Artusritter unter den Befreiten machen sich auf die Suche nach Lancelot, der in der Zwischenzeit jedoch in Morganes Gefangenschaft geraten ist. Sie verabreden, einander zu Allerheiligen auf der Burg Trespas wieder zu treffen.
Von seinem Gefängnis aus beobachtet Lancelot einen Maler:

S. 46,12–14 Und eins tages fugt es sich das er an ein fenster ging und sah von einem mann ein alt historien malen und off eim yglichen bild ein buchstaben stan.

S. 47,12–15 Eines Tages fügte es sich, daß er an ein Fenster trat und sah, wie jemand eine alte Historie malte, und über jedem Bild standen Buchstaben.

Von dem Maler angeregt dekoriert auch Lancelot seinen Raum mit Bildern aus seinem Leben, darunter solche von seiner Liebe zu Ginover. Er schmückt das ganze Zimmer mit Bildern aus, bis er einmal eine Rose vor seinem vergitterten Fenster erblickt. Die Blume erinnert ihn so sehr an Ginover, dass er die Kraft aufbringt, die Eisenstäbe auseinander zu biegen, und entkommen kann.
Als jene Artusritter, die sich auf die Suche nach Lancelot gemacht haben, zu Allerheiligen auf Trespas zusammen kommen, fehlen Lancelot und Bohort. Man beschließt, weiterzusuchen und zu Maria Magdalena wieder nach Trespas zu kommen. Zu diesem Termin erscheinen aber nur Mordret, Aglonal und Bandemagus, da die meisten der Ritter in Gefangenschaft am Tartre geraten sind.

[214] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot IV (2003).

Nach seiner Flucht von Morgane reitet Lancelot mit seinem Cousin Lionel zur Abtei zum Kleinen Almosen. Die beiden Ritter erfahren, dass die Abtei nach einer Begebenheit um König Eliezer, der 30 Jahre lang Einsiedler war, bevor Gott ihm seinen, Eliezers, Sohn schickte, benannt wurde. Der Sohn hatte seinen Vater aufgefordert, ihn 'Knecht' zu nennen.

S. 94,5–7 Derselb nam was im mitten an syn stirn geschriben als er von syner mutter lib kam.

S. 95,6–8 Dieser Name stand ihm mitten auf der Stirn geschrieben, als er aus dem Leib seiner Mutter gekommen war.

Gemeinsam mit seinem Sohn kehrte Eliezer in sein Land zurück. Als er eine Brücke überqueren wollte, sah er ein Schiff.

S. 98,17–18 Und als er vor an das ende kam, da gesah er eynen brieff zu inngang des schiffs.

S. 99,20–21 Als er an Bord kam, entdeckte er in der Luke des Schiffs einen Brief.

Von der Schrift auf dem Schiff wird noch in Zusammenhang mit der Gralsaventiure erzählt.
In der Abtei zum Kleinen Almosen hören Lancelot und Lionel außerdem die Geschichte vom Tartre, den ein Ritter einst als sicheren Ort für seine Frau errichten ließ.

S. 104,15–17 Darnach bevalh der ritter von Tartre buchstaben zu machen, die also sprachen, sie verbútten das nÿmands daruff gen solt.

S. 105,16–19 Dann ließ der Ritter vom Tartre ein Kreuz[215] errichten und daran eine Inschrift anbringen, die lautete, es sei jedermann verboten, den Weg zu betreten.

Seither habe der Herr vom Tartre alle Ritter besiegt und getötet. Nur die Artusritter habe er eingesperrt. An deren in der Abtei aufbewahrten Schilden erkennt Lancelot, welche seiner Gefährten am Tartre gefangen sind. Er ist entsetzt, reitet hin und findet das Kreuz.

S. 106,23–29 Er besah die buchstaben dastende nuwelichen geschriben als yn beducht, die da sprachen das me dann in zwenczig jaren nye keyn ritter darinn keme, er blib tode oder zum mynsten gefangen, one eyner alleyn, der ist geborn von dem hohen geschlecht Davids. Der schrifft sich Lancelot zu mal sere verwundert, das er nit enwust was er solt sagen[.]

S. 106,27–34 Er las die Inschrift, die dort stand und die, wie ihm schien, erst vor kurzem geschrieben worden war; sie besagte, daß über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren kein Ritter hineingekommen sei, ohne getötet oder zumindest gefangengenommen zu werden, bis auf einen, der aus dem hohen Geschlecht Davids stammt. Lancelot staunte so sehr über diese Inschrift, daß er nichts dazu zu sagen wußte.

Lancelot und der Herr vom Tartre kämpfen gegeneinander, bis Letzterer sich als Bohort zu erkennen gibt. Er erzählt seinem Cousin, wie er den früheren Burgherrn besiegt und aufgrund seines zuvor gegebenen Versprechens dessen Aufgaben übernommen habe.

S. 118,20–22 Darnach thet ich ein verdeckt schrifft machen, das mich nÿmands kennen wurd.

S. 119,24–25 Dann habe ich eine anonyme Inschrift machen lassen, damit man mich nicht erkennen konnte.

[215] Steinhoff zieht diese Information, die erst IV, S. 106,23 gegeben wird, in der Übersetzung vor.

Bohort lässt die gefangenen Artusritter frei und bittet sie um Verzeihung. In der Nacht träumt Lancelot von seinem Großvater, der ihn aus dem Schlaf weckt. Da verlässt er den Tartre und sucht im Gefährlichen Wald nach einer Aventiure, die, wie ihm ein Zwerg verrät, nur der beste Ritter bestehen könne. Und:

S. 134,3–4 Der ritter ist in der schrifft gezeichent mit lewenfigurn.

S. 135,4–5 In den Büchern ist dieser Ritter durch die Figur des Löwen symbolisiert.

Lancelot kommt zu einem von zwei Löwen bewachten grünen Marmorsarkophag. Davor sieht er ein altes Kreuz und eine Tafel aus Marmor.

S. 134,27–34
S. 136,1 Er ging zu der muren, daran er buchstaben fandt, die vor langer zytt dar gemacht waren; die sprachen also: ‘Under dißem sargk lytt der lichnam konig Lancelots, der konig Bans vatter was von Bonewig, in dem brunnen syn heubt. Der lichnam sol nit ußer der erden genomen werden oder der sargk off gebrochen, biß so lang der best ritter der welt syn hant daran legt.’ Und als er das gelesen hett, gedacht im des ritters der yn uß dem schlaff hett geweckt.

S. 135,30–37
S. 137,1 Er trat zu ihr und sah Buchstaben darauf, die vor langer Zeit geschrieben worden waren. Sie lauteten: ‘Unter diesem Sarkophag liegt der Leichnam König Lancelots, des Vaters von König Ban von Bonewig, und in der Quelle liegt sein Haupt. Der Leichnam wird nicht aus der Erde gehoben werden und das Grab nicht erbrochen, bis der beste Ritter der Welt Hand daran legt.’ Als er es gelesen hatte, erinnerte er sich an den Ritter, der ihn aus dem Schlaf geweckt hatte.

Lancelot besiegt die Löwen und findet den Kopf seines Großvaters im Bleigefäß einer nahen Quelle.

S. 136,29–36
S. 138,1–2 Darnach sah er buchstaben in bly geschriben stan, die also sprachen: ‘Diß hicz sol nit verlescht werden biß zur zytt das der best ritter der welt here kompt, durch den die jungferlichkeit nit in ubel gestalt sy noch genomen durch die hiczung des fleisches. Und als bald der kompt, so sol diß hicz uff hörn und ende nemen, umb das key hicz des fleisches in im ist.’
Als Lancelot den zettel gelesen hett, da sprach er das es darumb nymmer gelaßen wurd, er wolt das heubt uß dem brunnen nemen.

S. 137,30–37
S. 139,1–2 Dann sah er, daß in das Blei Buchstaben eingeschrieben waren, die lauteten: ‘Diese Hitze wird erst verlöschen, wenn der beste Ritter der Welt hierherkommt, das ist der, durch den die Jungfräulichkeit nicht in der Hitze des Fleisches verunstaltet oder geraubt ist. Sobald der aber kommt, wird die Hitze enden, weil keine fleischliche Hitze in ihm ist.’
Als Lancelot die Inschrift gelesen hatte, sagte er, er werde sich dadurch nicht abhalten lassen, den Kopf aus der Quelle zu heben.

Tapfer holt Lancelot den Kopf aus der siedend heißen Quelle und bestattet ihn und den Leichnam seines Großvaters. Danach erzählt ihm ein Einsiedler die Geschichte des Großvaters, der aus dem Geschlecht Josephs von Arimathia stammte und wegen der keuschen Liebe zu einer Frau hinterrücks ermordet wurde, eine Geschichte, die sich zu jener Zeit im Jahr begab, *als man den passion unsers herren Jhesu Cristi ließt* (S. 144,10f.; da die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi gelesen wird. S. 145,12f.). Lancelot verlässt den Einsiedler mit dem Wissen, dass nach ihm ein Ritter kommen werde, der ihn in allem übertreffen werde. Der Rit-

ter Saras von Logres erzählt ihm wenig später, am Artushof habe ein weißer Mönch die Geburt des Gralshelden, Sohn des besten Ritters und der Tochter des Königs Pelles, verkündet. Da erkennt Lancelot seine Vaterschaft.

Währenddessen setzt Ginovers Nichte in Begleitung eines Zwergs mit der Nachricht für die Frau vom See aufs Festland über. Gezwungenermaßen kehrt sie bei König Claudas ein, dem sie von Lancelot, Lionel und Bohort berichten muss. Ihre wahre Mission verschweigt sie.

S. 184,27–35
S. 186,1

Dann es kem ir vil lieber das sie verbrant wurd dann das sie die brieff, die sie hett, sehen ließ. Dann sie wol gedacht das inn den brieffen der konigin heimlichkeyt stund, darumb wolt sie nit das sie ÿmands inn keynerley wise sehe. Sie gedacht, wo sie Claudas begryffen deth, das er ir die brieff vor hien nemen deth und besehe was darinn stúnde, und mocht also betrogen werden die konigin, ob die fremden lút ir heimlichkeyt erfaren wurden. Sie ging zu dem gezwerg, das an eim fenster geleynt stunde, und gab im die brieff[.]

S. 185,30–37
S. 187,1

Lieber wäre sie aber verbrannt worden, als den Brief vorzuzeigen, den sie bei sich hatte. Weil sie sich denken konnte, daß in dem Brief die Geheimnisse der Königin stünden, wollte sie unter keinen Umständen, daß ihn jemand sehen würde. Sie überlegte sich, daß Claudas ihr den Brief fortnehmen würde, wenn er sie ergreifen ließe, um zu sehen, was darin stehe, und die Königin wäre übel betrogen, wenn fremde Leute ihre Geheimnisse erfahren würde. Sie ging zu dem Zwerg, der in einem Fenster lehnte, [und] gab ihm den Brief[.]

Die junge Frau äußert ihre Bedenken gegenüber Claudas und sagt zu dem Zwerg:

S. 186,4–16

[']Hie ist eyn brieff, den myn frauw die konigin mir ubergeben und geliebert hatt, und hatt mir verbotten, als lieb ich ir liebe und fruntschafft hab, das mann noch wip nit gesehen was inn dem brieff geschriben sy, biß off die zytt das die jhenen, den sie yne gesant, hetten gesehen. Und darumb gebe ich yn dir, ob es durch abentur sich also begebe das man mich besucht, das man nichts an mir fund. Und siehstu das man mich alhie behelt und unwillen zufugen wil, zu wißen was wir furen, so wúrff sie von stund ins waßer das hieunden hien flußt, wann mir vil lieber were das sie dardurch ummer mer verlorn syn solten dann das die hie sint wusten den stat und heimlichkeyt myner frauwen der koniginn oder das sie zornig werden solt.'

S. 187,4–16

[']Hier ist ein Brief, den die Königin mir übergeben hat, und sie hat mir verboten, so lieb mir ihre Liebe und Freundschaft sei, daß irgend jemand, ob Mann oder Frau, zu sehen bekäme, was darin steht, ehe diejenigen ihn gesehen haben, denen sie ihn schickt. Deshalb gebe ich ihn dir, damit man nichts bei mir findet, falls das Unglück es will, daß man mich durchsucht. Und wenn du siehst, daß man mich hier festhält und mir etwas antun will, um herauszufinden, was wir vorhaben, dann wirf ihn sofort in den Fluß, der hier unten fließt, denn es wäre mir viel lieber, wenn er so für immer verlorenginge, als daß die Leute hier die Umstände und Geheimnisse der Königin erführen. Das müßte sie sehr ärgern.'

Der Zwerg verspricht, den Auftrag zu erfüllen. Derweil erbittet Claudas sich in dieser Sache Rat von seinem Truchsess. Dieser vermutet, die junge Frau sei im Auftrag Bohorts und Lionels unterwegs, und antwortet:

S. 186,33–35
S. 188,1–12

[']Ich meyn das die jungfrauw brieff bracht hab von den zweyen gebrudern. […] Darumb ratt ich uch das ir die jungfrauw ersuchen laßent, biß man die brieff findett die sie bringet. Und ist es dann als ich gesagt han, so laßent alle die fahen den die brieff gesant syn, auch die jungfrauw und all ir gesellschafft, und sollen off eyn end inn gefengniß geleyt werden, das die sie herre geschickt hant nymmer geware werdent wo sie hien komen sint.'

S. 187,34–37
S. 189,1–12

'Ich will Euch sagen, was zu tun ist, Herr', sagte der Truchseß. 'Ich vermute, daß das Fräulein Briefe von den beiden Brüdern bei sich hat […]. Deshalb rate ich Euch, das Fräulein durchsuchen zu lassen, bis man die Briefe findet, die sie bei sich hat. Wenn es dann so

ist, wie ich gesagt habe, dann laßt alle festnehmen, an die die Briefe gerichtet sind, außerdem das Fräulein selbst und ihre Begleitung. Der Ort, an dem sie festgehalten werden, muß so sein, daß die, die sie hergeschickt haben, nie herausfinden werden, wo sie hingekommen sind.'

Der König stimmt dem Truchsess zu und sagt:

S. 188,14–16 [']Die brieff mochten auch also syn, man ließ sie ledig hinweg ryten, und mochten auch so syn, sie kemen nÿmer hinweg.'

S. 189,15–17 [']Die Briefe könnten entweder so sein, daß man sie fortreiten läßt, oder so, daß sie nie wieder von hier fortkommen.'

Daraufhin begibt sich der Truchsess zur jungen Frau und erklärt:

S. 188,17–28 'Jungfrauw, ir synt in bott wise in diß land komen. Und darumb das wir nit enwißen ob ir herre komen sint durch gut oder durch böse, wir sehen dann die brieff die ir bringent, und bitt uch das ir sie uns williclich gebent ee wann man uch gewalt thu.' 'Furwar', sprach die jungfrauwe, 'ich bring keyn brieff, wedder gut oder böse. Aber brecht ich brieff, wie die weren, konig Claudas ist wol so ein erber man das er uch nit bescheiden hett mir die zu nemen uber mynen willen.' 'Jungfrau', sprach der marschalck, 'wollent ir, so gebent sie williclich, anders ich wil uch und uwer gesellschafft so lang ersuchen biß ich sie find, es sy uch lieb oder leyt.'

S. 189,18–30 'Ihr seid als Botin in dieses Land gekommen, edles Fräulein. Weil wir aber nicht wissen, ob Ihr im Guten oder im Bösen gekommen seid, solange wir die Briefe nicht sehen, die Ihr bei Euch habt, bitte ich Euch, sie uns freiwillig zu geben, bevor man Euch dazu zwingt.' 'Nein', sagte sie, 'ich habe keine Briefe bei mir, weder gute noch böse. Aber wenn ich Briefe hätte, ganz gleich von welcher Art, so ist König Claudas doch ein solcher Ehrenmann, daß er Euch nicht befohlen haben kann, sie mir gegen meinen Willen fortzunehmen.' 'Wenn es Euch recht ist, liebes Fräulein', sagte der Truchseß, 'gebt Ihr sie freiwillig, denn sonst werde ich Euch und Eure Begleiter so lange durchsuchen, bis ich sie finde, ob Euch das gefällt oder nicht.'

Das Fräulein versucht, sich mit dem Hinweis auf seine hohe Abstammung vor der Durchsuchung zu schützen, doch der Truchsess entgegnet:

S. 190,1–5 'Alles das ir sagent', sprach der marschalck, 'hilfft uch nit, ir mußt die brieff sehen laßen die ir furent.' 'Sicher', sprach die jungfrauw, 'ich fur keynen.' Da rufft er synen zweyn scharganten und sprach: 'Ersuchent mir diße jungfrauw und ir diener, biß ir die brieff findent die sie by yne hant!'

S. 191,3–8 'Was Ihr sagt, hilft Euch alles nicht', sagte der Truchseß, 'Ihr müßt die Briefe sehen lassen, die Ihr bei Euch habt.' 'Ich habe wirklich keine', sagte die junge Frau. Da ließ er zwei seiner Kriegsknechte kommen und sagte: 'Durchsucht mir dieses Fräulein und ihre Helfer, bis Ihr die Briefe findet, die sie bei sich haben!'

Als sie die junge Frau vergeblich durchsucht haben und sich den Schildknappen zuwenden, tut der Zwerg, wie ihm geheißen:

S. 190,9–16 Der zwergk nam den brieff und warff yne in das waßer. Des ward der marschalck geware. Er ging an das fenster und sah die brieff zu grund fallen umb des siegels willen, das groß und schwere was, und sprach zum gezwergk: 'Diße sachen mögen uch nit erlosen, ich weiß wol das ir die brieff bracht hant uch men zu übel wann zu gut.' Er ging schnelliclich zu synem herren und sagt im wie das gezwergk die brieff ins waßer geworffen hett.

S. 191,12–19 Der Zwerg nahm den Brief und warf ihn in den Fluß. Der Truchseß bemerkte es. Er trat ans Fenster und sah den Brief wegen des Siegels, das groß und schwer war, auf den Grund sinken. Er sagte zu dem Zwerg: 'Dies wird Euch nichts helfen, denn jetzt ist klar, daß Ihr

den Brief zu Eurem Schaden und nicht zu Eurem Vorteil mitgebracht habt.' Er lief rasch zu seinem Herrn und berichtete ihm, daß der Zwerg den Brief in den Fluß geworfen habe.

Claudas befiehlt, das Fräulein und seine Begleiter einzusperren, …

S. 190,20–22 ['…] biß off die zytt das wir vernemen wem die brieff zugehorten und gesant warent und wer sie geschriben habe.'

S. 191,24–25 ['…] bis wir erfahren, für wen der Brief bestimmt war und wer ihn geschrieben hat.'

Und so wird Ginovers Nichte in einen Turm gesperrt. Claudas aber schickt zwei Knappen als Spione an den Artushof. Deren einer, Tarquin, bleibt mehr als ein Jahr dort und wird Ginovers Schildknappe. Von ihm erfährt die Königin, dass sich ihre Nichte in Claudas' Gefangenschaft befindet.

S. 196,13–16 Da hiesch die konigin eynem schiber berment und dint. Sie ging in eyn camer und macht eyn brieff, darinn sie irs willens eyns teyls saczt, und versiegelt yn mit yrsselbs insiegel.

S. 197,14–17 Da bat die Königin einen Schreiber um Pergament und Tinte. Sie ging in ein Zimmer und schrieb einen Brief, in dem sie ihre Forderungen festhielt, und siegelt ihn mit ihrem eigenen Siegel.

Ginover übergibt den Brief an Tarquin und schickt diesen damit zu Claudas:

S. 196,24–25 Und darnach gib im dißen brieff und sag im, thu er des brieffs gebott, das sy mir lieb[.]

S. 197,25–26 Dann gib ihm diesen Brief und sage ihm, wenn er tue, wozu der Brief ihn auffordert, sei es mir recht[.]

Andernfalls solle es Claudas leid tun, sich mit Ginover angelegt zu haben. Tarquin begibt sich mit dem Schreiben zu Claudas. Furchtlos erklärt er dem König, Ginover entbiete ihm ihren Gruß …

S. 198,8–24 ['…] und sendet uch diße brieff, die dunt lesen. Und wollent ir der brief gebot halten, das ist gut; und wollent ir des nit thun, so wißent das ir noch nye keyn ding tetende das uch me beruwen werd dann diß sach.' Claudas nam die brieff und antwort eyn wort nit als eynr der großen unwillen hatt der koniginn trauwung halb. Er gab sie eim schriber und ließ sie lesen. Und als sie gelesen waren von wort zu wort, da sprach er zum kónig:
'Herre, myn frauw die koniginn, konig Artus hußfrauw, schribt uch wie ir eyn jungfrauw in gefengkniß haltent, das ir sie umb liebe und fruntschafft wiedder geben wollent. […] Diß finde ich allesamet an dißem brieff geschriben.[']

S. 199,8–26 ['']Sie schickt Euch diesen Brief, den laßt Euch vorlesen. Und wenn Ihr tut, wozu der Brief Euch auffordert, ist es gut, wenn aber nicht, so müßt Ihr wissen, daß Ihr noch nie etwas getan habt, was Ihr mehr bereuen werdet als dies.' Claudas nahm den Brief und erwiderte kein Wort, denn er war über die Drohung der Königin sehr aufgebracht. Er gab ihn einem Schreiber und ließ ihn lesen. Und als der ihn Wort für Wort gelesen hatte, sagte er zum König:
'Herr, die Königin, die Gemahlin von König Artus, schreibt Euch, daß Ihr eine junge Frau gefangenhaltet und daß Ihr sie ihr um ihrer Liebe und Freundschaft willen herausgeben sollt. […] Dies alles finde ich in diesem Brief geschrieben.['']

Claudas ist außer sich vor Zorn, schreit und …

S. 198,29–30 […] nam die brieff und trat sie under die fúß, das sie mit einander zurrißen.

S. 199,31–32 […] nahm den Brief und trat ihn mit Füßen, so daß er ganz und gar zerriß.

Claudas lässt Ginover durch Tarquin ausrichten, dass ihn all ihre Drohungen nicht interessierten. Verzweifelt hofft die Königin auf das Pfingstfest in acht Tagen, zu dem sie auch Lancelot erwartet. Dieser hat derweil einen Boten zum Tartre geschickt, damit die Artusritter dort nicht länger auf ihn warten, sondern sich auf den Weg zum Pfingstfest am Artushof machen.
Lancelot selbst reitet mit dem von ihm aus Gefangenschaft befreiten Mordret durch den Gefährlichen Wald. Ein betender alter Mann prophezeit Mordret, er werde die Tafelrunde zerstören, seinen Vater töten und von ihm getötet werden. Sein Vater sei nämlich nicht der bereits verstorbene Lot von Orcanie, Vater Gawans und der anderen Brüder. Mordret ist erbost und tötet den Alten, bevor der auch Lancelot eine Weissagung machen kann.

S. 276,34–35
S. 278,1–2
Da sah Lancelot den byderman an und sah yn einen brieff in syner hant haben. Er stund von sym roß und nam yn wißlichen, das syn Mordret nye geware wart. Er stieß yn in den bůsen, wann er nit wolt das Mordret es gewar wurd.

S. 277,34–37
S. 279,1–2
Lancelot betrachtete den frommen Mann und sah, daß er einen Brief in der Hand hielt. Er saß ab und nahm ihn so unauffällig an sich, daß Mordret es nicht bemerkte. Er steckte ihn sich vor die Brust, denn er wollte nicht, daß Mordret ihn zu sehen bekäme.

Man reitet zur Klause eines Einsiedlers, der gerade mit der Messe beginnen will.

S. 278,9–23
Und Lancelot ging ein wenig von den andern in die capelle an ein ort knÿende und besah den brieff, den er dem bÿderman uß der hant hett genomen den Mordrett erschlagen hett, der also innhaltende was: ‘Ach du, Mordret, durch din hende ich sterben muß, und wiß furware das konig Artus din vatter ist, der dich gemacht hat mit konig Loths wib von Dorcanie; und er sol nit mynder mit dir thun dann du mit mir gethan hast. Du hast mir das heubt abgeschlagen, so sol er dich důrch den lip stechen so hart das nach dem stich der sonnenschyn durch dich schynen wirdet. Den wunder sol got an dir erzeugen und sol sich der hohmut inn der Großen Brytanien sere nydern. Und nach dem tag soll nÿmands syn der konig Artus nach sim tod glichen mög, es sy dann in traums wise.’ Lancelot besah den brieff gar sere und gewann groß erbermde das er von konig Artus gelesen hatt[.]

S. 279,9–24
Lancelot kniete ein wenig abseits von den anderen in der Kapelle nieder und las den Brief, den er dem frommen Mann aus der Hand genommen hatte, den Mordret getötet hatte. Dies war sein Inhalt: ‘Ach, Mordret, durch dessen Hand ich sterben muß: ich sage dir, daß König Artus dein Vater ist; er hat dich gezeugt mit der Gemahlin König Lots von Orcanie. Er wird dich nicht besser behandeln als du mich. Du hast mir den Kopf abgeschlagen, dafür wird er dich mit solcher Wucht durchbohren, daß nach dem Stich der Strahl der Sonne durch dich hindurchscheinen wird. Dieses Mirakel wird Gott an dir bewirken, und der Stolz Britanniens wird gebrochen werden. Vom Tag seines Todes an wird es niemanden mehr geben, der König Artus gleichen könnte, höchstens im Traum.’ Lancelot las den Brief sehr aufmerksam, und ihn schmerzte sehr, was er über König Artus erfahren hatte[.]

Mordret gegenüber schweigt Lancelot.

Nach Gawan und Lancelot kehrt bald auch Bohort auf der Gralsburg Corbenic ein. Er bittet darum, im Saal der Aventiuren übernachten zu dürfen. In der zweiten Nacht gewährt Pelles ihm die Bitte. Bohort besiegt einen Ritter, empfängt Schläge und sieht wie Gawan einen Leoparden und einen Drachen:

S. 332,35–36
S. 334,1–2
Es stunden auch vor syner stirn buchstaben geschriben, die Bohort wol bekant durch die clarheit die uß synen augen kam. Die buchstaben sprachen also: ‘Diß ist die betútung konig Artus.’

S. 333,37 Auf seiner Stirn standen Buchstaben geschrieben, die Bohort dank der Helligkeit, die aus
S. 335,1–3 seinen Augen leuchtete, gut erkennen konnte. Sie lauteten: ‘Dies bedeutet den König Artus.’

Die beiden Tiere kämpfen lange unentschieden gegeneinander, bis der Drache schließlich von kleinen Drachen, die aus ihm hervorkommen, getötet wird. Weiters sieht Bohort einen Alten, der erklärt, nur der Gute Ritter werde diese Aventiure bestehen, eine blutende Lanze und den Gral. Am nächsten Tag macht er sich nach Camelot auf. Dort treffen am Pfingsttag nach und nach alle 150 Ritter der Tafelrunde ein. Lancelot hat seinen Platz neben dem Gefährlichen Sitz, den bisher noch niemand einzunehmen gewagt hat:

S. 410,31–36 Und Lancelot saß by dem sörglichen seß und besah die steyn, daran die buchstaben
S. 412,1–4 nůwelichen geschriben waren, die also sprachen: ‘Alhie muß off dißem hutigen tag sterben der hochfertig Brumal; und stirbt er nit, so hatt Merlin gelogen in syner prophecye.’ Da rufft Lancelot den schribern und hieß die buchstaben lesen. Sie sahen die betútůng und sprachen zu Lancelot: ‘Herre, diß abentur ist sere erschrockenlich. Nu schwigent des da mit, dann wir wunderlich abentur gesehen werden, als ich meynen, wann die buchstaben erst hut geschriben sint.’

S. 411,32–37 Lancelot saß neben dem Gefährlichen Sitz und betrachtete die Steine, auf die erst vor
S. 413,1–4 kurzem Buchstaben geschrieben worden waren, die lauteten: ‘Hier wird noch am heutigen Tag der stolze Brumal sterben, und wenn er nicht stirbt, hat Merlin mit seiner Prophezeiung gelogen.’ Da rief Lancelot die Schreiber herbei und ließ sie die Inschrift lesen. Sie erfaßten ihre Bedeutung und sagten zu Lancelot: ‘Dies ist eine furchtbare Aventüre. Aber nun schweigt davon, denn wir glauben, daß wir erstaunliche Dinge erleben werden; diese Buchstaben sind erst heute geschrieben worden.’

Lancelot verspricht, Stillschweigen zu bewahren. Da kommt ein Ritter an den Hof und verkündet, sich aus Mut, wenn auch zu seinem Schaden auf den Gefährlichen Sitz setzen zu wollen.

S. 412,31–36 Und mit dem saczt er sich in den seß, darinn nye keyn ritter gesiczen torst, es wurd im
S. 414,1–2 leyt, und nam uß synem bůsen eynen brieff. Er gab yn Lancelot und sprach zu im: ‘Lancelot, nement dißen brieff, und sterb ich in dißem seße, so lesent yn zuhörende aller der die hieinn sint, so das sie mögent wißen were ich sy und von was luten. Und wo ich entgan starck und gesunt, so weiß ich wol das ir yn gern wiedder gebent.’ Lancelot nam den brieff.

S. 413,33–37 Damit setzte er sich auf den Sitz, auf den sich noch nie ein Ritter zu setzen gewagt hatte,
S. 415,1–3 ohne es zu bereuen, und zog einen Brief aus der Brust. Er gab ihn Lancelot und sagte: ‘Nehmt diesen Brief, Lancelot, und wenn ich auf diesem Sitz sterbe, dann lest ihn vor den Ohren aller, die hier sind, damit sie erfahren, wer ich bin und aus welchem Land. Ich weiß, daß Ihr ihn mir zurückgeben werdet, wenn ich heil und gesund davonkomme.’ Lancelot nahm den Brief.

Brumal verbrennt auf dem Gefährlichen Sitz neben Lancelot, sodass nichts mehr von ihm übrig ist.

S. 416,5–10 Da sprach Lancelot das man den brieff besehe den im der ritter geben hett zu wißen was darinn sy, und enband yn uß eim tůch von zindal, darinn er gebunden was; und rufft dem schriber den er vor den wisesten hielt und ließ yn lesen dasselb er darinn fand geschriben. Der schriber deth den brieff von stund uff[.]

S. 417,5–11 Darauf sagt Lancelot, man solle den Brief ansehen, den der Ritter ihm gegeben hatte, um zu hören, was darin stehe; er wickelte ihn aus einem Tuch aus Zendel, in das er einge-

schlagen war, und ließ den Schreiber kommen, den er für den klügsten hielt; er befahl ihm vorzulesen, was darin stand. Der Schreiber öffnete den Brief[.]

So erfahren alle, dass der verstorbene Ritter Brumal hieß und ein Neffe von König Claudas war. Er sei an den Artushof gekommen um zu beweisen, dass er tapferer als Lancelot sei. Der Schreiber schließt mit den Worten:

S. 418,12 [']Und das ist alles das ich inn dißem brief funden han.'

S. 419,12–13 [']Dies ist alles, was ich in diesem Brief gelesen habe.

Artus äußert sich als Erster dazu:

S. 418,13–22 Und als der konig den brieff hett horen lesen, da sprach er: 'Ich halt es nit vor ein kunheit das dißer ritter gethan hatt, sunder vor zumal ein groß dorheit, davon ich noch nye han hören sagen, wann wir von dißem seß wol so vil wißen das er nymands bereyt ist dann eim alleyn. […] Und wir wißen auch wol furware das, so bald er herinn kompt, sol syn nam beschriben funden werden inn dem sorglichen seß, der noch nit enist und sol auch nit syn biß off die zytt biß er kompt.[']

S. 419,14–23 Als der König den Wortlaut des Briefes gehört hatte, sagte er: 'Ich halte nicht für Mut, was dieser Ritter getan hat, sondern für die größte Torheit, von der ich je gehört habe, denn wir wissen ja von diesem Sitz, daß er einem einzigen vorbehalten ist und sonst keinem. […] Und wir wissen auch, daß sein Name auf dem Gefährlichen Sitz geschrieben stehen wird, sobald er hierherkommt, und das ist noch nicht geschehen und wird auch nicht eintreten, bevor er kommt.[']

Die Anwesenden schließen sich Artus' Urteil an.

In einem vertraulichen Gespräch erzählt Lancelot Ginover von seiner Gefangenschaft bei Morgane. Die berichtet umgekehrt von Claudas' Schandtaten und bittet Lancelot, Krieg gegen den feindlichen König zu führen. Das hat dieser ohnehin vor. Schließlich macht Artus mobil: Seine Vasallen und die Tafelritter sollen gegen Claudas kämpfen. Lancelot hingegen soll bei ihm in Britannien bleiben; die beiden wollen nur im Notfall eingreifen.

S. 434,14–16 Da deth der konig die schriber zu im komen, bannricz zu beschriben die in dem krieg sin solten.

S. 435,13–15 Da ließ der König seine Schreiber kommen, um aufzuschreiben, wer in diesem Krieg die Bannerherren sein sollten.

Zu Maria Magdalena sollen sich alle am Artushof versammeln, von wo aus man nach Gallien übersetzen will.

Claudas' Spione kehren zu ihrem Herrn zurück und berichten von den Entwicklungen in Britannien. Aufgrund von Lancelots und Artus' Daheimbleiben macht Claudas sich keine Sorgen. Dennoch lässt er sich von seinem Truchsess beraten.

S. 442,26–34 Claudas sprach auch selber, er hett ware und recht gesagt, und deth eynen versiegelten brieff under sim insiegel machen, den man eim dem allerlichtsten knecht under sym volck geben hieß, und sagten im, er solt geyn Rom ryten, „und als du kúmest zu Tyberio dem keyser von Rom, der myn herre ist, so soltu yn von mynent wegen sere grußen und im dißen brieff geben." Er nam den brieff und sprach, er wolt die botschafft zu mal wol werben, und reyt den rechten weg geyn Rom.

S. 443,28–36 Auch Claudas selbst sagte, er habe das Richtige gesagt, und ließ einen mit seinem Siegel versehenen Brief schreiben, den man dem schnellsten Knappen unter seinen Leuten übergab. Man sagte ihm, er solle nach Rom reiten, „und wenn du zum römischen Kaiser Tiberius kommst, meinem Herrn, wirst du ihn in meinem Namen grüßen und ihm diesen Brief geben.“ Der Knappe nahm den Brief und sagte, er wolle den Auftrag zuverlässig ausführen, und ritt auf dem direkten Weg nach Rom.

Als der Knappe aus Rom zurückkehrt, bringt er traurige Nachricht:

S. 454,28–35
S. 456,1–4 ‘Ja’, sprach der bot, ‘wann Tybre ir keyser starb an Sant Johans tag, so das ich sie all unmutig fand als ich dar kam. Und darumb nit, so bald sie mich und uwer brieff sahen, sprachen sie, sie wolten all ir macht dazu thun uch zu entretten, und hant mir diße brieff wiedder geben.’ Konig Claudas nam die brieff und det sie eynen schriber lesen. Er besah die brieff und sprach zum konig: ‘Herre, die Römere grußent uch fruntlichen als eynen man den sie inn der welt allerliebst han von einem fremden herren und thún uch durch uwer brieff zu wißen das sie durch de großen bekumerniß willen Tyberii des keysers, irs herren, nit laßen wollent und uch zu den sachen dienen und zuhilff komen.[’]

S. 455,30–37
S. 457,1–5 ‘Ja’, sagte der Bote, ‘denn Tiberius, ihr Kaiser, ist am Johannestag gestorben, so daß ich sie in Trauer antraf, als ich hinkam. Aber als sie mich und Euren Brief sahen, sagten sie gleichwohl, sie wollten alles tun, was in ihrer Macht steht, Euch zu unterstützen, und haben mir diesen Brief als Antwort gegeben.’ König Claudas nahm den Brief und ließ ihn von einem Schreiber lesen. Der überlas ihn und sagte zum König: ‘Herr, die Römer grüßen Euch freundlich, denn unter allen fremden Fürsten lieben sie Euch am meisten, und hinsichtlich Eurer Briefe versichern sie Euch, daß sie es trotz der großen Trauer über ihren Kaiser Tiberius nicht unterlassen werden, Euch in Eurer Angelegenheit beizustehen und zu Hilfe zu kommen.[’]

In Britannien lässt Artus im Anschluss an das Pfingstfest die Ritter ihre Aventiuren erzählen. Zuerst berichtet Lancelot.

S. 462,15–18 Die abenturen det der konig beschriben umb des willen das die hernach qwemen wißen mochten den wonder und den geschicht den Lancelot gethan hett in der Großen Britanien.

S. 463,17–20 Der König ließ die Aventüren aufschreiben, damit alle, die später kämen, die Wunder und die Taten erführen, die Lancelot in Britannien vollbracht hatte.

Nur Bohort wird angesichts von Lancelots Bericht nachdenklich, weil er auf diese Weise erfahren hat, dass er mit der Königstochter von Bangorre einen Sohn gezeugt hatte.

S. 462,30–32 Als Lancelot sin abenturen erzelt hatt und angeschriben waren, da sprach konig Artus zu mym herren Gawan das er die syn auch sagte.

S. 463,31–33 Nachdem Lancelot seine Aventüren erzählt hatte und sie aufgeschrieben worden waren, forderte König Artus Gawan auf, nun auch die seinen zu berichten.

Der Ritter folgt der Aufforderung und berichtet von seinen Erlebnissen.

S. 468,9–13 Und darnach wurden her Gawans abentur all erzalt und beschriben. Darnach erzalt Hector vom Mares sin abentur, die zumal lustig und gut waren, wann er ein gut ritter von sim alter was, die auch alle beschriben wurden.

S. 469,11–15 Darauf wurden Gawans Aventüren vollständig aufgeschrieben. Dann erzählte Hector von Mares die seinen, die alle eindrucksvoll und schön anzuhören waren, denn er war für sein Alter ein vortrefflicher Ritter, und auch sie wurden aufgeschrieben.

Nacheinander erzählen alle Ritter ihre Aventiuren.

S. 470,5–6 Und da sie allsamet erzalt hatten und die abentur beschriben wurden, da was es eßens zytt[.]

S. 471,5–6 Als sie alle erzählt hatten und ihre Aventüren aufgeschrieben waren, war es Zeit zu essen[.]

Vertraulich spricht Bohort mit Lancelot über dessen Sohn Galaad. Lancelot will auf keinen Fall, dass Ginover davon erfährt. Diese fragt ihn allerdings nach dem Grund für seine Nachdenklichkeit und er erzählt ihr von Mordret, dem Alten und der Weissagung, verrät ihr aber nicht, dass Mordret Artus' Sohn ist. Ginover nimmt die Sache nicht ganz ernst und verschweigt sie zum Schaden ihres Mannes.

Bald setzen Artus' Leute aufs Festland über und liefern sich heftige Kämpfe mit Claudas und seinen Anhängern. Während eines Waffenstillstands berichtet Iwein einem Knappen aus Logres von der brenzligen Lage, da man täglich mit dem Eintreffen des römischen Entsatzheeres und deshalb mit einer Stärkung der gegnerischen Seite rechne. Nach Britannien zurückgekehrt, informiert der Knappe König Artus. Dieser erzählt die Neuigkeiten Ginover.

S. 598,9–12 Darnach sant er brieff under sym eygen siegel allen synen mannen die lehen von im trugen, das sie geyn Camalot alle wolgerust komen solten mit im geyn Gaune ziehen uber Claudas den verreter.

S. 599,9–13 Dann schickte er an alle seine Vasallen, die Lehen von ihm hatten, Briefe mit seinem Siegel, sie sollten wohlgewappnet nach Camelot kommen, um mit ihm gegen den Verräter Claudas nach Gaune zu ziehen.

Nachdem sich die so Aufgerufenen in Camelot versammelt haben, setzen Artus und Lancelot mit ihnen nach Gallien über. Als Claudas hört, dass Artus und Lancelot im Anmarsch sind, ergreift er die Flucht. Sein illegitimer Sohn Claudin übergibt Artus die Stadt Gaune. Königin Elaine kommt zu Besuch, sieht ihren Sohn Lancelot und stirbt acht Tage später im Kloster Königsmünster. Artus versucht die zurückeroberten Länder auf dem Festland an Lancelot, Lionel, Bohort und Hector zu vergeben; diese wollen jedoch lieber Ritter in seinem Dienst bleiben.

Zu Pfingsten setzt Artus in Camelot einen Hoftag an, zu dem auch die Tochter des Königs Pelles mit ihrem und Lancelots Sohn Galaad kommt. Lancelot wird ein weiteres Mal von der Mutter seines Sohnes getäuscht und von Ginover mit ihr im Bett erwischt. Da verstößt die Königin Lancelot, der in den Wald läuft und wahnsinnig wird. 32 Artusritter suchen zwei Jahre lang vergeblich nach Lancelot. Im Zuge der Suche kommt Aglonal zu seiner Mutter, wo er seinen jüngsten Bruder Parceval kennen lernt. Gemeinsam mit diesem kehrt er an den Artushof zurück. Eine wunderschöne Jungfrau, das Fräulein, das niemals lügt, fordert den jungen Ritter dazu auf, neben dem Gefährlichen Sitz an der Tafelrunde Platz zu nehmen. So wer-

de er zur Rechten des Guten Ritters sitzen. Zu dessen Linker werde Bohort sitzen. Die junge Frau bittet Parceval, beim Anblick des Heiligen Grals für sie zu beten, und stirbt.

S. 648,28–30 Als die jungfrauw mit großen eren zur erden bestat was, deth man die abenture beschriben, das die hernach kemen auch wißen mochten.

S. 649,29–31 Als das Fräulein unter großen Ehren beigesetzt worden war, ließ man diese Aventüre aufschreiben, damit auch die Nachkommen davon erführen.

Weil Key und Mordret schlecht über Parceval, der noch keine Rittertaten vollbracht hat, sprechen, verlässt dieser heimlich den Artushof, um sich zu bewehren. Er stößt auf Hector. Weil die beiden den jeweils anderen nicht erkennen, verwunden sie einander tödlich. Gerettet werden sie durch den Anblick des Grals, der für sie erscheint. Durch den Anblick des Grals kann schließlich auch Lancelot, der sich nach Corbenic verirrt hat, geheilt werden. Mit Hector und Parceval kehrt Lancelot schließlich an den Artushof zurück.
Der junge Galaad wird in einem nahe Camelot gelegenen Kloster untergebracht, bis er fünfzehn Jahre als ist. Dann meldet sein Erzieher, ein Einsiedler, König Artus, dass zu Pfingsten der Gute Ritter an den Hof kommen und den Gefährlichen Sitz einnehmen werde.

Die Suche nach dem Gral[216]

Eine Botin von König Pelles bringt Lancelot in das Kloster, wo er Galaad im Beisein Bohorts und Lionels zum Ritter schlägt. Die beiden vermuten, dass es sich bei dem jungen Mann um Lancelots Sohn handelt, doch auch als sie schon zurück am Artushof sind, schweigt Lancelot darüber.

S. 14,27–36 Da ließen sie da von zu reden und besahen all umb die sehs an der tafelrunden und funden an yglicher statt geschriben: „Hie sol der siczen, dort sol der siczen.“ Und also gingen sie all umb und umb besehen biß das sie kamen an den großen seß der der Sorglich Seß was genant. Und funden buchstaben daran, und die waren nuwelich daran geschriben. Sie besahen was sie sprechen, und sie sprachen also: ‘Vierhundert jare und vierundfunffczig nach dem das gott gemartelt wart, an dem pfingsttag so sol dieser seß synen meister finden.’

S. 15,28–36 Da ließen sie davon ab und betrachteten die Sitze rings um die Tafelrunde, und sie fanden an jedem geschrieben: „Hier soll der und der sitzen, dort soll jener sitzen.“ So gingen sie ganz herum und lasen, bis sie zu dem großen Sitz kamen, der der Gefährliche Sitz hieß. An dem entdeckten sie Buchstaben, die frisch geschrieben waren. Sie sahen nach, wie sie lauteten, und sie lauteten so: ‘Vierhundertvierundfünfzig Jahre nach der Passion des Herrn wird dieser Sitz zu Pfingsten seinen Meister finden.’

Die drei Ritter sind arg verwundert.

[216] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot V (2004).

S. 16,1–10 ‘Werlich’, sprach Lanczelot, ‘der da recht wolt zelen die recht terminy in dießem brieff und von der ufferstentnuß unsers herren, der solt finden das es hůt ist und uff diesen tag geschehen sol, wann es hůt derselb pfingsttag ist der nach dem vierhůndertsten und vierundfunffczigsten jare syn sol. Und ich wolt gern das nymands dieße buchstaben sech biß das der konig der dieße abentúr volbringen sol keme.’ Sie sprachen, sie wolten sie wol verbergen und daten bringen ein syden tůch und bedeckten die schrifft die da was.

S. 17,1–9 ‘Ja’, sagte Lancelot, ‘wenn man das Datum dieser Inschrift und die Auferstehung unseres Herrn richtig berechnet, wird man finden, daß das heute ist und am heutigen Tage eintreffen wird, denn heute ist genau der Pfingsttag nach vierhundertvierundfünfzig Jahren. Ich möchte, daß niemand diese Inschrift erblickt, bis der König kommt, der diese Aventüre vollenden wird.’ Sie sagten, sie wollten sie sorgfältig verbergen, ließen ein seidenes Tuch bringen und verdeckten die Schrift, die dort stand.

Es geschehen aber noch andere Wunder, denn neben Artus’ Palas erscheint eine rote Marmorsäule, an der Wasser herab fließt und in der ein Schwert steckt.

S. 18,7–13 Und das hefft von dem schwert was ein rubin, und waren guldin buchstaben gar behendiclich darinn gegraben. Und die held besahen die buchstaben, die sprachen: ‘Nÿmant sol mich hynnen uß ziehen, es sy dann der mich von recht haben sol und sol auch der best ritter syn in der welt.’ Da der konig die buchstaben sach,

S. 19,8–13 Das Heft des Schwertes bestand aus einem Rubin, in den goldene Buchstaben kunstvoll eingraviert waren. Die Ritter lasen die Schrift, sie lautete: ‘Niemand wird mich hier herausziehen außer dem, der das Recht hat, mich zu tragen, und das wird der beste Ritter der Welt sein.’ Als der König die Inschrift gelesen hatte,

… fordert er Lancelot auf, es zu versuchen, doch der weigert sich, weil ein unrechtmäßiger Proband einmal viel Leid durch dieses Schwert erleiden müsse. Da zwingt Artus Gawan zu einem Versuch. Doch der scheitert daran ebenso wie der von Artus dazu aufgeforderte Parceval.

S. 20,11–14 Und da glaubten alle die uff dem placz warn das Lanczelot war hett gesagt, und die buchstaben an dem swert warn es sicher, und was nye keyner so kúne der getörst hant daran thun.

S. 21,12–15 Da glaubten alle, die dort waren, daß Lancelot die Wahrheit gesagt hatte und die Inschrift auf dem Schwert verläßlich war, und keiner war mehr so kühn, daß er gewagt hätte, Hand daran zu legen.

Als man sich zum Essen begeben hat, sind alle Plätze bis auf den Gefährlichen Sitz besetzt. Da führt ein weiser Alter Galaad, den Guten Ritter, in den Saal, stellt ihn dort als den aus dem edlen Geschlecht Davids und Josephs von Arimathia stammenden Gralshelden vor und geleitet ihn dann zu dem Gefährlichen Sitz.

S. 22,26–31 Und er hebt das siden tůch uff, das daruff lag; da waren buchstaben geschriben, die sprachen: „Hie ist Galaat seß.“ Der biederman besicht die buchstaben das sie kúrczlich gemacht waren als yn duchte. Da bekant er den namen und rieff als lude das alle die die in dem huß waren horten: „Herre, her ritter, siczent hie, wann der seß ist sicher!“

S. 23,28–34 [U]nd hob das seidene Tuch auf, das darüber lag. Da war dort eine Inschrift geschrieben, die lautete: „Hier ist Galaads Sitz.“ Der würdige Mann sah, daß die Buchstaben offenbar erst vor kurzem geschrieben worden waren. Er entzifferte den Namen und rief so laut, daß alle, die im Palas waren, es hörten: „Setzt Euch hierhin, edler Ritter, denn der Sitz ist für Euch bestimmt!“

Galaad nimmt unbeschadet auf dem Gefährlichen Sitz Platz. Anschließend führt ihn der König persönlich zu der Marmorsäule, aus der er mühelos das Schwert herauszieht. Da kommt ein Fräulein und verkündet Lancelot, dass er nicht mehr des beste Ritter sei, und Artus, dass der Gral heute ihn und seine Ritter speisen werde. Als man sich nach einem kurzfristig angesetzten Turnier zum Essen begibt, erscheint der verhüllte Gral und es ereignet sich das Speisenwunder. Nachdem der Gral wieder verschwunden ist, schwören Galaad, Lancelot und die anderen Artusritter, ihn suchen und die Wahrheit über ihn herausfinden zu wollen. Artus wünscht sich sehnlichst, diesen Auszug seiner Ritter verhindern zu können, weil er weiß, dass viele dabei den Tod finden werden. Es hilft aber alles nichts. Bandemagus schlägt vor, auf die Reliquien zu schwören, die man den *schriber* (S. 50,20) bringen lässt. Einer nach dem anderen verspricht, nicht eher an den Artushof zurückzukehren, als bis der Gral gefunden worden sei.

S. 50,37 Und da sie hatten all geschwurn und angeschriben, da funden sie das ir was druhundert
S. 52,1–3 und fůnffczig, die alle gůt ritter waren und keyn zag nit under yn was.

S. 53,1–3 Als sie alle geschworen hatten und verzeichnet waren, stellten sie fest, daß sie dreihundertfünfzig waren, alles vortreffliche Ritter und kein Feigling darunter.

Gut gewappnet nehmen die Ritter Abschied von ihrem König. Galaad trägt als Einziger keinen Schild, weil er nur einen nehmen will, der ihm – wie das Schwert – durch Fügung zukommt. Am fünften Tag der Suche gelangt Galaad zu einem Kloster, wo er einen solchen Schild erringt. Es handelt sich, wie er erfährt, um einen Schild, den einst Josephus, der Sohn Josephs von Arimathia, dem heidnischen König Evallet zum Schutz gegen einen anderen Heidenkönig übergeben hatte. Aus Dankbarkeit und Liebe bekehrte sich Evallet nicht nur zum Christentum und nannte sich seither Mordales, sondern er und sein Schwager Nasiens folgten Josephus auch nach Britannien.

Beim Kloster wartet noch eine weitere Aventiure auf Galaad: eine Stimme aus einem Grab, bei deren Klang bislang noch alle das Bewusstsein verloren. Doch ein Mönch wendet sich an Galaad:

S. 76,1–3 ‘Nůn wil ich uch sagen’, sprach der bruder, ‘was ir solt thun. Gent zu dem sargk und hebent yn off. Ich sag uch das ir solt darunter finden einen buchstaben.’[217]

S. 77,1–4 ‘Jetzt werde ich Euch sagen, was Ihr tun müßt’, sagte der Bruder. ‘Geht zu dem Grab und hebt die Platte hoch. Ich sage Euch, Ihr werdet eine Inschrift darunter finden.’

Galaad hebt die Grabplatte. Heraus kommt der Teufel in Gestalt eines abscheulichen Menschen, der Galaad aber nicht standhalten kann und entweicht. Den in dem Grab liegenden

[217] Die Schrift wird in der Folge allerdings nicht mehr erwähnt.

toten heidnischen Ritter muss Galaad nun aus der geweihten Erde entfernen und andernorts bestatten. Danach verlässt er mit dem Knappen Meliant den Ort des Geschehens.

S. 84,14–16 Und da geschach yn eins dinstags frúwe das sie kamen an ein crúcz und funden bustaben, die waren geschniten an ein holcz un sprachen:

S. 85,15–17 An einem Dienstagmorgen endlich kamen sie zu einem Kreuz und fanden eine Inschrift, die in eine Holztafel geschnitten war und lautete:

Die Schrift warnt ankommende Ritter vor dem linken der beiden Wege, da man schon sehr tapfer sein müsse, um dort zu bestehen.

S. 84,22–26 Da Meliant sach die buchstaben, da sprach er zu Galaat: ‘Edeler ritter, laßt mich ryten den weg zu der lincken siten, wann da mag ich wol versúchen myn stercke und erkennen ob ich úmmer sol han biederbkeit, darumb ich ritters namen han sol.’

S. 85,22–26 Als Meliant die Inschrift gelesen hatte, sagte er zu Galaad: ‘Laßt mich den Weg nach links reiten, edler Ritter, denn dort kann ich meine Kraft erproben und erkennen, ob ich die Tapferkeit besitze, die mir erlaubt, Ritter zu heißen.’

Obwohl Galaad anfangs nicht einverstanden ist, trennen sich die beiden Ritter an der Weggablung und reiten jeder seines Weges – Meliant links, Galaad rechts. Bald darauf gerät Meliant aber in Schwierigkeiten und muss von Galaad, den der rechte Weg schließlich an dieselbe Stelle führte, gerettet werden. Galaad bringt den Verletzten in ein nahes Kloster, wo der aus seiner Ohnmacht erwachte Meliant mit einem Mönch spricht.

S. 90,33–34
S. 92,1–2 Da erzalt im Meliant wie yn Galaat hett ritter gemacht und von den buchstaben, die sie funden an dem crúcz, die da verboden den weg zu der lincken hant, und wie er den weg riet und was im geschach.

S. 91,36–37
S. 93,1–3 Dann erzählte Meliant ihm, wie Galaad ihn zum Ritter gemacht hatte, und von der Inschrift, die sie an dem Kreuz gefunden hatten und die ihnen den Weg nach links verboten habe; daß er diesen Weg genommen habe und was ihm dann zugestoßen war.

Der Mönch erklärt Meliant, dass er in Versuchung geführt worden sei.

S. 92,14–19 Da ir schiet von dem closter und da ir ritter warent worden, das erst begegnen das uch begegnet das was das zeichen von dem heiligen crucz. Das ist ein zeichen, da ein yglich ritter an schuldig ist uff zu laßen, und men waren es buchstaben die uch wiseten zwen wege: einen zu der rechten hant, den andern zu der lincken hant.

S. 93,16–21 Als Ihr das Kloster verlassen hattet, wo Ihr Ritter geworden seid, war das erste, was Euch begegnet ist, das Zeichen des heiligen Kreuzes. Das ist ein Zeichen, das jeder Ritter zu achten verpflichtet ist, und noch mehr war es die Inschrift, die Euch zwei Wege gewiesen hat: einen nach rechts, den anderen nach links.

Meliant hätte selbstverständlich den rechten, nicht den sündhaften linken Weg wählen sollen:

S. 92,29–35 Und da du sehet die buchstaben, da hatt es dich groß wunder was es mocht sin, und zu hant der fint betrog dich und wúst wol von diner hoffart, wann du gedecht, du soltest wol durchkomen durch din biederbkeit. Und also betrog dich din wone, wann die schrifft meynt von geistlicher ritterschafft, so meint du und verstundest es von werltlicher ritterschafft.

S. 93,31–37 Als du die Inschrift gelesen hast, hast du dich erstaunt gefragt, was sie bedeuten könnte, und da hat dich der Böse betrogen, denn er kannte deinen Hochmut. Du hast nämlich

> geglaubt, dank deiner Tapferkeit würdest du durchkommen. So hat dich dein Wahn getäuscht, denn die Inschrift meinte die geistliche Ritterschaft, und du hast verstanden weltliche Ritterschaft.

Meliant sei erst von Galaad, dem Ritter ohne Todsünde, gerettet worden. Dieser verlässt alleine das Kloster und befreit die Mädchenburg aus der Schreckensherrschaft von sieben Brüdern. Diese fallen wenig später Gawan, Gaheries und Iwein in die Hände und werden von ihnen getötet. Nachdem Gawan sich von den anderen getrennt hat, trifft er einen Einsiedler, der ihm schwere Vorwürfe wegen der Tötung der Brüder macht, die Gawans wegen keine Buße mehr tun konnten. Dennoch macht der Einsiedler dem Ritter Hoffnung:

S. 110,9–14 ‘Gawin, Gawin, ob du wilt laßen din bose leben, das du hast lang getrieben, noch möchtest du dich wol riechten mit unserm herren, wann die schrifft spricht das nÿmant so súndig sy der da begert mit gutem reynem herczen der barmherczikeit unsers herren, er funde gnade.[’]

S. 111,10–15 ‘Gawan, Gawan, wenn du dein böses Leben lassen wolltest, das du so lange geführt hast, könntest du dich mit unserem Herrn versöhnen, denn die Schrift sagt, daß niemand so sündig ist, daß er nicht Gnade fände, wenn er aus reinem Herzen die Barmherzigkeit unseres Herrn erfleht.[’]

Gawan verlässt den Einsiedler jedoch, ohne Buße zu tun.

Nachdem Lancelot sich von Parceval getrennt hat, gelangt er zu einem Kreuz.

S. 114,10–13 Und er besah das crúcz, da er nahe kam, und sah das da by stund ein marmůren súle, da stund ein besiegelt brieff an. Und die nacht was so finster das er nit mocht erkennen was der brieff sprach.[218]

S. 115,11–14 Als er es [*scil.* das Kreuz] erreicht hatte, betrachtete er es und sah daneben eine Marmorsäule, an die ein versiegelter Brief geheftet war. Die Nacht war so finster, daß er nicht erkennen konnte, was in dem Brief stand.

Lancelot legt sich zum Schlafen neben des Kreuz und wird Zeuge, wie ein klagender Ritter auf einer Rossbahre vom Gral, der aus einer nahen Kapelle herankommt, geheilt wird. Lancelot kann nur als stiller Beobachter an der Szene teilnehmen, weil er wie gelähmt ist. Nachdem Ritter und Gral wieder verschwunden sind, geht Lancelot zu der Kapelle, sieht aber nicht den Gral, sondern wird übel geschmäht. Ein Einsiedler erklärt ihm schließlich, dass dies aufgrund der Gaben, die Gott ihm verliehen, Lancelot aber ungenutzt gelassen habe, passiert sei. Für eine Umkehr sei es aber noch nicht zu spät. Da schwört Lancelot seiner Liebe zu Ginover ab und gelobt Besserung.

Parceval erfährt von einer Klausnerin, dass zwei jungfräuliche und ein keuscher Ritter die Suche nach dem Gral zu Ende bringen werden. Einer der beiden jungfräulichen Ritter sei er selbst; der keusche Ritter sei Bohort. Außerdem erzählt die Klausnerin von drei Tafeln: Die erste Tafel war jene, an der Jesus und seine Jünger speisten. *da von David spricht in synem*

[218] Der Inhalt des Briefes wird auch später nicht verraten.

bůch fast wúnderlich rede (S. 148,31f.; wovon David in seinem Psalter so wunderbar sagt, S. 149,32f.). Dieser wurde eine Tafel nachgebildet, an der Josephus seinen besonderen Platz hatte, den sonst niemand einnehmen konnte. Dieser Tafel wiederum bildete Merlin schließlich die Tafelrunde nach. Nachdem Parceval die fromme Dame verlassen hat, kommt er zu einem Kloster, wo er einen greisen Mann sieht. Ein Mönch erklärt, es handle sich um den vierhundert Jahre alten König Mordelas, denselben, dem Josephus einst den Schild gegeben hatte, den jetzt Galaad führt. Mordelas habe sich zu nahe an den Gral gewagt und sei deshalb von Gott mit Lahmheit und Blindheit geschlagen worden. Er werde leben, bis der Gute Ritter ihn erblicke.

Auf seinem weiteren Weg wird Parceval vom Teufel in Versuchung geführt, kann sich aber durch Kreuzzeichen und Gebete retten. Er findet sich auf einer Insel wieder. In der Nacht hat er einen seltsamen Traum von einer jungen Frau und einer alten mit einem Drachen. Am nächsten Tag legt ein weißes Schiff an. Parceval nähert sich dem Schiff.

S. 196,10–15 Und da er kam vor das bort von dem schiffe, da sah er eynen man, gecleidet mit einem rocklin in eins priesters glichnůß und hett ein kron off synem heubt von wißem sammet wol als breyt als zwen finger, und in der kronen waren geschriben die hohen namen unsers herren.

S. 197,11–15 Als er an Bord gekommen war, sah er einen Mann im Gewand gleich dem eines Priesters. Er trug eine Krone aus weißem Samit auf dem Haupt, die zwei Finger hoch war, und auf der Krone waren die heiligen Namen unseres Herrn geschrieben.

Der Mann kennt Parceval beim Namen und deutet ihm seinen Traum: Die junge Frau sei der Neue Bund, der in Christus ruht und auf den Christus seine Kirche baut. Und er fährt fort:

S. 204,1–4 ‘Nůn höre mich: die frauw die du sehet den trachen ryten bedútet die alte ee, und der trach der sie trug das ist die schrifft die boßlich wirt verstanden und bößlich wirt behalten[.’]

S. 205,2–5 ‘Dann höre mir zu. Die Frau, die du auf dem Drachen reiten gesehen hast, bedeutet den Alten Bund, und der Drache, der sie getragen hat, ist die Heilige Schrift, die falsch verstanden und befolgt wird[.’]

Nach dieser Erklärung bleibt Parceval auf der Insel zurück, kann einer weiteren Versuchung durch den Teufel widerstehen und wird daher am nächsten Morgen eingeladen, ein weißes Schiff zu betreten.

Lancelot nimmt Abschied von dem Einsiedler, der ihm sein Gralserlebnis bei der Kapelle erklärt hat, und reitet seiner Wege. Er gelangt zu einem Geistlichen, der um einen toten Bruder trauert. Weil dieser in feinem, statt ordnungsgemäß in härenem Gewand daliegt, will der Geistliche den Grund für diese scheinbare Sünde und den Tod des Mitbruders erfahren.

S. 238,–5 Mit dem ging der gůt man in die capelle und nam ein buch und ein stole und ging wiedder uß und hub an zu beschweren den fynt[.]

S. 239,4–6 Darauf ging der fromme Mann in die Kapelle, nahm ein Buch und eine Stola und kam wieder heraus und beschwor den bösen Feind[.]

Auf diese Weise erfährt der Geistliche durch den Teufel vom Tod des Einsiedlers, dessen Körper Gott vor Versehrungen durch seine Mörder gerettet und dessen Seele er zu sich genommen hat.

S. 242,20–23 Und da der gut man hort diß abenture, da was er vil fröer dann vor, und det die stolen abe und legt das bůch hien und ging zu der lichen.

S. 243,21–23 Als der Einsiedler diese Geschichte gehört hatte, war er viel glücklicher als vorher. Er nahm die Stola ab, legte das Buch fort und ging zu dem Toten.

Anschließend spricht er mit Lancelot über dessen gute, von Gott verliehene Eigenschaften und die Sünde, diese Eigenschaften nicht gepflegt zu haben. Er rät ihm, die Suche nach dem Gral abzubrechen, da es dabei um himmlische, nicht um irdische Dinge gehe und niemand daran teilnehmen sollte, der mit Sünde befleckt sei. Das täten ohnehin viel zu viele der daran beteiligten Ritter, sagt der Einsiedler:

S. 252, 25–28 Und yn ist da mit geschehen ein glichnuß von dem evangelio, da man inne findet geschriben das da was ein richer man, der hett thun bereyten zu eyner wirtschafft und lude darzcu syne frunde und syn nachgebur.

S. 253, 26–29 An ihnen verwirklicht sich ein Gleichnis aus dem Evangelium, in dem man geschrieben findet, daß da ein reicher Mann war, der ein Fest vorbereitet und seine Freunde und Nachbarn dazu eingeladen hatte.

Diese wären aber so zögerlich gekommen, dass der reiche Mann alle Leute eingeladen hätte. Die endlich zum Fest gekommen wären, hätten sich aber nicht alle entsprechend gekleidet und in Stimmung gebracht. Daran sähe man, dass viele berufen, aber nur wenige auserwählt seien. Bevor Lancelot den Geistlichen am nächsten Tag verlässt, legt er das härene Hemd des Toten an und verspricht, Buße zu tun. Auf der anschließenden Bußfahrt träumt und erfährt Lancelot einiges über sich und den Gral, muss Rückschläge verkraften und lernt, sich in Gottes Hand zu geben.

In Hectors Begleitung sticht Gawan einen Ritter aus dem Sattel. Der Verwundete will in ein nahes Kloster gebracht werden. Dort beichtet er, gibt sich als Iwein zu erkennen, verzeiht Gawan und stirbt. Die beiden Artusritter und die Mönche des Klosters bestatten ihn:

S. 304,12–16 Da daten sie im eynen alsolchen dinst als man spulget zu thůn den doten und begruben yn vor dem hohen altare und daten im úberlegen eynen sarg und daten daruff schriben synen namen und den namen des der yn hett erschlagen.

S. 305,13–16 Sie taten ihm den Dienst, den man einem Toten zu tun pflegt, begruben ihn vor dem Hochaltar und ließen über ihm einen Sarkophag errichten und seinen Namen darauf schreiben und den Namen dessen, der ihn getötet hatte.

Nach Parceval erfährt nun auch Bohort, dass er gemeinsam mit zwei anderen Rittern die Gralsaventiure zu Ende bringen werde. Er verspricht, bis dahin Buße zu tun. Auf seinem weiteren Weg begegnen ihm Zeichen und Aventiuren. Bohort erweist sich seiner zukünftigen

Aufgabe würdig und erhält den Auftrag, zur Küste zu reiten. Dort sieht er das weiße Schiff liegen, geht an Bord und begegnet Parceval.

In einem Turnier schlägt Galaad Gawan so heftig mit dem Schwert, dass Gawan die Prophezeiung erfüllt sieht, welche einst die falschen Ritter davor warnte, sich an dem Schwert in der Marmorsäule zu versuchen. Während Gawan sich von der Verletzung erholt, wird Galaad von einer jungen Frau auf das Schiff geführt, auf dem schon Parceval und Bohort sind. Das Schiff bringt die drei Ritter zu einer Insel, wo ein noch prächtigeres Schiff vor Anker liegt. Die Ritter treten näher.

S. 396,17–20 Und sie sahen an das bort von dem schiff und sahen buchstaben geschrieben innwendig, die da sprachen ein zu mal grúselich und erschröcklich rede allen den die darinn wöllent gan.

S. 397,16–19 Sie betrachteten die Schiffswand und entdeckten auf der Innenseite Buchstaben, die allen, die es betreten wollten, eine unheimliche und furchterregende Botschaft verkündeten.

Die Schrift warnt alle, die nicht von reiner Treue und wahrem Glauben erfüllt sind, vor dem Betreten des Schiffes. Die drei Ritter lesen die Warnung:

S. 396,30–31 Da besahen sie die buchstaben und sie erkanten, da besah der ein den andern.

S. 397,30–31 Als sie die Botschaft gelesen und verstanden hatten, blickten sie einander an.

Da gibt sich die junge Frau als Parcevals Schwester zu erkennen, wiederholt die Warnung der Schrift und führt die drei Ritter anschließend auf das Schiff. Unter einem kostbaren Tuch entdecken sie ein wunderbares Bett. An seinem Kopfende liegt eine goldene Krone, an seinem Fußende ein reich verziertes und aus wundersamen Materialien geschaffenes Schwert. Die Schneide ist ein Stück weit aus der Scheide gezogen; der Griff besteht aus zwei Hälften.

S. 400,14–23 Die waren bedeckt mit eim roten duch, das was sere rich vol bůstaben die da sprachen: ‘Ich bin wúnderlichen zu sehen und zu erkennen, wann keyn man kůnde mich nye umbgryffen, wie groß er doch die hende hatte, noch númmer gedůt, dann eyner alleyn. Und der sol úberkůmen mit synem hantwerck die die vor im sint gewesen und alle die nach im sollent kůmen.’
Und also sprachen die buchstaben von dem gehilcz. Und als bald als sie die hetten gelesen, die da gnung kunden der schrifft, da besah der eyn den andern[.]

S. 401,14–24 Sie waren mit einem roten, ganz mit Buchstaben beschriebenen Tuch überzogen, die lauteten: ‘Ich bin wunderbar anzusehen und zu verstehen, denn kein Mensch war je imstande, mich zu umfassen, mochte er noch so große Hände haben, und keiner wird dazu imstande sein außer einem einzigen. Der wird in seiner Kunst alle übertreffen, die vor ihm waren, und alle, die nach ihm kommen werden.’
So lautete die Schrift auf dem Schwertgriff. Sobald sie, die alle gut lesen konnten, sie gelesen hatten, sahen sie einander an[.]

Parceval versucht sich an dem Schwert, kann den Griff jedoch nicht umfassen:

S. 400,27–28 ‘Intruwen’, sprach er, ‘nu gleub ich wol das diße bůchstaben ware sagent.’

S. 401,27–28 ‘Ja’, sagte er, ‘jetzt glaube ich, daß diese Schrift wahr ist.’

Auch Bohort kann den Griff nicht umfassen, weshalb die beiden Ritter Galaad auffordern, die Aufgabe zu versuchen. Doch der vertröstet sie auf später, weil er noch Seltsameres entdeckt hat.

S. 400,34–37 S. 402,1–3 Darnach besahe er die lamel von dem schwert, die da was ußgezogen als viel als ir hant gehort, und sah buchstaben, die waren rodt. Die sprachen: ‘Keyner sy so kúne der mich uß der scheiden ziehe, er soll es dann billicher thun dann keyn ander und vil kúnelichr. Und der mich anders ußzúg, der sol wol wißen das er dem tode nit mag entgane oder ungeleczet. Und diß ding ist yczunt geprufet gewest etschwan.’

S. 401,34–37 S. 403,1–5 Er betrachtete die Schneide des Schwertes, die so weit herausgezogen war, wie ihr es schon gehört habt, und erblickte rote Buchstaben. Sie lauteten: ‘Niemand soll es wagen, mich aus der Scheide zu ziehen, wenn er nicht mehr Recht und mehr Mut dazu hat als jeder andere. Wer sonst mich herauszöge, muß wissen, daß er dem Tod nicht entgehen oder unverletzt davonkommen würde. Und das ist auch schon manches Mal bewiesen worden.’

Parcevals Schwester erzählt, dass einst ein König einen anderen mit einem einzigen Schwertschlag von oben bis unten gespalten habe, woraufhin das ganze Land vernichtet worden sei. Seither heiße es das Wüste Land. Als der überlebende König das Schwert hier auf dem Schiff in die Scheide stecken wollte, sei er tot umgefallen. Der Leichnam sei erst von einer jungen Frau von dem Schiff geworfen worden:

S. 404,9–11 [‘]Wann da was keyn man so gedörstig der da getörst darinn gan umb das verbott das die buchstaben by dem bort daten.’

S. 405,9–11 [‘]Wegen des Verbots, das die Schrift an der Schiffswand verhängte, war aber niemand so kühn, daß er gewagt hätte, es zu betreten.’

Schon will Galaad das Schwert aus der Scheide ziehen, da meint Parcevals Schwester, man solle das Wunderding vorher noch genauer in Augenschein nehmen. So betrachten die Ritter die Scheide sehr eingehend:

S. 404,19–22 Und nit darumb, sie sahen wol das sie was doch rott als von roten rosenbletern, und daroff waren buchstaben geschriben, die ein von gold, die andern von silber.

S. 405,19–22 Wohl aber sahen sie, daß sie rot war wie aus Rosenblättern und daß Buchstaben darauf geschrieben waren, abwechselnd aus Gold und aus Silber.

In scharfem Kontrast zu dem wertvollen Schwert steht das brüchige und aus unedlen Materialien gefertigte Gehenk. Die Inschrift auf der Scheide gibt aber auch darüber Auskunft:

S. 404,28–31 Und die buchstaben von der scheiden sprachen: ‘Der mich tragen sol, der sol viel kúner syn dann keyn ander ist, das er mich trage also reyn als er mich billich tragen sol.[’]

S. 405,28–30 Die Inschrift auf der Scheide lautetet: ‘Wer mich tragen will, muß mutiger sein als jeder andere, auf daß er mich so makellos tragen kann, wie es nötig ist.[’]

Außerdem dürfte das brüchige Gehenk nur von einer jungfräulichen Königstochter gegen ein anderes ausgetauscht werden. Sie sei auch die Einzige bzw. Erste, die Schwert und Scheide beim Namen nennen werde.

S. 406,15–17 Da sie hetten die buchstaben gelesen, da begunden sie zu lachen und sprachen das es wůnder were zu sehen, zu hören und zu wißen.

S. 407,15–17 Als sie die Inschrift gelesen hatten, mußten sie lachen und sagten, das sei erstaunlich zu sehen, zu hören und zu erfahren.

Parceval fordert Galaad auf, das Schwert umzudrehen. Die hintere Seite ist röter als Blut.

S. 406,19–24 Und daroff stunden buchstaben, die sprachen: 'Der mich aller meyst lobet, der sol mich aller meyst finden zu schelten, und dem ich solt syn aller beste, dem sol ich syn aller ergst. Und das sol nit geschehen dann zu eyner stunt, wann also muß es syn mit gewalt.'

S. 407,19–23 Und es standen Buchstaben darauf, die lauteten: 'Wer mich am meisten preist, wird mich am meisten zu schelten finden, und dem ich das Beste sein müßte, dem werde ich das Schlimmste sein. Und das soll nur einmal geschehen, aber so muß es unbedingt geschehen.'

Parcevals Schwester erzählt, wie sich diese Weissagungen bereits an Nasiens, König Mordelas' Schwager, erfüllten, indem das Schwert zerbrach, als er damit gegen einen Riesen kämpfen wollte. König Mordelas setzte die Stücke wieder zusammen. Beim Verlassen des Schiffes wurde Nasiens dann zur Strafe von dem Schwert zwischen die Schultern geschlagen. Parcevals Schwester beendet diesen kurzen Bericht mit den Worten:

S. 410,28–30 ['']In der wyse so kam diße rede die hie ist geschrieben: „Der jhener der mich mere lobet der soll aller meyst finden zu schelten in großen nöten.“'

S. 411,28–30 ['']So ist also geschehen, was hier geschrieben steht: „Derjenige, der mich am meisten preist, wird an mir in der schwersten Not am meisten zu schelten finden.“'

Weiter erzählt Parcevals Schwester vom frommen König Barlans. Dieser kam einst zum Schiff:

S. 412,11–14 Da kam er an das bort und fand diß buchstaben die wir yczunt haben gesehen. Und da er sie gesahe, da erschrack er nye als der yhene der sich nit schuldig wúst gein unserm herren Jhesu Cristo[.]

S. 413,11–15 Er kam an den Bord und entdeckte die Schrift, die wir eben gesehen haben. Und als er sie gelesen hatte, fürchtete er sich nicht, denn er war sich keiner Sünde gegen unseren Herrn Jesus Christus bewußt.

Als Barlans aber das Schwert aus der Scheide ziehen wollte, habe ihm ein Blitz beide Knie durchbohrt. Seither heiße er der Verwundete König. Die drei Ritter schließen aus der Erzählung der jungen Frau, dass wenigstens diese Gefahren gebannt seien:

S. 412,28–30 'In gottes namen', sprachen sie, 'jungfrauwe, ir hant uns als viel gesagt das man nit sol laßen diß schwert zu nemen und umb die buchstaben die daruff geschriben stent.'

S. 413,30–32 'In nomine, liebes Fräulein', sagten sie, 'Ihr habt uns gezeigt, daß man der Inschrift wegen, die darauf steht, nicht mehr darauf verzichten muß, dieses Schwert zu ergreifen.'

An dem Bett, auf dem das gut beschriftete Schwert liegt, sind drei Spindeln in den Farben Weiß, Rot und Grün. Die erste hängt direkt mit dem Sündenfall zusammen, als Gott Adam und Eva aus dem Paradies warf, *das die schrifft nennet das paradis der freuden* (S. 416,20–

21; welches die Heilige Schrift den Garten der Freuden nennt, S. 417,18–19). Eva nahm nämlich das Zweiglein, das sie versehentlich mitsamt der verbotenen Frucht abgerissen hatte, mit. Daraus wuchs ein Baum, der zum Stamm anderer Bäume wurde. Das Holz all dieser Bäume änderte entsprechend der unter ihnen geschehenen Ereignisse die Farbe. Die Bäume standen noch zu König Salomos Zeit. Dessen Weisheit wurde nur durch jene seiner Frau übertroffen, was Salomo natürlich verärgerte.

S. 430,24–28 Da sprach er zu synem bůche, das man nennet Parabole: ‘Ich han umbfaren die welt und han mitten dar durch gegangen in solcher wise, ob ich keynes menschen hercz ersuchen möcht, und in dem allen kan ich nit finden ein gut wip.’

S. 431,26–30 Da sprach er zu seinem Buch, welches man ‘Das Buch der Sprüche’ nennt: ‘Ich habe die ganze Welt umfahren und sie durchmessen, um zu sehen, ob ich eines Menschen Herz ergründen könnte, und dabei habe ich keine gute Frau gefunden.’

Antwort erhielt er von einer Stimme, die ihn auf eine Frau aus seinem Geschlecht vertröstete, die einst das Heil über die Menschheit bringen würde. Salomo verstand, dass es um einen Nachkommen von ihm ging, und sann darüber nach, wie er diesem sein Wissen über ihn weitergeben könnte. Auf den Rat seiner Frau hin ließ er das prächtige Schiff bauen und aus dem Schwert seines Vaters David das Schwert auf dem Bett anfertigen. Das Holz der Spindeln, die seine Frau in Auftrag gab, stammte aus dem Wunderbaum und seinen Ablegern. Als alles fertig und Salomo mit seinen Leuten vor dem Schiff eingeschlafen war, kam ein Mann vom Himmel herab und betrat das Schiff.

S. 440,6–10 Darnach kam er zu dem schwert und schreyb buchstaben daran. Da er das hett gethan, da schreyb er bůchstaben an den knauff und an das gehilcze. Und darnach kam er an das bort von dem schiff und schreib buchstaben daran.

S. 441,6–10 Dann ging er zu dem Schwert und beschrieb es mit Buchstaben. Als er fertig war, schrieb er Buchstaben auf den Knauf und auf den Schwertgriff, und dann ging er zur Schiffswand und schrieb Buchstaben darauf.

Danach war der Mann verschwunden.

S. 440,12–22 Des andern tages, als bald als Salomon was erwacht, da kam er zu dem schiff und fand buchstaben an dem bort geschrieben die da sprachen: ‘Hörest du mensch, der in mich wil gan: hút dich das du nit herinn gehest, du syest dann vol truwen, wann ich bin nit dann getruwe! Und als bald als du dich wúrffest uß rechtem glauben, ich werff dich uß in der wise das du nit solt haben entheltniß noch hilff; wann ich laß dich verderben, welch zyt du wurdest begriffen in dem unglauben.’
Da Salomon gesach diß buchstaben, da wart er sere erferet das er nit getorst darinn gan, wann er zog sich hinderwert.

S. 441,13–24 Am nächsten Morgen ging Salomo in das Schiff, sobald er erwacht war, und fand eine Inschrift an der Schiffswand, die lautete: ‘Höre, du Mensch, der du mich betreten willst, hüte dich, hier hereinzukommen, wenn du nicht von Treue erfüllt bist, denn ich bin die reine Treue! Sobald du vom wahren Glauben läßt, werfe ich dich hinaus, und zwar so, daß du weder Rettung noch Hilfe erhältst. Denn ich werde dich zugrunde gehen lassen, gleich zu welcher Stunde du im Unglauben ertappt wirst.’
Als Salomo diese Inschrift gelesen hatte, erschrak er so tief, daß er nicht wagte, hineinzugehen, sondern er zog sich zurück.

Da legte das Schiff ab.

Parceval, Bohort und Galaad wundern sich über die Farben der Spindeln an dem Bett.

S. 442,7–15 Und da sie das lange hetten besehen, da huben sie das duch uff und besahen die kron von golde und dar by eynen bútele, der was zu mal rych, als sie ducht, und deten yn uff und funden darinn einen brieff. Und da die andern das gesahen, da sprachen sie: ‘Ob gott wil, dißer brieff sol uns sagen von dißem schiff und von wannen es komen sy und wer es von dem ersten machte.’ Und da begunden sie den brieff zu lesen, als viel das er yn sagt die manerien der spillen und von dem schiff, als uns die abenture vor hatt erzalt.

S. 443,7–15 Nachem sie es lange besehen hatten, hoben sie das Tuch auf und entdeckten die Krone aus Gold und daneben einen Beutel, der ihnen sehr kostbar zu sein schien; sie öffneten ihn und fanden darin einen Brief. Als sie das sahen, sagten sie: ‘Wenn Gott will, wird uns der Brief etwas über dieses Schiff sagen, woher es gekommen ist und wer es erbaut hat.’ Parceval[219] las den Brief und erklärte ihnen die Bewandtnis der Spindeln und des Schiffs, wie es uns die Aventüre eben erzählt hat.

Nachdem die drei Ritter dies alles erfahren haben, fragt Parcevals Schwester, ob sie den Namen des Schwertes wüssten. Sie antworten:

S. 444,15–16 ‘Neyn, ir sollent es uns nennen, die buchstaben sagen es.’

S. 445,15–16 ‘Nein, Ihr müßt ihn uns sagen; die Inschrift will es so.’

Die Jungfrau spricht daraufhin vom Schwert mit dem Seltsamen Gehenk und von seiner Scheide als dem Gedächtnis des Blutes. Dann gürtet sie Galaad das Schwert um. Zu viert verlassen sie das Schiff und gelangen schließlich in den Wüsten Wald. Sie folgen einem weißen Hirsch und vier Löwen, die sich in der Klause eines Einsiedlers in Gott und die Symbolwesen der vier Evangelisten – Mensch, Adler, Löwe und Stier – verwandeln, wie ihnen der Einsiedler erklärt:

S. 458,34–37 Und by den vier lewen sollent ir verstan vier ewangelisten, die da beschribent ein teil der werck unseres herren Jhesu Cristi die er wirckende was under uns also lang als er irdenisch was.

S. 459,34–37 Unter den vier Löwen müßt Ihr die vier Evangelisten verstehen, die einen Teil der Werke unseres Herrn Jesu Christi aufgeschrieben haben, die er unter uns gewirkt hat, während er irdischer Mensch war.

Am nächsten Tag verlassen die drei Ritter und Parcevals Schwester den Einsiedler und kommen zur Burg Gyech, wo man der Jungfrau eine Schüssel Blut abzapfen will. Das Blut ist das einzige Heilmittel für die am Aussatz erkrankte Burgherrin. Da opfert sich Parcevals Schwester, gibt ihr Blut für die andere und stirbt, nachdem sie den drei Rittern aufgetragen hat, nach Sarras zu reiten, wohin ihr auf einem Schiff zu bestattender Leichnam treiben werde und wo einst auch Parceval und Galaad begraben sein würden. Bohort, Galaad und Parceval verfahren nach dem Wunsch der Jungfrau und stoßen schließlich das Schiff ins Wasser.

S. 470,11–20 Und Bohort sprach zu Parczifal, im were sere leyt das sie nit einen brieff by sie gelegt hett, der da bedúten möcht alle ir leben und wie sie gestorben were und auch alle die

[219] Dass Parceval den Brief vorliest, geht im mhd. Text aus V, S. 442,17–18 hervor.

abentúre die sie hett holffen zu ende bringen. […] ‘Ich sagen uch’, sprach Parczifal, ‘das ich han gelegt eynen zu yren heubten, der da bewist alle ir eltern und wie sie gestorben ist und alle die abenture da by sie gewest ist, umb des willen, ob sie funden wúrd in fremden landen, das man wol sol wißen wer sie ist.’

S. 471,11–20 Bohort sagte zu Parceval, es tue ihm leid, daß sie keinen Brief zu ihr gelegt hätten, der ihr Leben und ihren Tod und all die Aventüren erzählen könnte, die sie habe vollenden helfen […]. ‘Ich kann Euch sagen’, sagte Parceval, ‘daß ich ihr einen Brief zu Häupten gelegt habe, der ihre Vorfahren nennt und berichtet, wie sie gestorben ist, und alle Aventüren aufzählt, an denen sie teilhatte, damit man weiß, wer sie ist, wenn sie in einem fremden Land gefunden wird.’

Zur Strafe für den Tod der edlen Jungfrau wird die Burg Gyech samt ihren Bewohnern von einem Unwetter vernichtet. Nur der Friedhof, auf dem die bis *dato* für die Burgherrin Geopferten liegen, bleibt heil. Ohne Bohort, der einem verfolgten Ritter hilft, reiten Parceval und Galaad dorthin:

S. 474,30–34 Da kamen sie offen den kirchoff, also zu pferde als sie waren, und rieten zu den grebern und funden off ÿglichem den namen von den die da lagen. Da lasen sie als lang biß das sie darinn funden zwölff jungfrauwen, die alle waren koniges döchter und von hohem geschlecht.

S. 475,29–33 Sie ritten so zu Pferde, wie sie waren, in den Friedhof und zu den Gräbern und fanden an jedem den Namen der Toten, die dort lagen. Sie lasen so lange, bis sie darunter zwölf junge Frauen entdeckt hatten, die alle Königstöchter und von hoher Herkunft waren.

Danach trennen sich die beiden Ritter voneinander, wie Parcevals Schwester es vor ihrem Tod angeordnet hatte.

Im Zuge seiner Bußfahrt betritt Lancelot ein Schiff und findet dort die Leiche einer jungen Frau. Er sucht einen Hinweis darauf, wer die Tote sein könnte:

S. 480,10–16 Da besah er oben und unden und als viel das er sahe under yrem heubt eynen brieff. Da nam er den brieff und dete yne off und fande daran geschrieben: ‘Diße jungfrauwe was schwester Parczifals de Gales, und die was allewege und alle zyt ein reyne maget in willen und in wercken. Das ist die die da wehßelte das gehenck von dem fremden schwert das Galaat, Lanczelottes sůn, yczu dreyt.’

S. 481,9–16 Er sah sich überall um, bis er unter ihrem Kopf einen Brief entdeckte. Den nahm er und öffnete ihn und las das Folgende: ‘Diese junge Frau war die Schwester Parcevals von Wales; sie war überall und allezeit eine reine Jungfrau in Gedanken und in Werken. Und sie ist die, die das Gehenk des wunderbaren Schwertes ausgewechselt hat, das Galaad, der Sohn von Lancelot, jetzt trägt.’

Aus dem Brief erfährt Lancelot noch mehr Einzelheiten vom Leben und Sterben der jungen Frau, insbesondere Parcevals, Bohorts und Galaads Rolle dabei, und freut sich, dass die drei Ritter wieder zusammengefunden haben.

S. 480,22–26 Da legt er den brieff wiedder und ging an das bort von dem schiff und bat unsern herren das er, ee dieße suchung ein ende neme, im der gnaden můst gúnnen das er Galaat gesehen můst und das er yne dann kente.

S. 481,23–26 Er legte den Brief zurück und ging an Deck des Schiffes und bat unseren Herrgott, ihm die Gnade zu schenken, daß er Galaad träfe, bevor diese Suche zu Ende ginge, und ihn dann besser kennen lernen würde.

Währenddessen landet das Schiff an einem großen Felsen in der Nähe einer Kapelle. Der vor dieser sitzende Einsiedler wird von Lancelot an Bord gebeten.

S. 482,3–6 Und er ging in das schiff und fand die jungfrauwe und den brieff. Und da er yne hett gelesen von eynem ende zu dem andern, und da er hort das er auch rette von dem schwert mit dem fremden gehenck,

S. 483,3–6 Er kam in das Schiff und sah die junge Frau und den Brief. Als er ihn von Anfang bis Ende gelesen hatte und sah, daß er auch von dem Schwert mit dem Seltsamen Gehenk berichtete,

… erklärt er Lancelot, warum Galaad, Bohort und Parceval vor Gott bessere Ritter seien als er selbst, dass er Buße tun müsse und nie mehr sündigen dürfe. Der Einsiedler verspricht Lancelot aber auch ein baldiges Treffen mit Galaad. Das Schiff bringt Lancelot schließlich von dem frommen Mann weg. Als es nach längerer Zeit wieder anlegt, betritt Galaad es. Nach der ersten Wiedersehensfreude fragt er seinen Vater, ob er wisse, wer die tote Jungfrau sei.

S. 486,23–26 ‘Ja’, sprach er, ‘wann der brieff, der da by ir lytt, der sagt es schinbarlichen; und sagent mir, umb gott, hant ir zubracht die abentúr von dem schwert mit dem fremden gehencke?’

S. 487,21–24 ‘Ja’, sagte der, ‘denn der Brief, der dort bei ihr liegt, sagt es klar und deutlich. Aber sagt mir um Gottes willen, habt Ihr die Aventüre von dem Schwert mit dem Seltsamen Gehenk zu Ende gebracht?’

Galaad bestätigt das und muss Lancelot daraufhin die ganze Geschichte erzählen.

Vater und Sohn sind ein halbes Jahr lang mit dem Schiff unterwegs, bis ein weißer Ritter Galaad dazu auffordert, Lancelot zu verlassen und in Logres die Gralsaventiure zu Ende zu bringen. Die beiden werden einander in diesem Leben nicht mehr wiedersehen.

Lancelot gelangt auf dem Seeweg nach Corbenic, weshalb er die Burg nicht erkennt. Er darf den Gral sehen, ihm aber nicht zu nahe kommen, was durch ein Unglück dennoch geschieht. Für seine vierzehn in Sünde verbrachten Jahre wird Lancelot mit dem vierzehntägigen Verlust seiner Leibes- und Sehkraft gestraft. Nach seiner Genesung erzählt ihm König Pelles vom Tod seiner Tochter, der Mutter Galaads. Nachdem Hector in seinem Hochmut vergeblich Einlass in Corbenic begehrt hat, verlässt Lancelot die Burg, um nach Logres zu reiten. Bei einem Kloster findet er ein frisches Grab und möchte wissen, wer darin liegt.

S. 504,34–36 Da stunden buchstaben die da sprachen: ‘Hie lyt der konig Brandemer von Gorre, den herre Gawin erschlug.’

S. 505,33–35 Da stand eine Inschrift, die lautete: ‘Hier liegt König Bandemagus von Gorre, den Gawan getötet hat.’

Traurig reitet Lancelot an den Artushof. Auch die anderen, die dorthin zurückgekehrt sind, haben nichts als Schande erfahren.

Galaad kommt zu dem Kloster, wo der 400jährige König Mordelas liegt, der geheilt an Galaads Brust stirbt. Im Gefährlichen Wald hält Galaad seine Hand in die siedende Quelle, die

sofort erkaltet. Danach bringt er die Flammen um Simeus Grab zum Erlöschen. Fünf Jahre lang zieht Galaad danach gemeinsam mit Parceval durchs Land und besteht Aventiuren. Als sie Bohort begegnen, beschließen sie, sich fortan nicht mehr voneinander zu trennen. Sie gelangen nach Corbenic. Galaad fügt das an Joseph von Arimathia zerbrochene Schwert wieder zusammen und übergibt es an Bohort. Zum Gralswunder, das alsbald seinen Anfang nimmt, sind nur zwölf Gralsritter – unter ihnen Galaad, Bohort und Parceval – und der Verwundete König zugelassen. Auf einem Thron erscheint ein Bischof:

S. 520,1–8 Der da in glichniß eynes bischoffs wart bracht, der hett buchstaben an syner stirne die da sprachen: „Sehent hie Joseph, den ersten bischoff von der cristenheit, denselben den unser herre sacrierett in der statt von Saras in dem geistlichen pallast.“ Und die ritter, die das sahen, erkanten wol die buchstaben, wann sie wunderten sich sere was das möchte syn. Wann der Joseph, da von die buchstaben sagten, was von dießer welt gescheyden vorhin me dann druhundert jare.

S. 521,1–8 Der da in der Gestalt eines Bischofs gebracht worden war, hatte eine Inschrift auf der Stirn, die lautete: „Dies hier ist Josephus, der erste Bischof der Christenheit, der, den unser Herrgott im Geistlichen Palas von Sarras geweiht hat.“ Die Ritter, die das sahen, konnten zwar die Inschrift lesen, aber sie fragten sich, was es damit auf sich habe. Denn der Josephus, von dem sie sprach, war vor mehr als dreihundert Jahren von dieser Welt geschieden.

Das Blut einer Lanze wird im Gral zur Hostie. An Josephus' Stelle erscheint Jesus, teilt den Anwesenden die Hostie aus und zeigt ihnen den Gral als jene Schüssel, aus der er und seine Apostel am Gründonnerstag das Lamm aßen. Galaad soll mit Bohort und Parceval den Gral nach Sarras begleiten, weil die Bewohner von Logres seiner nicht würdig seien. Nachdem Jesus in den Himmel aufgefahren ist, heilt Galaad nach seinen Anweisungen mit dem Blut der Lanze den Verwundeten König. Dann reiten er, Parceval und Bohort von Corbenic weg.

S. 528,21–25 Da sie kamen an das mere, da funden sie das schiff da sie das schwert mit dem fremden gehencke inne funden und sahen auch die buchstaben an dem bůrt von dem schiff die da sprachen das nÿmand darinn solt gan, er gleubte dann genczlich an gott.

S. 529,22–26 Als sie ans Meer kamen, fanden sie das Schiff, in dem sie das Schwert mit dem Seltsamen Gehenk gefunden hatten, und sahen auch die Schrift an der Schiffswand, die lautete, daß niemand hineingehen dürfe, der nicht voll und ganz an Gott glaube.

Auf dem Schiff finden die Ritter jetzt außerdem den mit einem roten Tuch verhüllten Gral.

S. 532,9–13 Lang zyt verlieben die gesellen in dem mere als viel das sie eynes tages sprachen zu Galaat: 'Herre, in dem bette das uch wart gemacht also die buchstaben sprechen geschlieffent ir nye. Und darumb so sollent ir es thůn, wann dißer brieff spricht das ir rasten sollent off dißem bette.'[220]

S. 533,9–13 Die Gefährten blieben lange auf dem Meer, bis sie schließlich eines Tages zu Galaad sagten: 'Ihr habt nie in dem Bett geschlafen, das für Euch gemacht worden ist, wie die Schrift sagt; darum solltet Ihr es auch tun, denn der Brief sagt, Ihr würdet in diesem Bette ruhen.'

[220] Diese Aufforderung findet sich in dem Brief, der die Geschichte des Bettes enthält, nicht ausdrücklich formuliert.

Galaad folgt der Aufforderung seiner Gefährten. Als er erwacht, hat man Sarras erreicht. Gleichzeitig legt das Schiff mit der Leiche von Parcevals Schwester an. Die drei Ritter bringen den Gral in den Palast, wo sie auch den Leichnam bestatten. Nach einigen Schwierigkeiten wird Galaad König in Sarras. Am Jahrestag seiner Krönung erscheint Josephus und lässt ihn im Gral die Geistlichen Geheimnisse schauen. Glücklich stirbt Galaad. Parceval folgt ihm wenig später nach, sodass Bohort alleine an den Artushof zurückkehren muss. Dort wird er freudig empfangen.

S. 540,21–29 Da sie hetten geeßen in dem hoff, der konig Artus det her vor kůmmen die schriber, die da pflagen zu beschriben die abenture der ritter von dem hoff des koniges Artus. Und da Bohort hett erzalt die abenture von dem heyligen gral, in der wise als er es gesehen hett, und die wurden beschriben und behalten in der abtey von Salaberis. Da von meyster Gatiers machen begund das buch von dem heiligen grale von latin zu welisch, umb konig Heinrichs willen synes herren, den er ser lieb hette.[221]

S. 541,22–30 Als sie am Hof gegessen hatten, ließ König Artus die Schreiber kommen, welche die Aventüren der Ritter des Artushofs aufzuschreiben pflegten. Und als Bohort die Aventüren vom Heiligen Gral erzählt hatte, wie er sie gesehen hatte, wurden sie aufgeschrieben und in der Abtei von Salisbury aufbewahrt. Meister Walter machte daraus für König Heinrich, seinen Herrn, den er sehr liebte, das Buch vom Heiligen Gral, indem er es aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte.

Der Tod des Königs Artus[222]

Betrübt hören die Ritter Bohorts Erzählung von Galaads und Parcevals Tod.

S. 544,20–22 Da det der konig beschriben alle die abenturen die die gesellsen von der tafelrunden hetten erzalt zu hoff von dem heyligen gral.

S. 545,20–22 König Artus ließ alle Aventüren vom Heiligen Gral aufschreiben, welche die Ritter der Tafelrunde am Hof erzählt hatten.

Weil es kaum noch Aventiuren gibt, Artus seine Ritter aber in Rüstung sehen will, lässt er zu Winchester ein Turnier ausrufen. Lancelot will unerkannt daran teilnehmen und behauptet, am Artushof bleiben zu wollen, was Agravains Argwohn erweckt. Auf dem Weg nach Winchester übernachtet Lancelot auf der Burg von Challot und lässt sich dazu überreden, den Ärmel des schönen Burgfräuleins am Helm zu tragen. Das Turnier entscheidet Lancelot für sich, wird allerdings von Bohort schwer verwundet, da ihn niemand außer Artus mit Sicherheit erkennt.

[221] Hier wird ausnahmsweise auch die Quellenfiktion mitzitiert, da die Aufzeichnung der Aventiuren am Artushof unmittelbar in sie übergeht.
[222] Mhd. Text und nhd. Übersetzung zitiert nach Prosalancelot V (2004).

Das nächste Turnier lässt Artus zu Thoneburg an der Grenze zum Königreich Norgales ausrufen. Als er und seine Leute auf Challot Quartier nehmen, erkennt Gawan die Liebe des Fräuleins zu Lancelot und hält daher Agravains Anschuldigungen für unbegründet. Als Ginover erfährt, dass Lancelot mit dem Ärmel einer anderen Frau am Helm gekämpft und gesiegt hat, fühlt sie sich betrogen. Aufgrund ihres Hasses gegenüber dem Geliebten verlassen dessen Verwandte Bohort, Lionel und Hector den Artushof und suchen erfolglos nach Lancelot.
Entgegen Ginovers Befürchtungen weist Lancelot die Liebe des Fräuleins von Challot zurück, weil er sein Herz schon verschenkt habe. Da sagt das Fräulein seinen eigenen Tod voraus.
Weil Lancelot zu schwach ist, um am Turnier von Thoneburg teilzunehmen, setzt Artus ein weiteres in einem Monat in Camelot an.
Gawan schließt sich Bohort, Lionel und Hector bei der Suche nach Lancelot an. Als sie in Challot nach Lancelot fragen, führt der Burgherr sie zum Haus einer Verwandten, in dem der Rekonvaleszente untergebracht ist. Die Vorfälle und Verwicklungen rund um das Turnier von Winchester werden aufgedeckt. Nur von Ginovers Hass wagt Bohort seinem Cousin nichts zu sagen.
Auf dem Rückweg von Thoneburg verirrt sich Artus mit seinen Leuten. Er stößt auf Morganes Burg. Um ihn zum Bleiben zu bewegen, verrät Morgane ihm, dass sie seine Schwester ist. Sie bringt den Bruder in dem von Lancelot geschmückten Zimmer unter. Artus sieht die Gemälde von Lancelots Aventiuren.

S. 642,8–15 Da begunde der konig zu sehen umb sich und sah das gedichte das Lanczlot hett gemacht die wyl das er da gefangen was gewest. Und der konig kůnd als viel der schrifft das er das wol laß und verstund. Und da er die buchstaben gesach die da bezeichent die gescheffniß von den bilden, da begunde er sie zu lesen als vil das er schinbarlich erkant das die kammer gemalt was von Lanczlot und von der biederbekeyt die er det zu den geziten da er nůwelich ritter was worden.

S. 643,9–17 Der König sah sich um und erblickte die Gemälde und die Geschichte, die Lancelot geschaffen hatte, als er dort gefangen gewesen war. Der König konnte genug lesen, um alles zu entziffern und zu verstehen. Als er die Inschriften sah, welche den Inhalt der Bilder benannten, begann er sie zu lesen, so daß er in aller Klarheit erkannte, daß das Zimmer mit Bildern von Lancelot und den Taten ausgemalt war, die er seit der Zeit vollbracht hatte, da er eben erst Ritter geworden war.

Artus erkennt, was er sieht, als wahr.

S. 642,20–30 Also begunde der konig lesen die schrifft von Lanczelots biederbekeit und von synen wercken an den bilden die er gemalet hett, und er besah die bilde, die bewyseten das anbeginde von Galaat. Des wunderte er sich sere und begunde diß zu sehen und sprach zu imselber als gútlich: ‘Off myn trúwe, ist diß bedútniß ware von dißer schrifft, so hatt mich Lanczlot geschant mit der konigin, wann ich sehen schinbarlich das er by ir geschlaffen hat. Und ist es ware als diße buchstaben bezugent, das ist ein ding das mich bringet in großen ruwen dar ich ye in kam, das mich Lanczlot nit anders kunde geschenden dann mit mynem wybe.’

S. 643,22–32 So begann der König in den Gemälden, die Lancelot gemalt hatte, von seiner Tapferkeit und seinen Taten zu lesen, und er betrachtete die Bilder, die den Anfang mit Galahot dar-

stellten. Er wunderte sich, sah es sich näher an und sagte gefaßt zu sich selbst: ‘Auf mein Wort, wenn wahr ist, was diese Schrift besagt, dann hat mich Lancelot mit der Königin geschändet, denn ich sehe ganz deutlich, daß er mit ihr geschlafen hat. Und wenn es wahr ist, was diese Buchstaben bezeugen, dann muß mich das in tieferes Leid stürzen, als ich jemals zu erdulden hatte, weil Lancelot mir mit nichts anderem Schaden zufügen könnte als mit meiner Frau.’

Von Morgane erfährt Artus den genauen Hergang der Liebesgeschichte zwischen seiner Frau und Lancelot. Er schwört Rache. Vorerst darf niemand das Zimmer betreten:

S. 650,12–14 Wann die schrifft bewiset im syn schande also schynbarlich das er nit wolt das man sie sehe.

S. 651,13–15 Denn die Schrift machte seine Schande so offenbar, daß er nicht wollte, daß man sie sähe.

Währenddessen ist Lancelot genesen. Nachdem das Fräulein von Challot noch einmal seinen Tod vorausgesagt hat, reiten Lancelot und die Seinen nach Camelot zurück. Ginover weigert sich trotz Bohorts Vermittlungsversuchen, den verstoßenen Geliebten zu empfangen. Auf Bohorts Rat hin will sich Lancelot vorerst vom Artushof fernhalten. Da er aus diesem Grund auch nicht am Turnier von Camelot teilnimmt, beginnt Artus an Morganes Aussage bezüglich Lancelots und der Königin zu zweifeln.

Derweil ereignen sich andere Dinge: Der Ritter Avalan hasst Gawan und will ihn töten, indem er Ginover vergiftetes Obst bringen lässt. Er geht davon aus, dass diese es Gawan als Erstem anbieten werde. Ginover reicht die Schüssel jedoch Madors Bruder Garheiß von Tharahen. Die anderen Ritter sehen, wie Garheiß isst und stirbt. Artus lässt den toten Ritter im Stephansmünster beisetzen. Man verschließt das Grab mit einem kostbaren Stein.

S. 670,12–17 Die gesellen von der tafelrunden gemeynlich schrieben buchstaben daroff: ‘Hie lyt Gaharies der Wise von Karahen, Madors bruder von der Porczen, der dott ist mit vergifft.’
Also sprachen die buchstaben die da stunden geschriben off des toden ritters grab.

S. 671,13–18 Die Ritter der Tafelrunde ließen gemeinsam diese Inschrift darauf anbringen: ‘Hier ruht Garheiß der Weise von Tharahen, der Bruder des Mador vom Tor, der vergiftet worden ist.’
So lautete die Inschrift, die auf dem Grab des toten Ritters geschrieben stand.

Als Mador vom Tor an den Artushof kommt, sieht er im Stephansmünster das neue Grab und die Inschrift:

S. 682,4–10 Und da was es ein gewonheit in eyner yglichen statt das man den namen von dem toden uff das grab schreyb. Und da er gesah die buchstaben die da sprachen: ‘Hie lytt Gaharies von Tarahen, den die koniginne Genievre det sterben mit vergifft’, da mochtent ir eynen man gesehen han betrúbet und zornig, wann er mocht nit gleuben das es war were.

S. 683,3–9 Es war damals überall Sitte, den Namen des Toten auf das Grab zu schreiben. Als er die Inschrift gelesen hatte, die lautete: ‘Hier ruht Garheiß von Tharahen, den die Königin Ginover mit Gift getötet hat’, da hättet ihr einen erschrockenen und zornigen Menschen sehen können. Er konnte nicht glauben, daß es wahr wäre.

Daher bittet Mador einen Ritter der Tafelrunde um eine ehrliche Auskunft. Dieser ahnt schon, was der Fragende wissen will, und antwortet ihm:

S. 682,17–18 [']Wißent das es also ware ist als es die schrifft bezúget.'

S. 683,16–17 ['']Es ist so wahr, wie es die Inschrift bezeugt.''

In der Folge fordert Mador einen Gerichtskampf, doch kein Ritter will für Ginover eintreten, weil alle sahen, wie sie Garheiß das Obst reichte. Artus verschafft seiner Frau wenigstens 40 Tage Zeit.

Da legt unweit ein prächtiges Schiff an. Darin finden Artus und Gawan die Leiche des Fräuleins von Challot.

S. 690,29–33 In dem das sie also retten, da sah er Gawin by der jungfrauwen eynen brieff in einem bútel, der was sere schone, wann er was nit groß als yn ducht. Da nam er yn und det yn off, und er nam den brieff daruß und ließ yn den konig besehen. Da begunde er yn lesen und fand was die buchstaben sprachen:

S. 691,28–33 Während sie so miteinander redeten, entdeckte Gawan neben dem Fräulein einen schmukken Beutel mit einem Brief darin. Er kam ihm nicht sehr groß vor. Gawan nahm ihn und öffnete ihn, er holte den Brief heraus und zeigte ihn dem König. Der las ihn, und so erfuhr er, was darin geschrieben stand:

Die junge Frau sei aus Liebe zu Lancelot, dem edelsten und treuesten Ritter, gestorben, weil sie ihn weder durch Klagen noch durch Tränen dazu bringen konnte, sie zu lieben.

S. 692,12–13 Sölch rede sprach der brieff. Und da er yn hett gelesen das herre Gawin zuhort,

S. 693,13–14 Diese Worte enthielt der Brief. Als der König ihn Gawan vorgelesen hatte,

… verurteilt er Lancelot, weil seinetwegen ein so schönes Fräulein gestorben sei. Er schlägt Folgendes vor:

S. 692,29–33 [']Laßent sie uns thun begraben in das gröst mönster zu Sant Steffan und laßent uns off ir grab buchstaben schriben die da bezugent die warheit von irme tode, also das alle die nach uns koment ir gedencken.'

S. 693,31–34 [']Wir sollten sie im hohen Sankt-Stephans-Münster bestatten und auf ihrem Grab eine Inschrift anbringen, welche die Umstände ihres Todes bezeugt, damit alle, die nach uns kommen, ihrer gedenken.'

Gawan verspricht, alles Nötige zu veranlassen.

S. 692,35
S. 694,1–3 In dem als sie den brieff besahen und auch die jungfrauwe und clageten das ungelucke, da kamen die andern ritter und knecht von dem pallast und wolten auch besehen was in dem schiff were.

S. 693,37
S. 695,1–3 Während sie den Brief lasen und das Unglück der jungen Frau beklagten, kamen die anderen Ritter und Knappen vom Palas herunter und wollten auch sehen, was in dem Schiff sei.

Schnell kommt die Geschichte auch Ginover zu Ohren, die sich daraufhin heftige Vorwürfe macht und noch unglücklicher ist als zuvor. Artus lässt das tote Fräulein wie geplant in einem prächtigen Sarkophag im Stephansmünster bestatten.

S. 696,16–21 Und off dem sarck stunden buchstaben geschriben die da sprachen: ‘Alhie lyt die jungfrawe von Challot, die um Lanczlots mynne gestorben ist.’ Und von dißen buchstaben so waren die eyn von golde und die andern von lasure gemacht sere rychlich.

S. 697,18–21 Auf ihm standen Buchstaben, die lauteten: ‘Hier ruht das Fräulein von Challot, das an seiner Liebe zu Lancelot gestorben ist.’ Die Buchstaben waren aufwendig abwechselnd aus Gold und aus Lasur gemacht.

Derweil erhält Lancelot Kunde von der Mordanklage gegen Ginover. Ebenso wie Hector und Bohort, die er wenig später trifft, ist er sofort zur Verteidigung der Königin bereit. Beim Gerichtskampf besiegt Lancelot Mador, sodass die Anklage fallen gelassen wird. Lancelot und Ginover versöhnen sich so auffällig, dass alle am Hof ihre Liebe bemerken. Neuerlich setzt Agravain den König darüber in Kenntnis, sodass dieser zu handeln gezwungen ist. Lancelot wird bei der Königin ertappt, kann aber noch gemeinsam mit seinen Verwandten fliehen. Man versteckt sich im Wald, um Ginover zu retten, falls man sie zum Tode verurteilen würde. Tatsächlich soll Ginover verbrannt werden. Lancelot und seine Verwandten retten sie vor den Flammen und kämpfen gegen Artus’ Leute, die von Gawans Brüdern angeführt werden. Dabei tötet Lancelot Agravain und Gaheries, während Bohort Guerrehes ums Leben bringt. Lancelot und seine Leute führen die Königin auf die Joieuse, ehemals Dolorose Garde. Als nur drei der vierzig Artusritter zu ihrem Herrn zurückkehren, ist das Entsetzen groß – maßlos aber die Trauer um Agravain, Guerrehes und Gaheries, die in großen Ehren im Stephansmünster beigesetzt werden.

S. 768,3–10 Und sunderlich hern Gahariet daten sie großer ere dann allen den andern, und das daten sie darumb das er ein sere byderbe man was gewest, und daten synen sargk über die andern legen und daten off den sargk schreiben: ‘Hie ligt Gahariet des konigs neffe, den Lanczlot von dem Lach erschlagen hatt.’ Und daten auch off die andern zwen schriben die yene die sie duchten die sie erschlagen hetten, nach yren besten kúnsten.[223]

S. 769,3–10 Und besonders Gaheries erwiesen sie noch mehr Ehre als den anderen, und das taten sie deshalb, weil er ein so edler Mann gewesen war. Sie ließen seinen Sarkophag höher als die der anderen stellen und darauf schreiben: ‘Hier ruht Gaheries, der Neffe des Königs, den Lancelot vom See getötet hat.’ Auch auf die anderen beiden ließen sie in kunstvoller Weise die Namen derer schreiben, von denen sie glaubten, daß sie sie getötet hatten.

Nach heißen Diskussionen befiehlt Artus, in zwei Wochen zur Joieuse Garde zu ziehen, um seine Schmach zu rächen. Die Kunde davon erreicht auch Lancelot, der Boten mit der Bitte um Hilfe nach Sorelois, ins Fremde Land und in andere befreundete Länder schickt.

Die Kampfhandlungen um die Joieuse Garde ziehen sich über zwei Monate hin, bis Artus auf Papst Leos Aufforderung hin Ginover wieder zurück nimmt. Lancelot erhält freies Geleit bis nach Gallien, wo Artus aber erneut gegen ihn kämpfen will. Zu Allerheiligen krönt Lancelot Bohort zum König von Bonewig und Lionel zum König von Gaune. Man rechnet mit einem

[223] Wen die Artusritter für den Tod von Agravain und Guerrehes für verantwortlich halten, erfährt man auch später nicht.

Angriff von Artus' Leuten nach dem Winter. Und wirklich bricht Artus nach Ostern nach dem Kontinent auf. Ginover, Schätze und Ländereien lässt er in Mordrets Obhut zurück. Während er mit seinem Heer vor Gaune gegen Lancelot und die anderen kämpft, steigt in Mordret Begehren gegenüber der Königin auf. Er ersinnt eine List, wie er an Ginover herankommen könnte. Es ist gemeiner Verrat:

S. 850,6–10 Wann er dete brieff machen mit eim falschen ingesiegel, gemacht geyn des konig Artus siegel, und die brieff wurden gesant der koniginne und wurden gelesen vor den fursten von dem lande die da waren, und sie lase ein bischoff von Ißlande. Und in dißen brieffen was geschriben:

S. 851,6–11 Denn er ließ Briefe mit einem gefälschten Siegel schreiben, das dem Siegel des Königs Artus nachgebildet war, und diese Briefe wurden der Königin gesandt und den Fürsten des Landes vorgelesen, die dort anwesend waren; ein Bischof von Irland trug sie vor. In diesen Briefen stand folgendes:

Mordret behauptet, Artus sei von Lancelot auf den Tod verwundet worden, sodass er sterben und nicht mehr nach Logres zurückkehren werde. Deshalb sollten die Landesfürsten das Reich und die Königin an Mordret übergeben.

S. 850,33–36
S. 852,1 Alle diße rede wurden erzalt in den falschen brieffen, also das sie vor der konigin gelesen wurden. Und da Morderet, der alle diß verretery gemacht hett also verdeckt das syn nÿmands gewar was worden dann der knecht der diße brieff her bracht,

S. 851,34–37
S. 853,1 All das wurde in diesen gefälschten Briefen gesagt und so vor der Königin verlesen. Als Mordret, der diesen ganzen Betrug so heimlich eingefädelt hatte, daß es außer dem Knappen, der die Briefe überbrachte, niemand mitbekommen hatte,

… tut Mordret, als könne er sich vor Trauer gar nicht fassen. Man übergibt ihm die Herrschaft über Artus' Länder. Ginover willigt jedoch nur scheinbar in die Heirat ein. Insgeheim plant sie, am Tag der Hochzeit zu fliehen.

Derweil wird Gawan in einem Zweikampf von Lancelot schwer am Kopf verwundet. Artus und seine Leute ziehen unter der Auflage, Lancelot und die Seinen nie wieder anzugreifen, zurück in die Heimat, die derweil von Mordret beherrscht wird. Als sie unterwegs aber neuerlich in Kämpfe verstrickt werden, bricht Gawans beinahe verheilte Wunde wieder auf. Da berichtet ein Knappe von Mordrets Verrat. In der Folge wird publik, dass Mordret Artus' Sohn ist. Gawan fühlt seinen Tod nahen und legt Artus dringend ans Herz, sich um Hilfe gegen Mordret an Lancelot zu wenden, doch der König lehnt strikt ab.

Als Mordret erfährt, dass Artus mit dem Rest seines Heeres in Britannien gelandet ist, rüstet er zum Kampf. Ginover flüchtet sich derweil aus Angst vor beiden Männern in ein Kloster.

Artus und seine Gefolgschaft nehmen in Dover Quartier. Dort wundert man sich, den König am Leben zu sehen, und erzählt von den falschen Informationen, die verbreitet wurden. Artus entgegnet:

S. 940,20–23 ‘Nů mögent ir wißen das die brieff falsch waren und der ungetruwe der sie machen dete; und leßt mich got gesunt noch vierczehen nacht, ich sol dem verreter wisen das ich nicht dot enbin.[’]

S. 941,20–23 ‘Jetzt könnt Ihr sehen, daß die Briefe gefälscht waren und der die Treue gebrochen hat, der sie schreiben ließ. Wenn Gott mich noch vierzehn Tage leben läßt, werde ich dem Verräter zeigen, daß ich noch nicht gestorben bin![’]

Ans Sterben geht es hingegen für Gawan. Er ruft Artus zu sich, bittet ihn, Lancelot und Ginover grüßen und ihn selbst bei Gaheries bestatten zu lassen. Er äußert auch seinen Wunsch bezüglich der Grabinschrift:

S. 942,20–24 [’]Und důnt schriben off den sarck: „Hie lyt Gahariet und herre Gawin, die herre Lanczlot erschlůg umb herrn Gawins hoffart.“ Das wil ich das es also geschriben stee, darumb das ich gescholten werde nach mynem tode, als ich es verdienet hann.’

S. 943,19–23 [’]Und laßt auf den Sarg schreiben: „Hier ruhen Gaheries und Gawan, die Lancelot wegen Gawans Überheblichkeit getötet hat.“ Ich möchte, daß das dort so geschrieben steht, damit ich nach meinem Tod getadelt werde, wie ich es verdient habe.’

Nachdem Gawan gestorben ist, bringt man den Leichnam nach Camelot. Auf dem Weg dorthin wird eine Dame, die Herrin von Bielot, von ihrem Mann Gawans wegen getötet. Auch sie findet im Stephansmünster ihre letzte Ruhestätte. Gawan legt man seinem Wunsch gemäß zu seinem Bruder Gaheries.

S. 950,27–33 Und daruber schriben sie: ‘Hie ligent zwen bruder, Gahariet und herre Gawin, die herre Lanczlot dot schlug, wann herre Gawin wart dot geschlagen umb synen übermůt.’ Diß geschrifft wart geschriben uff der zweyer bruder grab. Und off der frauwen grab, das da nahe by stunt, taden sie schriben: ‘Hie lyt die frauwe von Belot, die ir man dot schlug umb herrn Gawins willen.’

S. 951,28–35 Auf das Grab wurde geschrieben: ‘Hier ruhen zwei Brüder, Gaheries und Gawan, die Lancelot getötet hat; aber Gawan kam durch seine eigene Überheblichkeit zu Tode.’ Diese Inschrift wurde auf dem Grab der beiden Brüder angebracht. Und auf das Grab der Edelfrau, das ganz nahe dabei stand, ließ man schreiben: ‘Hier ruht die Herrin von Bielot, die ihr Mann um Gawans willen getötet hat.’

In Dover erscheint Gawan Artus im Traum und wiederholt, was er bereits vor der Überfahrt sagte: Artus solle den Kampf gegen Mordret vermeiden oder wenigstens Lancelot um Hilfe bitten. Artus verweigert beides. In der Nacht darauf träumt er vom Rad der Fortuna. Er sucht das Gespräch mit dem Erzbischof.

S. 958,12–19 Des abendes nach dem eßen, da ging der konig off den plan, und der bischoff zu dem er gebichtet hett, der ging mit im, biß das sie kamen an eynen wunderlichen hoen felß, und der konig begunde den steyn zu sehen und sah daran buchstaben gehauwen. Da besah er die buchstaben, darnach besah er wo der bischoff were und rieff im und sprach: ‘Herre, ich sehe wunder alhie gehauwen buchstaben, dann besehent was sie sprechen.’

S. 959,13–20 Am Abend begab sich der König nach dem Essen auf die Ebene. Der Erzbischof, bei dem er gebeichtet hatte, begleitete ihn, bis sie zu einem außerordentlich hohen Felsen kamen. Der König betrachtete ihn und entdeckte, daß Buchstaben darin eingehauen waren. Er besah sie, dann sah er sich um, wo der Bischof geblieben war, rief ihn zu sich und sagte: ‘Ich finde hier Seltsames, gemeißelte Buchstaben; aber seht Euch an, was sie besagen.’

Die Inschrift prophezeit, dass auf der Ebene von Salisbury jene Schlacht stattfinden werde, in der das Königreich Logres seinen Herrn verlieren werde.

S. 958,21–23 Da der bischoff diße schrifft het gelesen, da sprach er zu dem konig: ‘Herre, hant ir verstanden was diße buchstaben sprechen?’

S. 959,23–25 Als der Bischof die Inschrift gelesen hatte, sagte er dem König: ‘Habt Ihr verstanden, Herr, was diese Buchstaben sagen?’

Der König verneint das. Daraufhin erklärt ihm der Erzbischof:

S. 958,24–35 S. 960,1 ‘Herre, sicherlichen, ir sint der da von die buchstaben sprechent. Und komet es also das ir mit Morderet zu hauff koment, so wirt das konigrich ein weise synes herren, wann sunder zwyvel, ir sterbent oder werent dotwunt geschlagen, anders enkúnnent ir nit dannen komen. Und darumb das ir mir deste baß gleubent das da in dem steyn nit anders stett dann warheit, so sol ich uch sagen, wer das dar schreyb, der nye keyn ding gesagt, man funde es ware. Das was Merlin, der da sicher was von dingen die da noch geschehen würden, dann in uwern zyten ye keiner were. Nu besehent was ir darzu thun wollent, wann ir gesehent genung byzeichen die uch manent das ir von dem stryde laßent.’

S. 959,26–37 S. 961,1 ‘Kein Zweifel, Herr, Ihr seid es, von dem sie sprechen. Wenn es dazu kommt, daß Ihr mit Mordret kämpft, dann wird das Königreich an seinem Herrn verwaisen, denn es gibt keinen Zweifel, daß Ihr sterben müßt oder tödlich verwundet werdet, etwas anderes erwartet Euch nicht. Damit Ihr mir aber eher glaubt, daß wahr ist, was auf diesem Felsen steht, will ich Euch sagen, wer es dort hingeschrieben hat. Er hat nie etwas gesagt, was sich nicht als wahr erwiesen hätte. Es war Merlin, der wie kein anderer in Eurer Zeit Bescheid darüber wußte, was noch geschehen werde. Nun überlegt, wie Ihr Euch verhalten wollt, denn Ihr habt viele Zeichen gesehen, die Euch auffordern, von dem Kampf zu lassen.’

Obwohl Artus in der Tat seinen nahen Tod erwartet, besteht er auf dem Kampf. Als von den Artusrittern einschließlich des Königs nur noch vier Ritter übrig sind, tötet Mordret Segremors. Da sticht Artus seinem Sohn die Lanze durch den Leib, sodass ein Sonnenstrahl hindurch dringt, und Mordret haut seinem Vater ein Stück Schädel heraus. Mordret ist tot, Artus tödlich verwundet. Gemeinsam mit Giflet reitet er am nächsten Morgen zur Küste. Der König befiehlt dem Ritter, sein Schwert Escalibur in einem See zu versenken, woraufhin Artus von einem Schiff, auf dem sich neben anderen Frauen auch seine Schwester Morgane befindet, abgeholt wird.

Giflet kommt voll Trauer zu einem Einsiedler. Nach drei Tagen macht er sich auf den Weg zu einer schwarzen Kapelle, wo er zwei Sarkophage findet.

S. 1008,28–33 Off dem lilichsten stund geschriben: ‘Hie lyt Lucas der Bukeler, den der kónig Artus dot truckt úber im.’ Und das da als wunderlichen rich was, da stunt off geschriben: ‘Hie lyt konig Artus, der da mit syner byderbekeit im undertenig gemacht hatt zwölff kónigrich.’

S. 1009,26–31 Auf dem einfacheren stand geschrieben: ‘Hier ruht Lucan der Mundschenk, den König Artus unter sich erdrückt hat.’ Und auf dem, der über alle Maßen prunkvoll war, stand: ‘Hier ruht König Artus, der mit seiner Tapferkeit zwölf Königreiche erobert hat.’

Giflet kann gar nicht glauben, was er da liest, und wartet auf den Einsiedler, der des Abends in die Kapelle kommt.

S. 1008,36–37 Da kam Giflet zustůnd zu im und fragt yn: ‘Herre, umb got, ist diß schrifft ware?’

S. 1009,34–35 Giflet ging sogleich zu ihm und fragte ihn: ‘Um Gottes willen, ist diese Inschrift wahr?’
S. 1011,1

Der Einsiedler bestätigt den Inhalt der Grabinschrift. Da bleibt Giflet als Einsiedler in der Schwarzen Kapelle, stirbt aber schon nach acht Tagen.

Mordrets zwei Söhne verheeren das Land. Ginover nimmt den Schleier und Lancelot erhält Nachricht vom Untergang von Logres. Er macht sich mit seinen Verwandten und Untergebenen auf nach Britannien. Bevor er bei Winchester auf Mordrets Söhne trifft, erfährt er vom Tod Ginovers. Im Kampf verwundet Mordrets Sohn Melian Lionel tödlich und wird dafür von Bohort getötet. Lancelot tötet Mordrets jüngeren Sohn. Die Überlebenden von Mordrets Leuten ergreifen die Flucht. Bei der Verfolgung verirrt Lancelot sich in einem Wald. Von einem Knappen erfährt er von Lionels Tod. Er irrt umher, bis er in einer Klause den Erzbischof von Canterbury und seinen Cousin Bliobleris trifft und beschließt, bei ihnen zu bleiben.

Nachdem Bohort seinen Bruder in Winchester begraben hat, kehrt er nach Gallien zurück. Hector verspricht nachzukommen, reitet aber vorerst noch durch Logres, bis er zu der Klause kommt, wo Lancelot lebt.

S. 1024,4–8 Und der erczbischoff hett yn darzu bracht das er yczu priesters orden hett enpfangen und laß alle tag meße und lebte als in großer abstinencie das er nit anders dann brot und waßer aß und der wurczeln die er in dem felßen fande.

S. 1025,4–8 Der Erzbischof hatte ihn dazu bewogen, die Priesterweihe zu empfangen. Er las täglich die Messe und lebte in solcher Enthaltsamkeit, daß er nichts als Brot und Wasser zu sich nahm und Wurzeln, die er auf dem Felsenberg fand.

Hector bleibt vier Jahre bei Lancelot; dann stirbt er. Als Lancelot spürt, dass auch sein Tod naht, nimmt er Bliobleris und dem Erzbischof von Canterbury das Versprechen ab, ihn in der Joieuse Garde zu bestatten. Die beiden kommen der Aufforderung nach. Am selben Tag, an dem man mit der Leiche Lancelots die Burg erreicht, trifft auch Bohort auf der Joieuse Garde ein. Man legt Lancelot zu Galahot ins Grab.

S. 1028,5–8 Darnach daten sie daroff schriben: ‘Hie lyt Galaat von den Ferren Inselen und herre Lanczlot von dem Lach, der da was der beste ritter der ye in das konigrich von Logres kam, sunder alleyn Galaat syn son.’

S. 1029,5–8 Dann ließ man darauf schreiben: ‘Hier ruhen Galahot von den Fremden Inseln und Lancelot vom See. Er war der beste Ritter, der je in das Königreich Logres gekommen ist, außer Galaad, seinem Sohn.’

Als Bohort durch Bliobleris und den Erzbischof von Lancelots letzten Lebensjahren erfährt, nimmt er bis zu seinem Tod dessen Platz in der Klause ein.

7. Konrad von Würzburg: Der Schwanritter[224]

‘Der Schwanritter’ dürfte gleichzeitig mit oder sogar etwas vor Konrads erstem datierbaren Werk, dem ‘Turnier von Nantes’ (1257 oder 1258) entstanden sein. Als Auftraggeber vermutet man die Grafen von Rieneck, da deren Namen im Text genannt werden und 1258 erstmals ein Schwan als Helmzier eines Herrn von Rieneck auftaucht.[225] Die Erzählung umfasste ursprünglich 1642 Verse und behandelt einen Stoff, der aus der altfranzösischen Chanson de geste ‘Chevalier au Cygne’ bekannt war und in der deutschen Lohengrin-Tradition fortlebte.[226]

Am Beginn der einzigen erhaltenen Handschrift fehlt ein Blatt. Hans Joachim Gernentz gibt den vermutlichen Inhalt wie folgt wieder:

> Bevor Herzog Gottfried von Brabant an einem Kreuzzug teilnahm, auf dem er später starb, hatte er seine Frau und seine Tochter als Erben eingesetzt. Gottfrieds Bruder, der Herzog von Sachsen, erkannte das Testament jedoch nicht an und beanspruchte selbst die Herrschaft in Brabant.[227]

Der namenlose Herzog dringt gewaltsam in das Land seiner Schwägerin ein. Diese reagiert folgendermaßen:

	si liez in bî der zîte	Sie zeigte ihm sogleich
	hantvesten unde ir brieve sehen:	ihre Urkunden und Briefe,
150	wie vor den herren was geschehen	wie vor den Herren
	mit rehte daz gedinge,	beglaubigt worden war,
	daz âne misselinge	dass sie das Land
	daz lant ir erbe solte sîn.	ohne Anfechtung erben sollte.

Auf den Herzog machen die Schriftdokumente seiner Schwägerin keinen Eindruck. Mit starker Heeresmacht verwüstet er das Land und fügt der Herzogin dadurch großen Schaden zu. Eines Tages kommt König Karl ins Niederland gezogen um auf der Burg Neumagen Gericht zu halten. Der Herzog von Sachsen, die Herzogin von Brabant und ihre Tochter machen sich auf den Weg zu ihm und tragen ihm ihren Fall vor. Während ihrer Anwesenheit kommt ein Schwan mit einem Boot im Schlepptau über den See geschwommen. Dem Boot entsteigt ein fremder Ritter, den Karl willkommen und neben sich setzen heißt. Man betrachtet das außergewöhnliche Ereignis als Wunder Gottes.

Der Gerichtsprozess nimmt seinen Lauf. Die Herzogin und ihre Tochter, die wegen der ganzen Sache *ungeschriben smerzen* (Vers 433; unbeschreibliche Schmerzen) leidet, klagen den

[224] Mhd. Text zitiert nach Schwanritter (1972). Nhd. Übersetzung, wenn nicht anders angegeben, von E. M.
[225] Brunner (2010), Sp. 273f. Vgl. dazu auch Kapitel ‘Rechts*chreibung*’.
[226] Brunner (2010), Sp. 290.
[227] Schwanritter (1972), S. 111.

Herzog von Sachsen an, sie ihres Eigentums zu berauben und ihre Rechte nicht anzuerkennen. Die Dame beruft sich auf ihres verstorbenen Mannes schriftliche Verfügung:

470	uns beiden ez gemachet wart	Uns beiden wurde es in dieser Weise
	von sîner milten hende alsô	von seinen gütigen Händen vermacht,
	daz er uns des gab brieve dô	dass er uns Urkunden darüber gab,
	daz wir des landes wielten	dass wir das Land verwalten
	und iemer ez behielten	und es immer in unserer Herrschaft
475	beid in gewalt und in gewer.	und unserem Besitz halten würden.

Der Herzog hält dagegen, dass nach altbekanntem Recht keine Frau, weder seine Schwägerin noch seine Nichte, ein Fürstentum erben könne und er daher der rechtmäßig Nachfolger seines Bruders sei. Man müsste ihm das Land schon mit Gewalt nehmen, damit er darauf verzichtete. Über diese Möglichkeit verfügt die Herzogin zwar nicht, doch gibt sie sich noch nicht geschlagen und sagt:

	die nôt der künec merke	Der König möge die Not erkennen
	und helfe uns hie gerihtes.	und uns hier sogleich zu richten helfen.
570	wir beide enmuoten nihtes	Wir beide fordern nichts anderes,
	wan daz uns unser reht geschehe,	als dass uns Recht geschehe,
	und er geruoche daz er sehe	und er möge die Briefe und
	die brieve und der hantvesten craft,	die Macht der Urkunden anerkennen,
	dâmite uns wart diu hêrschaft	damit uns die Landesherrschaft
575	des landes wol bestaetet.	sicher bestätigt wird.

Zusätzlich beruft sich die Herzogin auf die *lantliute* (Vers 591), die beim Rechtsakt anwesend waren und die Rechtmäßigkeit, d. h. Gottfrieds Zurechnungsfähigkeit und die Freiwilligkeit seiner Entscheidung, bezeugen können. Schließlich gibt Karl den beiden Damen Recht. Der Herzog von Sachsen muss Brabant räumen, sich jeder unrechten Handlung enthalten und für die verursachten Schäden aufkommen, wenn – ja, wenn er nicht der rechtmäßige Erbe des Landes ist. Für diesen hält er sich allerdings durchaus und zieht die von seiner Schwägerin vorgebrachten Argumente in Zweifel:

710	an brieve lieze ich unde züge	Von Urkunden ließe ich ab und bezöge mich
	vil harte ungerne mîniu reht:	meines Rechtes wegen nur sehr ungern auf sie:
	man schrîbet an ein permint sleht	Man schreibt auf Pergament leicht,
	swes man geruochet unde gert,	was man sich wünscht und begehrt;
	mit dem sô waere ich ungewert	in diesem Fall hätte ich keine Garantie
715	des guotes und der gülte mîn.	auf meinen Besitz und meine Einkünfte.

Er halte sich lieber an das mündlich tradierte Recht, das ein nur die Männer zur Erbfolge zulassendes Recht des Stärkeren ist. Daher fordert er, dass um Brabant gekämpft werde. Die Herzogin solle sich einen tapferen Ritter suchen, der ihren Anspruch bestätigt, indem er sich als der Sieger im Zweikampf erweist. Findet sich zunächst niemand, der gegen der Herzog anzutreten bereit ist, rühren die Klagen der Tochter endlich den Schwanritter. Er übernimmt die Aufgabe und schlägt Gottfrieds Bruder nach erbittertem Kampf den Kopf ab. Die Damen sind erleichtert und bieten ihrem Helden zum Dank eine von ihnen zur Heirat an. Der

Schwanritter weigert sich zunächst, nimmt dann aber die Tochter der Herzogin unter der Bedingung zur Frau, dass sie niemals nach seinem Namen und seiner Herkunft fragen dürfe. Das Versprechen wird gegeben und die Hochzeit vollzogen.
Die selbstverständlich glückliche Ehe wird mit zwei Söhnen gesegnet. Um dieser Kinder willen, die sich bei Fragen nach ihrer Abstammung nur verschämt und unwissend zeigen könnten, bittet die junge Mutter ihren Mann nach Jahren allerdings doch, ihr seine Herkunft zu verraten. Erzürnt nimmt der Schwanritter Abschied von seinen Söhnen und entschwindet mit demselben Schwan, der ihn vor langer Zeit über den See zu König Karl brachte. Die beiden Söhne wachsen bei ihrer Mutter und Großmutter auf und begründen später die Geschlechter derer von Cleve, Geldern und Rieneck.

8. Albrecht: Jüngerer Titurel[228]

Der ‘Jüngere Titurel’ eines Dichters namens Albrecht als „das umfangreichste weltliche Erzählwerk des 13. Jahrhunderts“[229] dürfte um 1260/70 und kurz danach – wahrscheinlich jedenfalls vor 1294, dem Tod des möglichen Gönners Herzog Ludwig II. von Bayern[230] – entstanden sein.[231] Über den weitaus größten Teil seines Werkes erhält der Verfasser die Fiktion aufrecht, auch der ‘Jüngere Titurel’ stamme, wie der ‘Titurel’, dessen Strophenbestand in das neue Werk eingearbeitet wurde[232], von Wolfram von Eschenbach. Erst im letzten Sechstel nennt sich der Verfasser bei seinem richtigen Namen – Albrecht.[233] Dem späten Mittelalter galt der ‘Jüngere Titurel’ dennoch als Werk Wolframs,[234] was die überaus reiche Überlieferung erklären mag.[235] Erst August Wilhelm Schlegel erkannte das Verhältnis von Wolframs und eines anderen Dichters Leistung.[236] In weiterer Folge sah die ältere Forschung in Autorfiktion und Imitation von Wolframs Stil einen „Beweis für die künstlerische Unselbständigkeit des Dichters“[237]; die neuere Forschung, die den ‘Jüngeren Titurel’ immerhin als ein „Kunstwerk von eigenem Rang“[238] anerkennt, wird sehr anschaulich bei Andreas Lorenz,[239] aber auch bei Thomas Neukirchen[240] referiert.[241]

Noch ein Wort zu den in der themenfokussierten Nacherzählung zitierten Textstellen: Viele Erwähnungen von Schrift und Schriftlichkeit finden sich im ‘Jüngeren Titurel’ in der Erzählerrede, die nicht immer eindeutig dem Handlungsverlauf oder der Kategorie Paratexte – Prologe, Epiloge oder Exkurse – zugeordnet werden konnte. Es musste von Fall zu Fall entschieden werden; dabei mag die eine oder andere Entscheidung aus anderer Perspektive in Frage gestellt werden. Für einen Überblick über die Behandlung des Themas Schriftlichkeit im Handlungslauf des ‘Jüngeren Titurel’ mögen die zitierten Textstellen dennoch aufschlussreich sein. Ihre genaue Übersetzung ist allerdings in vielen Fällen problematisch, weshalb ich mich

[228] Mhd. Text zitiert nach: Jüngerer Titurel I–V (1955–1992). Nacherzählung und nhd. Übersetzung von E. M., z. T. unter Zuhilfenahme von: Borchling (1897) und Neukirchen (2006).
[229] Bumke (2004a), S. 227.
[230] Bumke (2004a), S. 228.
[231] Huschenbett (1978), Sp. 161.
[232] Bumke (1999), Sp. 1412; Bumke (2004a), S. 227.
[233] Huschenbett (1978), Sp. 159.
[234] Vgl. etwa ‘Reinfrid von Braunschweig’, Vers 10421, Verse 16584–16586 oder Püterichs von Reichertshausen ‘Ehrenbrief’, Strophe 100. Püterich nennt den ‘Titurel’ *das haubt ab teutschen puechen* (Strophe 100,2), was sich wohl kaum auf Wolframs fragmentarischen ‘Titurel’ beziehen kann. Siehe Ehrenbrief (1899).
[235] Bumke (2004a), S. 228.
[236] Neukirchen (2006), S. 10. Vgl. Lorenz (2002), S. 55ff.
[237] Bumke (2004a), S. 227.
[238] Bumke (2004a), S. 227.
[239] Lorenz (2002), S. 53–64.
[240] Neukirchen (2006), S. 12–35.
[241] Für die ältere Forschung vgl. besonders Wolf W. (1955), S. IX–XLIV.

in diesem Punkt Andrea Lorenz anschließe, die zu Albrechts ‘Verfasserfragment’, aber auch bezüglich des ‘Jüngeren Titurel’ zu bedenken gibt:

> Angesichts der häufigen grammatikalischen und lexikalischen Merhdeutigkeit der Formulierungen […] kann der Übersetzer mitunter lediglich darauf hoffen, das am Ende geringere Übersetzungsübel gewählt zu haben.[242]

In diesem Sinne hoffe ich, nicht nur mit der Übersetzung und Interpretation der Textstellen, sondern auch mit der Inhaltsangabe ein möglichst geringes Übel zu liefern.

Nach einem ausführlichen Prolog, in dem der Erzähler ‘Wolfram’ sein Vorhaben, die im ‘Parzival’ erzählte Geschichte näher auszuführen bzw. das nicht Erzählte zu erzählen, erläutert, beschreibt er die Abstammung des Gralsgeschlechts: Zur Zeit Jesu lebt der heidnische König Senabor von Kapadoze. Dieser kann eine stattliche Anzahl von Söhnen vorweisen.

99 Ein sin sun Parille hiez er nach dem steine,
durch daz der ougen wille da mit erget. er machet groz uz kleine.
uz cleinen tugenden machte er die grozen.
kuniclicher wirde kund im da zil geliche nieman stozen.

> Einen seiner Söhne nannte er Parille nach dem Stein, der den Augen zu Willen ist, indem er Kleines vergrößert. Aus kleinen Tugenden machte er [*scil.* Parille] große. Königliche Würde konnte ihm da niemand streitig machen.

Der Sohn dieses die Tugenden vergrößernden Parille ist Titurisone, der von seinem Vater die Königswürde übernimmt, nachdem dieser von den Heiden, die er ein Leben lang bekämpft und mit mehr oder weniger überzeugenden Mitteln zu bekehren versucht hatte, ermordet wurde. Titurisone führt das Werk seines Vaters fort. Er heiratet Elizabel. Nach langen Jahren der Kinderlosigkeit schenkt Gott dem Paar einen Sohn. Ein Engel verkündet die Botschaft, dass man das Kind in Keuschheit und Reinheit aufziehen solle.

166 Nu was der kristenheite dannoch niht vollicliche
der wite noch der breite, als nu ist, gemeret uber alle riche.
si waren aber an tugenden so gereinet,
als uns di schrift noch kundet, daz alle si mit gote warn vereinet.

> Nun war die Christenheit damals noch nicht so weit verbreitet wie heute, wo sie sich über alle Reiche erstreckt. Aber sie [*scil.* die Christen] waren so rein und tugendhaft, dass sie alle mit Gott vereint waren, wie uns die Schrift noch heute verkündet.

Das tugendreiche und Gott geweihte Kind erhält einen besonderen Namen, der seine Abstammung dokumentiert:

173 Die meister von nature iz Titurel do hiezen.
ich han den nach gebure, der disen kriek so wol niht kund entsliezen:
funf der litter von des vater teile
und zwene von der můter. des jach Elizabel ir gar ze unheile.

[242] Lorenz(2002), S. 67.

174 Di meister kunsteriche trosten do vil schiere
di kunigin hoveliche. si sprachen: ‘vrowe, iwer litter viere
hat sin nam. daz mugt ir selbe mezzen,
di ersten zwen, die letzten.’ mit vrouden wart die kunigin besezzen.

Die Gelehrten nannten es nach seiner Abstammung Titurel. Ich halte den für einen ungehobelten Menschen, der diesen Streit nicht besser schlichten konnte: fünf Buchstaben von des Vaters und zwei von der Mutter Namen. Das hielt Elizabel für ein Unrecht ihr gegenüber. | Die gewieften Gelehrten trösteten die Königin sogleich in ganz höfischer Weise. Sie sprachen: ‘Herrin, sein Name hat vier Eurer Buchstaben. Das könnt Ihr selbst ermessen, die ersten und die letzten zwei.’ Da wurde die Königin von Freude ergriffen.

Der kleine Titurel entwickelt sich körperlich und charakterlich ganz hervorragend. Auch für seine Erziehung und Bildung ist gesorgt:

184 Vil hoher tugend lere was man im willich gebende.
der kund er bieten ere, also daz er si ducht der wol gehebende.
an der gramatik wart er schier vol varnde.
sin wille stůnt gen ritterschaft, kunst der bůche wold er sin nu sparnde.

185 Manheit von ritterschefte was er gerne lesende,
dazů, waz hoher krefte di minne hat, di nieman sichtic wesende
uf erden ist, und vert doch mit gewalte,
so daz si diu gesigende mit kreften ist, diu ie den pris bezalte.

Man gab ihm gerne hoher Tugend Lehre. Der wusste er Ehre zu machen, sodass ihnen [*scil.* seinen Lehrern] vorkam, er würde sie [*scil.* die Tugend] noch höher machen. Die Grammatik beherrschte er bald. Sein Wille richtete sich auf Ritterschaft, Buchwissen[243] wollte er sich ersparen. | Er las gerne von Tapferkeit durch Ritterschaft, dazu, welch große Kräfte die Minne hat, der niemand auf Erden ansichtig ist und die doch mit Gewalt agiert, so dass die mit Kräften zur Siegerin wird, die immer schon den Ruhm erwarb.

Titurel will mehr über die Minne erfahren. Da ihm seine Mutter – eingedenk der Worte des Engels von Reinheit und Keuschheit – nichts darüber sagen will, fragt er seinen Lehrer, der sich sehr darüber verwundert:

190 Er vragt den jungen mære, wer im von minne sagete?
‘Ovidium puellere las ich von ir, daz mir nicht behagete.
si ist vil licht ein schrat, ein geist von helle.
ich han iedoch di merke, der lůte ist vil ir vriunt, ir gůt geselle.’

Er fragte den Jungen danach, wer ihm von Minne erzählt hätte. ‘Bei ‘Ovidius puellarum’[244] las ich von ihr, was mir nicht behagte. Sie ist vielleicht ein Kobold, ein Geist aus der Hölle. Ich habe jedoch bemerkt, dass viele Leute ihr Freund, ihre liebe Gesellschaft sind.’

Der Lehrer klärt Titurel über wahre und falsche Minne auf. Erstere sei natürlich besonders die keusche Liebe zu Gott.

Als Titurel herangewachsen ist, kämpft er gemeinsam mit seinem Vater Titurisone gegen die Heiden. In Ausübung von tugendhaftem Gottesdienst, edler Ritterschaft und keuschem Frauendienst lebt Titurel bis in sein 50. Lebensjahr. Trotz seines fortgeschrittenen Alters ist er

[243] Gemeint sein könnte, dass Titurel das Trivium mit der Grammatik schnell absolviert, sich den Rest aber ersparen will. Für den Hinweis danke ich Matthias Meyer.
[244] Zu diesem pseudoovidianischen Werk vgl. Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’.

noch jung zu nennen, wird er doch einst über 400 Jahre alt werden. Weil er so keusch und gottesfürchtig lebt, wird er zum Gral berufen. Engel führen ihn durch das Land Salvaterre und den Wald Salvasche zum gleichnamigen Berg. Einer von ihnen überantwortet Titurel den Gral, der alles gibt, was man zum Leben braucht, sich jedoch vorerst von niemandem berühren oder gar tragen lässt, sondern sich frei schwebend bewegt. Als der mächtigste König weit und breit lässt Titurel nun die Gralsburg erbauen; bisher hatten sämtliche Gralshüter in Zelten geschlafen.

315,4 wan ein dinc was er clagende: daz er mit milt niht solde sin der gebende

316 Danne so vil und man lesende ie was von grales kunde,
sint elliu diet niht wesende des gůtes wirdic was, wan die nicht sunde
heten groz und tugent vil erzeigten,
und die sich dar mit kunste in dienst zu disem grozen bowe neigten.

Nur eine Sache beklagte er: dass er nicht freigebig sein würde, denn was man auch immer vom Gral las, so sind die meisten Leute des Gutes nicht würdig, außer sie hätten statt Sünde große Tugenden bewiesen oder sie arbeiteten hingebungsvoll und demütig an dem großen Bau.[245]

Für den Gral lässt Titurel einen prächtigen Tempel erbauen. Das dazu Notwendige – vom Grundriss bis zu den wertvollen Materialien – liefert der Gral selbst. Von besonderer Bedeutung sind die verschiedenen Edelsteine, die beim Bau des Tempels zum Einsatz kommen, vor allem der Saphir:

348,1 Saphirus hat di edele, daz er des menschen sunde
tilget ab der zedele und hilfet im zugot mit wazzers unde,
daz uber sich zu berge da kan fliezen.
[…]
350 Got selb in einem saphire Moysi mit schrift was gebende
aller sunden fire. swer nach der selben lere noch wer lebende
al der gebot, der fumfe sint gezweiet.
sus vil der hôhsten tugende sich an dem saphire mangerleiet.

Der Saphir hat die edle Eigenschaft, dass er des Menschen Sünden von der Liste streicht und ihm mit der Woge des Wassers, das bergauf fließen kann, zu Gott hilft.[246] […] Gott selbst hat Moses mit Schrift an einem Saphir[247] kundgetan, wie man sich vor Sünde bewahren soll. Jederman soll auch heute noch nach der Lehre all dieser Gebote – zweimal fünf – leben. So viele der höchsten Tugenden vereint der Saphir in sich.

Wie einst König Salomon beim Bau des Tempels in Jerusalem, so hilft Gott jetzt Titurel beim Bau des Gralstempels in Salvaterre:

368 Di selbe kraft im wesende noch ist mit helfe stæte.
in der schrift man lesende ist, daz er vil grôzer wunder tæte,
dann ob er den gral alhie wære gebende
zehelfe werden lůten, di gern in sinen hulden wæren lebende.

[245] Übersetzung von E. M. und Matthias Meyer. – Laut Britta Bußmann (2005), S. 459, ist hier „neben den klassischen Attributen der Sündenlosigkeit und Tugendhaftigkeit“ die Kunstfertigkeit die dritte „Voraussetzung, um zum Gral berufen zu werden.“

[246] Andrea Lorenz (2002), S. 98, spricht daher davon, dass der Saphir Bußfertigkeit verleiht.

[247] ‘Exodus’ 24,10 erzählt, dass Gott den Israeliten wie auf blauem Edelstein stehend erschien, welches Motiv laut Lorenz (2002), S. 102f., von Albrecht hier in abgewandelter Form aufgegriffen werde.

Dieselbe Macht hilft heute noch mit Beständigkeit. In der Schrift liest man, dass er [*scil.* Gott] noch viel größere Wunder vollbrachte als den Gral edlen Leuten, die in seiner Huld leben wollten, hier als Hilfe zu geben.

Der Bau des Gralstempels ist jedoch ein Projekt von besonderen Ausmaßen:

370 Nu was daz werk so tiure, daz iz nicht wer volendet.
durch daz wart im ze stiure von dem grale mit der schrift gesendet,
swes man ie dazů bedurfen solde,
daz vant man vor dem grale, darnach als iz der meister haben wolde.

Nun war das Werk so kostbar, dass es womöglich nicht vollendet worden wäre. Darum wurde ihm [*scil.* Titurel?] zur Unterstützung vom Gral durch Schrift gesagt, wessen man noch dazu bedurfte. Das fand man [dann] vor dem Gral, so wie es der Meister haben wollte.

In der Mitte des Tempels liegt ein ganz besonderer Raum mit einem Altar darin. Dort finden sich auch Bilder von Heiligen und *iesliches brief da seite sin historje* (Strophe 384,4b), d. h. die Bilder werden durch Kurzbiografien der Heiligen ergänzt. Mittels Schrift erklärt werden jedoch nicht nur Bilder, sondern auch Edelsteine, so z. B. in Verbindung mit den drei rotgoldenen Türen:

389 Mit listen man do trachte vor ieslicher porten
aller der steine slachte, di zů dem grozen, richen werk gehorten,
di lagen neben ein ander da bekennet.
geschriben bi ieslichem stůnt sin art und wie er was genennet.

Mit Verstand trug man vor jeder der Türen die Charakteristika aller Steine, die zu dem großen prächtigen Werk gehörten, zusammen; die wurden da nebeneinander bekannt gemacht. Bei jedem standen seine Eigenschaften geschrieben und wie er genannt wurde.[248]

Schriftliche Erklärungen finden sich weiters auf der reich geschmückten Kanzel:

417,2 […] man sach in all der kanzel bogen krumbe
zwelfboten, bichtær, meide, patriarke,
martires, propheten. ir briefe seiten da materje starke.

Man sah in den Krummbögen der Kanzel Apostel, Bekenner, Jungfrauen, Patriarchen, Märtyrer [und] Propheten. Ihre Beschriftungen erzählten da gewaltige Dinge.

Als der herrliche Tempel fertig ist, wird der Gral von einem Engel hineingebracht, lässt sich aber noch immer von keines Menschen Hand tragen:

442 Und lie der gral sich tragende noch růren cheiner wise.
da von der kunic verzagende was nahen gar, wan daz zu vreuden prise
im gab der gral di schrift alda zu lesende:
im wer ein wip erloubet in Spangen lant. mit der wer er wol wesende.

443 ‘Si ist ein maget reine, di soltu nemen zu wibe,
an der geburt nicht cleine. iwer zweier geburt ich also schribe,
daz ir ein ander sit mit rehte nemende.
durch daz si dir genozet. dich mac ir edelkeit wol sin gezemende.[’]

Der Gral ließ sich weder tragen noch in irgendeiner Weise berühren. Darüber verlor der König beinahe den Mut, als ihm zum freudigen Lob der Gral folgende Schrift zu lesen gab: Ihm wäre eine Ehefrau aus

[248] Wolfgang Wegner (2000), S. 277, vermutet: „Analog zu Fresken und Gemälden dürfte ein dem Stein zugeordnetes Spruchband die Information enthalten haben.“

Spanien erlaubt. Mit der sollte er wahrlich zusammen sein: | 'Sie ist eine reine Jungfrau, die du zur Frau nehmen sollst, und von hoher Geburt. Euer beider Geburt schreibe ich so [hoch], dass ihr einander zu Recht nehmt. Dadurch seid ihr gleichgestellt. Ihre Vornehmheit kann dir gut anstehen.'

Ihren verstorbenen Eltern habe die Jungfrau mit Namen Richaude versprechen müssen, ihre Kinder nach ihnen zu nennen: Frimutel und – ebenfalls – Richaude. Mit frischem Mut zieht Titurel aus und führt seine Braut nach Salvaterre. Dort darf jedoch nicht ihr ganzes, überaus zahlreiches Gefolge bleiben:

448 Da můsten wider cheren di werden und die nideren,
dann kleine kint, juncherren vierhundert, und ahzik meide, di nicht wideren
wold der gral, wan si geschriben lesende
was Titurel kuntlichen. da von sin herz an vrouden was genesende.

Da mussten die Edlen und die Niederen zurückkehren – ausgenommen die besonders Jungen: 400 Jungherren und 80 Jungfrauen wollte der Gral nicht zurückschicken; sie wurden von Titurel geschrieben gelesen. Dadurch gewann sein Herz Freude zurück.

Titurel hat demnach dreifachen Grund zur Freude: Erstens hat er in Richaude endlich eine Frau gefunden; zweitens ist diese Frau so strahlend wie die Sonne.

450,2 […] daz dritte im nu sin vroude hoher stǒzet,
so dazs ein valke mit fluge nicht erswunge,
daz er mit schrift erkande zů dem gral die werden diet so junge.

Das Dritte, was ihm nun seine Freude erhöhte, so dass ein Falke sie im Flug nicht erreichte, war, dass er durch die Schrift die edlen jungen Leute als zum Gral berufen erkannte.

Der 400jährige Titurel ist das Haupt der jungen Schar. Seine Frau Richaude gebiert ihm zwölf Kinder, deren zwei nach den Großeltern Richaude und Frimutel genannt werden. Die junge Richaude wird später mit dem edlen Kaylet verheiratet. Ihre Mutter stirbt nach 20 Ehejahren. Auch andere Mitglieder der Gralsgesellschaft sterben, doch: *Do was man ander welende von landen wit mit schrifte* (da suchte man auf Grundlage der Schrift [*scil*. am Gral] andere aus entfernten Ländern aus; Strophe 476,1). Titurel wünscht sich seine oder eine andere Frau (zurück) und versucht, Gott in erneuten Heidenkämpfen gnädig zu stimmen. Der junge Frimutel bekommt Clarisse, die Tochter eines besiegten und zum Christentum bekehrten Königs, zur Frau. Diese bringt fünf Kinder zur Welt: Anfortas, Trefizent, Herzelaude, Tschosiane und Urrepanse de Tschoie. Bald jedoch wird die Freude über die Nachkommenschaft durch den frühen Tod der Clarisse getrübt. Da Titurels Kräfte mehr und mehr abnehmen und der Gral jetzt nicht mehr nur gegen Ungläubige, sondern auch gegen sündige Christen verteidigt werden muss, wird die Nachfolgefrage bezüglich des Gralskönigtums immer dringlicher. In seiner Abdankungsrede beklagt Titurel sein Alter und die damit verbundene Schwäche, die ihn von Ruhmestaten, wie er sie früher vollbrachte, abhält. Dann erzählt er vom Gral:

512 Wan ich den gral enphie von gote mit siner hohen krefte.
der tugende engel was des bote. (der si gebenedit der boteschefte!)
der tugend ler was dran geschriben und orden.

di gab mir wart durch tugende und was vor mir nie menschen hende worden.

Als ich den Gral von dem allmächtigen Gott empfing, war ein Tugendengel sein Bote. (Der sei der Botschaft wegen gebenedeit!) Eine Tugendlehre war darauf geschrieben und eine Anweisung. Diese Gabe wurde mir durch Tugend zuteil und war vor mir nie von eines Menschen Hand empfangen worden.

Titurel schwört die Seinen auf die Lehre des Grals ein, die er aber nicht nur ihnen, sondern der gesamten Christenheit ans Herz legt. Dem Gral direkt dienen dürfen freilich nur Auserwählte:

520 Und all die dar genennet wurden mit der schrifte,
di warn also bekennet, daz ir deheinez ot nimmer mein gestifte.
und die man in der luter nicht bekande,
der nam da wart verborgen, daz si zem gral mit schrifte nieman nande,

521,1 Recht in der selben wise der diet mit houbetsunden
in frone paradise. […]

Und alle, die da von der Schrift genannt wurden, die waren auf diese Weise bekannt geworden, dass ihrer keiner Falsches erfinden konnte. Und die man nicht in der klaren Schrift erkannte, deren Name wurde verschwiegen, indem niemand sie mit Schrift am Gral nannte, | genau so wie bei den Leuten mit Todsünden im Paradies des Herrn.

Im Anschluss an seine Tugendlehre findet der Gralstempel Erwähnung, der besonders in seiner Symbolträchtigkeit an das Alte Testament anschließt. Unter anderem heißt es:

537,1 Zwo tur an allen kǫren sint wol zu rechte wesende.
daz mac man gerne hǫren, swa man iz von Salomon ist lesend.

Zu Recht haben alle Chöre zwei Türen. Das kann man gerne hören, wo man es von Salomon liest.

Auch die beim Bau des Gralstempels verwendeten Edelsteine werden angesprochen:

568,1 Siecheit jaspis vertribet, so stark ist er mit tugende.
von ekates man schribet, vil werdicheit si er an kreften mugende.
da zů kan er di vergifte melden.

Der Jaspis vertreibt Siechtum, so stark an Tugend ist er. Vom Achat schreibt man, seine Kräfte würden große Edelkeit beinhalten. Außerdem kann er eine Vergiftung[249] anzeigen.

Die Wirkung und Bedeutung der Edelsteine ist jedenfalls nachzulesen. Dies zu tun, wird allen Gralshütern ans Herz gelegt:

576 Nieman si hie wesende zehove bi dem gesinde,
er si di steine lesende, e man si innerhalp des tempels vinde.
der niht selbe lesen kunn, der vrage
ie di kunste habenden, oder im git der gral di pfrůnde trage.

Hier bei Hof möge niemand sein, der sich nicht über die Steine informiere, bevor man sie im Inneren des Tempels findet. Wer nicht selbst lesen kann, der frage einen, der diese Kunst beherrscht, oder der Gral lässt ihn hungern.

[249] Lorenz (2002), S. 100, bezeichnet ihn daher als „Indikator für Gift“.

Sodann erläutert Titurel den Versammelten die Schriftbänder und Inschriften an der Außenseite des Gralstempels, welche die dort angebrachten Bilder von tapferen Rittern und tugendhaften Damen ergänzen.

578,2 di schrift alumb da sagende was iriu wort der werdicheit gesellet,
wie si gebaren solden unde sprechen.
di selbe schrift da wite der mur begreif, si kunden richeit zechen.

Die Schrift rundherum sagte da ihre Worte den Edlen, wie sie sich verhalten und wie sie sprechen sollten. Dieselbe Schrift erstreckte sich über einen Großteil der Mauer; sie [*scil.* die Buchstaben?] verfügten über große Macht.

Sodann wendet sich das Interesse dem Gral zu, bevor es (wahrscheinlich) wieder um die Schrift an der Tempelmauer geht:

579 Und wie si mit dem grale da tragende werben solden?
swie lang er da mit twale, er wil doch menschen handelunge dolden
von meiden wol gelutert sam diu gimme.
alsus der gral was sagende allez mit der schrifte sunder stimme.

580 Di schrift daz golt enpfangen het mit grabender kunste
zwischen der stein uf spangen, dar in saphir verwieret mit vernunste.
ir bilde ergozzen, wie si solden gebaren
zem tempel und zu tische und swa ir zucht di wisen průfend waren.

581 Da riten tempeleise, als hie vor ist gesprochen,
uf stritlicher vreise. wie schilde, helme flugen von in zubrochen!
si kerten unde jagten sunder vliehen,
als in diu schrift da sagte, man solde an keiner herte sehen schiehen.

Und wie sollten sie es anstellen, dass sich der Gral tragen ließ? Wie lange er auch zögerte, er wird doch menschliche Berührung dulden von einer reinen Jungfrau, geläutert wie ein Juwel. Das sagte der Gral alles mit Schrift [und] ohne Stimme. ⎪ Die Schrift war in Stein geritzt und mit Gold ausgegossen, darin war mit Klugheit Saphir eingelegt. Das gegossene Bild zeigte, wie sie sich im Tempel und bei Tisch verhalten sollten und wo die Weisen ihre Tugendhaftigkeit unter Beweis stellten. ⎪ Da ritten die Templeisen, wie vorher gesagt wurde, auf Kriegszug. Wie Schilde und Helme von ihnen splitterten! Sie wandten sich [hierhin und dorthin] und verfolgten ohne zu fliehen, wie ihnen die Schrift geboten hatte; man sollte sie aus keinem Kampfgetümmel zurückweichen sehen.

So turnieren und kämpfen die Templeisen zur höheren Ehre Gottes:

585[250] Da stůnt ouch wol turnieren, der jungen diet zu leren,
durch striten kondiwieren gen heidenschaft, got und dem gral zu eren,
schirmen, schiezen, loufen unde springen.
der liste vunde lere stůnt da geschriben, mit worten schon zu ringen.

Da stand auch, dass man Turniere abhalten sollte, um die jungen Leute zu lehren, wie man sich im Kampf gegen die Heidenschaft verhält, Gott und dem Gral zu Ehren: Fechten, Werfen, Laufen und Springen. Die besonderer Weisheiten kundige Lehre[251] stand da wohl formuliert geschrieben.

---

[250] In Hs. X, der Berliner Pergamenthandschrift Ms. Germ. Fol. 475, bei der es sich um den ältesten vollständigen Vertreter der Überlieferungsgruppe II handelt [vgl. Wolf (1955), S. CXXXIII], lautet die Strophe wie folgt: *Da stv̊nd auch wol turnieren . der ivngen diet zeleren . durch streites konduwieren . kegen haidenschafft got vnd dem gral zeeren . schermen schiezzn̄ laufen vnde springen . der liste fvnde vnd sů̊che . stund ie da pei allvmbe mit schrift zeringen.* Siehe Jüngerer Titurel I (1955), S. 155.
Die Übersetzung der letzten Strophenzeile wird dadurch jedoch nicht klarer: *Vermächtnis [etwas Gegründetes, Gestiftetes, Fundiertes] und Krankheit [Suche?] der Borte standen da rundum geschrieben.* Vielleicht: ‘Ergebnis und Aufgabe’, oder ‘Befriedigung und Wunsch’ im Sinn von ‘Gefundenes und Gesuchtes’.

Obgleich Titurel so gottesfürchtig lebt und auch die Seinen zu tugendhaftem Leben anhält, hadert er mit seinem von Gott auferlegten Schicksal: Richaude und Clarisse wurden ihm – nebst einigen seiner Kinder – genommen, noch immer wurde kein neuer Gralskönig berufen und noch immer lässt sich der Gral von niemandem tragen. Zu allem Überdruss hat Titurel durch den Gral erfahren, dass Frimutel und Anfortas wegen ihres Verhaltens Schaden nehmen werden. Doch es bahnt sich eine Veränderung der momentanen Zustände an:

604 Al siner clag der grozen wil in der gral ergetzen.
mit vreuden under stozen wart nu sin leit, daz er mit wirde setzen
solt den sun an siner stat so schone,
als er die schrift was lesende: ‘Frimutel der sol hie tragen krone’.

Bald wird ihn der Gral von seiner großen Klage abbringen. Sein Leid wurde jetzt durch Freude untergraben, da er mit Würde und Anstand seinen Sohn an seiner statt einsetzen sollte, wie er in der Schrift las: ‘Frimutel soll hier die Krone tragen.’

Außerdem wird Tschosiane zur ersten Gralsträgerin bestimmt. Doch der Gral erfreut den alten Titurel noch mit einer weiteren Verlautbarung:

606 Der jamer hie gemeret wart Tyturel niht starke,
wen er vant schrift geheret, der gral wer al der diet vor tod ein arke,
an swelchem tag und man den gral wer sehende,
di selben wochen umbe wer an im kein sterben nicht geschehende.

Das Leid wurde Titurel [noch weiter] verringert, denn er fand herrliche Schrift, dass der Gral dem Volk eine Arche vor dem Tod sei: An welchem Tag und wer auch immer den Gral sähe – in dieser Woche würde er nicht sterben.

Freudig schreitet man zur Krönung des neuen Gralskönigs. Nachdem Frimutel so die Krone empfangen hat, gibt es ein herrliches Festmahl der tugendreichen Templeisen.

634 Ot sunder tugende niemen zum grale mocht beliben.
her dan si můsten schiemen. man sicht ir ouch zem paradis nicht schriben
zu den erwelten an des lebens bůche.
da werdent si vertiliget und hin gesant gen Lucifer mit vlůche.

Ohne Tugend vermochte niemand in der Nähe des Grals zu bleiben. Sie mussten von ihrem hohen Ross steigen. Man sieht sie im Buch des Lebens auch nicht bei den Erwählten, zum Paradies Bestimmten geschrieben stehen. Da werden sie vernichtet und mit Flüchen zu Luzifer gesandt.

Tugend steht folglich über allem. Umso mehr muss Titurel bedrücken, dass Frimutel und Anfortas in diesem Punkt fehlgehen und ihr Verderben finden werden. Er kann daran zwar nichts ändern, versucht ihnen aber dennoch entsprechendes Rüstzeug mit auf den Weg zu geben:

637,3 er kunde in nie vor lieb zu vil geleren,
sint er zem grale was lesende, er můst von wibes minne gelucke reren,

638,1 Und Anfortas. […]

---

[251] Oder: *die gefundene Lehre der Kunstfertigkeit*? – *liste* und *vunde* bzw. *funde* sind zwar häufig und häufig gemeinsam (siehe etwa Strophen 837,4 und 838,1) gebrauchte Begriffe in Albrechts ‘Jüngerem Titurel’, ihre genaue Übersetzung wird hier dadurch aber um nichts einfacher.

Er konnte ihn [*scil.* Frimutel] aus Liebe nie zu viel lehren, seit er am Gral gelesen hatte, dass er aufgrund von Frauenliebe unglücklich werden würde – ebenso Anfortas.

Diesen beiden, Frimutel und Anfortas, erklärt Titurel nun, in welcher Art mit dem Gral und seinen Regeln umgegangen werden müsse: Er verweist Frimutel auf die Gralsordnung: *di wis in in der wochen eines lesende* (Strophe 639,4b; die lass ihnen einmal pro Woche vorlesen). Für Frimutel jedoch reicht es nicht, die Gralsordnung verlesen zu lassen und zu hören, denn Titurel fügt hinzu: *di lere heiz dir schriben, so kan si niht vervallen von unwitzen* (Strophe 648,4; die Lehre lass dir aufschreiben; so kann sie nicht durch Unvernunft verloren gehen).
Kyot von Katelangen nimmt die wunderschöne Tschosiane zur Frau, die darum das Amt der Gralsträgerin abgeben muss. Tschosiane bringt eine Tochter zur Welt, stirbt jedoch bei der Geburt. Aus seinem Leid heraus entsagt Kyot gemeinsam mit seinem Bruder Manfilot der Welt, nachdem er darum gebeten hat, seiner auf den Namen Sigune getauften Tochter sein Land zu übertragen. Die kleine Sigune wird von Kyots anderem Bruder, dem König Tampuntier, zu sich genommen, wo sie gemeinsam mit Kondwiramurs aufwächst. Nach wenigen Jahren stirbt Tampuntier jedoch. Da auch Kastis verstorben ist und seine noch jungfräuliche Gemahlin Herzelaude, Tschosianes Schwester, zwar mit den Ländern Waleis und Nurgals, aber selbstverständlich kinderlos zurückgelassen hat, nimmt Herzelaude ihre kleine Nichte zu sich. Damit[252] ist sie jedoch nicht die einzige Dame, die ein Kind aufzieht, das nicht ihr eigenes ist, denn Anflise, Königin von Frankreich, hat sich des jungen Tschinotulander von Graswald angenommen, der im Gegensatz zu Sigune nicht dem Gralsgeschlecht entstammt. Diesen Jungen bekommt nun der Anschevin Gamuret von der französischen Königin überantwortet und nimmt ihn auch gleich mit auf seine Orientfahrt zum Baruch Ackerin. Von dort zurückgekehrt und mit Herzelaude vermählt, zieht Gamuret die Kinder Sigune und Tschinotulander gemeinsam auf, bis sich die beiden allzu Jungen ineinander verlieben. Tschinotulander hat als Überbringer der Liebesbotschaften zwischen Gamuret und Anflise theoretisch schon einiges über die Liebe erfahren und klärt Sigune bereitwillig darüber auf:

737 ‘Vrou, di minne kan wilden, fremden und heimlichen,
bilden und unbilden an kinden, alten und an richen.
si wandelt sich alsam ein goukelschibe.
nieman lebt so wise, der ir lune biz an daz ende schribe.[’]

‘Herrin, die Minne kann Jungen, Alten und Mächtigen wild erscheinen, unbekannt und vertraut, sie kann aufbauen und zerstören. Sie wandelt sich wie eine Zauberkugel. Es lebt niemand so weiser, der ihre Launen vollständig beschreiben könnte.’

Sigunes Liebe soll Tschinotulander sich jedoch erst verdienen. Er bekommt alsbald Gelegenheit dazu, denn die Lage im Orient erfordert Gamurets neuerliche Unterstützung des Baruchs.

[252] Für das Folgende vgl. auch die Textpräsentation von Wolframs ‘Titurel’.

Tschinotulander, der Gamuret begleitet, und Sigune müssen sich ebenso trennen wie Gamuret und Herzelaude, die ein Kind erwartet. Der Kampf des Baruchs Ackerin gegen die babylonischen Brüder Ypomidone und Pompeirus setzt Gamurets erste Orientmission fort. Ein weiser Ritter informiert Gamuret über den Grund der Auseinandersetzung – nämlich die Herrschaft über die Stadt Ninive, die Ackerin einst den babylonischen Brüdern abgenommen hatte, die diese jetzt jedoch wieder zurückerobert haben – und den bisherigen Lauf der Ereignisse. Schuld an allem tragen selbstverständlich die königlichen Brüder aus Babylon, das ohnehin als Brutstätte des Bösen bekannt ist:

827 Jerusalem geselle des himels ist mit schrifte,
und Babilon der helle, da von daz hofart ie da wunder stifte.
tohter von Syon sint got di næhsten,
und di von Babilone sint vor got unwert und gar di smæhsten.

Laut der Schrift ist Jerusalem die Geliebte des Himmels, Babylon die der Hölle, von wo aus[253] die Hoffart immer schon Absonderliches bewirkte. Zions Töchter sind [Gott] die Nächsten und die von Babylon sind vor Gott unwert und die am meisten zu Schmähenden.

Des Baruchs Leute treffen Vorbereitungen für den bevorstehenden Kampf. Die Babylonier erfahren von der Rekrutierung von Kämpfern durch Ackerin. Sie, die *Kriechen wilde* (Strophe 852,1), geraten darüber in Zorn und rüsten nun ihrerseits auf:

853 Si hiezen brieve schriben von lande hin zu lande,
daz nieman solt beliben, den man an werdicheit zu not erkande.
alsus wart ir hervart do beschriet
in sehs witen landen, di in von art und erbe waren gevriet.

854 Kaldea daz eine, von grozer gulte riche.
an richeit ouch niht cleine was Sennaar, daz ander werdicliche.
Mesepor, Sicilje, Lammarene.
mit schrift ist unverendet ir gelt. daz sehste heizet Sabritene.

Sie befahlen, Briefe in alle Länder zu schreiben, dass niemand, den man unbedingt[254] für edel hielt, zurückbleiben sollte. So wurde ihre Heerfahrt ausgerufen in sechs fernen Ländern, die von Abstammung und Erbe her auf sie gekommen waren. │ Eines war das an Gold reiche Kaldea; auch nicht arm war Sennaar, das zweite edle Land. Mesepor, Sicilje, Lammarene – ihr Reichtum ist unbeschreiblich. Das sechste [Land] heißt Sabritene.

So gestärkt zieht man vor Baldac, wo Ackerins Leute und die ihnen zahlenmäßig überlegenen Anhänger der babylonischen Brüder in erbitterten Kämpfen aufeinander treffen. Der Baruch kann sich nur durch Gamurets Hilfe überhaupt halten. Pompeirus und Ypomidone rechnen daher schon mit einem Sieg und überlegen, wer von ihnen welches Amt Ackerins übernehmen wird. Sie halten es nicht einmal für nötig, mit ihrer gesamten Kampfstärke gegen des Baruchs Leute anzutreten, sondern wählen von den über 100 ihnen ergebenen Königen nur die 20 vertrauenswürdigsten aus: *Daz wart nu ordenliche mit schrift gemachet stete* (Strophe

[253] Oder: *weil*?
[254] Oder: *im Mindesten*?

911,1; das wurde nun ordnungsgemäß mit Schrift bestätigt). Am fünften Tag der Schlacht kann Ypomidone Gamuret schließlich eine tödliche Wunde beibringen: Gamurets Diamanthelm, der seinen Träger bisher sicher geschützt hat, wird mittels Bocksblut erweicht, sodass Ypomidone Gamuret, der aus Bequemlichkeit darunter keine Harnischkapuze trägt, mit der Lanze verwunden kann. Sterbend legt der Getroffene die Beichte ab und gibt seinem Schützling Tschinotulander letzte Anweisungen, sich um Herzelaude, Sigune und seine Länder zu kümmern und für ein christliches Begräbnis zu sorgen. Prächtig und aufwendig werden Gamurets sterbliche Überreste zu Grabe getragen. Die christliche Komponente darf dabei freilich nicht zu kurz kommen:

998 Sin kappellan nicht eine, juncherren, die gelerten,
in einer messe reine di trinitat mit grozer andaht erten,
mit wunsche, daz di sele wurd erkennet
mit schrift vil werdiclichen an dem lebnden bůche wol benennet.

Nicht nur sein [*scil.* Gamurets] Kaplan alleine, sondern auch die Knappen [und] Gelehrten ehrten in der heiligen Messe mit großer Andacht die Dreifaltigkeit – mit dem Wunsch, dass die Seele mit Schrift ehrenvoll in das Buch des Lebens eingetragen würde.

Das ganze Begräbnis ist so schön und feierlich, dass selbst den Heiden die Taufe schmackhaft gemacht wird.

1002 Man stiez ein krůz gehiure uf den sark zem houbet.
daz was ein smarac tiure. dar under stůnt sin helme, des geloubet,
under dem er het genomen den ende,
dar an mit schrifte riche sin epitafium ergraben behende.

Am Kopfende des Sarges schlug man ein großes Kreuz ein. Das bestand aus einem wertvollen Smaragd. Darunter lag sein Helm, glaubt es, unter dem er gestorben war; darin wurde geschickt eine kunstvolle Grabinschrift eingraviert.

Nach Gamurets Tod finden zwar auch die Kämpfe ein Ende, ihr Ausgang ist jedoch unentschieden. Tschinotulander verpflichtet sich zur Rache für Gamuret. Dann tritt er die Heimreise nach Kanvoleis, der Hauptstadt von Waleis, wo Gamuret und er Herzelaude und Sigune zurückgelassen haben, an. Dort ist die Trauer groß. Die herbeigerufenen Fürsten geloben, Gamurets Länder seinem noch ungeborenen Nachkommen zu sichern. Bald darauf kommt dieser zur Welt und wird auf den Namen Parcifal getauft. Herzelaude vertraut Land und Sigune Tschinotulander an und zieht mit ihrem Söhnchen in die Wüste Solitane. Derweil sorgt sich Tschinotulander rührend um Sigune.

1119 Ouch was si in der gůte, daz si fur alle gewinne
sin tugendriche gemůte las in ir herze. daz schůf diu scharfe minne.
ir beider triwe, di wak vil wol geliche
mit valscheloser liebe. sus minten si ein ander herzenliche.

Auch sie war in der großzügigen Verfassung, dass sie vor all ihrem Gewinn sein tugendreiches Gemüt in ihrem Herzen bewahrte. Das machte die heiße Minne. Ihrer beider Treue war gleich groß mit selbstloser Liebe. So liebten sie einander von Herzen.

Bald nach Tschinotulanders Schwertleite begibt sich der junge Ritter mit Sigune zu Herzelaude nach Solitane. Der Besuch lässt jedoch das Leid der Witwe wieder in solchem Maße hervorbrechen, dass die beiden jungen Leute nicht über Nacht bleiben wollen und stattdessen aufbrechen. In einem Wald an einem Fluss machen sie Rast. Die[255] Idylle wird allerdings jäh durch einen Bracken gestört, der – dem Fürsten Ekunat entlaufen – durch den Wald jagt. Tschinotulander nimmt die Verfolgung des Hundes auf, kann ihn tatsächlich einfangen und bringt ihn seiner geliebten Sigune. Mit dem Bracken hat er auch ein wertvolles, mit Perlen und Edelsteinen besetztes seidenes Seil eingefangen.

1187 Da manz von ander valten sah zwischen den ringen,
da kund iz wirde walten von richer schrift mit kostbæren dingen.
aventiure hœrt, obe ir gebietet.
mit guldinen nagelen die steine uf die strange warn genietet.

1188 Smarac warn di bůchstaben, mit rubîn verpundet,
mit gewier uf golt erhaben. iz enwart nie seile baz gehundet.
nu was ouch der hunt vil wol geseilet.
wederz ich da neme, daz riet ein kint, ob iz mir wer geteilet.

Wenn man es zwischen den Ringen auseinandergefaltet sah, bewies es mit reicher Schrift aus kostbaren Dingen seine wertvolle Beschaffenheit. Hört Aventiure, wenn ihr wollt. Mit goldenen Näglein waren Steine auf das Seil genietet. │ Smaragde waren die Buchstaben, mit Rubinen verbunden[256], eine Einlegearbeit in Gold. Niemals wurde ein Seil besser gehundet. Doch war auch der Hund sehr gut geseilt. Welches ich da nähme, würde ich vor die Wahl gestellt, das wüsste ein Kind.

Auf dem Seil sind noch weitere wertvolle Edelsteine.

1190 Ein samit drunder horte, gevar nach meiem walde.
diu halse was ein borte vil richer stein, von arte manic valde,
durch liuhtic lieht. die schrift ein vrowe lerte.
Gardivias so hiez der hunt, daz spricht endiute: 'hůte wol der verte.'

1191 Di herzoginne lobesam las anevanc der mære:
'swie ditz si eins bracken nam, daz wort ist den werden noch gebere.
man und wip, di hůtent verte schone,
di fůrent hie der werlde gunst und wirt in dort diu selde zu lone.'

1192 Si was di halsen lesende, noch nicht an dem seile:
'swer verte in hůt ist wesende, des pris wirt getragen nimmer veile,
ob er in herzen wont also gestarket,
daz in nimmer ouge ersiht uf unstætem, wenkendem market.'

1193 Bracken und seil durch minne sande einem fursten schone
von art ein kuniginne. di trůc von adel und von landen crone.
Sigune las ir namen underscheide,
der kunigin und des fursten. di stůnden wol erkantliche da beide.

Ein Samt[257] darunter gehörte dazu, in der Farbe eines Maienwaldes. Das Halsband war eine Borte von wertvollen Steinen verschiedenster Art [und] hell strahlend. Die Schrift [anzufertigen] hatte eine Frau befohlen. Gardivias, so hieß der Hund, das heißt: 'Achte gut auf den Weg.' │ Die ehrbare Herzogin las

[255] Für das Folgende vgl. auch die Textpräsentation von Wolframs 'Titurel'.
[256] Zum grammatikalischen Dilemma vgl. die Textpräsentation von Wolframs 'Titurel', Anmerkung zu Strophe 147,1.
[257] Zu *samit* vgl. die Textpräsentation von Wolframs 'Titurel', Anmerkung zu Strophe 148,1.

den Anfang der Geschichte: ‘Auch wenn das der Name eines Bracken sei, so ist den Edlen das Wort gemäß. Mann und Frau, die sorgfältig auf den Weg achten, erregen hier auf Erden Wohlwollen und erhalten dort das Heil als Lohn.’ ⎪ Sie las am Halsband, noch nicht an dem Seil: ‘Wer auf den Weg achtet, dessen Ruhm wird nie mehr feilgeboten, wenn er gestärkt im Herzen wohnt, sodass ihn nie mehr ein Auge auf dem unsteten, wankenden Markt erblickt.’ ⎪ Bracke und Seil sandte ihrer Liebe wegen eine Königin von [hoher] Abstammung einem schmucken Fürsten. Sie trug aufgrund ihres Adels und ihrer Länder die Krone. Sigune las den [Standes-]Unterschied ihrer Namen, der Königin und des Fürsten. Die wurden da beide genannt.

Bei der Königin handelt es sich um Clauditte, welche die Krone des Landes Kanadic von ihrer Schwester Florie geerbt hatte. Florie nämlich starb aus Trauer ihrem Geliebten Ylinot nach, der in ihrem Dienst den Tod gefunden hatte.

1197 Sigune las erliche von Clauditten an dem seile:
di fursten in ir riche gerten eines herren mit urteile.
si sprachen einen hof zePofermunde.
dar chomen rich und arme. do erteilte man ir wale an der stunde.

Ehrerbietig las Sigune auf dem Seil von Clauditte: Die Fürsten in ihrem Reich forderten mit Ratschluss einen Herrn. Sie riefen einen Hoftag zu Pofermunde aus. Dorthin kamen Mächtige und Niedere. Da stellte man sie [*scil.* Clauditte] vor die Wahl.

Clauditte entschied sich für den Herzog Ekunat, der eine Blume der Tugend und im Übrigen ein Onkel Tschinotulanders, der Bruder seiner verstorbenen Mutter Mahede, ist. Auch sie selbst wolle sich nach Frauenart verhalten. Tschinotulander scheint von all dem zunächst unberührt:

1201 Tschinotulander mit einem veder angel
aschen, vorhen vander, di wil Sigun las hoher vreuden mangel
und des ouch er vil selten wart der geile.
Sigun den stric entloste durch uz zelesen di schrift an dem seile.

Tschinotulander fing mit einer Federangel Äschen [und] Forellen, während Sigune sich einen großen Mangel erlas, und auch er wurde davon nie mehr froh. Sigune löste den Strick, um die Schrift an dem Seil zu Ende zu lesen.

Da entläuft ihr der Bracke, wobei die edelsteinbesetzte Leine Wunden an ihren Händen hinterlässt. Tschinotulander hört Hundegebell und zieht daraus die richtigen Schlüsse. Bei dem Versuch, den Bracken wieder einzufangen, verletzt sich jedoch auch er. Unverrichteter Dinge kehrt er zu Sigune zurück.

1212 Si kos an im vil wunden an beinen und an fůzen.
vil clage von in funden wart. nu wil daz mere sich unsůzen,
do diu herzoginne begunde sprechen
nach dirre schrift der strangen. diu vlust diu wil nu spere vil zubrechen.

1213 Er sprach: ‘ich gefriesch nie keine der strangen uber schribene
heidnisch, franzois. gemeine bin ich der kunst nicht der belibene.
ich lese wol, waz da ze lesen were.
sůze magt Sigune, la dir di schrift der strangen sin unmære!’

1214 Diu strang ir was gebunden zu herzen also nahen.
ir kriec gar unerwunden wil durch richeit nach dem seile gahen.
si sprach: ‘al rǒmisch rich wer dir ze chleine
gen dirre selben strangen, were dir kunt di schrift dar an so reine.

1215 Solch aventiur ist wesende geschriben an der strangen.
bin ich di niht uz lesende, so ist mir gar unmære Katelangen
und swaz mir ieman richeit kund gebieten.
davur ich dannoch wolde der schrift an dem seile mich genieten.[']

Sie besah an ihm viele Wunden an den Beinen und Füßen. Beide klagten sehr. Nun wird diese Geschichte bitter werden, als die Herzogin die Schrift an dem Seil ansprach. Der Verlust wird nun viele Speere zerbrechen. | Er sprach: 'Ich habe noch nie etwas von beschrifteten Seilen gehört – weder heidnisch noch französisch. Ich bin nicht ohne Bildung geblieben. Ich lese sehr wohl, was es so zu lesen gibt. Liebes Mädchen, Sigune, vergiss die Schrift auf dem Seil!' | [Doch] der Strang war ihr ans Herz gewachsen. Ihr Begehren richtete sich unerbittlich und machtvoll nach dem Seil. Sie sprach: 'Das ganze römische Reich wäre dir zu gering gegenüber diesem Seil, wenn dir die so vollkommene Schrift daran bekannt wäre. | Solche Aventiure ist auf dem Seil geschrieben! Wenn ich die nicht zu Ende lesen kann, will ich Katelangen vergessen und was man mir sonst an Reichtum anböte. Ich würde dennoch nach der Schrift an dem Seil verlangen.'

Und so knüpft sie die Gewährung ihrer Liebe an die Wiederbeschaffung des Brackenseils.

Sigune und Tschinotulander setzten ihren Heimweg nach Kanvoleis fort. Dabei ist Sigune untröstlich.

1225 Si clagte nicht aleine den hunt noch di strange.
di schrift der edeln steine ir herzen was ein klamme habende zange.
si jach, daz ir begrůnde nimmer wunne,
ob si der schrift enbære, so gieng ir sat an vreuden uf vil dunne.

Sie beklagte nicht nur den Hund oder das Seil. Die Schrift der Edelsteine hielt ihr Herz wie eine Zange fest umschlossen. Sie sagte, dass ihr nie besser würde, solange sie der Schrift entbehrte; so würde die Saat der Freude nur dünne aufgehen.

Tschinotulander mahnt Sigune zur Fröhlichkeit, doch sie entgegnet:

1229 'Sol liep wider gewinnen min lip gen trurens varen,
daz ich uz vreuden sinnen gen rechter liebe lieplich kunn gebaren,
so můz ich die strange wider schowen
mit schrift, der edeln, tiuren, oder ich bin an vreuden gar verhowen.' –

'Soll mein Körper wieder Liebe statt Trauer erfahren, sodass ich mich aus freudigem Sinnen nach rechter Liebe fröhlich gebärden kann, so muss ich das Seil mit der Schrift, der edlen, teuren, wieder sehen oder ich bin ganz ohne Freude.'

Tschinotulander verspricht daraufhin, nach dem Brackenseil zu suchen, auch wenn es ihn das Leben kosten sollte. Sigune gerät zwar in Gewissenskonflikte, schickt den Geliebten aber dennoch los. Er solle sich zudem – wie Gamuret – Ruhm und Ehre erwerben. Sie sorgt selbst für seine Ausrüstung, die von einem goldenen Kopfschmuck gekrönt wird:

1247 Zwei zirkel stab der bůche alumb daz schapel drungen.
di schrift mit eren růche seit, iz gebz ein herzogin dem jungen,
und ditz schapel wer ein werdiu krone
ir kůschen magetůmes. der ritter wurbe nach ir minne lone.

1248 Ein sidin risel clare, darin erwebn von golde
bůchstaben rich furware. di seiten, daz er sich des trŏsten solde,
ob sin reise nem mit eren ende.
durch in so wer si tragende vur daz schapel wiplich gebende.

1249,1 Daz wart gebunden an ein sper der maze als ein baniere
alnach Sigunen herzen ger. vil lange vorbereit si die zimiere.

Zwei Kreise von Buchstaben wanden sich um den Kopfschmuck. Die Schrift sagte ehrenvoll, dass eine Herzogin ihn dem Jungen gegeben hatte und dass dieser Kopfschmuck eine edle Krone ihrer keuschen Jungfräulichkeit sei. Der Ritter werbe nach ihrer Liebe Lohn. ⎪ In einen seidenen durchsichtigen Schleier waren fürwahr goldene Buchstaben gewebt. Die sagten, dass er darauf hoffen sollte, wenn seine Reise ein ehrenvolles Ende nähme. Seinetwegen würde sie statt des Kopfschmucks das Gebände einer verheirateten Frau tragen. ⎪ Der wurde ganz nach Sigunes Herzbegehr und gleichermaßen als Banner an eine Lanze gebunden. Sie hatte den ritterlichen Aufputz schon lange vorbereitet.

Trotz allem versucht Tschinotulander die hartnäckige Geliebte noch durch die Aussicht auf seine ritterliche Bewährung im Zuge von Turnieren davon abzubringen, dass sie alles von der Wiederbeschaffung des Brackenseils abhängig macht:

1269 [']Da mocht ich werdicliche in dinem dienst geriten.
Artus, der milte, riche, ich weiz, daz er mir prief in kurzen ziten
sendet her, daz wir im komen schone.
da soltu sehen, hȯren durch schilde krachen sper mit hellem done!'

1270 Do sprach der minn florie: 'du darft der bet nicht rů̊chen.
vor valsch ich bin di frie. du habe nicht wan, daz ich dich well versů̊chen,
sit wir uns lang erkennen her von kinde.
der seneden, clagnden swære nach der schrift des seiles ich nicht erwinde.[']

'Da würde ich ehrenvoll in deinem Dienst reiten. Artus, der Freigebige, Mächtige, ich weiß, dass er mir sehr bald eine Einladung schicken wird, dass wir zu ihm kommen, wie es sich gehört. Da sollst du sehen, hören, wie Speere mit hellem Ton durch Schilde krachen!' ⎪ Da sprach die Blume der Liebe: 'Du darfst die Bitte nicht [anders] wünschen. Ich verstelle mich nicht. Glaub nicht, dass ich dich auf die Probe stellen will. Denn wir kennen einander von Kindheit an. Von dem sehnsüchtigen, klagenden Kummer nach der Schrift des Seiles lasse ich nicht ab.'

Neben dem körperlichen Vollzug der Liebe stellt sie ihm gar ihr Land Katelangen als Lohn in Aussicht. Endlich nehmen die beiden jungen Liebenden Abschied voneinander.
Der Bracke hat sich derweil in einem Dornengestrüpp verfangen. Dort findet ihn Teanglis, der König von Theserat und Talimon.

1296 Nu reit der kunic von Theserat in dem walde jagende.
er chom do an di richen stat. brack und seil daz was im wol behagende.
di schrift zulesene was er kunste sunder,
er daht im: dirre vremde brief ist uz gesant durch aventiure wunder.

Da ritt der König von Theserat auf der Jagd durch den Wald. Er kam an den wertvollen Platz. Bracke und Seil gefielen ihm sehr gut. Die Schrift konnte er [zwar] nicht lesen. Er dachte sich [aber]: Dieser fremdartige Brief ist zum Zweck wundersamer Aventiure ausgesandt.

Deshalb lässt er den Hund laufen und folgt ihm. Doch wenig später fängt Orilus von Lalander den Bracken ein und besiegt Teanglis im Zweikampf. Kurz danach wird Teanglis auch von Tschinotulander, der von einem Waidmann auf seine Spur gewiesen wurde, besiegt. Tschinotulander schickt nun den besiegten Teanglis mit der Nachricht zu dessen Lehnsherrn, dass er, Tschinotulander, in einem Kampf um Ruhm und Ehre auf würdige Gegner warte. Was der junge Ritter nicht weiß: Teanglis' Lehensherr ist niemand geringerer als König Artus. In der Folge besiegt Tschinotulander von Graswald in entsprechend grasgrüner Rüstung mehrere Artusritter, wobei er versehentlich Orilus' und Lehelins Neffen tötet. Artus ist darüber wenig

erfreut und versucht, seine Männer anzuspornen, indem er dem Sieger einen Preis in Aussicht stellt:

1379 [']Des schilt gen einer ellen gar sol man hoher henken
ob aller tavelrunde schar. und sol diu ere sich nimmer mer verkrenchen.
daz wirt mit schrift versigelt und bewæret.'
die můtes richen, werden wurden aller zageheit unerværet.

'Dessen Schild soll man etwa eine Elle höher als die der anderen Tafelrunder hängen. Und die Ehre soll nie mehr geschmälert werden. Das wird mit Schrift besiegelt und bewahrt.' Den Mutigen, Edlen wurde alle Feigheit fremd.

Doch vorläufig können die Artusritter gegen Tschinotulander wenig ausrichten. Nachdem dieser Keye, Segremors, Aspinel und Wigamur besiegt hat, schickt sich Orilus, der einen Drachen als Wappentier führt, an, gegen ihn zu kämpfen:

1396 Den tracken was man sehende an schild, an helme riche.
sin ougen rubin brehende. zimier und wapen stůnd im keiserliche.
der talfin fůrt daz schapel cronebære.
di bůchstabe sageten, daz Sigun noch rein und kůsche wære.

Man sah den Drachen am Schild und am prächtigen Helm. Seine Augen waren funkelnde Rubine. Helmzier und Schild standen ihm hervorragend. Der Dauphin [*scil.* Tschinotulander] trug den krönenden Kopfschmuck. Die Buchstaben sagten, dass Sigune noch jungfräulich rein wäre.

So treten Tschinotulander und Orilus gegeneinander an. Orilus fällt vom Pferd und verletzt sich beim Aufschlag den Arm. Insgesamt besiegt Tschinotulander 40 Ritter, darunter zwölf Könige, bis Ekunat sich ihm entgegenstellt. Ihm entdeckt Tschinotulander seine Identität und berichtet von seinem Dienst an Sigune sowie vom Brackenseil. Ekunat verspricht dem jungen Ritter das Seil, sofern er es in Händen hielte, und rät ihm, weiter um Sigune zu werben:

1428 [']Von Graswalt geheizen, nach Graswalt geverwet,
dich kan diu minne reizen. werde minne hat dich uz geserwet.
der minne schrift din sper, din helme fůret.
wa gewan diu minne ie minlicher kint? des bin ich unberůret.' –

'Von Graswald genannt, nach Graswald gefärbt, dich kann die Minne locken. Edle Minne hat dich ausgerüstet. Dein Speer und dein Helm tragen die Schrift der Minne. Wo gewann die Liebe je ein lieblicheres Kind? Davon weiß ich nichts.' –

Fürst Ekunat lobt außerdem Tschinotulanders Tugendhaftigkeit:

1433 'Sam der berillus grǒzet di schrift in im ze lesene,
din herze dem genǒzet, dar inne alle tugende mit wesene
wahsent hoch, breit, wit und ouch di lenge.
vrou Er hat bi dir werden sitz, wan daz si hat von prise groz gedrenge.' –

'Wie der Beryll die in ihm zu lesende Schrift vergrößert, so hat dein Herz die Eigenschaft, dass darin alle Tugenden höher, breiter, weiter und auch länger werden. Frau Ehre hat bei dir einen edlen Sitz, denn sie wird von großem Ruhm umringt.' –

Weiters entdeckt Ekunat dem Tschinotulander, dass seine bisherigen Gegner dem Artushof angehörten. Erschrocken bittet der Junge den Fürsten, bei Artus ein gutes Wort für ihn einzulegen. Ekunat kommt der Bitte nach. Am Artushof ist man zur Vergebung bereit, nur Orilus

macht Ärger, indem er und seine Geliebte Jeschute mitsamt dem Bracken den Hof verlassen, wodurch schließlich auch die Geschichte mit dem Hund zur Sprache kommt. Ekunat erklärt sich als der rechtmäßige Besitzer des Tieres, lässt dessen wertvolle Leine aber unerwähnt:

1469 Ouch Ekunat nicht wolde hie sprechen nach dem seile,
daz leider komen solde dem uz Graswaldane zu unheile.
er daht: ob man die schrifte offenbære
da lese vor den werden, daz Clauditte da von enpriset were.

1470 Im was vor allem leide, daz so gar kuntliche
da stůnt geschriben beide ir namen. er daht, wer zweinzicvalt so riche
daz seil můst minhalp sin in vluste wesende!
owe, war denk ich tumber, swer iz hat, der ist die schrift ie lesende.

1471 Hie mit was bevangen sin herz in kriege wegende
gen schrift al dirre strangen. des wart ein strit sich in sin herze legende
mit leides uberleste swerer burde
und immer darnach werben, wie im diu strange mit der schrifte wurde.

Auch wollte Ekunat hier das Seil nicht ansprechen, das leider dem aus Graswald zum Unheil gereichen sollte. Er dachte: Wenn man die Schrift da öffentlich vor den Edlen vorläse, würde Clauditte davon an Ruhm verlieren. | Ihm machte vor allem Sorgen, dass ihr beider Namen da so deutlich geschrieben standen. Er dachte, wäre es auch zwanzigmal so viel wert, das Seil musste der Liebe wegen verschwinden! O weh, wo denke ich Törichter hin, wer auch immer es hat, der liest auch die Schrift. | Dadurch geriet sein Herz in einen Zwiespalt um die Schrift auf dem Seil. Davon legt sich ein Streit mit des Leides überschwerer Bürde in sein Herz und ein immerwährendes Trachten, wie die Leine mit der Schrift sein werden könnte.

Der Zwiespalt in Ekunats Herz betrifft die Frage, ob er seinet- und Claudittes wegen auf das Brackenseil verzichten oder sich dafür einsetzen soll, dass Sigune es bekommt und die Werbung seines Neffen Tschinotulander annimmt.

1474 Zehant er do bedahte, als im der furste sagete,
den aventiure brahte aldar, da er vil werdicheit bejagete,
daz Sigun ot aller kunicriche
nicht neme fur daz mere, daz an dem seil geschriben stůnt kuntliche.

Schnell überlegte er da, als ihm der Fürst [*scil.* Tschinotulander], den Aventiure hierher gebracht hatte, wo er viel Ruhm erworben hatte, sagte, dass Sigune selbst alle Königreiche nicht anstatt der Geschichte nähme, die an dem Seil geschrieben stand.

Außerdem, überlegt Ekunat weiter, stammt Sigune ja aus dem edlen Gralsgeschlecht.

1477 Ouch was der edel junge von solcher vrucht gesippe,
daz weder munt noch zunge nie gelas, sit daz Adames rippe
verholne wart gemachet zu einem bilde,
daz mænlicher were und vor missewende so der wilde.

Auch war der edle Junge von solcher Abstammung, dass weder Mund noch Zunge je las, dass jemand männlicher und so sehr dem Bösen abgeneigt war, seit Adams Rippe heimlich zu einer Gestalt gemacht worden war.

Die Sache wird mit den Angehörigen des Artushofs besprochen. Keye meint spottend, man solle sich doch mit Würsten an Stelle von Wildbret begnügen, bevor man so einen Aufwand wegen eines Jagdhunds betreibe. Dennoch beschließt man, dass Orilus ganz offiziell wieder

an den Artushof geladen werden soll. Denn: *Ekunate wart gesant diu selbe schrift gar sunder valsche rete* (Strophe 1483,4; Ekunat war die Schrift ganz ohne Hinterlist gesandt worden). Tatsächlich lassen sich Orilus und Jeschute zur Rückkehr bewegen. Man hält Rat über die weitere Vorgehensweise bezüglich des Bracken:

1493 Wan er nu der wilde hiez und wilt do jagete,
di schrift gelichez bilde an disem wilden brieve hie nu sagete.
ouch hiez der bracke hůten wol der verte
walt und daz gevilde, und im daz mit gewalte nieman werte.

Weil er [*scil.* Ekunat] nun nach der Wildnis hieß und da Wild jagte, beschwor die Schrift in diesem wilden Brief hier nun das gleiche Bild. Auch hieß der Bracke, in Wald und Feld gut auf den Weg zu achten, was ihm [selbst] durch Gewalt niemand verwehren konnte.

Da aber Orilus den Bracken im Kampf von Teanglis erworben hat, sieht man in ihm den rechtmäßigen Besitzer. Ekunat bekommt jedoch die Chance, Orilus im Zweikampf zu besiegen und den Hund auf diese Weise zurückzubekommen. Man vereinbart einen Termin achtzehn Wochen, nachdem Orilus' Verletzung vom Kampf gegen Tschinotulander geheilt ist. Bis dahin soll Jeschute den Bracken behalten. Da bleibt Ekunat keine andere Wahl mehr, als durch den Hinweis auf die Schrift an dem Seil die eigentlich schon abgeschlossene Diskussion neu anzutreiben:

1504 Iedoch begunder zellen der magt Sigunen girde,
diu nimmer me gesellen ir vreude wolt zu keiner slahte wirde,
ob si der strangen schrift enperen můste.
wer Muntsalvasch ir eigen, die můst e ligen vor dem grale wůste.

1505 Des wart da vil gewundert von hohen und von nideren.
des wurden si besundert, daz iz vrou Jescute nicht solde wideren,
si liez di schrift vil uberlut da hǒren,
di vor aller vreude ungemůte kund so wol zustǒren.

1506 Von worte hin zuworte wart hie diu schrift gehǒret.
hie bi an dem orte wart ir aller herz in vreud enpǒret,
als in di aventiure wart gekundet.
ir gemůt sich swingen kunde aldar, da sich der valk enzundet.

1507 Von edelkeit der steine was disiu kraft der worte.
als man der schrift ein cleine vernam, ie gerner man si furbaz horte.
da mite was di schrift also geheret
durch Ekunat, den fursten. ir beider lop daz wart do hoch gemeret,

1508 Ich mein, des von der wilde und der magt Clauditten.
uf erde menschen bilde in der ersten werld noch in der dritten
kom nie grǒzer liep in oren hǒre,
dann an der strangen was geschriben, und da zů tugende lere, untugende stǒre.

1509,1 Disiu schrift ermante Artusen grozer leide,
zu hant als er erkante von Kanadic die botschaft dirre meide[.]

Er [*scil.* Ekunat] jedoch begann vom dringenden Wunsch der Jungfrau Sigune zu erzählen, die nie mehr froh werden würde, wenn sie der Schrift an dem Seil entbehren müsste. Wäre [selbst] Muntsalvasch [*scil.* die Gralsburg] ihr Eigen, die würde eher wüst vor dem Gral liegen. ⎪ Höher und niedriger Gestellte wunderten sich sehr darüber. Sie wurden dadurch besonders ausgezeichnet, dass Frau Jeschute es

nicht verweigerte, die Schrift ganz laut vorzulesen, die vor jeder Freude Unmut so wohl zu zerstören vermochte. | Wort für Wort wurde da die Schrift gehört. Hier an diesem Ort wurde ihr aller Herz von Freude ergriffen, als ihnen die Aventiure verkündet wurde. Ihre Stimmung schwang sich so hoch hinauf wie ein Falke. | Diese Macht der Worte kam von der Edelkeit der Steine. Als man ein wenig von der Schrift vernommen hatte, wollte man sie umso lieber weiter hören. Auf diese Weise war die Schrift wegen Ekunat, dem Fürsten, erhöht. Ihr beider Lob wurde da noch gesteigert, | ich meine, von dem von der Wildnis und von der Jungfrau Clauditte. Auf Erden bekamen menschliche Ohren weder in der ersten noch in der dritten Welt nie Erfreulicheres zu hören, als auf dem Seil geschrieben war – dazu Tugendlehre und Vernichtung der Untugend. | [Dennoch] erinnerte diese Schrift Artus an großes Leid, in dem Augenblick, als er die Botschaft der Jungfrau von Kanadic verstand.

So weit die erste Verlesung der Edelsteinschrift auf dem Brackenseil. Artus' Leid erwächst aus der Erinnerung an seinen verstorbenen Sohn Ylinot. Seinetwegen stimmt der König eine Klage an.

1513 Mit wazzer richen ougen wart dise clag erscheinet.
des moht er nicht vertougen. iedoch wart da mit herzen gar gemeinet
di schrift, swies in an vreuden het betrůbet
umb Ylinot, den werden. nu wart ouch jamers mer durch in geůbet.

1514 Nu baten al di hersten den fursten uz Lalander,
Artus vor des ersten und darnach der ein und ouch der ander,
daz er durch si und ahzic meide grůzen
zer hochgezit noch kerte, daz man da lese di schrift mit worten sůzen.

Mit tränenreichen Augen wurde diese Klage geäußert. Das konnte er nicht verheimlichen. Jedoch wandten sich die Herzen da ganz der Schrift zu, wie sehr die Freude Ylinots, des Edlen, wegen auch getrübt war. Nun wurde durch ihn auch Leid gefühlt. | Nun baten all die Edelsten den Fürsten aus Lalander – vor allen anderen Artus und danach auch der eine oder andere –, dass er ihret- und der 80 Jungfrauen wegen zum Hoffest wiederkehrte, damit man die Schrift da mit lieblichen Worten vorlese.

Orilus gibt seine Zustimmung.

1516 Zehant nu wart geworben ein steter vride ganze,
daz Orilus erstorben was siner swester sun von einer lanze.
swie zornes rich er uz geriten wære,
des wart nu vergezzen von dirre wunder schrifte sůzer mære.

1517 Wan swer die schrift erhorte, des herze wart gevriet
vor leid, und sich enborte sin gemůte wol raste hoch gedriet.
siecheit, wunden, dar zů ander smerzen
wart im da von geringet, so daz er sin vergaz gar an dem herzen.

Sofort wurde da um einen beständigen Frieden gebeten, da dem Orilus durch eine Lanze der Sohn seiner Schwester gestorben war. Wie zornerfüllt auch immer er ausgeritten war, das war nun dank des Wunders von der Schrift süßer Geschichte vergessen. | Denn jeder, der die Schrift hörte, dessen Herz wurde von Leid befreit und dessen Stimmung stieg sofort auf das Dreifache. Siechtum, Wunden, dazu Schmerzen wurden ihm davon so verringert, dass er sich im Herzen selbst vergaß.

Versöhnt und hoffnungsvoll löst sich die Versammlung auf. Tschinotulander, der nicht daran teilnehmen durfte, hat Unterkunft beim Vogt von Norwegen, Gawans Vater, gefunden, wo er seiner Rüstung entledigt wird, um ausruhen zu können:

1521 Entwapent wart der junge von richeit der zimiere.
weder munt noch zunge nie gelas von ritter also fiere,
als hie was von Graswaldan der snelle,
do in gezierte riche wat und iser ram getwůc von clarem velle.

Dem Jungen wurde sein reicher Helmschmuck abgenommen. Weder Mund noch Zunge las jemals von einem so schönen Ritter, wie hier der starke von Graswaldane war, als ihn die prächtige Rüstung zierte und ihm der Schmutz des Eisens von der strahlenden Haut gewaschen worden war.

Derweil hat Baruch Ackerin Boten ins Abendland gesandt, um Tschinotulander an sein Versprechen, Gamuret zu rächen, zu erinnern und zur neuerlichen Fahrt in den Orient aufzufordern. Diese Boten nehmen ihren Weg über Toledo, wo sie auch Kaylet mittels Geschenken zur Orientmission überreden sollen.

1552 Vil werdiclich enpfahen der kunic si wol kunde.
im dorfte nicht versmahen diu presente groz, der im wol gunde
Ackerin, der ims mit triwen sande,
mit priefen crefticliche, da mit er in vil manger triwen mande.

Der König [*scil.* Kaylet] wusste sie sehr ehrenvoll zu empfangen. Er konnte die großen Geschenke nicht zurückweisen, die Ackerin ihm so großzügig, [aber] in verbindlicher Weise und mit aussagekräftigen Briefen, die ihn auf große Treue einschworen, gesandt hatte.

Kaylet sagt seine Unterstützung zu und reitet – nicht ohne Schwierigkeiten: seine Leute greifen die heidnischen Boten an und töten zwei Mann – mit seinen Knappen an der Spitze der Boten Richtung Artushof, wo mittlerweile das große Hoffest von Floritschanze in vollem Gange ist. Zu diesem Fest hatte Artus auch Tschinotulander eingeladen,[258] der inzwischen aber ohnehin schon an den Hof gekommen ist. Nachdem ihr Tschinotulanders Ruhmestaten bekannt geworden waren, lud Ginover auch Sigune zum Hoffest und versuchte diese mit der Aussicht auf die Verlesung des Brackenseils zur Reise zu bewegen:

1623 Zehant diu kuniginne enbot der magt Sigunen
grůz in sůzer minne: und ob si ir der reise lieze slunen,
daz si des wol mit lobe můst geniezen,
und wie der junge talfin sich in ir dienst mit lobe kunde sliezen,

1624 Und wie man seil des bracken zu hove nu wer lesende.
des begund ir vreude sich stracken, Tschosianen vruht, die maget wesende
immer wolde sin, unz si mit heile
in ir gewalt fur eigen di schrift solte lesen andem seile.

Sogleich entbot die Königin der Jungfrau Sigune liebevoll ihren Gruß: und dass sie hoch gelobt würde, wenn sie ihre Reise beschleunigen könnte, und wie der junge Dauphin sich in ihrem Dienst Ruhm erworben | und wie man bei Hof das Brackenseil verlesen hätte. Darüber freute sie sich sehr, Tschosianes Tochter, die so lange Jungfrau bleiben wollte, bis sie glücklich das Brackenseil in ihre Gewalt bekäme und die Schrift daran läse.

Die Einladung tut ihre Wirkung: Sigune reist an den Artushof nach Floritschanze. Dort erhebt sich angesichts der 80 Jungfrauen, zu denen auch so namhafte wie Kondwiramurs zählen, die Frage nach der Schönsten. Man will die Entscheidung darüber jedoch erst bei einem späteren Hoffest fällen, damit auch die weiter entfernt Lebenden Zeit haben, sich darauf vorzubereiten:

[258] Neukirchen (2006), S. 198 bezieht diesen Passus auf die in 1269,2 erwähnten *prief*, die Tschinotulander von Artus zu bekommen erwartet, vor deren Erhalt er sich jedoch schon auf die Suche nach dem Brackenseil begeben habe.

1646 [']Florie von Syrie, Ytonje, Kuneware,
Arben, da zů Kundrie von Kortin, Larie sunder vare.
ir ist noch me, der lop man sunder schribet.
vil edel kunic here, nu seht, wer an der warheit da belibet!'

1647 Artus wol behagete der rat, den si da teten.
der kunic iz do sagete der kunigin. diu jach, daz si wol heten
ir sunder lon, die disen rat erfunden.
mit boten und mit brieven wart iz nu geworben an den stunden.

'Florie von Syrien, Ytonje, Kuneware, Arben, dazu Kundrie von Kortin, Larie ohne Falschheit. Ihrer sind noch mehr, deren Lob man besonders aufschreibt. Edelster König hier, nun seht, wer das Recht hat!' | Artus gefiel der Rat, den sie da gaben, gut. Der König informierte die Königin. Diese sprach, dass jene, die diesen Vorschlag gemacht hatten, besonderen Lohn verdienten. Mit Boten und mit Briefen wurden die Einladungen dann ausgeschickt.

Von der Diskussion um die Schönste geht man über zur Schwertleite zahlreicher Knappen. Mitten in die Zeremonie platzen jedoch die Boten des Baruchs, die nach diversen Abenteuern auf ihrem Weg von Toledo nach Floritschanze recht mitgenommen sind.

1668 Ich mac nicht sin alsagende, waz an ir prieven stůnde,
wan in sin herze jagende was hin uber, daz er rache tůnde
wurde gen dem kunig Ypomidone.
alle grales wirde nem er vur sin leben nicht zu lone.

Ich kann nicht alles sagen, was in ihren Briefen stand, außer dass sein[259] Herz auf Rache an König Ypomidone sann. Er nähme all die Würde des Grals nicht an Stelle seines Lebens als Lohn.

Durch seine Boten hat der Baruch neben den Briefen auch wertvolle Geschenke geschickt, so z. B. eine goldene Rüstung aus seinem Familienbesitz:

1684 Sin edel hoch geslechte, di ditz harnasch trůgen,
daz was geschriben rechte in rotez golt mit grůnen schriften klůgen
und stůnt ouch sunder in dem helm ergraben
mit gesmelze wæhe. franzois und heidenisch warn di bůchstaben.

Die Namen seiner hochadeligen Vorfahren, die diesen Harnisch getragen hatten, waren deutlich mit feiner grüner Schrift auf das rote Gold geschrieben und standen noch einmal kunstvoll in den Helm graviert und geschmolzen. Französisch und heidnisch waren die Buchstaben.

Die Rüstung ist aus dem wundermächtigen Gold der Saelde und hat die Eigenschaft, ihrem Träger Glück zu bringen, Unglück hingegen demjenigen, der sie verliert. Passend zu der Rüstung schickt der Baruch Tschinotulander noch einen goldenen Schild, in den ein lebender Salamander eingearbeitet ist. Weitere Geschenke bestehen in zwölf herrlichen Gewändern. Selbstverständlich sagt Tschinotulander seine Unterstützung zu. Sodann finden Schwertleite und Hoffest ihre Fortsetzung. Im Turnier verpflichtet Tschinotulander jene, die ihm im Zweikampf unterlegen sind, zur Teilnahme an der Orientfahrt.

Abseits der Hauptattraktionen kommt es zu einen Gespräch zwischen Titurel und seinem Enkel Anfortas, in dessen Zuge Anfortas dem Großvater seine Liebe zu Orgeluse, die jedoch

[259] Bezieht sich das Possessivpronomen auf den Baruch als den Absender der Briefe? Oder ist Tschinotulander gemeint, nachdem er den Inhalt der Briefe erfahren hat?

dem Cidegast versprochen ist, gesteht. Titurel versucht Anfortas von diesem Verstoß gegen das Gesetz des Grals abzubringen. Es hielten ja auch alle Kondwiramurs, nicht Orgeluse für die Strahlendste. Jedoch: *Amor daz wunder schribe, wes Anfortas des wegsten do niht spilde.* (Strophe 1765,4; Amor bewirkte das Wunder, dass Anfortas anderer Meinung war). Titurel vermag den Enkel also nicht umzustimmen, verspricht aber zu schweigen. Gegen Ende des Hoffests wird Orgeluse mit Cidegast verheiratet.

Tschinotulander übergibt Artus die zwölf Gewänder, die er vom Baruch erhalten hat und die alle ringsum tief beeindrucken. Der König erkundigt sich nach der Herkunft der Kostbarkeiten und meint:

1790 [']Meister Ypochrate noch all, di von nature
ie gelasen vrů und spate, die wurden nie der kunste nachgebure,
Galienus noch der Avicenne.
kunste aller Kriechen, mohten dran nicht vinden ein bekenne.'

'Weder Meister Hippokrates noch alle, die je von früh bis spät über die Natur gelesen haben, kamen jemals der Kunst so nah – nicht Galenus noch Avicenna. Die Künste aller Griechen können da nicht mithalten.'

Neben Orgeluse wurden noch zwei andere Jungfrauen aus dem erlauchten Kreis der 80 verheiratet, weshalb man sich um die Nachbesetzung zu kümmern hat. Artus fragt Sigune, ob sie sich nicht dazu bereit erklären wolle. Zuerst lehnt sie ab, dann aber:

1858,1 Si sprach: 'ich bin iu wernde, mac ich von iwer gunste
han, des ich bin gernde (wan an der strangen lit so vil der kunste),
daz ich di schrift vol lese an dem seile.[']

Sie sprach: 'Ich komme Eurer Bitte nach, wenn mir durch Eure Gunst gewährt wird, was ich begehre (denn in dem Strang liegt so viel Kunst): dass ich die Schrift an dem Seil zu Ende lese.'

Dieser Wunsch wird ihr erfüllt: Endlich kann Sigune die gesamte Schrift auf dem Brackenseil lesen, was sie denn – vor den anderen Jungfrauen – gleich dreimal tut:

1868,3 Sigunen wart daz bracken seil zulesene
den ahzic meiden sunder. si daht ein teil mit vreuden da zewesene.

1869 Zu vreuden liep gedinge saz nu ir herzen nahen,
wan ie diu schrift so ringe ir sweren můt zu vreuden kunde vahen.
durch daz Sigune was die schrift da lesende
wol dristunt, e si erwunde. do wart si nu vor leide wol genesende.

1870,1 Tschinotulander hie wundert dirre mære
und ouch vil manic ander, welcherleie schrift so ditze wære.

Sigune wurde das Brackenseil [gegeben], um es den achtzig Jungfrauen vorzulesen. Sie dachte, zum Teil mit Freude dazusein. │ Ihr Herz war freudig erregt, denn bisher hatte die Schrift ihre Schwermut nicht zur Freude wenden können. Darum las Sigune die Schrift da bestimmt dreimal, bevor sie davon abließ. Da wurde sie von ihrem Leid erlöst. │ Tschinotulander fragte sich bei dieser Geschichte ebenso wie auch manch anderer, welcher Art diese Schrift wäre.

Zu diesen anderen zählt auch Keye. Um die allgemeine Neugier zu stillen, ruft man einen Schreiber, auf dass er die Schrift an dem Brackenseil vorlese:

1871 Einen schriber wol geleret man lesen hiez di strangen.
nu moht diu schrift geheret uber al von man zu manne niht gelangen.
da von můst man si von ring zu ringe
lesen al den werden, vrowen schar und herren sunderlinge.

Einen hoch gebildeten Schreiber forderte man dazu auf, das Seil zu lesen. Nun konnte die Schrift nicht überall und von allen gehört werden. Darum musste man sie von Ring zu Ring all den Edlen – Frauen und Männern getrennt – vorlesen.

Alle müssen leise sein; dann geht's los:

1873,1 Da mit so wart sich hebende diu schrift an dem seile,
grůz des ersten gebende und dar nach ler gen aller menschen heile
den, di si mit volge wolten halden.

So hob die Schrift an dem Seil an, zuerst einen Gruß entbietend und danach eine Lehre zum Heil all jener Menschen, die sich nach ihr richten wollten.

Der Gruß richtet sich von Clauditte, der Verfasserin der Schrift, an Ekunat, ihren Adressaten:

1874 'Der man zeKanadicken den namen git Clauditten,
der man uz goldes blicken kuniges cron von rechter art sol smitten,
ir houbt, uber al daz kunicrich zetragene,
si sendet Ekunate von Berbester disen brief zu sagene

1875,1 Und minniclich zu grůzen mit triwen, der aller meisten.[']

'Die man in Kanadic Clauditte nennt, der man aus goldenen Blitzen eine Königskrone von rechter Art schmieden soll, ihr Haupt über das ganze Königreich zu tragen, die sendet Ekunat von Berbester diesen Brief um ihn liebreich │ und mit der größten Treue zu grüßen.'

Clauditte erklärt, dass und warum sie Ekunat als Gemahl und Landesverteidiger erwählt und ihm diesen Brief gesandt habe:

1882,1 Du eren pflicht geselle, du wilde blůme riche,
in wildez walt gevelle send ich dir wilden boten wildicliche
und wilden prief mit wilder boteschefte.

Du Pflichtgeselle der Ehre, du wilde üppige Blume, in die Wildnis des Waldes sende ich dir in wilder Weise einen wilden Boten und einen wilden Brief mit wilder Botschaft.

Es folgen die Erklärung des Brackennamens Gardivias – *hůte der verte* (Strophe 1883,2; achte auf den Weg) – und eine schier endlose Tugendlehre. Solch weise Lehren waren zu jener Zeit noch nicht allzu verbreitet, sodass der vom Schreiber verlesene Text den Zuhörern besonders zu Herzen geht:

1930 Alle vreude cleine uber al uf Floritschanze
was wider der aleine, swenne man in do las di lere ganze.
die vreude der schrift gie von der steine krefte,
dar zu di bůchstab waren. di liebtens mere dann von meisterschefte.

> Jede Freude auf Floritschanze war klein gegenüber der alleine, [die sich einstellte,] als man ihnen da die ganze Lehre vorlas. Die Freude der Schrift ging von den Kräften der Steine aus, aus denen die Buchstaben waren. Diese gefielen ihnen besser als die Kunst.[260]

Nachdem sie die Tugendlehre zwar vernommen, sich jedoch mehr der Wirkung der Edelsteine hingegeben haben, streben die Ritter des Artushofs verstärkt nach Aventiure. Auch Tschinotulander zieht es hinaus in die Welt, genauer: in den Orient. Dorthin soll ihm Lehelin, der Bruder des Orilus, folgen, da Tschinotulander ihn im Turnier besiegte. Orilus versucht Tschinotulander umzustimmen, indem er den Kampf ums Brackenseil mit dem Kampf gegen die den Baruch bedrohenden Heiden in Zusammenhang bringt und anbietet, Sigune das Brackenseil für eine Weile zu überlassen. Der Streit darum ist deshalb aber noch lange nicht beigelegt, sondern wird zu weiterem Unheil führen: *we, daz ie man die strangen sach geschribene* (Strophe 1940,3; weh, dass man jemals die beschriebene Leine sah)! Ekunat und Clauditte wollen das Seil aber um keinen Preis verloren geben, weshalb Tschinotulander auf Lehelins Teilnahme an der Orientfahrt besteht. Sigune jedoch scheint nun Angst um ihren Geliebten bekommen zu haben, der offensichtlich immer noch danach strebt, ihre Liebe durch Tapferkeit und Kriegsdienst zu verdienen. Daher versucht sie, die verzwickte Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu lösen, indem sie vorgibt, mit Tschinotulanders heldenhaftem Erwerb des Brackenseils, der tatsächlich so nie stattgefunden hat, mehr als zufrieden zu sein:[261] Sie bedankt sich überschwänglich bei Tschinotulander, dass dieser das Seil ritterlich von Orilus und Lehelin erstritten habe, und beteuert ihre Liebe und Treue.

1947 [']Ich erziug iz mit der schrifte an sper und an der chrone,
di ich dir, herre, stifte, do ich dich zimierte rich und schone.
die schrift des spers hant lihte tjost zerfůret,
so ziug ichz an der chrone, diu ist so vest. si wart noch nie verrůret.'

> 'Ich bezeuge es [*scil.* ihre Ergebenheit gegenüber Tschinotulander] mit der Schrift an Lanze und Krone, die ich dir, Herr, schenkte, als ich dich reich und schön rüstete. Die Schrift der Lanze wurde durch die Tjost ein bisschen zerkratzt, also zeige ich es an der Krone, die ist so stabil, dass sie noch nie beschädigt wurde.'

Der Lösungsversuch schlägt fehl: Tschinotulander will erst recht in den Orient, um dort seine Tapferkeit und Ritterlichkeit unter Beweis zu stellen, bevor er Sigune endgültig zu der Seinen macht. Ihren Vorschlag, vor seiner Abreise noch ein Kind mit ihr zu zeugen, lehnt er aus Rücksicht auf sie und ihre Ehre ab.

Derweil nimmt das Turnier auf Floritschanze seinen Lauf. Viele edle Männer treten dabei gegeneinander an. Zwar werden sie nicht alle namentlich genannt, aber man weiß doch mehr über sie, als andernorts: *bi Artuse man si niht halbe schribet* (Strophe 2017,4; bei Artus

[260] Das heißt: Sie liebten die Buchstaben (= Steine) mehr als den Inhalt der Schrift.
[261] Diese Interpretation der meines Erachtens recht unklaren Textpassage beruht auf Neukirchen (2006), S. 215f.

schreibt man nicht halb so viele von ihnen auf). Über Tschinotulanders Erfolge beim Turnier weiß man:

2171,3 mit golde richer schrift crône̊lin guldine,
der wurden da zebrochen lihte hundert von dem talfine.

Goldene Krönlein mit an Gold reicher Schrift wurden da gut hundert von dem Dauphin zerbrochen.

So kann Tschinotulander den Turniersieg am Ende denn auch für sich verbuchen. Eigentlich wäre das Hoffest auf Floritschanze nun zu Ende; schon will man sich auf den Heimweg machen. Da taucht aus dem Nichts ein großes Heer auf und lagert unweit der sich auflösenden Festgesellschaft am Fluss Sibra. Es sind die Leute des Königs von Marroch. Bald stellt sich heraus: Es geht um eine Tugendprobe. Eine Brücke wirft jeden ins Wasser, der Spott und Falschheit im Herzen trägt. Artus wird dazu aufgefordert, seine besten und edelsten Leute über die Brücke zu schicken.

2392,1 Des prief was man lesende vor der bruck in allen.
wer tugende was entwesende, der liez im disen prief nicht gevallen.

Die Schrift darüber las man ihnen allen vor der Brücke vor. Wer nicht tugendhaft war, dem konnte dieser Brief nicht gefallen.

Keye stellt sich der Herausforderung als Erster und wird – natürlich – samt seinem Ross ins Wasser der Sibra geworfen. Anderen widerfährt das gleiche Schicksal.

2400 Alle, die sich hie touften mit valle in wazzers unde,
swie si di schuld erkouften, ich wæne, man di zehant geschriben funde
an dem prief. den las man offenbære.
ich furht, daz man den funde, der di wil zewalde gerner wære,

2401 Danne er di brucke solde riten, sam si taten.
ob man da lesen wolde alle di sache, die an im misseraten
von kinde weren, die er het begangen,
man funde von etslichem einen brief vil lihte vingerlangen!

Alle, die sich hier mit dem Fall ins Wasser tauften – wie auch immer sie sich schuldig gemacht hatten, ich glaube, die fand man sofort in dem Brief geschrieben. Den las man öffentlich. Ich fürchte, dass man den [leicht] fände, der derweil lieber im Wald gewesen wäre │ als über die Brücke zu reiten, wie sie es taten. Wenn man da all die Dinge vorläse, die er von Kindheit an falsch gemacht hätte, fände man von einigen einen gut fingerlangen Brief![262]

Artus und Anfortas, Tschinotulander und manch andere werden nicht von der Brücke geworfen. Auf Artus' Anweisung liest man die Sünden der Damen nicht laut vor:

2416,1 Do wart deheiner ware gelesen ir missetæte,
stille noch offenbare. […]

Da wurden keiner ihre tatsächlichen Sünden vorgelesen, weder geheim noch öffentlich.

[262] Obwohl die Formulierung (besonders Strophen 2400,4–2401,3) zunächst anderes vermuten lässt, dürfte es sich hier doch um eine auf keinen speziellen Ritter bezogene Aussage handeln. In den Strophen davor ist Erek genannt, der um Enites willen Unglück erleidet. Diese Passage scheint mir mit Strophe 2399,4 jedoch abgeschlossen zu sein.

Ohne zu straucheln gehen jedoch nur die Pferde von Sigune, Urrepanse de Tschoie und Kondwiramurs über die Brücke.

Das Heer des Königs von Marroch zieht nach erfolgter Tugendprobe schon wieder ab, da sendet Artus Boten hinterher und entbietet dem König durch sie seinen herzlichsten und treuesten Gruß, *daz seiten prief mit worten wol gesůzet* (Strophe 2474,4b; das sagten Briefe mit schön gewählten Worten). Es geht um eine stattliche Anzahl von Frauen und Jungfrauen, die Artus geraubt wurden – darunter seine Mutter sowie Gawans Mutter und Schwestern. Der von Marroch antwortet:

2476 ‘Klinscor ist er genennet, von Napels der geburte,
der zoubers vil bekennet.’ der kunic von Marroch gab im sus antwurte
mit schrift, di seit Artusen solchiu mære,
von dem nigromantico er in sin lant der vart betwungen wære:

‘Klinschor ist er genannt, in Neapel geboren, der viele Zauber kennt.’ Diese Antwort gab ihm [*scil.* Artus] der König von Marroch durch Schrift, die Artus solche Neuigkeiten sagte, dass er [*scil.* der von Marroch] von dem Schwarzmagier in seinem Land auf dem Kriegszug bezwungen worden wäre:

Denn auch dem König von Marroch hat Klinschor eine große Zahl Frauen entführt, da er nach Liebe strebe, zu dieser aber nicht fähig sei. *Artus, der witze riche, den prief was tougen lesende* (Strophe 2480,1; Artus, der Kluge, las den Brief zuerst heimlich). Erst danach macht er publik, was der von Marroch ihm mitteilte.

Endlich rüsten sich die Auserwählten bzw. Verpflichteten zur Fahrt in den Orient. Die untröstliche Sigune hofft, dass ihr die Leiden dieser Welt im Himmel angerechnet werden, wo doch die Angehörigen des Gralsgeschlechts immer selig sein sollen. Das hätte schließlich der Gralsengel verkündet – ebenso wie das Folgende:

2546 Ein ander wort zem grale der engel hat geschribene.
daz ist mir zallem male mit stæte bi, von mir gar unvertribene:
‘des grales diet, diu nimmer kann verderben.
daz kunne Titurelles můz immer ware minne mit triwe erben.’

Noch etwas anderes hat der Engel an den Gral geschrieben. Das ist mir gegenwärtig und wird von mir nicht vergesssen: ‘Das Gralsgeschlecht wird niemals untergehen, Titurels Geschlecht wird immer wahre Minne mit Treue erben.’

Abschied nehmen auch Clauditte und Ekunat, der Tschinotulander ebenso wie Kaylet in den Orient begleitet. Man tritt die Fahrt unter dem Anker, dem Wappensymbol Gamurets, an. In Marseille werden die Schiffe bereit gemacht.

2580,1 Do gar mit schrift volendet wart al ir schifladunge,
di marnær, unerwendet mit snelheit mente si der wint von sprunge,
die segel hoch gespannen gen den luften.

Als die Beladung der Schiffe mit Schrift beendet war, spannten die Seemänner – unablässig trieb sie der Wind vom Hafen weg – die Segel hoch gegen die Lüfte.

Die Überfahrt gestaltet sich äußerst gefahrvoll. Zuerst treibt ein Sturm Tschinotulander und seine Leute nach Azagouc, Belakanes Land. Dort werden die Christen angegriffen, da Belakane Gamurets wegen gestorben war. Ihre Untergebenen halten Tschinotulander für Gamuret und wollen den Tod ihrer Königin rächen. Zur allgemeinen Verwunderung lautet der Kriegsruf beider Seiten *Anschowe*, Geschlecht und Abstammung Gamurets. Außerdem kämpfen sowohl Christen als auch Heiden unter dem Zeichen des Ankers. Bei denen aus Azagouc erklärt sich dieser Umstand folgendermaßen:

2621 Die heten sit der stunde kein ander herezeichen,
wan daz Gamuret in kunde an dem prieve, den er wolte sleichen
der kunigin in ir bůtel gar verholne,
ir kint wer von Anschowe, wer iz von mannes mal niht daz verstolne.

Die hatten seither kein anderes Heerzeichen, als das, welches Gamuret ihnen in einem Brief, den er der Königin heimlich in ihren Beutel schmuggeln wollte, mitgeteilt hatte. Ihr [*scil.* Belakanes] Kind stammt von Anschowe, würde es von der Gemahlin des Mannes nicht verheimlicht.

Diese Gemeinsamkeiten halten nicht vom erbitterten Kampf ab. Die Verluste auf beiden Seiten sind hoch; der Tod ist der Lohn etlicher tapferer Kämpfer, doch: *der lon dem niht gelichet, den Grahardois da fůrte mit schrift der krone* (Strophe 2638,4; der Lohn war ungleich jenem, der dem Grahardois [*scil.* Tschinotulander] durch die Schrift auf der Krone versprochen wurde). Tschinotulander und seine Leute siegen und setzten ihre Seefahrt fort.
Ein zweiter Sturm trennt das Schiff Tschinotulanders von den anderen. Man kann sich dieses Unwetter nicht erklären und fragt drei arabische Sterndeuter um Rat:

2683 […] der kunst der meister drie
do waren in richem koufe, die alle waren geleret in Arabie.
di begunden lesen und all ir kunst versůchen
mit speren zirkel schiben. […]

Drei Meister dieser Kunst standen da hoch im Kurs; sie hatten alle in Arabien gelernt. Die lasen und versuchten all ihre Kunst und beschrieben mit Lanzen Kreise.

Die weisen Männer sehen die Ursache der Stürme in dem lebendigen Salamander in Tschinotulanders Schild. Tschinotulander besteht auf der Weiterfahrt, doch die Besatzung seines Schiffes lehnt sich gegen ihn auf. Er kann sich durchsetzen und man erreicht das Land der wilden und seeräuberisch höchst ambitionierten Gaylotten. Im alleinigen Kampf gegen diese vertraut Tschinotulander auf ein Schwert, das schon in Cornwall gute Dienste leistete, sodass die mit ihm vollbrachten Wunder nicht nur Legendenstatus erreichten, sondern auch Eingang in die Geschichtsbücher fanden:

2730 Si liezen niht belieben durch sagebære wunder,
si hiezen alle schriben den strit ieclicher in sin lant besunder
an sin gehugde bůch, wan si des jahen,
daz iz unglouplich wære von allen, di iz horten oder sahen.

Sie ließen es nicht mit Sagen bewenden, sondern befahlen auch alle – ein jeder in seinem Land –, den Kampf ins Buch der Erinnerung zu schreiben, denn sie sagten, denen, die es hörten oder sahen, würde es unglaublich erscheinen.

Tschinotulander siegt gegen hunderte Gaylotten und hat damit seine Tapferkeit unter Beweis gestellt. Er lässt sich von den Besiegten Sicherheit geben und schickt sie zum Baruch. Nach denjenigen seiner Leute, die auf den anderen Schiffen unterwegs waren, trifft Tschinotulander bald darauf in Persedine ein, wo er von Christen und Heiden gleichermaßen willkommen geheißen wird. Man berichtet von dem Unwetter, das durch den Salamander ausgelöst wurde. Dieser lebe nur im und vom Feuer, erklären die Astronomen; so wie der Hering nur im Wasser und der Maulwurf nur in der Erde lebe. Dann gäbe es da noch den merkwürdigen Vogel Gamaniol, der ausschließlich in der Luft zu leben vermag.

2808 Wan in dem selben lufte ist regn und wint gestillet,
noch blikz mit doners gufte kumt niht zu tusent jaren dar gezillet.
und wer ein schrift geschriben in stoup al wesende,
di wer von wind und regene uber tusent jar da gůt zulesene.

Denn in derselben Luft stehen Regen und Wind still, auch Blitz mit Donnergrollen entsteht dort in tausend Jahren nicht. Und wäre eine Schrift ganz in Staub geschrieben, die wäre da trotz Wind und Regen über tausend Jahre gut zu lesen.

Daher möge Tschinotulander Folgendes beachten:

2814 Von luften si wir lesende, der kraft ist gar gefiuret.
den salomander wesende der selbe luft mit disen kreften stůret,
swenn er uf wazzer sich der erden virret
uber zil der maze, so wirt der luft des zornes unverirret.

Wir lesen von Lüften, deren Kraft ganz feurig ist. Dieselbe Luft versorgt den Salamander mit diesen Kräften. Wenn er sich auf dem Wasser allzu weit der Erde nähert, so wird die Luft von Zorn erfüllt.

Der Mensch muss deshalb um den Einklang der Elemente – auch in sich selbst – bemüht sein. Endlich bei Ackerin eingetroffen, beschließt Tschinotulander gemeinsam mit dem Baruch und Kaylet den Kriegszug gegen Babylon. Ackerin ist anscheinend besonders froh, seine Macht gesichert zu wissen:

2881 Hordes noch gewaldes wart ouch nie sin geliche.
di schrift alsus bezaldes: zweinzic und hundert lant gar sunderliche,
die namen und ouch sunder marke wielten
und sich gar eigenliche mit dienste gen Asswero wol behielten.

An Schätzen und Herrschaften kam ihm niemand je gleich. Die Schrift berechnet [seine Macht] folgendermaßen: Hundertzwanzig einzelne Länder hatten sie erobert und verwalteten sie ohne Grenzland und verpflichteten sie zum Dienst für Asswero [*scil.* Ackerins Geschlecht].

Die Kunde von der Ankunft Tschinotulanders, den die Heiden samt und sonders für den wiederauferstandenen Gamuret halten, erreicht mit einer Fehdeankündigung des Baruchs auch Babylon. Beide Seiten rüsten zum Krieg. Bevor es so weit ist, lässt sich der Hauptheld der babylonischen Seite, der edle Secureiz, zu einem Turnier gegen Tschinotulander überreden,

das auf der Ebene Plenantze stattfinden und während dem Waffenstillstand herrschen soll. Secureiz ist der Gemahl der Arabadille und Vater der gemeinsamen Tochter Secundille. Auf diese Tochter hatte das Paar lange sehnlich gewartet.

2989,3 durch daz si aller kinde lang entwesende
waren durch sin liebe, was man im einen erwelten namen lesende.

Weil sie lange kinderlos gewesen waren, gaben sie ihm [*scil*. dem Kind] aus Liebe einen erlesenen Namen.[263]

Wie bei Titurel, Sohn von Titurisone und Elizabel, setzt sich denn auch Secundilles Name aus den Namen der Eltern zusammen. Secundille wird später übrigens die Edelkeit ihres Vaters gegenüber der Königin Ekuba verteidigen:

3214,2 [']nieman mochtz erschriben, waz min vater tugend an sich lesende
was in siner jugende. sin geliche
wirt lichte nimmer mere dann Anfortas. des minn ich in so riche!'

'Niemand kann beschreiben, was sich mein Vater in seiner Jugend an Tugend erlesen hat. Ihm kommt niemand so leicht gleich außer Anfortas. Deshalb liebe ich ihn [*scil.* Anfortas] so sehr!'

Dass der mächtige und unabhängige König Secureiz überhaupt in die Kämpfe zwischen Akkerin und den babylonischen Brüdern hineingezogen wird, liegt an Arabadille: Ihretwegen ist er ausgezogen, sich Ruhm zu erwerben.

Zurück zum Turnier: Als Tschinotulander die Szene betritt, finden viele ihn noch herrlicher als einst auf Floritschanze.

3048 Sper, der lieht gemalen, fůrt man im ein wunder,
der cheinez niht entwalen liez er sinen wizen vanen sunder
mit der schrift heidnisch gar von golde.
des ankers uf dem helme und der kron er niht enperen wolde.

Man brachte ihm viele leuchtend bemalte Lanzen für seine Heldentaten, auf die er seine weiße Fahne mit der heidnischen Schrift ganz aus Gold nicht warten ließ. Den Anker auf dem Helm und der Krone wollte er nicht missen.

Bevor das Turnier noch so richtig begonnen hat, lädt der Baruch Tschinotulanders edlen Gegner zu sich, wo man sich angeregt über Gott und die Frauen unterhält. Zum Dienst an diesen meint Secureiz:

3059 [']Den goten und den wiben bin ich zedienst gebunden.
daz hȯr ich lesen, schriben zeler, daz nieman si, er werde funden
got und an wibe dienst zehohen eren.
daz't vor allen dingen swer sich von werden wiben niht wil keren.'

'Den Göttern und den Frauen bin ich zu Dienst verpflichtet. Das höre ich lesen, als Lehre geschrieben, dass niemand lebe, der Gott und den Frauen nicht Dienst um hohe Ehre leiste. Vor allem, wenn er sich nicht von edlen Frauen abwenden will.'

[263] Die Interpunktion muss hier meines Erachtens gegenüber dem von Wolf herausgegebenen Text des 'Jüngeren Titurel' (1964) gebessert werden, da Secureiz und Arabadille wohl nicht aus Liebe zu ihrer Tochter Secundille kinderlos geblieben sind.

Endlich kann das Turnier beginnen. Secureiz bestätigt sowohl in kämpferischer als auch in charakterlicher Hinsicht die gute Meinung, die der Baruch von ihm gewonnen hat: Seine Gegner lehrt er das Fürchten, zeigt aber auch Erbarmen, wenn man ihn darum bittet.

3115 Von Tabrunit der clare ir eteslichen valte.
swer sin mit tjoste vare het, zehant er pris an dem bezalte.
dem aber so wol gelanc, daz er beliben
im einer tjoste kunde, daz solte man immer fur ein wunder schriben.

Der Strahlende von Tabrunit [*scil.* Secureiz] fällte etliche von ihnen. Wer ihm in der Tjost begegnete, dem gab er sofort seinen Lohn. Wenn es aber einem gelang, dass er ihm in der Tjost standhalten konnte, das sollte man [für] immer als Wunder verzeichnen.

Für den tatsächlichen Kampf, der nach dem geradezu freundschaftlichen Turnier anhebt, haben Tschinotulander und Secureiz ein Erkennungszeichen vereinbart, damit sie einander nicht bekriegen, sondern sich nur um ihre anderen Gegner kümmern. Als es an diesen Kampf geht, kommt der Baruch mit zehn einzelnen Scharen, in denen sich auch zahlreiche Könige befinden:

3119 Wie diese kunige solten hie riten gar gesellet,
daz hete der unbescholten Ackerin vil lange vor bestellet
mit der schrift. die was er selbe lesende,
daz ie niun dem zehenden in dem sturme gehœric weren wesende:

Wie diese Könige hier miteinander reiten sollten, das hatte der unbescholtene Ackerin schon lange vorher schriftlich festgelegt. Er las selbst vor, dass je neun beim Angriff die Anweisungen des zehnten befolgen müssten.

Sodann verkündet der Baruch die Einteilung der Scharen und mahnt zu Tapferkeit und Achtsamkeit:

3125 Vil oft ist man iz lesende an den alten bůchen,
daz mit selden wesende wart der minner teil von den unrůchen,
daz di merer keiner vluste vorhten.
die sicherheit ir ellen slafen hiez, biz daz si jene entworhten.

Man liest oft in den alten Büchern, dass der kleinere Teil der Sorglosen Glück hatte [und] dass die mehreren keine Verluste fürchteten. Die Sicherheit ließ ihre Tapferkeit schlafen, bis jene sie erweckten.

Mit umständlichen Worten erklärt Ackerin, wer welche Schar anführen soll. Zu Arbessulet von Kolone, der schon acht Kronen auf edle Häupter gesetzt hat, spricht er – wie es scheint: ehrfurchtsvoll – über dessen sich immer vergrößernde Macht und fügt hinzu: *daz listu an der kronike, diu ist des noch zeBaldac wol verjehende* (Strophe 3167,4; das liest du in der Chronik, die das in Baldac heute noch erzählt). Dass die Krone, die er selbst trägt, in der Chronik von Baldac verzeichnet ist, betont Arbessulet später gegenüber dem Baruch noch einmal:

3174,1 ‘Herre, von Kolone bin ich selbe tragende
zepter unde krone, als iwer kronik ze Baldac ist sagende.[’]

Herr, von Kolone trage ich selbst Zepter und Krone, wie Eure Chronik von Baldac ezählt.’

Wie[264] Ackerin teilt dann auch Ypomidone seine Leute – zahlenmäßig jenen des Baruchs weit überlegen – in zehn Scharen ein. Demjenigen, der ihm Ackerin und den jungen Gamuret, also Tschinotulander, lebend übergibt, verspricht er großen Lohn. Heimlich lässt er sich von Secureiz, der ja persönliche Bekanntschaft mit den Gegnern der babylonischen Brüder gemacht hat, über Tschinotulander und andere christliche Kämpfer erzählen, die er insgeheim auf seine Seite ziehen möchte. Secureiz berichtet von acht besonders edlen Rittern, darunter Morholt von Irland und Iter. Tschinotulander habe ihm ihre Namen und ihre Abstammung verraten:

3344 Der junge mir daz sagete, daz ich uz minem sinne
vil cleine sit verjagete, iz wart geschriben zelob der hohen minne:
der erst nach Gamureten von Irlande
Morholt ist er genennet, den andern er mit Iteren benande.

Der Junge sagte mir das, was mir seitdem gut im Gedächtnis ist, es wurde zum Lob der hohen Minne geschrieben: Der erste nach Gamuret ist Morholt von Irland genannt, als zweiten nannte er Iter.

Von diesem Gespräch soll niemand erfahren.

3349,2 di rede ergie vil tougen, vor den andern gar verborgenliche.
Sekureiz si doch geschriben sande
disen ehten sunder[.] […]

Diese Rede erfolgte ganz heimlich, vor den anderen vollständig verborgen. Secureiz sandte sie diesen acht [Rittern] dennoch geschrieben.

Der heimliche Brief des Secureiz zeigt sein Bemühen um die christlichen Kämpfer. Nachdem Secureiz einen Boten mit dem Brief weggeschickt hat, wird das Gespräch mit Ypomidone fortgesetzt. Dieser überträgt Secureiz die Führung der neunten Schar unter dem Banner des Drachen Ecidemon:

3363 Drizic kunige stent begarten an einem briefe sunder,
die dines vanen warten suln. darinne swebt daz edel kunder
Ecidemon, so spilnde vert mit gufte.
diu werlt von im gereinet wirt, wan die edeln kraft git iz dem lufte.

Dreißig Könige stehen geordnet in einem Brief; die sollen deine Fahne führen. Darin schwebt das edle Tier Ecidemon, so lebhaft bewegt es sich mit lautem Schreien. Die Welt wird von ihm gereinigt, denn es gibt der Luft edle Kraft.

Den *brief* über die Ordnung der neunten Schar soll Secureiz[265] auch anderen zeigen:

3363 [‘]Den brief, den heiz beschowen dinen marschalc und den minen,
(B)[266] ob si im nicht getrowen, daz der marschalk warhaft kunne schinen
geziug der rede. ich sich si hie niht alle,
wan berg und tal so wite si hant belegen’, jach de vogt mit schalle.

[264] Zitat Strophe 3214 in der Textpräsentation zwischen den Strophen 2989 und 3048.
[265] Vielleicht als Beweis für die Anordnung Ypomidones?
[266] Diese und die folgende Strophe fehlen in der für die Textausgabe verwendeten Leithandschrift A, der Wiener Pergamenthandschrift 2675; vgl. Jüngerer Titurel III (1968), S. VII und 352f.

3363 ‘Ez stent die hurnine uz Kanias, dem lande,
(C),1 ouch an dem brieve dine, der vel sich wunderlich also verwande
von menschen hut in luter horne grůne.[’]

‘Den Brief zeig deinem Marschall und auch dem meinen, wenn sie ihm nicht glauben, sodass der Marschall als wahrhaftiger Zeuge der Rede auftreten kann. Ich sehe sie hier nicht alle, weil Berg und Tal, auf denen sie lagern, so weiträumig sind’, sagte der Vogt [*scil.* Ypomidone] laut. | ‘Es stehen auch die Hürnenen aus dem Lande Kanias in dem Brief, deren Haut sich auf wundersame Weise von menschlicher Haut in leuchtend grünes Horn verwandelte.’

Diese Hürnenen mitsamt ihrem König Turkoleis soll Secureiz also anführen. Da kehrt der Bote, den Secureiz ins christliche Lager geschickt hatte, zurück: Die Christen würden eher sterben, als sich mit Ypomidone zu verbünden. Dieser wiederum zählt seinen Leuten die vermeintlichen Schandtaten des Baruchs auf, um sie anzustacheln. Die Stimmung wird zunehmend gespannt. Endlich bricht der Kampf los; die Verluste steigen rasch an, denn viele edle Ritter verlieren ihr Leben. Als es Abend wird, hisst Secureiz seine Fahne mit dem Ecidemon, um für die Nacht einen Waffenstillstand zu bewirken. Es habe keinen Sinn, seine Kräfte zu verpulvern, meint er mit einem Verweis auf die hartnäckigen Trojaner, die auf diese Weise zehn Jahre lang der Belagerung standgehalten hätten:

3549 Das bin ich ofte lesende in dem bůch Omere.
durch daz so wil ich wesende sin durch ritterlichen pris und ere
ein vride geb, daz man also werd sagende:
iz lebt noch ritterlichen ritter vil, an prise hoch bejagende.

Das lese ich oft in dem Buch Homers. Darum will ich durch ritterlichen Ruhm und Ehre einen Frieden bewirken, sodass man sagen wird: Es leben noch viele ritterliche Ritter, die hohes Lob verdienen.

An den folgenden Kampftagen soll man daher sofort Waffenstillstand halten, wenn sich Secureiz’ Fahne erhebt. Tschinotulander will dennoch um jeden Preis Rache an Ypomidone nehmen, wodurch er die Lehre auf dem Brackenseil vernachlässigt:

3573 Durch daz ‘so hůte der verte!’ stůnt an dem bracken seile.
iz si linde oder herte, daz uber sach er gar, dem iz ze unheile
diu reine, junge, sůze was da lesende.
manger hohen vreuden wart si von disen mæren lang entwesende.

Darum stand ‘So achte auf den Weg!’ an dem Brackenseil. Es sei angenehm oder hart, das übersah er ganz, dem die Reine, Junge, Süße es zu seinem Unglück vorlas. Mancher großer Freuden musste sie aufgrund dieser Geschichten lange entbehren.[267]

Die Kämpfe erstrecken sich über mehrere Tage. Viele Ritter sterben, aber aufgrund von Tschinotulanders Einsatz auf der einen und der zahlenmäßigen Übermacht auf der anderen Seite zieht sich die Entscheidung dahin. Ackerin lässt die Geschichte von Gamurets auf hin-

[267] Mit geänderter Interpunktion übersetzt Lorenz (2002), S. 189, folgendermaßen: „Daß an dem Brackenseil geschrieben stand: ‘Achte auf den rechten Weg!’, gleichviel, ob es leicht oder schwer auszuführen sei, das übersah er vollständig; daß die Keusche, Junge, Liebliche es jemals las, brachte ihm Unheil. Sie brachte diese Geschichte dauerhaft um viele herrliche Freuden.“

terhältige Weise erzwungenem Tod auf die Sturmfahne malen. Das Bild wird durch Schrift erklärt:

3697 Groz ze diute sehende von golde ein schrift im obende,
rich und verre brehende uz der blewe, diu was zeprise lobende
Gamuretes tugende und manlich ellen,
und wie der Babilone valsch in sunder manheit kunde vellen.

3698,1 ‘Der valsch die selde veigen ie kund von anegenge.
daz selbe sol sich zeigen, daz der Babilon gewalt die lenge
nicht weren sol’, daz was diu schrift da sagende.

Zur Erklärung sah man oben eine Schrift aus Gold, reich und weit aus dem Blau hervorbrechend, die zu [seinem] Ruhm Gamurets Tugend und seinen männlichen Mut pries und [sagte], wie die Falschheit der Babylonier ihn auf unmännliche Weise zu Fall bringen konnte. │ ‘Die Falschheit konnte immer schon das Glück zunichte machen. Das soll sich auch zeigen, indem die Macht der Babylonier nicht bestehen bleiben soll’, das sagte die Schrift da.

Am fünften Tag verliert Secureiz das mit Tschinotulander vereinbarte Erkennungszeichen, begegnet dem Grahardois im Kampf und wird schließlich – es ist bereits Nacht, denn Secureiz hatte nicht die Möglichkeit, seine Fahne zu hissen – von ihm getötet. Als Tschinotulander erfährt, wen er so mühevoll ins Jenseits befördert hat, ist er untröstlich.

Weil das Schlachtfeld bereits mit Toten übersät ist, zieht man zur Fortsetzung des Kampfes, den eigentlich keiner mehr haben will, drei Tagesreisen weiter auf die Ebene Floristelle. Tatsächlich will Ackerin sich bereits aus dem Kampf zurückziehen, da melden ihm Boten, dass die Heiden den Streit neu entfacht hätten, nachdem sie erfahren hätten, dass Gamuret alias Tschinotulander den edlen Secureiz auf dem Gewissen hat. Also geht die Schlacht weiter. Die Christenheit verliert dabei alle ihre edelsten Anführer bis auf Artus, Anfortas und Lucius von Rom.

4077 Swie lutzel man iz sagende si in dů̈tscher schrifte,
so pflac er unverzagende ellenthaftes mů̈ts, er wunder stifte.
ein rô̈misch keiser lak von im erstorben
an risen und ane tracken: daran hat Artus wirde vil erworben.

4078,1 Der die bů̈ch der hugede lesen wil latine,
der hatz fur kein getrugede. die sagent war vil mange wirde sine,
kronik zeBritanje und Kornevale.

Wie wenig man davon auch in deutscher Schrift sagt, so pflegte er [*scil.* Artus] doch unverzagt seine tapfere Gesinnung; er vollbrachte Wunder. Ein römischer Kaiser [*scil.* Lucius] wurde von ihm getötet, keine Riesen und Drachen:[268] Dabei hat Artus viel Ehre erworben. │ Wer die Erinnerungsbücher auf Latein lesen will, der hält es nicht für Lüge. Die erzählen wahrheitsgemäß viel von seiner Edelkeit, die Chroniken von Britannien und Cornwall.

Zurück zum Geschehen auf dem Schlachtfeld: Nach einem fehlgeschlagenen Plan Ypomidones kämpft Ackerin gegen ihn; Tschinotulander kommt dem Baruch zu Hilfe und tötet den

[268] Denkbar wäre auch die Interpretation, Artus habe – von den Riesen und Drachen einmal abgesehen – einen römischen Kaiser getötet.

Babylonier. Wenig später tötet Ekunat Ypomidones Bruder Pompeirus. Damit ist der Kampf entschieden, der Krieg vorerst beendet.

Als es Frühling wird, machen sich die Christen zur Heimreise bereit. Diesmal schickt Tschinotulander seinen Schild mit dem Salamander auf einem eigenen Schiff übers Meer. Tatsächlich brechen wieder große Unwetter los und das Schiff versinkt. Darauf befand sich allerdings nicht nur der Schild, sondern auch die Rüstung aus dem Gold der Saelde. Erschwerend kommt hinzu, dass Ackerin Tschinotulander mitzuteilen vergessen hat, dass die verlorene Rüstung Unglück bringt:

4409 Swie manz geschriben funde an der vil richen sarwe,
gehelfen daz niht kunde Ackerin. der het vergezzen garwe,
daz er im al die kraft niht untersagte
durch vliz der werden hůte, und im daz golt durch selde wol behagte.

Wie man es an dem wertvollen indischen Tuch auch geschrieben fand, das konnte Ackerin nicht mehr helfen. Der hatte ganz vergessen, dass er ihm [*scil*. Tschinotulander] aus übergroßer Fürsorge nicht alle Kräfte [der Rüstung] genannt hatte, damit ihm das Gold der Saelde wohl gefiel.

Vorerst erreichen Tschinotulander und seine Leute jedoch nach vergleichsweise gefahrloser Überfahrt die europäische Küste, gehen an Land und ziehen nach Toledo, wo Tschinotulander ehrenvoll empfangen wird. Titurels Tochter Richaude ist überglücklich, ihren Ehemann Kaylet gesund wiederzusehen. Die Kunde von der Rückkehr der Orientfahrer verbreitet sich rasch:

4431 Artuse do diu mere wurden wol gesendet.
des wart der weidebære uf der heid an truren gar gepfendet.
ir aller wibe hiez er priefe schriben,
di da bi lebene waren, die liezen do der reise niht beliben.

Die Nachricht wurde da an Artus geschickt. Dadurch wurde dem Jagenden auf der Heide jede Trauer genommen. Er befahl, allen ihren [*scil.* der Orientfahrer] Frauen, die in der Nähe lebten, Briefe zu schreiben; die scheuten sich da nicht vor der Reise.

Artus beruft nämlich sofort ein Maifest ein, um die Heimkehr seiner Ritter zu feiern. Herzelaude verweigert die Teilnahme, damit ihr in der bewusst gewählten Abgeschiedenheit aufgezogener Sohn Parcifal am Artushof nicht in Berührung mit Ritterschaft kommt.

Orilus, dessen Arm in den Jahren von Tschinotulanders Abwesenheit ausreichend geheilt ist, besteht nun auf dem Zweikampf mit Ekunat um das Brackenseil, sodass nicht einmal Artus den Streit schlichten kann. Doch da kommt Nachricht von Orilus' Überfall auf das Tschinotulander unterstellte Kingrivals:

4481,2 […] fursten wurden vil von im gunrůchet.
ir zwene valt er tot zeKingrivale.
burg und lant ertwungen weren von im, wan daz di lieht gemale

4482 Artuse prieve sande und mant in aller triwen,
daz er ir not erwande, die wile si wære pflegend so vil riwen.
als Ekunat die mære het erfunden,

er jach, dem uz Lalander wer er von rehte kampfes wol enbunden.

Viele Fürsten waren von ihm [*scil.* Orilus] mit Unheil überzogen worden. Zwei von ihnen hatte er in Kingrivals getötet. Burg und Land wären von ihm bezwungen worden, wenn die hell Strahlende [*scil.* Herzelaude] │ Artus nicht Briefe gesandt und ihn bei aller Treue dazu aufgefordert hätte, ihre Not abzuwenden, während sie sich der Trauer hingab. Als Ekunat die Nachricht erfuhr, sagte er, er wäre von Rechts wegen des Kampfs gegen den von Lalander [*scil.* Orilus] entbunden.

Der Artushof gibt ihm Recht. Jeschute lässt jedoch auch im vorgeschlagenen Tausch gegen äußerst wertvolle Geschenke nicht vom Brackenseil ab; Orilus verlässt gemeinsam mit seinem Bruder erzürnt den Hof und fällt alsbald in weitere Länder Tschinotulanders ein. Da ziehen Artus und seine Ritter gegen den von Lalander. Auf ihren Fahnen führen Artus den Adler, Kaylet den Strauß, Tschinotulander den Anker, Ekunat aber den Bracken:

4543 Des bracken namen groze mit schrift zelesene verre:
‘vil tief in selden schoze habent ist der kneht und ouch der herre,
der wol verte hůt an allen orten.’
des horte man den vollen lesen an der strang des edlen porten.

Der Name des Bracken [war] groß mit Schrift weithin zu lesen: ‘Ganz tief im Schoß der Glückseligkeit sind sowohl der Knecht als auch der Herr, die überall gut auf den Weg achten.’ Das hörte man ihn [*scil.* Ekunat?[269]] vollständig an dem Seil der edlen Borte lesen. [270]

Im Kampf gegen Orilus ist ‘*hůt der verte*’ (Strophe 4552,2) dann auch der Schlachtruf von Ekunat und seinen Leuten. Lehelin und Orilus müssen viele Verluste hinnehmen. Ersteren fragt man, ob es ihnen auf dem Zug gegen die Heiden ähnlich ergangen wäre. Da berichtet er kurz von den harten Kämpfen und ihren Heldentaten und schließt:

4606,2 […] [‘]geschriben und geprůft ist unser striten,
in unser ere gemachet bilde von golde.
die sint etsliche an betende, si mezzent uns gen wirderichem solde.’

‘Geschrieben und geschildert ist unser Kämpfen, uns zu Ehren wurden Bilder aus Gold gemacht. Die mehrere [Götter] anbeten, die messen uns würdigen Lohn zu.’

Vor dem von Orilus belagerten Kanvoleis siegen Artus und Tschinotulander. Da erhält der König Nachricht, dass der ihm feindlich gesonnene römische Kaiser Lucius seine Länder angreife. Tschinotulander bietet seine Hilfe bei der Verteidigung an, doch Artus lehnt dankend ab und fordert Tschinotulander stattdessen auf, sich gemeinsam mit Kaylet und Ekunat um seine eigenen Länder zu kümmern:

4623 Ekunat beliben sol mit al den fursten.
den sol er priefe schriben, daz si von Kanadicke mit getursten
komen und die sine von Berbester.
die sullen wol erzeigen, ob din můter was ir herren swester.

Ekunat soll mit all den Fürsten [hier] bleiben. Denen von Kanadic und den Seinen aus Berbester soll er Briefe schreiben, auf dass sie mit Kühnheit kommen. Die sollen dann beweisen, dass deine Mutter die

[269] Hs. X spricht unpersönlich von *man*; vgl. Jüngerer Titurel IV (1985), S. 37.
[270] Matthias Meyer schlägt für den letzten Satz auch folgende Übersetzung vor: *Deswegen hörte man eine vollständige Lesung des Brackenseils.*

Schwester ihres Herrn war.

Tschinotulander glaubt seine Länder jetzt aber in Sicherheit und lehnt Artus Vorschlag darum ab. In den Kämpfen gegen Lucius sind Artus' Leute siegreich. Als man auseinander gehen will, treffen neuerliche Schreckensmeldungen ein: Orilus und Lehelin sind in Tschinotulanders Länder Waleis und Nurgales eingefallen. Weil seine Leute ihren Unmut über sein Verhalten äußern, beschließt Tschinotulander, ganz alleine gegen die Brüder von Lalander zu kämpfen. Vielleicht vertraut er dabei auch auf das Gold der Saelde, von dem Ackerin ihm in einem neuen Brief eine weitere Ladung verspricht. Allerdings solle Tschinotulander darauf jetzt besser aufpassen als auf die Rüstung:

4720,1 Geschriben er im sande, daz er het in hůte
vil baz dann aller lande hort, wan iz im queme baz zegůte,
daz næhste golt, daz im sin boten trůgen:

Er schrieb ihm, dass er das nächste Gold, das ihm seine Boten brächten, viel besser als aller Länder Schätze behüten müsste, wenn es ihm größeren Nutzen bringen sollte[.]

Im weiteren Verlauf des Briefes ermahnt der Baruch Tschinotulander noch mehrmals, gut auf das Gold zu achten. Dieser lässt ein entsprechendes Antwortschreiben aufsetzen:

4727 Er hiez im wider schriben, er wolt iz gern behalten
gar ane widertriben all siner rete, sit daz er kunde walten
also vil der triwen unverwenket:
'darumbe sol min triwe gen im beliben immer unverkrenket.'

Er ließ ihm zurückschreiben, er wollte es gerne behalten, ohne seinem Ratschlag entgegenzuarbeiten, weil er an unverbrüchlicher Treue festhalte: 'Deshalb wird meine Treue ihm gegenüber niemals abnehmen.'

Dann macht sich Tschinotulander auf den Weg. Zunächst besiegt er zwei Riesen, welche Arabadille ausgeschickt hatte, um Rache für Secureiz zu nehmen. Weil der hinzukommende Fürst von Kaukasas bezeugt, dass Tschinotulander Secureiz nicht absichtlich tötete, versöhnt man sich nach dem Kampf. Die Riesen kehren in den Orient zurück, wo Arabadille an gebrochenem Herzen stirbt.

In Waleis stößt Tschinotulander auf Orilus und Jeschute. Er besiegt den von Lalander im Zweikampf, sodass Jeschute schon um das Leben ihres Geliebten fürchtet und freiwillig das Brackenseil herausgeben will, wenn Tschinotulander den Orilus nur am Leben lässt. Er tötet den wehrlos am Boden Liegenden nicht, will aber auch das Brackenseil nicht an sich nehmen, sondern den Kampf später wiederholen. Das nimmt Jeschute jedoch nicht die Angst um Orilus, weshalb sie das Brackenseil heimlich an Sigune schickt:

4953 Diu magt al die geschihte zehove den werden sagete,
wie tjoste valles pflihte nam Orilus und von dem swerte verzagete.
des wart Sigune an vreuden hoch enpo̊ret,
und baz alda mit lesene diu strange von ir munde wart geho̊ret.

Die Jungfrau sagte die ganze Geschichte bei Hof den Edlen, wie Orilus in der Tjost fiel und für den Schwertkampf keine Kraft mehr hatte. Darüber freute sich Sigune sehr und wiederum wurde das Seil von ihrem Mund gelesen gehört.

Tschinotulander reitet nach Norgales, wo Lehelin sich in der Stadt Kingrivals verschanzt hat und von Ekunat und Kaylet belagert wird. Er kann Lehelin und seine Leute zumindest in die Schranken weisen. Kaylet und Ekunat versuchen ihn zu überreden, mit ihnen an den Artushof zurückzukehren, indem sie ihn an Sigune und das – wie auch immer – erstrittene Brackenseil erinnern: *diu list nu frilich an dem bracken seile* (Strophe 5016,4; die [*scil.* Sigune] liest jetzt munter an dem Brackenseil). Tschinotulander lehnt zunächst ab, also legt Ekunat[271] noch ein Schäuflein nach, indem er die Schönheit Sigunes und die lieblichen Töne, die ihrem Mund beim Verlesen des Brackenseils entströmen, in blumigen Worten beschreibt. Endlich gibt Tschinotulander nach und reitet mit Ekunat und Kaylet an den Artushof. Dort liest Sigune ihm tatsächlich den Text auf dem Seil vor, erzielt damit aber nicht die von Ekunat erhoffte Wirkung: Zwar ist nun das Brackenseil in Sigunes Händen, doch Tschinotulander beharrt darauf, ihrer Liebe nicht würdig zu sein, so lange er nicht Gamurets Länder aus den Händen von Orilus und Lehelin befreit habe. Resignierend bittet Sigune nun darum, auf die Gralsburg gebracht zu werden. Dort wolle sie für sich und Tschinotulander beten:

5042 Da wont gesinde reine, den got ist niht versagende
rehter bet gemeine. dins werden libes bin ich sorge tragende,
segen, salme bin ich dir da lesende.
dirre bete sunder bin ich manger sorgen ungenesende.

Da wohnt eine reine Gemeinschaft, der Gott rechtschaffene Bitten im Allgemeinen[272] nicht abschlägt. Für deinen edlen Leib trage ich Sorge, Segen [und] Psalmen lese ich dir da. Ohne diese Gebete werde ich meine großen Sorgen nicht los.

Bevor Tschinotulander Sigune zur Gralsburg begleitet, übergibt die Jungfrau auf Ekunats Bitte hin das Brackenseil, das ihr jetzt ohnehin kaum noch etwas bedeutet, an Clauditte.

Derweil ist der Bote des Baruchs, der Tschinotulander das ‘Ersatzgold’ der Saelde bringen sollte, unter einen Hirsch geraten. Sterbend gab er das Gold, diesmal in Form eines Rings und einer Spange, einem Jäger, der es wiederum Orilus brachte – der es Jeschute schenkt, der es schließlich der ungestüme Parcifal rauben wird.

Es kommt, wie es kommen muss: Sigune und Tschinotulander treffen im Wald Precilje Pitiment auf Orilus und Jeschute. Im Zweikampf wird Tschinotulander von Orilus tödlich verwundet. Sigune wirft sich klagend über ihren Geliebten, der noch einmal zu sich kommt, beichtet und nach einer kurzen Aussprache der beiden Liebenden, in deren Zuge sie einander gegenseitig um Verzeihung bitten, stirbt. Ein Knappe hört Sigunes Klagerufe und kommt her-

[271] Oder Kaylet?
[272] Oder: *gemeinsame Bitten*?

an. Sie erkennt ihren Cousin Parcifal und enthüllt ihm seine Identität. Am Artushof wird Tschinotulander einbalsamiert. Sigune besteht darauf, ihn nach Laborie in Salvaterre zu bringen. Dort bittet sie Kundrie Lasurziere, ihr mit der Leiche auf eine Linde hinauf zu helfen, wo sie ihr klagendes Gebet fortsetzt.

5171,3 etwenne gebet was si und salme lesende
durch selde siner sele, daz si zem paradise si genesende.

Zuweilen betete sie und las Psalmen zum Heil seiner [*scil*. Tschinotulanders] Seele, dass sie im Paradies errettet würde.

Sigune äußert den festen Wunsch, Tschinotulander nachzusterben:

5196 Din rein gebot ich schribe besunder zu dem herzen,
so daz man lip mit libe gelten můz zem tode mit dem smerzen,
durch daz ich wil der clage niht erwinden:
zegelten disen fursten sol und můz der tot mich clagende vinden,

5197,1 Und bin niht anders gernde, wan daz ich clagen kunde.

Dein reines Gebot schriebe ich besonders ins Herz, so dass man im Todesschmerz Leib mit Leib vergelten wird; darum will ich nicht aufhören zu klagen: Um diesen Fürsten zu vergelten, soll und wird der Tod mich klagend finden, und ich will nichts anderes als klagen.

Gegen Ende ihrer Lindenklage wendet sich Sigune noch einmal an Tschinotulander:

5227 Wan daz diu vruht des grales der not sol vri beliben
und aller laster males, wie moht ich, herr, erzeln unde schriben
allen den zart, den ich von dir ie horte?
und wer Ovidius lebende, er moht sich niht gevlizen solcher worte!

Auch wenn die Frucht des Grales frei von Not und allen bösen Lastern bleibt, wie kann ich, Herr, all die Zärtlichkeiten erzählen und schreiben, die ich je von dir hörte? Und wäre Ovid [noch] am Leben, er könnte sich solche Worte nicht ausdenken!

Der auf der Linde sitzenden und klagenden Sigune begegnet abermals Parcifal. Er erzählt ihr von seinem Versagen auf der Gralsburg, was ihr weiteren Grund zur Trauer gibt.
Dank der Fürsorge des Gralsgeschlechts und des Schutzes des Grals überlebt Sigune in der Wildnis bzw. auf der Linde. Eines Tages kommt wie gewöhnlich Kundrie zu Sigune geritten. Diesmal ist sie jedoch sehr bedrückt. Sie erzählt Sigune von Anfortas, dem es trotz aller Bemühungen der Gralsleute sehr schlecht gehe. Und sie fährt fort:

5270 Do allez daz versůchet wart, daz uns die wisen rieten,
uns riet des grales heilic art mit schrift, wir solten uns noch vreuden nieten,
ob uns ein ritter ungewiset queme
und ungewarnet vragte, daz unser truren gar ein ende neme.

Nachdem wir alles versucht hatten, was uns die Weisen geraten hatten, riet uns der heilige Gral mit Schrift, wir sollten uns doch noch freuen, wenn ein Ritter zufällig zu uns käme und, ohne darauf hingewiesen worden zu sein, fragte, sodass unser Trauern vollständig zu Ende wäre.

Es sei dann tätsächlich einer gekommen, habe aber zu ihrer aller Entsetzen nicht gefragt. Sigune erkennt in dem säumigen Ritter ihren Cousin Parcifal, dessen Verhalten die beiden Frauen nun aus tiefstem Herzen beklagen.

Derweil ist Ekuba, die orientalische Königin, an den Artushof gekommen, wo Ginover sie nach dem Schicksal der nach Arabadilles Tod an beiden Elternteilen verwaisten Secundille fragt:

5300 Ginoveren niht betragete, do si des můze gewunnen,
Ekuba si vragte, diu sagt ir sus (do hiez diu wol versunnen
die rede von ir munde schriben alle)
wer durch Secundillen pris gewan und ouch verlos mit valle:

Ginover verdross es nicht, Ekuba nach dem zu fragen, was sie wissen wollte; die sagte ihr – da ließ die Besonnene die Rede aus ihrem Munde vollständig aufschreiben –, wer durch Secundille Lob gewonnen und auch verloren hatte.

Secundille hatte sich nach dem Tod ihrer Eltern nämlich – ähnlich wie einst Clauditte – einen Ehemann und Landesvater erwählen sollen. 25 edle Ritter hätten sich um die junge Frau bemüht und teils beeindruckende 'Bewerbungsschreiben' geschickt. Einer von ihnen war der starke König Papyres von Trogdiente:

5309 Den prief von im zelesene het man al die wochen,
dienst, manheit ouch mit wesene. ein ander brief wol dristunt baz gesprochen,
des botschaft můste man da lesend liden
von einem emerale Beakuns, sin lant hiez Salabiden.

Den Brief von ihm – mit Ergebenheit und Männlichkeit – las man die ganze Woche[273] über. Ein anderer Brief sprach wohl dreimal besser; dessen Botschaft von einem Emeral Beakuns, dessen Land Salabiden hieß, musste man da lesen lassen.

Der dritte Bewerber war Fürst Foriastes; doch all ihre Bemühungen mussten fruchtlos bleiben angesichts des vierten Bewerbers, des Königs Ladamus von Agrippe, der sich in Kampf und Turnier sehr ritterlich zu betragen und dem mit seinem Brief noch (beinahe) die Krone aufzusetzen wusste: *und als man ie den prief gelas, so speht man, ob er stůnde wirdebære* (Strophe 5313,4; und als man da den Brief las, sah man, dass er würdig war). Dennoch ging der Wettstreit um Secundilles Hand weiter. Ein weiterer Bewerber war König Aspramatinse von Cippeland, der in der Tjost eine gute Figur machte und sich durch seine Freigebigkeit und seinen wachen Verstand auszeichnete. *sin priefe waren riche, die er Secundillen sant, der losen* (Strophe 5319,4; seine Briefe, die er der anmutigen Secundille sandte, waren beeindruckend). Auch vom Fürsten Lippidus von Agremontine wusste man nichts Schlechtes zu sagen.

5322,2 […] wes moht er danne engelten,
er sende Secundillen priefe riche?

Was sollte er da [schon] verlieren, wenn er Secundille reiche Briefe sandte?

[273] Oder: *all die Wochen*?

Es warb auch König Melion aus Modientesine um Secundille. *er sante ir sine priefe sunder vragen* (Strophe 5323,3; er sandte ihr seine Briefe ohne zu fragen). Nicht nur zu Lande, sondern auch auf dem Wasser wacker zu schlagen wusste sich der honigsüße König Eralapins aus Nitigas, was daran liegen mochte, dass seine Mutter eine Meerfrau gewesen sein sollte. Doch:

5329 Die sůzen priefe sine ermanten Secundillen
eteslicher pine: do solt ot si niht nemen nach ir willen,
iz het ir eteslicher me der wirde,
die sich do werde wagen, daz si wer irre worden an der girde.

Seine süßen Briefe erinnerten Secundille an manches Leid: Da[rum] wollte sie ihn nicht nehmen, andere erschienen ihr würdiger, die sich da edel betrugen, sodass ihr Begehren verrückt gewesen wäre.

Als einen der letzten Anwärter auf Secundilles Hand und Land nennt Ekuba gegenüber Ginover König Amicare:

5338 Von Larifoticone der kunik Amicare
des prief in sůzen done Secundille lesend was, diu clare,
also wert, daz si vil wol beduhte,
daz al ir lande krone vil wol mit wird ab sinem houbet luhte.

Den Brief König Amicares von Larifoticone las Secundille, die Reine, mit lieblicher Stimme, [der war] so vornehm, dass ihr schien, dass all ihrer Länder Krone mit Würde von seinem Haupt leuchten würde.

Allein – es waren zu viele der Bewerber. Da gab der Fürst von Kaukasas folgenden Rat:

5345 Von Kaukasas der wise, der was ir rat hie gebende:
‘der werdikeit zu prise sit nach minem rat also die lebende:
heizt in allen priefe wider senden,
ein turnei si gesprochen zeTasme, der di kranken můze pfenden

5346,1 An girde Secundillen.[’] […]

Der Weise von Kaukasas gab ihr diesen Rat hier: ‘Zum Ruhm der Edelkeit lebt nach meinem Rat: Lasst ihnen allen die Briefe zurückschicken; ein Turnier sei zu Tasme ausgerufen, das den Schwachen ihr Verlangen nach Secundille austreiben wird.’

So wurde also das Turnier zu Tasme ausgerufen. Allerdings besiegte noch vor dem Turnier Feirefiz, Sohn Belakanes und Gamurets und also Halbbruder des Parcifal, der eigentlich mit anderen Frauen geliebäugelt hatte, nacheinander alle Bewerber in ihren Ländern, sodass Secundille ihn sich zu ihrem Ehemann erwählte. Die Liebe stellte sich dann von selbst ein. So weit Ekubas Bericht.

Derweil verbreitet sich die Nachricht von Tschinotulanders Tod über Salvaterre hinaus, sodass die mit dem toten Geliebten auf der Linde sitzende Sigune von mehreren Verwandten und Freunden Besuch bekommt. Nachdem selbst Anfortas auf seinem Weg zum See Brubanie, wo er Linderung seiner Schmerzen sucht, bei Sigune einen Zwischenstopp eingelegt und sie dazu gebracht hat, Tschinotulander wenigstens in einen Sarg zu betten, bricht diese in neuerliche Klagen aus. Sie rekapituliert die Geschichte Tschinotulanders, der mehr Ruhm als alle anderen errungen habe.

5455 Vier hundert werder kinde hie vor zem grale sazen,
erwelt aldar zegesinde, als iz die lune aldar mit rehte mazen.
der nam wart degn mit schrift aldar bekennet.
dannoch wer du aleine der wirde krantz wol fur si all gennet.

5456,1 Daz du der ungeschribene bestůnde vor dem grale,
von vreuden diu vertribene bin ich der selben schulde sunder twale.

Vierhundert Kinder edler [Leute][274] saßen früher beim Gral, dort als Dienerschaft erwählt, wie es die Tugenden da zu Recht bemaßen. Ihre Namen wurden den Gralsrittern da mit Schrift bekannt gemacht. Dennoch würdest du allein vor ihnen allen den Kranz der Würde zuerkannt bekommen. | Dass du, der Ungeschriebene, vor dem Gral bestündest! Ich bin aus eigener Schuld unverzüglich die von allen Freuden Vertriebene.

Während Sigune solcherart klagt, verirrt sich abermals der junge Parcifal zu ihr. Am Ende eines längeren Gesprächs erzählt Sigune von einem Brief, den sie bei Tschinotulanders Leiche gefunden habe:

5509 Bi dem talfine het Sigun ein prievel funden,
do er nach todes pine entwapent wart. si behielt iz an den stunden.
franzois si las, wie im der paruk wolde
senden hort der selden. zwei stucke rich von steine in selden golde.

5510,1 Hie vor man iz lesende von art der selben steine.
diu triuwe riche wesende Parcifal den prief hie gap, diu reine,
durch daz ob im der bote kom zehande.

Bei dem Dauphin hatte Sigune ein Brieflein gefunden, als er nach seinem Tod entwappnet wurde. Sie behielt es bis jetzt. Auf Französisch las sie, wie ihm der Baruch den Schatz der Saelde schicken wollte. Zwei Stück, reich mit Steinen besetzt in der Saelde Gold. | Man las hier früher von den Eigenschaften dieser Steine. Die überaus Treue gab Parcifal nun diesen Brief, die Reine, damit er den Boten finde.

Parcifal erkennt, dass es sich um die beiden Schmuckstücke handeln muss, die er in den Jahren seiner Torheit der Jeschute raubte und von denen er die Spange gegen ein Nachtlager getauscht und den Ring an Orilus zurückgegeben hatte. Jetzt will er sich darum kümmern und nimmt Abschied von Sigune. Für diese und den toten Tschinotulander wird auf ihre Bitte und Kundries Fürsprache hin eine Klause gebaut.

Parcifal zieht auf der Suche nach der Spange, vor allem aber nach Anfortas, dem er die erlösende Frage stellen will, durch die Lande, wobei ihm mehrere Aventiuren begegnen. So trifft er eines Tages einen Kaufmann, der ihm von König Gloris von Alterre erzählt. Diesem wurde vor Jahren seine Frau, die edle Pardiscale, geraubt:

5600 Ez ist in dem sehsten jare, daz nie kein man ervinden
kund still noch offenbare, war diu edel klare moht verswinden.
er wolt immer sin der sus belibene,
nu hat diu triwen riche enpoten im an einem prief geschribene,

5601 Daz noch ir krantz der eren nie bůmen balt verrerte;
wie si mit herzen seren immer me von tag zu tage merte
clagendiu leit nach ir vil lieben amise
und wie er nach ir werben solt, daz tet uns kunt diu hohe an prise.

[274] Oder als Komparativ: *edlere* junge Leute als Tschinotulander.

Es ist jetzt das sechste Jahr, dass niemand – weder heimlich noch öffentlich – herausfinden konnte, wohin die edle Klare verschwand. Er [*scil.* König Gloris] wollte immer in seinem Zustand verharren, [doch] nun hat die überaus Treue ihm in einem Brief geschrieben, | dass der Kranz ihrer Ehre noch nicht ein Blütenblatt verloren habe; wie sie immer mehr mit Herzschmerz von Tag zu Tag ihr klagendes Leid nach ihrem geliebten Freund mehrte und wie er um sie werben sollte, das machte uns die Hochgerühmte kund.

Pardiscale wurde mit Hilfe Klinschors von König Agors geraubt, fährt der Kaufmann fort.

5605,1 Nu hat der ubermůte dem herren min gesendet
durch miner vrowen gůte priefe, der (wir hoffen daz) verendet
werde unser kumber, den wir da sin tragende.

Nun hat der Vermessene meinem Herrn durch meine Herrin gute Briefe gesendet, von denen (das hoffen wir) unser Kummer, den wir [im Herzen] tragen, beendet wird.

König Agors will um Pardiscale kämpfen, ist jedoch so überheblich und von sich bzw. Klinschors zauberkräftiger Hilfe überzeugt, dass er nur gegen mehrere zugleich antreten will. *fur list der zouberie hant uns gelert die meister an den bůchen* (Strophe 5613,4; die List der Zauberei haben uns die Meister der Bücher lehrt), erklärt der Kaufmann. Vielleicht wage Parcifal dennoch gegen Gloris anzutreten? Natürlich wagt Parcifal den Kampf; natürlich besteht er darauf, alleine gegen Agors anzutreten; und natürlich besiegt er diesen, sodass er dem Gloris seine Pardiscale zurückgeben kann. Dann zieht er weiter. So gelangt er zu König Flordiprintze nach Flordibale. Der König behauptet, seine Tochter Floramie übertreffe alle Frauen an Schönheit. Durch einen Sieg im Zweikampf gegen Flordiprintze will Parcifal dieses Lob für seine Frau Kondwiramurs gewinnen. Dabei genießt Letztere gegenüber Floramie einen unvergleichlichen Vorteil:

5784,1 Zem gral ir beider wirde was ungelich gemezzen.
diu ein aldar mit girde geschriben wart, der andern gar vergezzen,
daz man ir dar zu gůte niht gedahte.

Vor dem Gral war ihrer beider Würde ungleich bemessen. Die eine wurde da schriftlich berufen, die andere ganz vergessen, sodass man ihrer da zu ihren Ungunsten nicht gedachte.

Parcifal kann Flordiprintze besiegen und Kondwiramurs unbestritten die Schönste nennen. Wenig später trifft er auf Ekunat, der ihn als Verwandten Gamurets erkennt, wodurch ein Kampf vermieden werden kann. Die beiden tauschen Informationen über gemeinsame Bekannte bzw. Verwandte aus. Parcifal erzählt von Tschinotulanders Tod durch Orilus. Ekunat schwört Rache; Ackerins Brief vorlesend warnt Parcifal ihn davor, dass Orilus im teilweisen Besitz des Saeldengoldes sei. Es sei jedoch nicht das Gold allein, das große Macht besitzt, sondern es sind wie immer auch die in es eingelegten Edelsteine, die besondere Kräfte haben:

5815 Parcifal im lesende was diu kraft der steine,
daz Ekunat entwesende wer gen im des strites gar aleine,
er wer verlorn, als im do jach Sigune.
Ekunat erkande vom bracken seil der steine kraft mit lune.

Parcifal las ihm da die Kraft der Steine vor, aufgrund derer Ekunat allein im Kampf gegen ihn [*scil.* Orilus] verloren wäre, wie Sigune ihm [*scil.* Parcifal] da gesagt hatte. Hoch gestimmt erkannte Ekunat die Macht der Steine von dem Brackenseil.

Damit will er sich gegen Orilus zur Wehr setzen. Parcifal gibt ihm außerdem noch das Gralsschwert, das er einst von Anfortas bekommen hat. So gerüstet macht sich Ekunat auf die Suche nach dem von Lalander.

Parcifal gelangt abermals zu Sigune, die jetzt mit dem toten Tschinotulander im Sarg in der Klause sitzt. Nachdem er sie wieder verlassen hat, stirbt Sigune alleine im Wald. Engel geleiten sie zum Fegefeuer. Als Angehöriger des Gralsgeschlechts bleibt ihr aber die Hölle erspart.

5864 Kundrie Lasurziere wol west Sigunen ende.
do wart gelesen schiere zem gral die Anfortasen qual zewende
und diu starke riwe Parcifales.
vor vreuden Kundrie Sigunen gar vergaz al sunder twales.

Kundrie Lasurziere wusste sehr wohl um Sigunes Ende. Da wurde [aber] gerade am Gral von einer Wendung des Leidens des Anfortas und von Parcifals Reue gelesen. Vor Freude vergaß Kundrie sofort ganz auf Sigune.

Nach der ersten Aufregung wird Sigune dennoch gemeinsam mit Tschinotulander bestattet.

Ekunat ist auf der Suche nach Orilus, um Tschinotulander zu rächen. Vor der Stadt Prurine findet er ihn und reitet gegen ihn an. Das Brackenseil trägt er dabei als Helmzier. In der Tjost scheint Ekunat zunächst unterlegen zu sein. Im anschließenden Schwertkampf kann er sich aber behaupten. Zuschauerin der Kampfhandlungen ist Jeschute, die nicht nur um Orilus, sondern auch um das Brackenseil bangt. Zu Recht, wie sich bald herausstellt, denn durch die von den Schwertern springenden Funken gerät das Seil in Brand.

5887,4 daz vreut nu Ekunaten, do ers mit usel sach von helme vliegen

5888,1 Und die bůchstaben risen von steinen krefteriche.

Das freute Ekunat jetzt, als er es mit Aschenstaub vom Helm fliegen und die Buchstaben aus[275] den machtvollen Steinen fallen sah.

So ist das Brackenseil verbrannt, Jeschute darum in Ohnmacht gefallen. Wenig später fällt – durch das Gralsschwert in Ekunats Hand – auch Orilus. Seine Leiche wird in ein Kloster in Prurine gebracht, wo Jeschute ein Jahr lang um den Geliebten trauert. Doch auch Ekunat wurde im Kampf schwer verwundet und muss sich darum erst einmal erholen.

Derweil hat Parcifal durch seine Frage den leidenden Gralskönig Anfortas erlöst. Bei Ekunat und Clauditte, Kaylet und Richaude haben die Ereignisse solch tiefen Eindruck hinterlassen, dass sie dem weltlichen Leben entsagen wollen. Artus rät ihnen, sich vertrauensvoll an den reinen Trefizent zu wenden, der sich mit Gottes Lehre bestens auskenne *und ist der bůche gar*

[275] Oder: *von den* – je nachdem, ob die Buchstaben von den Steinen, auf denen sie befestigt waren, herabfallen, oder ob die Buchstaben selbst aus Stein sind.

ein meister wise (Strophe 5929,3; und gar ein weiser Meister der Bücher[276] ist). Außerdem empfiehlt er ihnen, ein Kloster und ein Spital zu stiften:

5931 Ich kan so sælicliches iuch niht darzů bewisen,
so daz ein spital riches von iu da ste, daz kan iuch paradisen,
und ein kloster, da man sing und lesende
si nah gotes eren, die wile daz disiu werlde si al wesende.

Ich kann Euch nichts so selig Machendes raten, als dass Ihr ein großes Spital stiftet, das kann Euch zum Paradies führen, und ein Kloster, wo man bis ans Ende der Welt singt und liest zur Ehre Gottes.

So geschieht es. Sigune und Tschinotulander werden in das neu gegründete Kloster verbracht. Damit aber noch nicht genug: Mit Artus' finanzieller Unterstützung werden weitere Klöster und Spitäler errichtet: in Kanadic, Berbester, Katelangen, Graswald und Graharz.

5954,4 und zallen stiften sunder vindet man ir namen da mit schriften,

5955 Immer mer zedenken Artus und siner vrowen
mit triwen ane wenken, wan sine helfe stark liez er do schowen.
darnach liez man der zweier niht beliben,
Tschinotulander und Sigunen hiez man darnach schriben,

5956 Richauden, Kayleten, Clauditten, Ekunaten:
singen, lesen heten pfaffen vil, die got vil tiure baten.
daz wert vil reht unz an daz end der welte.
Liazen und Gurnomantzen schreip man da rehte in dem selben gelte.

Und in jedem einzelnen Stift findet man da ihre Namen geschrieben │ zum immerwährenden, treuen Gedenken an Artus und seine Frau, weil er seine kraftvolle Hilfe da offenbar werden ließ. Danach vergaß man der zwei nicht: Anschließend ließ man Tschinotulander und Sigune aufschreiben, │ [dann] Richaude, Kaylet, Clauditte [und] Ekunat. Die Pfaffen, die Gott inständig anriefen, hatten viel zu singen [und] zu lesen. Das währte bis ans Ende der Welt. Liaze und Gurnomantz schrieb man da zu Recht gleichwertig dazu.

Parcifal lebt inmitten der Gralsleute. Seine und Kondwiramurs Tochter Aribadale wird die neue Gralsträgerin. Weil aber die Christen in der Nähe der Gralsburg immer mehr Schuld auf sich laden, beschließt der Gral, Salvaterre zu verlassen und nach Indien zu ziehen, wo König Johannes ein vorbildhaftes christliches Reich regiert. Während des Weges von der Gralsburg nach Marseille speist der Gral jene, die mit ihm ziehen. Ab Marseille soll die Reise per Schiff fortgesetzt werden. *An dem gral geschribene kuntliche si da funden* (Strophe 6068,1; an dem Gral fanden sie Nachricht geschrieben). Mit aufs Schiff darf von der Besatzung nämlich nur, wer zuvor die Beichte ablegt. Dank des Schutzes des Grals verläuft die Überfahrt ohne negative Zwischenfälle.

Derweil hat die Botschaft von der Wanderung des Grals auch Feirefiz in Indien erreicht. Dieser hat sich seit seiner Rückkehr aus dem christlichen Abendland zum Paradechristen gemausert und seine Länder christianisiert. Zusätzlich haben sich noch zahlreiche weitere Länder seiner Herrschaft unterworfen:

[276] Oder auch: *ein weiser Bibelkundiger*.

6120 Zweinzic darzů sibene kuniclicher krone,
der nam da stůnt geschribene, die Feirefiz erstriten hete schone,
der horten zweinzik zu dem rich Friende,
di Secundillen uf erbten. sint erstreit er sibne mit der hende.

Die Kronen von 27 Königreichen, deren Namen da geschrieben standen, hatte Feirefiz gewonnen, davon gehörten 20 zu dem Reich Friende; die hatte er von Secundille geerbt. Sieben erstritt er dann eigenhändig.

Den Wandernden der Gralsprozession erzählt Feirefiz vom edlen Priesterkönig Johannes, dessen Reich dem Paradies gleiche. Zum Beispiel gäbe es auf einem leuchtenden Berg eine Quelle. *Ydonus wart der brunn mit schrift genennet* (Strophe 6153,3; Ydonus wurde die Quelle durch Schrift genannt). Das Wasser des Flusses verzweigt sich nicht nur über das ganze Land, sondern führt auch noch edle Steine. Von Johannes' prächtigem Palast und seinem zahlreichen Gefolge weiß Feirefiz zu berichten:

6233,1 Geschriben hofgesinde drizik tusent habende
ist er an underbinde, an die sich tægelich da sint die labende:
mit ezzen, trinken habent si niht zadel.

Er hat ständig 30.000 Mann an eingetragenem Hofgesinde, die täglich mit Speise versorgt werden: Es herrscht kein Mangel an Essen und Trinken.

In der Mitte des Palasts steht eine Säule aus Edelsteinen und mit einem Spiegel, die alle Speisenden von ihren Plätzen aus sehen können. Die Säule zeigt Falschheit und Untreue an. Der Priesterkönig verfügt aber nicht nur über eine unglaubliche Zahl an Untergebenen:

6255,2 nie wart geschriben uf zedele diu lenge siner lande ob und under,
tagweide vierzic an der wit gemezzen.

Nie wurde die Länge seiner Länder ringsum aufgeschrieben, eine Fläche von vierzig Tagweiden [wurde] gemessen.

Johannes zieht dem Gral entgegen. 500jährig stirbt der alte Titurel, nachdem man ihm auf seine Bitte hin den Anblick des Grals mehr als eine Woche lang vorenthalten hat. Da es Nahrung im Überfluss gibt, speist der Gral niemanden mehr.:

6307,1 Doch liez er an im vinden geschriben ordenungen
den alten und den kinden. […]

Doch ließ er seine Anordnungen Alt und Jung an sich geschrieben finden.

Nachdem das Gralsreich mit jenem des Priesterkönigs Johannes vereint worden ist, ernennt der Gral Parcifal zum neuen König Johannes an.

6327 swer do prister Iohan wesen solde,
(C),3[277] daz vindet men noch hvte an dem grale geschriben da mit golde.

Wer da Priester Johannes werden soll, das findet man noch heute mit Gold am Gral geschrieben.

[277] Die Strophe findet sich nur in der Handschriftengruppe II; sie fehlt in der für die Textausgabe verwendeten Leithandschrift A, der Wiener Pergamenthandschrift 2675; vgl. Jüngerer Titurel III (1968), S. VII, und Jüngerer Titurel V (1992), S. 486.

9. Mai und Beaflor[278]

Über diesen beinahe zehntausend Verse umfassenden und in zwei Handschriften überlieferten höfischen Roman lassen sich kaum gesicherte Aussagen treffen: Verfasser und Quelle sind unbekannt; die Entstehungszeit wird auf die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts geschätzt.[279] Werner Fechter siedelt den Text in Kärnten oder in der Steiermark,[280] Joachim Bumke allgemeiner im oberdeutschen Sprachraum[281] an. Fritz Peter Knapp meint, die Reime seien noch deutlich der klassischen Norm verpflichtet. Zwar gäbe es gelegentlich bairisch-österreichische Abweichungen; diese erlaubten aber ebenso wenig eine engere Eingrenzung wie die Schreibsprache der beiden erhaltenen Handschriften.[282]

Dem römischen Kaiserpaar wird eine Tochter geboren und auf den Namen Beaflor getauft. Als sie zehn Jahre alt ist, stirbt ihre Mutter Sabie. Auf Empfehlung seiner Berater gibt Kaiser Teljon seine Tochter dem Senator Roboal und dessen Frau Benigna zur Erziehung. Die beiden haben selbst keine Kinder, weshalb sie die kleine Beaflor umso lieber zu sich nehmen. Unter Benignas liebevoller Pflege entwickelt sich Beaflor zu einem tugendhaften und gottesfürchtigen jungen Mädchen. Immer wieder besucht der Kaiser seine Tochter, die diese intimen Besuche zunächst für völlig harmlos und natürlich hält. Doch fünf Jahre, nachdem Roboal Beaflor zu sich genommen hat, geht der Vater zu weit:

831	Aines morgens vriu[283] chom er dar vnd nam siner tohter war. Da vand er si alda si was eine vnd ir salter las.	Eines Morgens früh kam er dorthin und suchte seine Tochter auf. Er fand sie, wo sie alleine war und ihren Psalter las.

Teljon nähert sich der Tochter in unzüchtiger Weise. Diese fasst das zuerst als Spiel auf. Als der Vater sie dann jedoch zu vergewaltigen versucht, erkennt sie den Ernst der Lage. Mit großem rhetorischen Geschick kann sie einen zweiwöchigen Aufschub der sexuellen Vereinigung erwirken.

Nachdem Beaflor ihren Pflegeeltern vom Vergewaltigungsversuch ihres Vaters erzählt hat, verhelfen diese ihr zur Flucht. Sie statten das Mädchen großzügig mit Lebensmitteln und

[278] Mhd. Text zitiert nach Mai und Beaflor (2006). Nhd. Übersetzung, sofern nicht anders angegeben, von E. M. Korrekturen bzw. Varianten ggf. nach Mai und Beaflor (2008).
[279] Vgl. Fechter (2010), Sp. 1163–1166.
[280] Fechter (2010), Sp. 1165.
[281] Bumke (2004a), S. 248.
[282] Knapp (1999), S. 332.
[283] Mai und Beaflor (2008), Vers 830: *vru*.

Schätzen aus, bevor es ein Schiff besteigt und über den Tiber seine Reise ins Ungewisse antritt.

Nach Ablauf der zwei Wochen kommt Kaiser Teljon, um seine Tochter zu sehen. Statt ihrer findet er den aufgelösten Roboal und verlangt zu erfahren, was geschehen ist. Roboal erzählt von Beaflors Verzweiflung und ihrem Verschwinden, verrät aber weder, dass er über den Grund für Erstere informiert ist, noch, dass er bei Zweiterem half. Teljon erkennt seinen Fehler, verschweigt ihn aber.

Mit Gottes Hilfe wird Beaflors Schiff von den Winden an die griechische Küste getrieben. Des Landes Herrscher ist der junge tugendreiche Fürst Mai, der das junge Mädchen als seinen besonderen Gast aufnimmt. Er ist von Beaflors Schönheit und Liebenswürdigkeit überwältigt und fordert auch seine Mutter Eliacha dazu auf, sich des lieben Gastes anzunehmen, was diese zunächst gerne tut. Außerdem lässt Mai Beaflors Schätze in die Burg bringen und vertraut sie den Grafen Kornelius und Effreide an.

Nach einiger Zeit wundert sich Eliacha, dass ihr Sohn das schöne Mädchen noch nicht zu seiner Geliebten gemacht hat. Daraufhin fasst sich Mai ein Herz, gesteht Beaflor seine Liebe und bittet sie, ihn zu heiraten. Nach einigem Überlegen nimmt sie den Antrag an. Mai erstattet seiner Mutter Bericht und muss erfahren, dass eine Ehe zwischen ihm und der Fremden gar nicht nach ihrem Geschmack ist. Verärgert zieht sich Eliacha auf ihre Burg Klaremunt zurück. Im Zuge eines großen Hoffestes werden Mai und Beaflor vom Bischof getraut. Zunächst führen sie ein glückliches und erfolgreiches Ehe- und Herrscherleben. Bald wird Beaflor schwanger. Da kommt ein Bote von Mais Onkel, dem König von Spanien. Dieser erbittet sich seines Neffen Hilfe im Kampf gegen eingefallene Heiden. Mai nimmt Abschied von den Zurückbleibenden, besonders natürlich von seiner Frau, und fährt mit 500 Rittern gen Spanien.

Die besorgte Beaflor versucht so gut wie möglich, die Zeit bis zur Rückkehr ihres Mannes zu überstehen:

4241	Ir beste churzewile daz was daz bat vnd las vmb ir herren emzichlich.	Ihr liebster Zeitvertreib war, dass sie fortwährend Gebete für ihren Ehemann las.

Dieser kämpft in Spanien erfolgreich gegen die Heiden, sodass sein Onkel ihn bittet, für immer in Spanien zu bleiben. Doch Mai zieht es nachhause.

Derweil bringt Beaflor einen Knaben zur Welt. Die Grafen Kornelius und Effreide wollen ihrem Herrn die frohe Botschaft zukommen lassen:

	Cornelius vnd Effraide, die getriwen graven peide, hiezzen briefe schreiben	Kornelius und Effreide, die beiden treuen Grafen, befahlen, Briefe von ihnen
5095		

	von in vnd von ir weiben.	und ihren Frauen zu schreiben.
	Si taten als die getriwn[284] tunt.	Sie handelten, wie es treuen Menschen ansteht.
	Ir beider brief also stunt:	In ihrer beider Brief stand Folgendes:

Sie berichten Mai von der Geburt seines Sohnes und sind voll des Lobes für dessen Mutter, die ihrerseits einen Brief abfassen lässt:

5128	Div vrowe ir brief[285] sus scriben hiez, div sich an [got][286] ganterlich leben liez.[287]	Die Herrin, die ihr Leben ganz in Gottes Hand gegeben hatte, hieß ihren Brief folgendermaßen schreiben:

Sie versichert Mai ihrer Ergebenheit und Liebe und erzählt von dem Kind, das ihnen beiden geboren wurde. Sodann übergibt sie dem Boten den Brief und ermahnt ihn, diesen unverzüglich an sein Ziel zu bringen. Zur Bekräftigung ihrer Worte verweist sie gar auf König Salomon:

	[‘]Salomon der weise man	‘Salomon, der weise Mann,
	gesprochen hat, da gedench an,	hat gesagt, was du bedenken sollst,
	wand ez noch geschriben stat:	weil es immer noch geschrieben steht:
5165	als der rouch den ougen schat	Wie der Rauch den Augen schadet
	vns als der ezich den zenden,	und der Essig den Zähnen,
	also chan er sich schenden,	so kann sich schaden,
	der bose boten sendet	wer üble Boten sendet,
	wan er sinen vrum wendet.’	weil er damit seinen Vorteil umkehrt.’

Der Bote beteuerte seine Zuverlässigkeit und macht sich auf den Weg. Er reitet nach Klaremunt, um Eliacha von der Geburt ihres Enkels Bericht zu erstatten. Die alte Herrin wünscht, dass der Bote bei ihr übernachte, doch dieser entgegnet:

	‘Vrowe, ez sint brief gesant	‘Herrin, durch mich werden Briefe verschickt,
5210	bei mir, di ich furen muez.’	die ich überbringen muss.’

Eliacha erreicht dennoch, dass der Bote bis zum nächsten Tag auf ihrer Burg bleibt. Sie lässt ihn mit Wein betrunken machen, um ihren Plan ausführen zu können:

	Si stal im die briue gar	Sie stahl ihm alle beiden Briefe
	vnd leit im ander briue dar.	und legte ihm andere Briefe hin.
	Der graven briefe stund also,	Im Brief der Grafen stand,
5235	des manich herze ward vnvro:	was manch Herz traurig machte:

Im vermeintlichen Brief der Grafen berichtet Eliacha, Beaflor habe Mai betrogen und ein Wolfskind geboren. Auch statt Beaflors Brief jubelt sie dem Boten eine Fälschung unter: *Der vrowen brief alsus sprach* (Vers 5254; der Brief der Herrin lautete so), dass Beaflor sich schuldig bekenne und jede ihr von Mai auferlegte Strafe verdiene. *An dem brief stunt niht me*

[284] Mai und Beaflor (2008), Vers 5097: *getriwen*.
[285] Mai und Beaflor (2008), Vers 5127: *brif*.
[286] Classen sieht hier offensichtlichen Ergänzungsbedarf, wie er in der Einleitung zur Textausgabe erklärt: „Zum Verständnis notwendige Ergänzungen bzw. Korrekturen erscheinen in eckiger Klammer.“ Siehe Classen (2006), S. XXX.
[287] Bei Christian Kiening und Katharina Mertens Fleury lautet diese Zeile wie folgt: *div sich an gantzlich leben liez:* Siehe Mai und Beaflor (2008), Vers 5128.

(Vers 5265; mehr stand nicht in dem Brief). Nachdem der Bote aus seinem Rausch erwacht ist, nimmt er Abschied von Eliacha, die ihm aufträgt, auf dem Rückweg wieder bei ihr Station zu machen. In gutem Glauben eilt der Bote, die versäumte Zeit einzuholen:

	Do enwesse er vil der mere,	Er wusste absolut nichts davon,
	daz er lasterbere	dass er lügnerische Briefe
	brief auf di vrowen sin	über seine Herrin bei sich
	vurte, di dar umbe pein	führte, die deswegen Schmerz
5310	vn angest muse leiden.	und Angst erleiden musste.

Bald trifft der Bote auf Mai und erzählt ihm kurz von der glücklichen Geburt seines Sohnes. Dann übergibt er ihm die Briefe:

5346	Dem herren gab er zehant	Dem Herrn gab er sogleich
	die briue, di im warent gesant.	die Briefe, die ihm gesandt worden waren.

Mai liest sie und bricht in Wehklagen aus:

5351	Do er die brieue gelas,	Als er die Briefe gelesen hatte,
	im wart vor leide also we,	fühlte er sich vom Schmerz so übermannt,
	daz er uber sich selben schrei:	dass er laut über sich selbst klagte:

Lieber hätten ihn die Heiden im Kampf erschlagen sollen, als dass er diese Schande und diesen Schmerz erleiden müsse. Aus Verzweiflung will Mai sich das Leben nehmen. Zum Glück können ihn seine Leute gerade noch davon abhalten. Also beschließt der Fürst, auf schriftlichem Wege weitere Anordnungen zu treffen:

5407	Schreibgeziug er im geben bat	Er bat, ihm Schreibzeug zu geben,
	vnd screip einen brief mit siner hant	und schrieb eigenhändig einen Brief
	vnd sant den boten wider zehant.	und sandte den Boten damit sofort zurück.

In dem Brief bittet Mai die Grafen Kornelius und Effreide, sich gut um Beaflor zu kümmern, bis er selbst zurückkomme und nach ihrem Ratschlag das weitere Vorgehen bestimme. Während Mai sich vor Schmerz wie irr gebärdet, macht sich der Bote mit dem Brief auf den Rückweg. Dabei kehrt er wie versprochen bei Eliacha auf Klaremunt ein. Die alte Herrin fragt den Boten nach ihrem Sohn. Er erzählt von Mais Reaktion auf die Briefe:

	Ich weiz, wiez vm die briue stat.	Ich weiß nicht[288], was es mit den Briefen auf sich hat.
	Zehant als er die gelas,	Er las sie noch,
	da ich so lange pei im was,	während ich bei ihm war,
5490	des was ich nach an schaden chomen.	wodurch ich beinahe zu Schaden gekommen wäre.

Man habe ihm des Inhalts der Briefe wegen nämlich nach dem Leben getrachtet. Der Bote fährt fort:

	Min herre selber[289] schriben began	Mein Herr setzte
5500	einen brief mit siner hant.	eigenhändig einen Brief auf.

[288] Classen übersetzt verneinend. Ich folge ihm darin. Vgl. Mai und Beaflor (2006), S. 263. Kiening und Mertens Fleury fügen das *n* kursiv und mit dem Hinweis auf das originale *ich* der Handschrift A hinzu; siehe Mai und Beaflor (2008), Vers 5486.
[289] Mai und Beaflor (2008), Vers 5498: *selbe*.

Als Eliacha fragt, warum er es so eilig habe, verweist der Bote auf diesen Brief Mais:

	‘Gegen Chrichen ich gesendet pin	‘Man hat mich mit einem Brief,
5510	mit einem brief, den fur ich.’	den ich mit mir führe, nach Griechenland gesandt.’

Doch wiederum gelingt es Eliacha, den Boten betrunken zu machen und den Brief gegen eine Fälschung auszutauschen:

	Den brief si im aber stal	Abermals stahl sie ihm den Brief
	vnd leit im einen anderen dar,	und legte ihm einen anderen hin,
	daz des nieman wart gewar.	ohne dass es jemand bemerkte.
	Da von grozzer schade geschach.	Davon geschah großer Schaden.
5525	Der selbe brief alsus sprach:	Dieser Brief sprach folgendermaßen:
	‘Ich enbiut iv herren beiden,	‘Ich gebiete Euch beiden Herren,
	Cornelio vnd Effraiden,	Kornelius und Effreide,
	ob ir triwe gegen mir ieht,	wenn Ihr mir Treue zusichert,
	zehant als ir den brief an seht	gleich wenn Ihr den Brief lest
5530	vnd als libe ev sei der leip,	und wenn Euch Euer Leben lieb ist,
	daz ir daz chint vnd min weip	dass Ihr das Kind und meine Frau
	ver teilet an der stat.[’]	an Ort und Stelle verurteilt[290].[’]

Sollten die beiden Grafen Mais Befehl missachten, würde er sie mitsamt ihren Frauen und Kindern töten lassen.

5541	alsus diu eren tumbe.	So verkehrte die Ehrlose
	Irs suns brief vercherte,	den Brief ihres Sohnes ins Gegenteil.
	hey, was si iamers merte.	Hey, welches Leid sie dadurch hervorrief![291]

Mit reichem Lohn verlässt der Bote Klaremunt und reitet zu Mais Burg Griffun, wo er die beiden Grafen aufsucht.

	Er gab in die brief dar	Er übergab ihnen die Briefe
	vnd sagt in dev mere gar,	und richtete ihnen aus,
5580	die in ir herre enboten het.	was ihr Herr ihnen sagen ließ.
	Er sprach: ‘Waz an dem brief stet,	Er sprach: ‘Was in dem Brief steht,
	daz sult ir laisten an der stat,	das sollt Ihr sofort ausführen,
	so man in gelesen hat.[’]	sobald man ihn verlesen hat.’

Ein Gespräch mit Beaflor vermeidet der Bote. Die Grafen suchen derweil nach einem geeigneten Vorleser:

	Die graven betrahten daz.	Die Grafen überlegten,
	Der bote zu in gesaz.	während sich der Bote zu ihnen setzte,
	Wer in lesen mohte	wer den Brief lesen könnte,
	den brief, der dar zu tohte.	der auch dazu taugte.[292]
5630	Der grave Cornelius do sprach:	Da sprach der Graf Kornelius:
	‘Dem werden man ie chunste iach	‘Dem Kaplan meiner Herrin, dem Edlen,
	meiner vrowen chappellan,	sagte man immer schon Weisheit nach;
	der sol in lesen, wan erz wol chan.’	der soll ihn lesen, da er es gut kann.’
	Nach dem werden wart gesant.	Es wurde nach dem Edlen geschickt.
5635	Der chom, do ers vernam, zehant.	Der kam sofort, als er die Aufforderung vernahm.

[290] Matthias Meyer (2009), S. 40, versteht unter *ver teilet* die Todesstrafe durch Vierteilung, „eine besonders schmach- und qualvolle Todesart“.
[291] Ich übersetze hier entgegen der bei Classen gebotenen, aber in Übereinstimmung mit der Zeichensetzung durch Kiening und Mertens Fleury; vgl. Mai und Beaflor (2008), Verse 5540–5542.
[292] Auch Classen hält sich in seiner Übersetzung nicht an die Zeichensetzung im mhd. Text. Vgl. Mai und Beaflor (2006), S. 269.

	Si stunden ouf vnd enphiengen in gegen[293]	Sie standen auf und kamen ihm zur Begrüßung entgegen
	vnd gaben im den brief hin.	und übergaben ihm den Brief.

Der Kaplan öffnet und liest ihn:

5641	Er brach im ouf vnd nam si[294] war.	Er erbrach ihn und besah den Inhalt.
	Heimlich er in vber las.	Still überflog er ihn.
	Do er besach, was dar an was,	Als er sah, was darin stand,
	ouz der hant er in warf.	warf er ihn aus der Hand.

Entsetzt gibt der Kaplan dem Wunsch Ausdruck, Mai möge im Kampf gegen die Heiden gefallen sein. Den Grafen erklärt er rundweg: *[']Ich enlise ev niht den brief.'* (Vers 5678; 'Ich lese Euch den Brief nicht vor.') Da der Kaplan weinend davon läuft, versuchen Kornelius und Effreide, vom Boten den Inhalt des Briefes zu erfahren:

5681	Den boten si besunder	Etwas abseits fragten sie
	vragten der mere,	den Boten nach der Botschaft,
	was an dem brief were.	die in dem Brief stand.

Der Bote weiß nichts Näheres, versichert aber:

5687	[']Min herre in mit siner hant	'Mein Herr schrieb ihn
	schreib, do er mich sande.'	eigenhändig, bevor er mich aussandte.'

Von dem Boten erfahren die Grafen außerdem, wie Mai auf die Briefe, deren Inhalt sie selbst verfasst zu haben glauben, reagierte.

	Do daz der bote gesagte,	Nachdem der Bote das gesagt hatte,
	die graven sprachen: 'Iz stet niht wol.	sprachen die Grafen: 'Das ist nicht gut.
	Den brief man vns lesen sol,	Man soll uns den Brief vorlesen;
5700	da enist dehein rede wider.'	da gibt es keine Widerrede.'
	Si sanden alzehant hin nider	Sie schickten sofort nach einem Schreiber
	nach einem schreiber in die stat.	hinunter in die Stadt.

Dieser folgt der Aufforderung und tritt vor die Grafen.

	Si sprachen: 'Durch iure gute,	Sie sprachen: 'Seid so gütig
	gerucht vns den brief lesen.'	und verlest uns den Brief.'
	'Gerne, herre, daz sol wesen.'	'Das soll gern geschehen, meine Herren.'
5710	Bescheidenlich er in las,	Deutlich las er ihnen alles vor,
	alles daz, daran was.	was darin stand.

Kornelius und Effreide wollen jedoch weder Beaflor und das Kind töten, noch den eigenen Tod und besonders den ihrer Frauen und Kinder provozieren. Schließlich lässt man Beaflor abermals das Schiff besteigen, mit dem sie einst an die griechische Küste gelangte. Die Grafen setzen ihr das Kind auf den Schoß und die Krone aufs Haupt und nehmen schweren Herzens Abschied. Von den Rittern des Landes ihrer unmäßigen Trauer wegen gerügt, berichten

[293] In Mai und Beaflor (2008), Vers 5635 findet sich kein *gegen*.
[294] Kiening und Mertens Fleury ergänzen kursiv und mit Hinweis auf das originale *si* der Handschrift A *sin*. Siehe Mai und Beaflor (2008), Vers 5640.

sie von Mais Anordnungen, denen nachgekommen zu sein sie vorgeben. Nicht einmal ihren Ehefrauen erzählen sie von Beaflors neuerlicher Flucht.

Beaflors vermeintlicher Tod schürt in den Herzen von Mais Leuten den Hass gegen ihren Herrscher. Bewaffnet ziehen sie ihm entgegen. Verwundert schickt Mai Boten zu den feindlich gesonnenen Untertanen. Als diese in Mais Heer vom Tod Beaflors berichten, ist auch dort die Trauer groß. Man zieht nach Griffun, wo die Einwohner Mai und die mit ihm Zurückgekehrten steinigen wollen, was der Bischof gerade noch verhindern kann.

	Do die graven peide,	Als die beiden Grafen,
6590	Cornelius vnd Effraide	Kornelius und Effreide,
	sine chunft vernamen,	von Mais Ankunft erfuhren,
	zehant si dar quamen	kamen sie sogleich heran
	vnd brahten den brief mit in dar.	und brachten den Brief mit.

Sie wollen Mai auf der Stelle töten, womit dieser ganz einverstanden ist, wünscht er sich in seinem Leid doch nichts sehnlicher als den Tod. Doch wiederum tritt der Bischof vermittelnd dazwischen und verteidigt Mais Unschuld.

	Di graven an der stunden	Die Grafen antworteten
6630	im anwurten begunden	ihm sogleich
	vnd buten im den brief dar.	und boten ihm den Brief dar.
	Si sprachen: ‘Herre, nu nempt war,	Sie sprachen: ‘Herr, nun vernehmt,
	waz an disem brief stat	was in diesem Brief steht
	vnd wie er vns enboten hat.[’]	und was er uns befohlen hat.’
	[…]	…
	Man braht den brief drate.	Schnell brachte man den Brief.
	Den las er selbe sa zehant.	Den las er [*scil.* Mai] gleich selbst.
6640	Er sprach: ‘Den brief hat min hant,	Er sprach: ‘Den Brief hat meine Hand,
	so helfe mir got, niht geschriben.	so wahr mir Gott helfe, nicht geschrieben.
	Owe, wa ist er beliben	O weh, wo ist er geblieben,
	der bote, der den brief her braht.	der Bote, der den Brief hierher brachte?
	Ia, daz sein ie wart gedaht!’	O weh, dass seiner [bei der Auftragsvergabe] je gedacht wurde!’

Mai klagt und sagt zu den beiden Grafen:

	[‘]Ir [vnd][295] min vrowe sant mir doch	‘Ihr und meine Herrin sandtet mir doch
	zwene brief, di han ich noch.	zwei Briefe; die habe ich noch.
	Div nempt vnd heizt sev lesen,	Die nehmt und lasst verlesen,
6650	ob ich muge schuldich wesen.’	ob ich schuldig sein soll.’
	Der bischolf die brief enphie	Der Bischof nahm die Briefe entgegen
	vnd las iv mit zuhten die.	und las sie mit Anstand vor.
	Swaz er geschriben vant dar an,	Was er darin geschrieben fand,
	wainunde sagen er ins began.	sagte er ihnen unter Tränen.

Vor Schreck weicht den Grafen das Blut aus den Gesichtern.

6661	Vnd sprachen: ‘So werde wir geschant,	Sie sprachen: ‘Schande über uns,
	ob iv die brieve sein gesant	wenn Euch die Briefe
	von vnser vrowen oder von uns[296].[’]	von unserer Herrin oder von uns gesandt wurden.’

[295] Ergänzung in eckigen Klammern durch Classen (siehe oben). Kiening und Mertens Fleury ergänzen das Wort kursiv und weisen in einer Anmerkung darauf hin, dass sich *vnd* nur in Handschrift B finde. Siehe Mai und Beaflor (2008), Vers 6645.

[296] Mai und Beaflor (2008), Vers 6661: *vns*.

Sie erzählen von ihrer Freude über die Geburt von Beaflors Sohn und erklären:

	Do stuenden vnser brieue so,	Unsere Briefe waren dergestalt,
	daz wir von herzen waren vor,	dass wir von Herzen froh waren,
6675	daz ir vns so rein ein wip	dass Ihr uns eine so reine Fraue
	enpholhen hetet, diu ir lip	anvertraut hattet, die ihren Leib
	behutet ze aller stunde	zu jeder Stunde vor schändlicher
	vor missewende chunde.	Nachrede bewahrte.
	Nu sint die brief vercheret	Nun sind die Briefe ins Gegenteil verkehrt
6680	vnd wir hoch guneret.	und wir in tiefe Schande gefallen.
	Des muez wir immer tran[u]rich[297] wesen.	Darüber werden wir immer traurig sein.
	Wir wizzen wol, het ir gelesen	Wir wissen genau, hättet Ihr die Briefe
	die brief, als si hie wurden geschriben,	gelesen, wie sie hier geschrieben wurden,
	so waer wir sunder leit beliben.	so wären wir ohne Leid geblieben.

Man lässt den Boten heran schaffen und die Grafen dringen in ihn:

6765	[']Wer hat die brief vercheret,	'Wer hat die Brief gefälscht,
	da von wir sin guneret	wodurch wir in Schande gefallen sind
	vnd vnser vrowen verlorn han?	und unsere Herrin verloren haben?
	Nu sag an, wer hat daz getan?'	Nun sag schon, wer hat das getan?'

Als der Bote daraufhin von seinem Besuch in Klaremunt erzählt, erkennt Mai, dass seine eigene Mutter die Übeltäterin ist. Der Bote rechtfertigt sich: Er habe doch nicht ahnen können, dass eine so edle Frau ihr eigenes Kind verraten würde. Er meint:

6802	Alle die werden, die hie sint,	Alle Edlen, die hier anwesend sind,
	die suln daz an schriben	die sollen das allen Frauen
	ze bilde allen biben [wiben][298].	als Gleichnis aufschreiben.

Man schenkt dem Boten das Leben und reitet unter Mais Führung nach Klaremunt, wo der Sohn seine Mutter zur Rede stellt:

	Sag an, war sint die brieue chommen[299],	Sag an, wohin sind die Briefe gekommen,
6870	di du dem boten hast genomen,	die du dem Boten, der aus Treue
	der durch triwe cham[300] zu dir?	zu dir kam, abgenommen hast?

Eliacha versucht sich herauszureden und meint: *[']Ich weiz vmb deheinen brief.'* (Vers 6877; 'Ich weiß von keinem Brief.') Erst als ihr Sohn sie mit dem Tod bedroht, ist sie bereit, die Schriftstücke herauszurücken. Dennoch ist Mai vorsichtig:

6887	Mit ir er hute sande dar in,	Er schickte sie unter Aufsicht dorthin,
	daz si die brieue niht taete hin.	damit sie die Briefe nicht verschwinden ließe.
	Die briene[301] si snelle brahte.	Schnell brachte sie die Briefe.

Anschließend fällt sie auf die Knie und fleht um Gnade.

---

[297] Ergänzung in eckigen Klammern durch Classen (siehe oben). – Mai und Beaflor (2008), Vers 6679: *traurich*.
[298] Ergänzung in eckigen Klammern durch Classen (siehe oben).
[299] Mai und Beaflor (2008), Vers 6867: *chomen*.
[300] Mai und Beaflor (2008), Vers 6869: *quam*.
[301] In einer Anmerkung weist Classen auf die Ersetzung von *u* durch *n* in der Handschrift hin. – Mai und Beaflor (2008), Vers 6687: *brieue*.

	Die briene[302] nam er ir uz der hant vnd las siv alle dri.	Die Briefe nahm er [*scil.* Mai] ihr aus der Hand und las sie alle drei.
6900	Vor der vrouden vrei mer danne dristunt er si las.	Bar aller Freuden las er sie mehr als dreimal.

Dann tötet Mai seine Mutter mit dem Schwert und verbannt den Boten außer Landes. Die tote Fürstin wird im Dom bestattet.

	Ein gut epytaphium der bischolpf macht vber daz grap,[303] vrchunde, vmb wev si was	Der Bischof fertigte ein schönes Epitaph für das Grab an, ein Zeugnis, damit man las,
6965	erslagen, daz man daz las, man bestate si verre baz, denne si verdienet hete daz.	weshalb sie getötet worden war. Man bestattete sie viel besser, als sie es verdient hatte.

Derweil trauert Mai um Beaflor. Er erinnert sich ihrer Schönheit und ihrer Tugenden. Unter anderem sagt er im Gedenken an seine Frau: *Div barmunge dir ze tische las* (Vers 7047; die Barmherzigkeit las dir bei Tisch vor).

Nachdem Mais Leute ihren Fürsten abermals vom Selbstmord abzuhalten vermocht haben, bitten alle gemeinsam vor dem Bischof um Vergebung ihrer Sünden. Mais Mord an der eigenen Mutter will der Geistliche allerdings nicht so einfach vergeben; das könne allein der Papst. Als Buße muss Mai jedenfalls weiterleben.

Derweil werden Beaflor und ihr Söhnchen von günstigen Winden in ihrem Schiff bis nach Rom getrieben und von Roboal und Benigna gefunden. Nachdem diese von der Herkunft des Kindes erfahren haben, beschließen sie gemeinsam mit Beaflor, es vor dem Kaiser als ihr eigenes auszugeben. Beaflor soll im Verborgenen bleiben. Am nächsten Tag findet die feierliche Taufe ihres Sohnes statt.

	Der babest vnd der cheiser, die pfaffen wurden heiser	Der Papst, der Kaiser und die Pfaffen wurden heiser
7600	von lesen vnd von singen.	vom [Messe-]Lesen und Singen.

Das Kind wird auf den Namen Schoifloris getauft. Nach der Tauffeier fragt Roboal seine Ziehtochter nach ihrem Ehemann. Diese ist glücklich, von ihrem geliebten Mai erzählen zu können, glaubt dafür aber recht viel Zeit zu benötigen:

	Si sprach: ‘Owe, nu lon dir got, ob du mich vragest sunder spot,	Sie sprach: ‘Ach, Gott lohne es dir; wenn du mich ernsthaft [danach] fragst,
7640	wer der werde suzze sie, so wis mir so lange pi, daz ich dir in gebriuuen[304] muge, daz er der werdicheit sin tuge.’	wer der edle Liebe sei, so bleib so lange bei mir, dass ich ihn dir [so] beschreiben kann, dass es seiner Edelkeit gerecht wird.

[302] Mai und Beaflor (2008), Vers 6896: *brieue*.
[303] Kiening und Mertens Fleury schieben zwischen Classens Verse 6963 und 6964 folgende Verszeile ein: *man schraib (damit er gab*. Siehe Mai und Beaflor (2008), Vers 6962. – In einer Anmerkung weisen Kiening und Mertens Fleury darauf hin, dass sich diese Zeile nur in Handschrift B findet.
[304] Mai und Beaflor (2008): *gebruuen*.

Roboal vertraut das Kind einer Amme an und sorgt auch für seine weitere Erziehung:

	Lesen vnd singen,	Lesen und Singen,
	schermen vnd ringen,	Fechten und Ringen
	mangerhande vuge	[und] vielerlei andere Künste
7775	lert man ez genuge.	lehrte man es in ausreichendem Maße.

Währenddessen verbringt Mai acht Jahre in extremer Buße, sodass sich seine Leute große Sorgen um ihn wie um ihre eigene Ehre machen. Sogar der Bischof äußert Kritik an Mais Verhalten:

	Wir lesen nindert an der schrift,	Wir lesen nirgendwo in der Heiligen Schrift,
	oder ez sei der sel ein vergift,	dass man sich selbst töten darf,
7910	daz sich ieman toten sol.	es sei denn, man will seiner Seele schaden.

Auf Anraten des Bischofs macht sich Mai deswegen gemeinsam mit diesem und mit fünfzig Rittern, unter ihnen die Grafen Kornelius und Effreide, auf den Weg nach Rom. Sie nehmen bei Roboal, der die Sachlage erkannt hat, Quartier. Er führt Beaflor, die in den vergangenen acht Jahren kein einziges Mal gelacht hat, zu ihrem Ehemann. Sie muss allerdings versprechen, sich diesem vorerst noch nicht zu erkennen zu geben. Beim gemeinsamen Essen versinkt Mai in Trauer, weil ihn die vermeintliche Tochter seines Gastgebers so sehr an seine verstorbene Ehefrau erinnert, während die Grafen Kornelius und Effreide überlegen, ob es sich bei der jungen Frau um Beaflor handeln könnte. An diesem Tag werden die Identitäten jedoch noch nicht aufgedeckt.

Roboal berichtet dem Kaiser vom Grund für die Bußfahrt der Gäste, damit er beim Papst ein gutes Wort für Mai einlege. Teljon erbittet sich ein wenig Bedenkzeit und das Versteckspiel setzt sich fort. Dabei versucht Roboal, den Gästen nach Möglichkeit die Zeit zu kürzen:

9200	Wellet ir lennger hinne wesen,	Solltet Ihr länger hier bleiben,
	ich laß ew mein tochter lesen,	lasse ich meine Tochter Euch auf Französisch,
	wellich maere ir wolt in franzeis.[305]	welche Geschichte ihr auch wollt, vorlesen.

Nachdem Roboal Mai und Beaflor alleine gelassen hat, wiederholt die junge Frau das Angebot:

9240	Wellt ir spilen oder lesen,	Wollt Ihr spielen oder lesen,
	des sol ich ew gehorsam wesen.[306]	dem will ich gehorsam nachkommen.

Doch Mai und sie reden nur, bis Roboal zum Schlafengehen mahnt.

Am nächsten Tag klärt Roboal in Gegenwart des Kaisers die ganze Geschichte auf. Mai und Beaflor sind außer sich vor Glück. Kaiser Teljon bekennt öffentlich die Sünde der versuchten

[305] Kiening und Mertens Fleury gestalten die Orthographie dieser drei nicht mehr in der fragmentarisch überlieferten Handschrift A enthaltenen – vgl. Mai und Beaflor (2006), S. 426 bzw. Mai und Beaflor (2008), S. 223 – Verszeilen wie folgt: *wellet jr lennger hinne wesen / jch laß ew mein tochter lesen, / wellich már jr wólt jn franzeis*. Siehe Mai und Beaflor (2008), Verse 9201–9203.

[306] Mai und Beaflor (2008), Verse 9241f.: *jr* und *jch* (wie oben).

Vergewaltigung seiner Tochter und übergibt als Buße Krone und Zepter an deren Ehemann. Der Papst weiht Mai und Beaflor zu Kaiser und Kaiserin von Rom. Die Griechen kehren nachhause zurück, wo einmal Schoifloris herrschen soll. Bis er alt genug ist, werden Kornelius und Effreide mit der Regentschaft betraut.

10. Reinfrid von Braunschweig[307]

Das fragmentarisch (es fehlt der Schluss) in nur einer Handschrift überlieferte Werk wurde nach 1291 verfasst. Der Autor und seine möglichen Gönner sind unbekannt; ebenso fehlen eindeutige Hinweise auf die Hauptquelle. Der erste Teil des Textes verläuft nach dem Schema der Werbungsfahrt; der zweite Teil übernimmt Elemente der Sage von Heinrich dem Löwen. In zahlreichen Exkursen bringt der Erzähler in hohem Maße Zeitkritik zum Ausdruck.[308] In diesen Exkursen finden sich außerdem zahlreiche Erwähnungen von Schriftlichkeit, sodass die folgende, allein auf die Handlung bezogene themenfokussierte Nacherzählung nur einen Teil jener Textstellen, in denen Schriftstücke o. Ä. eine Rolle spielen oder zumindest erwähnt werden, umfasst.

Reinfrid von Braunschweig, Fürst von Sachsen, Beschützer der Witwen und Waisen, rechtschaffener Herrscher und Junggeselle, begibt sich in die dänische Hauptstadt Linion. Dort findet ein Turnier statt, dessen Sieger Ruhm und Ehre bzw. Kuss und Gold der wunderschönen und tugendhaften Königstochter Yrkane zuteil werden sollen und zu dem viele mächtige und prächtig herausgeputzte Edle erschienen sind. Als Reinfrid der viel gepriesenen Yrkane ansichtig wird, sieht er seine schon in der Ferne entwickelte Sympathie mehr als bestätigt. Auch Yrkane ist von dem tapferen Kämpfer beeindruckt. Am Ende des Turniers kürt sie Reinfrid zum Sieger, überreicht ihm das Gold in Form eines Rings und küsst ihn schließlich auf Geheiß ihres Vaters. Beide sind ganz benommen vor Glück. Als Yrkane Reinfrid wenig später in seinem Zeltlager einen Besuch abstattet, gesteht er ihr seine Liebe. Dennoch muss er Abschied nehmen und nach Braunschweig zurückkehren.
Bei einem zweiten Besuch in Dänemark bittet er Fontanagris, auf seine, Reinfrids, Kosten einen prunkvollen Hoftag abzuhalten. Und tatsächlich verfehlt das Fest seine Wirkung auf Yrkane nicht: Unter dem Vorwand, sich ein wenig ausruhen zu wollen, zieht sie sich in eine Hütte zurück. Reinfrid folgt ihr. In einem langen Minnedialog legen beide Seiten ihre Gefühle offen. Schon wollen sie sich erheben und wieder unter die Feiernden mischen, da übermannt sie noch einmal die Liebe. Die zärtlichen Liebkosungen bleiben aber im keuschen Rahmen. Als sie verstohlen aus der Hütte schlüpfen, werden sie von einem Ritter beobachtet, der daraus seine Schlüsse zieht. Von Reinfrids vermeintlichem Verhalten ermuntert, will nun auch er um Yrkane werben, zumal der Sachse bald wieder in Braunschweig und damit weit ab vom

[307] Mhd. Text in diesen und allen anderen Kapiteln zitiert nach Reinfrid von Braunschweig (1871). Nhd. Übersetzung, sofern nicht anders angegeben, von E. M.
[308] Ebenbauer (2010), Sp. 1171–1175.

Schuss wäre. Tatsächlich nimmt Reinfrid alsbald Abschied, weil er sich im Zuge einer Aventiurefahrt noch mehr Ruhm erwerben will.

So dringt denn auch bald die Kunde von seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit nach Linion und zu Yrkane, die ihn darum zu sehen und zu heiraten begehrt. Allerdings beschließt zur selben Zeit der Ritter, der die beiden vor der Hütte beobachtet hat, sich der Königstochter zu offenbaren. Yrkane weist ihn ab, woraufhin der Ritter damit droht publik zu machen, dass sie sich einst in der Hütte dem Sachsenfürsten hingegeben habe. Yrkane ist erbost ob der Verleumdung und der Drohung und verbannt den allzu frechen Ritter außer Landes. Die ahnungslosen Dänen lassen nach ihm suchen, bis ein Knappe den Vermissten in Frankreich aufstöbert. Yrkanes wegen weigert er sich jedoch zurückzukehren. Das berichtet der Knappe König Fontanagris. Dieser stellt seine Tochter zur Rede. Sie gibt keine näheren Auskünfte, willigt aber in die Rückkehr des Ritters ein, wenn er sein schändliches Tun in Zukunft unterlasse. Erleichtert dankt Fontanagris seiner Tochter und schickt einen Boten nach Frankreich, den Ritter zu suchen. In Paris schließlich findet er ihn und übergibt ihm einen Brief des Königs:

5782	er bôt im dô des künges brief versigelt und verslozzen.	Er reichte ihm da des Königs Brief – versiegelt und verschlossen.

Der Bote erklärt dem Ritter kurz, weshalb er gekommen sei. Der Ritter kann gar nicht glauben, dass auch Yrkane ihn zur Rückkehr auffordert. Zur Bestätigung und genaueren Ausführung seiner Worte verweist der Bote auf den Brief:

	[‘]ir hânt doch in den henden	‘Ihr haltet doch in Händen
5795	den brief der mich hât har getriben.	den Brief, der mich hierher gebracht hat.
	dar an vindent ir geschriben	Darin geschrieben findet Ihr
	endehaftiu mære.’	die ganze Geschichte.’
	waz aber dar an wære	Was dort aber geschrieben
	geschriben dort, daz hœrent hie.	wäre, das hört hier.
5800	er las den brief, ich sag iuch wie	Er las den Brief; ich sage euch, was
	er dar an geschriben vant.	er darin geschrieben fand.
	dô er in brach, er las zehant:	Als er ihn erbrach, las er sogleich:

In dem Brief setzt Fontanagris dem Ritter die Unterhaltung mit Yrkane auseinander und fordert ihn eindringlich zur Rückkehr auf, wenn er verspräche, sich in Zukunft jeglicher Schandtat zu enthalten.

	[‘]und daz diz sîge stæte,	‘Und damit diese beständig abnähme,
	sô ist iuch dirre brief gesant	ist Euch dieser Brief
	von Tenemark in Frankenlant	versiegelt und verschlossen
5845	versigelt und verslozzen.	von Dänemark nach Frankreich gesandt.
	komt wider unverdrozzen.’	Kommt unbekümmert zurück.’
	Dô er disen brief gelas,	Als er den Brief gelesen hatte,
	verstummet und verdâht er saz,	saß er stumm und in Gedanken versunken,
	als ob er hette niender sin.	als wäre er nicht bei Verstand.

Schließlich kehrt der Ritter nach Dänemark zurück, wo er sich jedoch gegenüber Yrkane nicht zurückhalten kann und damit abermals Streit heraufbeschwört. Und wieder verbannt die Königstochter den unerwünschten Werber, der sich daraufhin nach England begibt. In einem langen Gespräch legt sie ihrem Vater schließlich den ganzen Streit inklusive der verleumderischen Drohung dar. Da lässt Fontanagris einen verärgerten Brief an den Ritter schreiben:

	sus hiez er balde schrîben	So ließ er schnell
	gên Lunders vîentlîche	in feindseliger Weise
6240	dem ritter sorgen rîche	dem sorgenvollen Ritter einen Brief
	einen brief der alsus was	nach London schreiben, der folgendermaßen
	geschriben reht als ich ez las:	geschrieben war, wie ich gelesen habe:
	‘Friuntlich gunst gruozes biet	‘Einen freundschaftlichen Gruß
	sol ich heizen schrîben niet	befehle ich nicht zu schreiben
6245	dem der ûf mîn laster gât	demjenigen, der auf meine Schmach sinnt
	und sich sô verschuldet hât	und solche Schuld gegenüber mir und
	gên mir und mînem kinde	meinem Kind auf sich geladen hat,
	daz ich niemêr erwinde,	dass ich niemals davon ablasse,
	ich reche die mortlîchen tât	die treulose Tat zu rächen,
6250	die sîn lîp begangen hât	die er, dem ich ganz vertraute,
	an mir, dem ich getrûte wol.[’]	an mir begangen hat.’

Aufgrund der Verleumdung verbannt Fontanagris den Ritter für immer aus seinen Ländern, es sei denn, er entschuldige sich dafür und mache den Schaden wieder gut.

	sus der brief geschriben stuont	So stand der Brief geschrieben
	und wart gesendet schôn zehant	und wurde sogleich ordnungsgemäß
6280	gên Lunders hin ze Engellant.	Richtung London nach England gesandt.
	Dô im der bote komen was,	Als der Bote zu ihm gekommen war,
	er slôz den brief ûf unde las,	öffnete er [*scil.* der Ritter] den Brief und las,
	als ir dâ vor wol hânt gehôrt.	was ihr davor wohl gehört habt.

Der Ritter entnimmt dem Brief, dass Yrkane ihrem Vater nun die Angelegenheit in allen ihren Details erzählt hat, und ist darüber ganz verzweifelt. Doch rät ihm eine innere Stimme, …

	er solt der küneginne	er sollte der Königin
	und Fontânâgrîse	und Fontanagris
6400	in friuntlîcher wîse	in freundschaftlicher Weise
	heizen wider schrîben,	zurück schreiben lassen,
	sî wolten in vertrîben	sie würden ihn ganz
	vil gar ân alle schulde.	unschuldig vertreiben.

Liebe und Leid bringen ihn dazu zu behaupten, er habe Yrkane tatsächlich mit dem Fürsten aus Sachsen erwischt und das sei der einzige Grund, weshalb sie ihn so sehr ablehne. Dies sei er in einem Gerichtskampf zu beweisen bereit.

	er schreip mit sîner hende	Er schrieb eigenhändig
	reht als ich dâ von hân geseit.	genau das, was ich darüber gesagt habe.
6480	der brief zesamen wart geleit	Der Brief wurde zusammengefaltet
	und verslozzen starke.	und gut verschlossen.
	er wart gên Tenemarke	Er wurde dem mächtigen König
	dem künge rîch gesendet.	nach Dänemark gesandt.

Yrkane ist verzweifelt, weil sie auf die Frage nach einem Kämpfer zur Verteidigung ihrer Ehre nur Absagen erhält: Man achtet den Ritter seiner Stärke wegen und bemitleidet Yrkane als chancenlos.

Derweil ist Reinfrid nach einer einjährigen Aventiurefahrt nach Sachsen zurückgekehrt, wo er von dem Turnier in Linion erzählt. In Braunschweig soll nun ein ähnliches Turnier abgehalten und so der Beste ermittelt werden. Ein Bote bringt Nachricht davon nach Dänemark. Bei der Nennung von Reinfrids Namen bricht in Yrkane der alte Schmerz wieder hervor. Fontanagris dankt dem Knappen für die Einladung, erklärt aber, sein Herr habe allzu großes Leid über sie gebracht, wenngleich man auf seine Unschuld hoffe. Der Knappe traut sich nicht weiterzufragen. Doch Yrkane, die noch immer keinen Kämpfer gefunden hat, erzählt ihm die ganze Geschichte zwischen ihr und Reinfrid und was sich daraus entwickelt hat. Und sie bittet den Knappen, sich bei Reinfrid für sie zu verwenden, auf dass er sich ihr als Kämpfer zur Verfügung stelle, und fügt hinzu:

	ich wil dir schrîben einen brief	Ich werde dir einen Brief
	an den lieben herren dîn,	an deinen lieben Herrn schreiben,
	daz er sîn êre und ouch mîn	sodass er seine Ehre und auch meine
	fröude sô behüete	Freude mit hilfreicher
7240	mit helfelîcher güete,	Unterstützung bewahre,
	ald sich hât gescheiden	sonst ist die Treue
	triuwe an uns beiden	an uns beiden zerbrochen,
	diu kûm iemer mac zergân.	die [doch] kaum jemals aufhören kann.

Yrkane trägt ihm auf, seinem Herrn alles getreulich zu berichten, was sie ihm über den Gerichtskampf erzählt habe. Schließlich ermahnt sie ihn sich zu sputen; immerhin sind es bis zum entscheidenden Tag nur noch zwei Wochen.

	Der knappe sprach ‘ich enden,	Der Knappe sprach: ‘Ich bringe zu einem Ende,
7275	frowe, swaz ir hânt geseit.	Herrin, was Ihr gesagt habt.
	gênt mir den brief, ich bin bereit:	Gebt mir den Brief, ich bin bereit:
	ez wirt niht langer hie beliben.’	Es wird nicht länger hier geblieben.’
	der brief balde wart geschriben,	Der Brief wurde bald geschrieben,
	als ir gehœrent wol hie nâch.	wie ihr später noch hören werdet.

Der Bote eilt von dannen und lässt Yrkane betend und bangend zurück. Als er in Braunschweig eintrifft, fordert er, sofort vor den Fürsten treten zu dürfen. Er berichtet Reinfrid von Yrkanes Kummer und Leid. Zur Bekräftigung seiner Aussage verweist er auf den Brief:

7490	lesent, herre, disen brief,	Lest, Herr, diesen Brief,
	dâ vindent ir irn willen an.	darin findet Ihr ihren Willen.

Eindringlich schildert der Knappe dem Fürsten Yrkanes sehnsuchtsvolle Herzensqualen und schließt seine Rede mit einer nochmaligen Aufforderung zur Lektüre des Briefes:

7505	[‘]lesent hie des brieves schrift.	‘Lest hier die Schrift des Briefes.
	dâ nâch wil ich des mæres trift	Danach will ich die Geschichte
	gên ein wârez ende.’	zu einem wahren Ende führen.’
	er slôz mit sîner hende	Er [*scil.* Reinfrid] öffnete eigenhändig

	den selben brief ûf unde las,	den Brief und las,
7510	wan er sus geschriben was:	wie er geschrieben war:

In dem Brief beschwört Yrkane ihrer beider Liebe und Treue. Sie beendet ihn mit einem Hinweis auf die Verbindung zwischen dem Schreiben und der Aussage des Boten:

	[‘]friuntlîch friunt, dîn herze sol	‘Liebster Freund, dein Herz soll
	gelouben ûf die wârheit,	wahrlich glauben,
7590	swaz dir mit munde wirt verseit	was dir mündlich gesagt wird
	von dem knappen, der von mir	von dem Knappen, der dir
	disen brief antwürtet dir,	diesen Brief von mir überantwortet,
	und tuo als ez dîn muot vernimt,	und tu, wie dein Sinn vernimmt,
	daz dînen êren wol gezimt	was deiner Ehre und deiner
7595	und dîner hôhen werdekeit,	hohen Würde gut ansteht,
	wan mîn kumberlîchez leit	denn mein kummervolles Leid
	mac nieman verenden	kann niemand beenden
	noch âne dich erwenden.’	noch ohne dich ändern.’
	Dô er den brief alsus gelas,	Als er den Brief also gelesen hatte,
7600	erschrocken und verstummet was	waren ihm sowohl das Herz als auch
	im daz herz und ouch der sin,	das Bewusstsein vor Schreck gelähmt,
	daz im hend und arme hin	sodass ihm Hände und Arme herab
	vielen sam er wære tôt.	fielen, als wäre er tot.

Erst die Stimme des Knappen, der ihm die Fakten zum Gerichtskampf nennt, holen Reinfrid wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Der Bote drängt zum sofortigen Aufbruch, da der Kampf bereits in sieben Tagen stattfinde und man ihn andernfalls verpasse. Bevor er seine Entscheidung trifft, zieht Reinfrid dennoch die zwei Fürsten von Brandenburg und von Meißen ins Vertrauen und legt ihnen die Situation dar.

	er las in beiden von dem brief	Er las ihnen beiden aus dem Brief,
	den ime ûz grôzen sorgen tief	den ihm die Liebliche aus
	diu minnenclîche sante,	sehr großer Sorge gesandt hatte,
	und wie sî in mante	und wie sie ihn dabei an die
7785	friuntlîcher trûtschaft dâ bî.	freundschaftliche Liebe [zwischen ihnen] gemahnt hatte.

Auch die beiden Fürsten raten zum sofortigen Aufbruch und stellen Reinfrid ihre Ritter zur Verfügung. So macht der Sachsenfürst sich mit seiner Gefolgschaft eilig auf den Weg. Eines Nachts kommt man schließlich vor Linion an und schlägt auf einer Ebene das Lager auf. Nachdem Reinfrid allein im Licht des Mondes den Kampfplatz in Augenschein genommen hat, kehrt er ins Lager zurück.

	der hôchgeborne fürste guot	Der hochgeborene gute Fürst
8125	saz nider tougenlîche	setzte sich heimlich nieder
	und schreip gar flîzeclîche	und schrieb sogleich ganz emsig
	ein kleine brievelîn zehant,	ein kleines Brieflein,
	als iuch hie nâch wol wirt bekant.	wie euch später noch bekannt gemacht wird.
	Nu lâzen wir sî lâgen hie.	Nun lassen wir sie hier lagern.
8130	hœrent wie ez dort ergie	Hört, wie es dort
	der hôhgebornen reinen magt,	der hochgeborenen reinen Jungfrau erging,
	als ich dâ vor hân gesagt,	wie ich vorher erzählt habe,
	wie der knappe wart gesant	wie der Knappe gesandt wurde

	und der brief den dâ ir hant	und der Brief, den da ihre Hand
8135	gar mit grôzen sorgen schreip,	mit großer Sorge geschrieben hatte,
	wie sî die zît dâ nâch vertreip,	wie sie sich danach die Zeit vertrieb,
	sît der knappe danne kam.	nachdem der Knappe weggeritten war.

Fontanagris versucht, seiner Tochter ins Gewissen zu reden, weil diese noch immer keinen Kämpfer gefunden hat. Yrkane wird denn auch zunehmend nervös, hofft aber auf Reinfrid, der kommen würde, wenn es ihm irgend möglich wäre.

Der Tag des Gerichtskampfs ist da, von Yrkanes Verteidiger aber weit und breit nichts zu sehen. Ihr Herausforderer besteht auf dem Kampf, wie er ihm versprochen wurde. Die zusätzliche Woche, um die Yrkane bittet, will er ihr nicht zugestehen. Da ertönt ein Horn und aus dem Wald heraus kommt – unerkannt – Reinfrid. In der einen Hand trägt er eine weiße Fahne.

	nu fuort er in der andern hant	Nun hielt er in der anderen Hand
8595	den brief und kam gejöuchet har.	den Brief und kam daher gejagt.

Reinfrid sucht den König. Schnell hat er ihn gefunden:

	für in balde wart gerant	Schnell ritt er vor ihn
	und bôt im an der stunde	und überreichte ihm sofort
	mit swîgendem munde	schweigend
8605	den brief; der künc in balde las,	den Brief; der König las ihn sogleich;
	wan er alsus geschriben was:	er war folgendermaßen geschrieben:

In dem Brief erklärt der anonyme Reinfrid sich zur Verteidigung Yrkanes bereit und fordert den gegnerischen Ritter heraus. Also schreitet man unverzüglich zum Kampf. Reinfrid kann den Ritter besiegen, der in der Folge auf Nimmerwiedersehen das Land verlässt. Der Sachsenfürst hingegen entführt die dänische Königstochter auf seinem Pferd und enthüllt ihr endlich seine Identität. Fontanagris' Leute, die dem Entführer nachgejagt sind, werden von Reinfrids Verbündeten überwältigt. Schließlich hält der Sachsenfürst eine schöne Rede, in der er den König von Dänemark bittet, Yrkane ehelichen zu dürfen. Dabei ist er rührend um ihre Ehre besorgt:

9970	ê ich wolte daz dâ hin	Bevor ich wollte, dass ihre Ehre,
	ir êre wære als sî was,	wie sie es war, dahin wäre,
	allez daz man ie gelas	wollte ich alles, was man jemals
	von nôt, daz wolt ich lîden.	von Not las, erleiden.

Fontanagris zögert, doch ein alter Ritter meint, man solle Reinfrid seinen Wunsch erfüllen: Erstens habe er sich Yrkane im Kampf erworben; zweitens sei er ein mehr als ehrbarer Fürst; und drittens liebe Yrkane ihn. Also gibt Fontanagris seine Zustimmung, lädt zur Hochzeit und schlägt endlich vor, Reinfrids in Braunschweig begonnenes Turnier in Linion fortzusetzen bzw. zu wiederholen. Nachdem man einige Tage mit Feiern und Turnieren zugebracht hat, geht es ans Abschiednehmen. Vorausgesandte Boten sorgen in der sächsischen Heimat für einen prächtigen Empfang Reinfrids und seiner frisch gebackenen Ehefrau.

Das Leben nimmt seinen Lauf: Reinfrid erweist sich – wie schon früher – als guter Herrscher und edler Ritter. Yrkane steht ihm an Tugend in nichts nach. Die beiden sind allseits beliebt und auch einander in Liebe zugetan. Allein – ein Nachkomme bleibt auch nach zehn Jahren noch aus. In ihrer Not sucht Yrkane Zuflucht im Gebet. Sie erinnert sich biblischer Frauengestalten, denen es ähnlich erging und deren Flehen doch von Gott erhört wurde, so z. B. Elkanas Frau Hanna:

	Annâ hiez sî, ob ich kann	Hanna hieß sie, wenn ich
13095	der schrifte wort erkennen.	die Worte der Schrift richtig verstehe.

Diese pilgerte mit ihrem Mann nach Schilo, wo der Tempel Gottes stand. Dort wurden Moses' und Arons Stäbe aufbewahrt.

13110	dâ lac ouch inn mit huote	Darin lag ganz ehrlich auch,
	diu steinîn tavel sunder spot	sorgfältig bewacht, die steinerne Tafel,
	dar an diu zehen gebot	an die Gott mit seinem Finger
	got mit sînem vinger schreip.	die Zehn Gebote geschrieben hatte.

Und noch andere Requisiten zeugen von den Wundern, die Gott an seinem Volk vollbracht hatte.

	swer welle daz im werd bekant	Wer alles bis ins Detail
13125	diz dinc ûf ein ende,	erfahren will,
	ze den fünf buochen sende	den verweise ich[309] auf die fünf Bücher,
	ich in die man Moysenen gît:	die man Moses zuschreibt.

Hanna jedenfalls wurde erhört und gebar bald darauf den Samuel. Daher gibt auch Yrkane die Hoffnung nicht auf, zumal sie im Gegensatz zur jüdischen Hanna Christin sei.

Auch Reinfrid wünscht sich sehnlichst Nachwuchs. Eines Nachts erscheint ihm im Traum Maria mit dem Jesuskind. Die Gottesmutter verspricht ihm die Erhörung seiner Gebete, wenn er nur übers Meer fahre und im Heiligen Land gegen die Heiden kämpfe. Er werde dabei vielerlei Unheil zu ertragen haben, aber alles heil überstehen. Die Erscheinung wiederholt sich noch zweimal. Dennoch zweifelt Reinfrid zunächst an ihrer Wahrhaftigkeit, sagt sich dann aber:

	'nein, benamen ez ist wâr.	'Nein, es ist wirklich wahr.
	wir hân gelesen offenbâr,	Wir haben deutlich gelesen,
	swaz got wîlent meinde,	dass Gott vor Zeiten,
13430	daz er daz erscheinde	was er meinte, oftmals
	dicke in slâfe tougen,	heimlich im Schlaf zur Erscheinung brachte,
	daz des lîbes ougen	als die Augen des Leibes
	sliefen und des herzen niht.[']	schliefen und [die] des Herzens nicht.'

Ebenso hat Yrkane einen Traum: Ihr träumt von einem Falken, der im Kampf gegen zwei Adler arg zugerichtet wird. Zwar überlebt er, doch Yrkane glaubt ihn tot. Im Schlaf gebärdet sie sich so wild, dass Reinfrid davon erwacht und auch sie weckt. Die beiden erzählen einan-

[309] Hier spricht der Erzähler, nicht Yrkane, wenngleich die Aussage im Rahmen ihrer Klage erfolgt.

der ihre Träume oder Visionen. Yrkane ist untröstlich, dass Reinfrid sie verlassen will, um gegen die Heiden zu kämpfen, doch sie empfiehlt ihn der Gottesmutter und ergibt sich in ihr Schicksal.

Für die Zeit seiner Abwesenheit überträgt Reinfrid die Landesherrschaft seiner Frau, die er wiederum dem alten treuen Ritter Arnold ans Herz legt. Für sich und die rund 800 Männer, die ihn auf die Fahrt begleiten wollen, organisiert er Ausrüstung und Verpflegung. Als der Abschied naht, gibt Reinfrid Yrkane die Hälfte jenes Rings, den er einst als Preis im Turnier von Linion von ihr erhalten hat: Erst wenn sie seine, die zweite Hälfte in Händen halte, dürfe und müsse sie an seinen Tod glauben. Als sich die Eheleute ein letztes Mal vor der Trennung ihrer Liebe hingeben, empfängt Yrkane ein Kind. Sie informiert Reinfrid noch darüber, damit dieser nicht am Ende glaube, sie habe ihn während seiner Abwesenheit mit einem anderen Mann betrogen. Umgekehrt bittet Reinfrid, durch einen Boten über die Geschehnisse in Braunschweig auf dem Laufenden gehalten zu werden. Schließlich gibt Yrkane ihrem Ehemann ebenfalls einen Ring; dieses indische Schmuckstück macht fröhlich, gibt Speise, wärmt und bewahrt vor Giften.

Von den Christen im Heiligen Land werden Reinfrid und seine Leute freudig empfangen, sind doch die Heiden unter der Führung ihres Sultans in der Übermacht. In einem Überraschungsangriff metzeln die Christen alle Heiden nieder, die ihnen vor die Augen kommen. Doch der Sultan schickt Verstärkung, sodass die zahlenmäßig unterlegenen Christen eingeschlossen werden und sich in ihre Burg zurückziehen müssen. Von dort aus führen sie immer wieder kleinere Kämpfe gegen die Belagerer, die jedoch von Tag zu Tag mehr werden. Als auch die Vorräte zur Neige gehen, ruft Reinfrid in einer flammenden Rede zum ehrenvollen Kampf – wenn es sein muss bis zum Tod – auf und bringt sein Vertrauen in Gott zum Ausdruck. Dieser habe immerhin an den Israeliten seine Wunder gewirkt:

15815	Als uns diu buoch noch tuont bekant,	Wie uns die Bücher heute noch künden,
	got möht uns von der heiden hant	könnte Gott auch uns glücklich und sicher
	ouch lœsen frœlich unde schôn,	aus der Hand der Heiden befreien,
	als Moyses und Aarôn	wie Moses und Aaron,
	erlœset wurden als ich hân	wie ich aus dem Buch der Richter gehört habe,
15820	von Abirôn und Dathân in	von Abiron und Dathan
	der rihter buoch vernomen,	befreit wurden,
	dô sî ze velde wâren komen	als diese gegen die Knechte Gottes
	gên den gotes knehten.	ins Feld gezogen waren.[310]

Reinfrid führt noch weitere Belege für die Allmacht und Kraft Gottes an und meint dann:

[310] Tatsächlich wird in ‘Numeri’, 16,1–33 von den Brüdern Abiram und Dathan, den Söhnen Eliabs aus dem Stamm Ruben, erzählt: Gemeinsam mit dem Levit Korach lehnten sie sich gegen Moses und Aaron auf und wurden zur Strafe dafür von der Erde verschlungen, sodass sie lebendig in die Totenwelt hinabfahren mussten. In ‘Deuteronomium’ 11,6 wird daran erinnert.

15868	ist ez wâr, als ich da hân gelesen an der buoche schrift,	Wenn es stimmt, was ich in der Schrift der Bücher gelesen habe,

… dann werde Gott auch ihnen beistehen. Es wäre nicht das erste Mal, dass er einem unterlegenen Heer zum Sieg verhilft, …

15896	ist daz diu schrift niht liuget der wir gelouben müezen.	wenn die Schrift nicht lügt, der wir glauben sollen.

Und er fährt fort:

	dô Mathathîas sich enthielt und fünviu sîner kinde, als ich geschriben vinde	Als Mattatias sich behauptete und fünf seiner Kinder, wie ich geschrieben finde
15905	in dem wâren buoche, ob ich genôte suoche, von der Machabêi art, wie von in der tempel wart und diu stat wider biuwen,	in dem wahren Buch der Makkabäer, wenn ich eifrig suche, wie von ihnen der Tempel und die Stadt dem Erdboden gleichgemacht wurden,
15910	sô sön ouch wir getriuwen got, sîn helfe lâz uns niht, sît er mit helfelîcher pfliht sî nert vor jâmerlîcher drô diu in von Anthiochîô	so sollen auch wir auf Gott vertrauen, seine Hilfe verlasse uns nicht, weil er sie fürsorglich vor der schrecklichen Bedrohung, die ihnen durch den bösen König
15915	dem bœsen künge wart bereit, als diu biblîâ noch seit: dâ vint man sunder valschen wân alliu dinc geschriben an, wie diu welt êrst ane vienc,	von Antiochia bereitet wurde, rettete, wie uns die Bibel heute noch sagt: Da findet man wahrhaftig alle Dinge geschrieben von der Entstehung der Welt,
15920	waz got wunders ie begienc, war umbe wenne und wâ von, und wie wunderlîchen kon diu welt ist von êrsten.	was Gott jemals an Wundern vollbrachte, warum, wann und wie, und wie wundersam die Welt am Anfang entstand.

Mit seiner Rede kann Reinfrid die versammelten Christen zu einem überraschenden Angriff auf die Belagerer noch in derselben Nacht ermutigen. Der Plan geht auf und die Heiden ergreifen die Flucht. Nachdem sie sich zwei Wochen lang von den Anstrengungen erholt haben, ziehen die Christen ein halbes Jahr lang mordend, raubend und brandschatzend durchs heidnisch besiedelte Land. In ihrer Verzweiflung wenden sich die Heiden an den Sultan. Dieser klagt seine Götter an und schwört den Christen Rache.

	brieve hiez er snelleclich schrîben in aller sprâche und mante ûf die râche	Schnell ließ er Briefe in den Sprachen aller schreiben und forderte Könige, Fürsten
16525	künge fürsten herren.	[und] Herren zur Rache auf.

Diesem Aufruf wagt sich niemand zu widersetzen:

	ûz verren banden holte der soldân mange rotten, die sîner brieve botten, sîn gâb sîn flehen und sîn drô	Aus fernen Ländern[311] holte der Sultan viele Scharen, die seinen Briefen folgten, seine Gaben, sein Bitten und sein Drohen
16580	twungen ze der reise dô ûz wîten künicrîchen[.]	zwangen sie da zur Reise aus weit entfernten Königreichen.

[311] Mhd. *landen*?

Ein Jahr lang lagern die Heiden vor der christlichen Burg. Unter ihnen befindet sich auch der junge König von Persien, ein Neffe des Sultans, dem das lange Nichtstun missfällt. Darum lässt er bei denen in der Burg anfragen, ob da nicht einer wäre, der mit ihm um die Liebe der Frauen kämpfen wolle. Reinfrid meldet sich. Zu dem Zweikampf wird auch Publikum geladen. Reinfrid und der Perser werfen sich in Schale bzw. Rüstung. Besonders der persische König ist fein herausgeputzt:

	ûz gold ein liehte krône	Eine strahlende Krone aus Gold
	swepte ûf des helmes tach,	schwebte über dem Helm,
	dar inn man meisterlîchen sach	darin sah man in meisterhafter Weise,
17115	von rîcher koste wilde	teuer, aufwändig und fremdartig,
	ein meisterlîchez bilde,	ein meisterhaftes Gebilde,
	und hât ein brief in sîner hant,	das einen Brief in seiner Hand hatte,
	dar an man geschriben vant	in dem man geschrieben fand:
	‘amor vincit omnîâ,’	‘amor vincit omnia’,
17120	heidensch latîn, in tiutsch dâ nâ	heidnisch, lateinisch und danach deutsch
	was ez ûz gerihtet	war es geschickt angefertigt
	und mit tiut geslihtet	und mit einer Übersetzung versehen
	‘minne twinget alliu dinc.’	‘Die Liebe bezwingt alles.’

Die beiden Gegner drängt es zum Kampf. Unter den Augen der Zuschauer beginnen sie ein erbittertes Stechen und Schlagen. Als die Pferde erlahmen, kämpfen der Sachse und der Perser zu Fuß weiter. Da landet Reinfrid bei seinem Kontrahenten einen fürchterlichen Treffer:

17508	ûf dem helme er im spielt	Er spaltete ihm das Bild der Minne
	die krôn daz bild der minne schrift.	auf der Krone auf dem Helm.

Dieser Schlag bedeutet den Anfang vom Ende des Kampfes: Wenig später hat Reinfrid den Perser bezwungen und bedroht ihn mit dem Tod. Erst als der Sultan verspricht, die den Christen abgewonnenen Länder zurückzugeben, lässt Reinfrid Gnade walten und schließt sogar Bruderschaft mit dem Perser. Die Heiden überantworten Reinfrid Jerusalem und das Heilige Land. Er baut wieder auf und verbessert, wo er kann. Dann startet er eine Exkursion zu den heiligen Stätten der Bibel. Von Jerusalem führt sie die Reise nach Nazareth, Bethlehem und Ägypten, wohin sich Joseph und Maria vor Herodes geflüchtet hatten.

	dô sî wol vernâmen daz,	Nachdem sie das gehört hatten,
18015	sî kêrten snelleclîche wider	kehrten sie schnell wieder
	gên Nazarêt dâ man in sider	nach Nazareth zurück, wo man ihnen seither
	al diu wunder hât geseit	all die Wunder erzählt hat,
	diu in dem buoch der kintheit	die noch heute ordentlich in dem Buch
	von gote noch schône stânt geschriben.	der Kindheit von Gott geschrieben stehen.

Weiter geht es an den Jordan und nach Kana in Galiläa, …

18040	dâ der minnenclîche got	wo der liebe Gott
	sîn êrste zeichen ie begie,	seine ersten Zeichen setzte,
	wan er ûzer wazzer hie	als er hier aus Wasser
	mit götlîchen geberden	mit göttlichem Gebaren
	wîn lie schône werden,	wirklich Wein werden ließ,
18045	als man von ime geschriben hât.	wie man von ihm geschrieben hat.

Danach besucht man Marias Grab, die Orte der Passion usw. Nachdem sie auf diese Weise zu den wichtigsten biblischen Stätten gepilgert sind, folgen sie einer Einladung des Persers und widmen sich in dessen Land der Erholung und dem Amüsement, was sie nicht davon abhält, auch hier umher zu reisen und sich die wichtigsten und wunderbarsten Dinge anzusehen. So führt der Perser seine Gäste in den Kaukasus, wo Reinfrid ein Zwergenvolk aus der Unterdrückung eines Riesen befreit. Die Zwerge feiern Reinfrid, der sich bei ihnen zwei Wochen lang von dem harten Kampf erholen darf. Dann nehmen der Perser und er Abschied und setzen ihre Reise fort. In einem Wald stoßen sie jedoch schon auf die nächste Aventiure: eine Auseinandersetzung zwischen dem König von Aschalon und dem König von Assyrien, deren Leute zu beiden Seiten eines Flusses Aufstellung genommen haben. Unterstützt werden sie von allerlei exotischem Volk, von dem die Amazonen noch am menschlichsten sind. Die Pflanzen und Kräuter, die die Entstehung solcher Wesen – Einäugiger, Einbeiner, Kopfloser, Hundsköpfiger usw. – bewirken, waren bereits den ersten Menschen bekannt. Um das Wissen um sie für die Nachwelt zu bewahren, wurden vor der Sintflut zwei Säulen – eine aus Marmor, eine aus gebranntem Lehm – errichtet.

19820	die siul sî vollebrâhten	Die Säulen vollendeten sie
	mit durgrabener geschrifte,	mit eingravierter Schrift,
	daz man mit wârer trifte	dass man wahrlich
	hât an disen stunden	zu dieser Stunde
	alle künste funden	alles Wissen fand,
19825	der sî wîlent pflâgen.	über das sie damals verfügten.
	man vant ân allez frâgen	Ohne zu fragen fand man
	an den selben siulen hie,	hier an denselben Säulen,
	dô diu sintfluot zergie,	nachdem die Sintflut verschwunden war,
	swaz biz an die stunt was beschehen	was bis dahin geschehen war,
19830	und dô die frowen hôrten jehen	und als die Frauen sagen hörten,
	daz ouch stuont geschriben dô,	dass da auch alles Mögliche
	diu krût schatten sus und sô,	über die wirksamen Kräuter geschrieben stand,
	dô wâren sî sô niugern	da waren sie so neugierig,
	daz ir sin niht wolt enbern,	dass ihr Geist dessen nicht entbehren wollte;
19835	sî wolten sîn geruochen	sie wollten erfahren
	und endelîch versuochen	und erschöpfend versuchen,
	ob ez alsô wære.	ob es so wäre.

Also probierten die Frauen die Kräuter – und gebaren jene sonderbaren Kinder, aus denen sich die exotischen Völker entwickelten, die jetzt an der Seite der Könige von Aschalon und Assyrien stehen. Reinfrid und der Perser greifen mit ihren Leuten auf der schwächeren Seite – das ist jene des Königs von Aschalon – in den Streit ein und können ihn trotz der hart kämpfenden Amazonen für sich entscheiden. Als einzigen Lohn erbittet Reinfrid vom König von Aschalon, dass man die Amazonenkönigin, die Sicherheit gegeben hat, ledig spreche.

Ihre weitere Fahrt soll Reinfrid und seinen Freund zum Magnetberg führen. Dieser Berg zieht alles an sich, was Metall enthält oder durch metallene Werkzeuge bearbeitet wurde. Wie soll

man da mit einem Schiff gefahrlos in die Nähe kommen? Die Amazonenkönigin weiß Rat und verweist auf ein Kräutlein, das jedes Material schneidet, das man mit ihm bestreicht. Der Beweis dafür ist in der Bibel zu finden, denn das Kräutlein hatte einst Salomon dem Vogel Strauß abgenommen und damit den Tempel Gottes gebaut:

	daz krût künc Salamôn behielt	König Salomon behielt das Kraut
	und bût dâ mit den tempel hêr,	und baute damit den hehren Tempel,
20960	daz man hiut und iemer mêr	sodass man heute und für immer
	dâ von list in der wâren schrift.	davon in der wahren Schrift liest.

Dank dieser guten Ratschläge gelangen Reinfrid und seine Leute sicher zum Magnetberg, wo sie einige Schiffswracks sehen, die sich nicht mehr vom Berg zu lösen vermochten. Denn noch niemals ist ein Mensch lebend von dort weggekommen – mit Ausnahme Herzog Ernsts, besonders aber Vergils und seiner Gefährten.

	sî funden unde nâmen	Sie fanden und nahmen
	hie mit hôhem muote schôn	hier kühn und tapfer
	diu driu buoch diu her Savilôn	die drei Bücher, die Herr Savilon
	von nigramancîe schreip,	von schwarzer Magie geschrieben [und]
21030	dâ mit er den tiuvel treip	mit denen er den Teufel
	und swaz in sîner forme was	und seinesgleichen
	mit listen in ein kleinez glas.	in ein kleines Glas gelockt hatte.
	daz ouch Virgilîus hie vant,	Das fand hier auch Vergil,
	der in sît ûz dem glas enbant	der ihn [*scil*. den Teufel] aus dem Glas erlöste
21035	und troug in aber wider în.	und ihn danach wieder hineinlockte.
	daz glas mit einem brievelîn	Das Glas war mit einem Brieflein
	verschoben was, hân ich gehôrt.	verschlossen, habe ich gehört.
	dar an hâte solhiu wort	Daran hatte Savilon kunstreich
	mit künsten Savilôn geschriben,	solche Worte geschrieben,
21040	daz der tiuvel was beliben	dass der Teufel viele tausend Jahre
	dar inne manic tûsent jâr.	darin geblieben war.

Reinfrid und seine Leute gehen an Land. Sie besteigen den Magnetberg und gelangen durch ein Tor in sein Inneres. Vorbei an seltsamen und teils erschreckenden Dingen kommen sie in eine tiefe Höhle, wo Reinfrid ein herrliches Grab findet.

	[U]nd was dâ manic buochstap	Und da waren viele Buchstaben
21285	von golde schône ûf erhaben.	ordentlich aus Gold aufgetragen.
	wer dar inne lac begraben,	Wer darin begraben lag,
	seit daz epitafîum,	sagte das Epitaph
	den anevanc, des endes drum,	von vorne bis hinten
	mit süezen worten schône:	mit schön gewählten Worten.
21290	wie von Savilône	Wie von Savilon
	der stein von êrst gebûwen wart,	der Stein zuerst geschaffen wurde,
	wan er was, von weler art,	wann er gelebt hatte und welcher Abstammung er gewesen,
	war umb ald wie er har bekan,	warum und wie er hierher gekommen war,
	daz stuont allez sament an	das alles stand da gesammelt
21295	einem buoche dâ geschriben.	geschrieben in einem Buch.
	bî dem sarke was beliben	Das überaus kunstvolle Buch
	daz buoch mit grôzer meisterschaft.	war bei dem Sarg geblieben.
	von êre ein keten gab im haft	Eine eiserne Kette hielt es
	zuo einer vesten wende.	dort fest.
21300	die fürsten rîch ellende	Die überaus tapferen Fürsten
	ir selbes niht vergâzen.	vergaßen sich nicht.

über daz buoch sî sâzen,
wan ez alsô geschriben was
daz ez menneclîch wol las
von aller sprâche zungen.
die milten frechen jungen
dar ob ein lange zît vertriben
und funden an dem buoch geschriben
wunderlîcher wunder vil
diu ich iuch alle künden wil
von anegenge unz ûf ein ort.
wie ez stuont geschriben dort,
daz wirt iuch volleclîch enbart.

Sie saßen über das Buch [gebeugt],
denn es war so geschrieben,
dass es vielerlei
in allen Sprachen enthielt.
Die guten übermütigen Jungen
widmeten dem viel Zeit
und fanden in dem Buch
viele wunderliche Wunder geschrieben,
die ich euch alle von Anfang
bis Ende erzählen will.
Wie es dort geschrieben stand,
das wird euch gänzlich offenbart.

Einst nämlich wurde in Athen der junge Savilon geboren. Als erster war er der Sterndeutung und der schwarzen Magie kundig. In den Sternen las er von einem Kind jüdischer Abstammung, von einer Jungfrau in 1200 Jahren geboren, durch das den Juden Unheil widerfahren würde. Savilon vertraute sich seiner jüdischen Mutter an. Diese erschrak und riet ihm, die Sterne in dreißig Jahren, wenn Saturn wieder zu sehen wäre, noch einmal zu befragen. Savilon gehorchte, erhielt die gleiche Information, fand jedoch auch den Hinweis, wie er das Schicksal der Juden abwenden könnte:

er solte von figûren,
als im der sterne seite,
mit wârlîchem geleite
ein kleinez brievel schrîben,
ob er eht wolt vertrîben
die sache, als ir hânt gehôrt.
er solte dâ zuo schrîben wort
diu ouch wol dâ zuo hôrten.
den brief an allen orten
solt er geschriben schaffen
mit hôhen paragraffen:
von der kraft diu sache
wol möhte werden swache.

Er sollte mit merkwürdigen Zeichen,
wie ihm der Stern gesagt hatte,
mit[312] wahrhaftigem Schutz
ein kleines Brieflein schreiben,
wenn er die Sache, wie ihr gehört habt,
wirklich abwenden wollte.
Dazu wollte er Worte schreiben,
die auch wohl dazu erforderlich waren.
Den Brief sollte er überall
mit großen Buchstaben[313]
schreiben:
Von deren Kraft könnte die Sache
wohl abgeschwächt werden.

Und swenne daz beschæhe
über lanc ald næhe,
sô solt er geschalten
den brief mit manicvalten
wunderlîchen listen,
wolt er die sache fristen
dâ von der sterne hât geseit.
der brief werden sol geleit
dar dâ in niemen funde,
wan sicher als die stunde
so er was verborgen
dorfte niemen sorgen
daz daz kint iht kæme,
von dem ein ende næme
der juden keiserlîch gewalt.
der brief der wart geschriben balt
nâ des selben sternen schîn
reht als er ouch solte sîn.

Und wenn das
über kurz oder lang geschähe,
so sollte er mit vielerlei
wundersamen Tricks
den Brief wegräumen,
wenn er die Sache aufhalten wollte,
von der der Stern gekündet hatte.
Der Brief sollte an einem Ort hinterlegt werden,
wo ihn niemand fände,
denn so lange er
sicher versteckt war,
bräuchte sich niemand zu sorgen,
dass das Kind geboren würde,
von dem die kaisergleiche Herrschaft
der Juden ein Ende nähme.
Der Brief wurde gleich geschrieben
nach dem Schein dieses Sterns
genau so, wie er sein sollte.

[312] Oder: *zum*?
[313] Oder: *mit erhabenen Zeichen*.

21425	ze lieb der muoter daz beschach.	Das geschah aus Liebe zur Mutter.
	an dem sternen er ouch sach,	An dem Stern sah er auch,
	swel zît, ze swelen stunden	zu welcher Zeit und Stunde
	daz brievelî wirt funden,	das Brieflein gefunden würde,
	so vervâhet für die trift	So wirkten weder
21430	daz brievelî noch ouch diu schrift	das Brieflein noch die Schrift
	gên der selben sache.	gegen den Lauf der Dinge.
	er dâht, ‘zewâr ich mache	Er dachte: ‘Fürwahr, ich mache,
	daz himel erd verswindet,	dass Himmel und Erde verschwinden,
	daz man niemer vindet	dass man nie mehr findet
21435	des briefes schrift noch ouch den brief.’	des Briefes Schrift und auch nicht den Brief.’

Darum also fuhr Savilon zum Magnetberg und errichtete mit Hilfe böser Geister all die abschreckenden Dinge, damit der Brief hier sicher versteckt wäre. Als er sein Lebensende kommen spürte, traf er besondere Vorkehrungen:

	nigramanzîe buoch er nam	Schnell nahm er alle
21465	zuo im alle schiere,	nekromantischen Bücher zu sich,
	der wâren niuwan viere,	das waren nur vier,
	dâ mit er alle tiuvel bant.	mit denen er alle Teufel bezwang.

Drei dieser Bücher versteckte er in der Wand. Mit dem vierten wollte er seinen Geist an seinen Körper binden, indem er es unter seine Füße legte. Über ihm schwebte ein eisernes Gebilde mit einem Hammer in der Hand, …

	[…] swenn im würd bekant,	wenn ihm bekannt würde,
	daz iemen zuo im kæme	dass jemand zu ihm käme
21490	und von den füezen næme	und [ihm] das Buch von den Füßen nähme
	daz buoch und dannen trüege,	und es wegtrüge,
	daz ez denne slüege	dass es dann
	sunder allez schônen	ohne jede Rücksicht
	den selben Savilônen,	den Savilon [er]schlüge,
21495	wan sîn geist der wære hin.	denn sein Geist wäre dahin.
	des buoches kraft diu friste in	Die Macht des Buches hielt ihn aufrecht,
	daz er ûf einem sezzel saz	sodass er weder tot noch lebendig
	tôt noch lebende, die wîl daz	auf einem Sessel saß, während
	buoch under den füezen lac.	das Buch unter seinen Füßen lag.
21500	ein lieht bran vor im naht und tac,	Vor ihm brannte Tag und Nacht ein Licht,
	des schîn ouch ein ende nam	dessen Schein auch erlosch,
	sô daz buoch êrst dannen kam.	sobald das Buch erstmals weggenommen wurde.
	alsus saz der verdrozzen.	So saß der Verdrießliche.
	diu buoch diu er verslozzen	Die Bücher, die er zum
21505	hât vor menschlîcher wer,	Schutz der Menschen eingeschlossen hatte –
	den slüzzel warf er in daz mer	den Schlüssel warf er ins Meer,
	daz in iemen funde.	damit ihn niemand fände.
	er hatte an der stunde	Den kleinen Brief
	mit angestlîchen sorgen	hatte er damals
21510	den kleinen brief verborgen	mit ängstlicher Sorge
	im selben in daz ôre.	in seinem eigenen Ohr versteckt.

So glaubte Savilon, Gott bezwingen und das Unabänderliche abwenden zu können. Den Teufel hatte er in ein Glas gesperrt und dasselbe am Fuß des Berges versteckt.

	sîn sin enkeinen zwîvel hât	Sein Verstand zweifelte nicht daran,[314]
	daz iemer mensche kæme	dass einmal ein Mensch dorthin
21540	dar und dannen næme	käme und die Bücher,
	diu buoch den tiuvel und daz glas.	den Teufel und das Glas wegnähme.

So saß Savilon 1200 Jahre lang mit dem Buch unter seinen Füßen in der Höhle im Magnetberg. Dann bekam Vergil aus Mantua Wind von der Sache und machte sich mit seinen Begleitern auf den Weg, das Geheimnis zu ergründen.

	sî wolten ie niht mîden,	Sie wollten nichts unversucht lassen,
	ir sin der wolt versuochen,	ihr Sinn brannte darauf zu erfahren,
	ob in von den vier buochen	ob ihnen jemand etwas
21605	ieman gesagen künde.	über die vier Bücher sagen könnte.

Nach einer langen Fahrt übers Meer gelangten sie zum Magnetberg. In die Höhle konnten sie vorerst zwar nicht eindringen, sie fanden aber den Teufel und das Glas mit dem bösen Geist. Dieser versprach ihnen zum Ziel zu verhelfen, wenn sie ihn nur befreiten:

21630	ich wil iuch gewinnen	Ich will euch verschaffen
	der buoche slüzzel und diu buoch,	den Schlüssel zu den Büchern und die Bücher,
	dar an aller tiuvel fluoch	in denen aller Teufel Flüche[315]
	meisterlîchen stât geschriben.	meisterhaft geschrieben stehen.

Vergil stieg auf den Handel ein. Also wies ihnen der Teufel den Weg zu Savilons Höhle. Sie traten ein.

21656	Savilôn man sitzen sach	Savilon sah man dort
	schôn ûf sînem sezzel dort,	aufrecht auf seinem Sessel sitzen,
	als ir dâ vor hânt gehôrt,	wie ihr vorher gehört habt,
	mit buoche und mit bilde.	mit Buch und Gebilde.

Die Männer wunderten sich sehr über das, was sie sahen, aber es kam noch mehr:

	nu sâhen sî dem alten	Nun sahen sie
	daz wunderkleine brievelîn	das wunderkleine Brieflein
	ligen in dem ôren sîn:	im Ohr des Alten liegen:
	daz wart von in dan genon.	Das wurde von ihnen herausgenommen.
21670	mit disem funde und da von	Damit – mit diesem Fund –
	des brieves kraft vil balde brach,	zerbrach sogleich die Macht des Briefes,
	dô man die karakter sach	als man die Zeichen sah
	und ouch der figûren schrift.	und auch die Schrift der Symbole.

Das war zu jener Zeit, als die Jungfrau Maria Gottes Sohn zur Welt brachte. Nachdem der Brief aus dem Ohr entfernt worden war, wandte sich Vergil Savilons Füßen zu:

21682	er nam daz buoch ouch an der stunt	Da nahm er auch das Buch,
	daz des vil wîsen füeze truoc.	das des so Weisen Füße trug.

[314] Obwohl im Mittelhochdeutschen ein Satz auch bei doppelter Verneinung negiert bleibt, erscheint eine positive Formulierung – *sein Verstand zweifelte daran* – einleuchtender.
[315] Oder: *die Verfluchung aller Teufel.*

Da schlug das eiserne Gebilde mit dem Hammer und der alte Savilon starb. Auch die anderen Zauber lösten sich in Wohlgefallen auf. Vergil veranlasste die Geister, das Grabmal für Savilon zu erbauen. Dieses ganze Geschehen …

	daz stuont an disem buoche hie.	stand hier in diesem Buch.
21700	wie aber er den tiuvel lie,	Wie er [*scil.* Vergil] aber den Teufel dazu brachte,
	daz im der buoche slüzzel wart,	dass er ihm den Schlüssel zu den Büchern übergab,
	und wie mit tobelîcher art	und wie dieser sich tobend
	sich in daz mer versenket	ins Meer gestürzt
	der tiuvel und ertrenket	und die Welt ertränkt
21705	wolte al die welte hân,	haben wollte,
	[…]	…
	daz stuont an disem buoche niht.	das stand nicht in diesem Buch.
	die fürsten rîch hie die geschiht	Die mächtigen Fürsten hatten
21715	hatten endelîch durlesen.	hier die ganze Geschichte bis zum Ende gelesen.

Nachdem Reinfrid und der Perser das Buch bei Savilons Grab also zu Ende gelesen haben, beobachten sie, wie ein Schiff vom Magnetberg angezogen wird, und helfen den Gestrandeten. Es handelt sich um den Herrn von Ejulat, der alle Orte, von denen er gehört hat, bereisen will. Er war sogar schon am Ende der Welt. Vor ihm war bereits Herkules dort gewesen und hatte gesehen, dass es nicht mehr weiter ginge.

	dô maht er, als ich hân vernomen,	Da machte er, wie ich gehört habe,
	erlîn siul mit schrifte har,	eine Säule aus Erlenholz,
	daz man dâ bî næme war	damit man an ihr sehen könne,
21910	daz nie kein mensche fürbaz	dass nie ein Mensch weiter
	mohte komen, und dur daz	kommen kann; und darum
	maht er diz mit schrifte schîn.	machte er das mit Schrift offenbar.

Das Ende der Welt zu sehen, machte dem aus Ejulat also nichts aus. Großes Leid allerdings sei ihm vor ein paar Tagen widerfahren, als sich das zweite seiner Schiffe zu nahe an die Sirene herangewagt habe. Die Seeleute seien von dem Gesang betört und mitsamt dem Schiff auf den Grund des Meeres hinab gezogen worden. Reinfrid hat Lunte gerochen: Die Sirene hören – das will er auch! Immerhin soll ihr Gesang unbeschreiblich schön sein:

	swaz noten von mûsicke	Was je an musikalischen Noten
22395	ie wart geschriben ald erdâht,	geschrieben oder erdacht wurde,
	gên dirre süezen stimme ez brâht	hätte gegenüber dieser lieblichen Stimme
	hette kranke lœne.	wenig Lohn eingebracht.

Der schöne Klang zieht die Zuhörer erbarmungslos in seinen Bann und lässt sie nicht mehr los.

	ich wæn ez lebte Orphêus,	Ich glaube, lebte Orpheus [noch],
	er wær vil lîht ouch hie beliben,	er wäre vielleicht auch hier geblieben,
22480	swie wir von im haben geschriben	wie wir von ihm geschrieben haben,
	daz sîner lîren dœne	dass die Töne seiner Lyra
	gæben solhe lœne	solchen Lohn gäben,
	daz berc und stein steck stûden stam	dass Berg und Stein, Ast, Staude, Stamm,
	walt vogel tier geloufen kam,	Wald, Vogel [und] Tier gelaufen kam,
22485	swenn er die seiten ruorte.	wenn er die Seiten schlug.

Reinfrid will sich an einen starken Mast binden lassen, während ihn seine Seeleute mit verschlossenen Ohren an der Sirene vorbeiführen sollen. Die Fahrt beginnt. Reinfrid hört den Gesang der Sirene und schreit kläglich, man möge ihn dorthin bringen, aber die tauben Matrosen steuern so schnell vorbei, dass auch die ob ihrer Erfolglosigkeit verwunderte Sirene nichts ausrichten kann. Reinfrid dünkt, vor ihm habe auch schon Odysseus auf diese Weise den Gesang gehört, was freilich nur ein Abenteuer unter vielen gewesen war.

22590	swer ûf ein ort wil wizzen daz	Wer das bis ins Detail
	von anevanc unz an daz drum,	von Anfang bis zum Ende wissen will,
	der sol lesen Statîum	der soll die ‘Achilleis’
	Achillêides, dâ er	von Statius lesen, wo er
	hie von vint sînes herzen ger.	findet, was sein Herz begehrt.

Die Sirene ist entsetzt darüber, das Reinfrid ihr durch die Lappen gegangen ist. Umso mehr freuen sich dessen Leute über seine Rückkehr. Allein – er wäre nur allzu gerne bei den lieblichen Klängen gestorben. Es ist der Perser, der ihn an Yrkane erinnert und damit auf den Boden der Realität zurückholt. Als man sich anschickt, den Magnetberg zu verlassen, findet man die tote Sirene am Strand liegen.

Man setzt übers Meer. Reinfrid und der Perser nehmen Abschied vom Herrn von Ejulat; sie wollen nachhause. Da bringt ein Knappe Nachricht von einem bevorstehenden Hoftag des Königs von Aschalon, in dessen Zug seine Tochter mit dem Sohn des Königs von Assyrien vermählt werden soll. Selbst der Sultan habe sein Kommen angekündigt. Reinfrid und der Perser begeben sich also zum Ort des Geschehens, wo sie umso freudiger willkommen geheißen werden, als man sie für tot gehalten hat. Nur der Sultan, zu dem erst ein Bote gesandt wird, klagt noch um seinen vermeintlich toten jungen Verwandten.

Während all dieser Zeit ist Yrkane daheim in Braunschweig und sehnt sich nach ihrem Ehemann. Graf Arnold versucht nach Kräften, sie von ihrer Trauer abzulenken. Auch Tätigkeit hilft dabei. So vertreibt sie sich mit Handarbeiten die Zeit und fertigt dabei ausnehmend schöne Stücke an.

23280	sô sî vil lîhte des verdrôz,	Wenn sie dessen überdrüssig wurde,
	sô tet sî aber etewaz,	tat sie wieder etwas anderes
	wan sî vil dicke an buochen las	und las oft in Büchern
	von hôher [a]ventiure.	von großen Abenteuern.

Bis zur Geburt des Kindes versucht sich Yrkane auf diese Weise abzulenken. – Das Kind ist ein Knabe und wird nach seinem Vater Reinfrid genannt. Diesen will man nun über das glückliche Ereignis in Kenntnis setzen und zur Rückkehr bewegen:

	nu wurden schier ze râte	Nun wurde sich des Landes Volk
	des landes volc gemeine,	bei der Beratung schnell einig,
	man solt dem fürsten reine	dass man dem guten Fürsten
23425	brieve und boten senden,	Briefe und Boten senden sollte:
	er solte wider wenden	Er sollte seine Fahrt wieder

	sîn vart gegen Sahsen lant.	zurück nach Sachsen lenken.

So geschieht es.

23436	die herren sûmden sich des niet,	Die Herren ließen keine Zeit vergehen;
	ez wurden boten ûz gesant	es wurden Boten nach ihm [*scil.* Reinfrid]
	nâ im in das heilic lant	in das Heilige Land ausgesandt
	mit reinen brieven schôn geschriben.	mit sauberen, schön geschriebenen Briefen.

Etwa ein Jahr nach Reinfrids Abschied macht sich nun der Bote auf den Weg ins Heilige Land.

	vier briev er mit im fuorte	Vier Briefe führte er mit sich
	von Sahsen und von Westevâl,	von Sachsen und Westfalen,
	von Brûneswic ouch sunder twâl,	ohne Frage auch von Braunschweig,
	daz diu minneclîch erkant	den vierten Brief hatte ihm
23450	den vierden brief im dar gesant[.]	die bekannt Liebreizende dorthin gesandt.

Der Bote sputet sich und gelangt, obwohl er lange auf die Überfahrt übers Meer warten muss, recht bald nach Jerusalem, wo er Reinfrid zwar rühmen hört, aber auch erfahren muss, dass der Fürst das Land vor etwa einem Dreivierteljahr in Begleitung des jungen Königs von Persien verlassen hat.

23682	sît enbôt er uns noch schreip	Seither hat er uns auch nicht ein einziges Mal
	nie eines mâles diz noch daz.	dies oder das entboten oder geschrieben.

Da zieht der Bote weiter nach Persien. Dort findet er die Untertanen des Königs, nicht aber diesen selbst und schon gar nicht Reinfrid. Er erzählt den Leuten von der Geburt des Kindes. Sie raten ihm, nach Babylon zum Sultan, dem Onkel des persischen Königs zu reiten, und bitten ihn, ihnen von dort Nachricht über ihren König zu bringen. Der Bote sucht also den Sultan auf. Dieser erzählt ihm von Reinfrids und seines Neffen Heldentaten für die Zwerge und im Kampf zwischen den Königen von Aschalon und Assyrien, schließt seinen Bericht jedoch mit der Bemerkung, die beiden jungen Fürsten hätten sich zum Magnetberg aufgemacht und seither habe man nichts mehr von ihnen gehört. Da kommt der andere, von Aschalon zum Sultan gesandte Bote nach Babylon und tritt vor den Herrscher.

24100	der kneht im neic und tet im schîn	Der Bursche verneigte sich vor ihm und zeigte ihm
	sîner boteschefte brief.	seinen Brief mit der Botschaft.
	der wart mit grôzen siufzen tief	Der wurde mit großen, schweren Seufzern
	entslozzen von des fürsten hant.	von des Fürsten Hand geöffnet.
	er las den brief, dar an er vant	Er las den Brief, in dem er fand,
24105	daz die herren wæren komen.	dass die Herren [zurück] gekommen wären.

Durch die große Freude, die der Sultan bei der Lektüre des Briefes erfährt, wird sein Leid geschmälert:

	er wære von dem leide tôt	Er wäre vor Leid
	sicherlîchen dô gewesen,	sicherlich gestorben,
	ob er den brief niht het gelesen,	wenn er den Brief nicht gelesen hätte;
24135	daz senftert sîne swære[.]	das milderte seine Schwermut.

Umgekehrt hätte er die große Freude ohne das vorangegangene Leid bestimmt nicht ertragen. Dennoch will er sichergehen, dass der Bote die Wahrheit sagt. Auf die Frage nach dem tatsächlichen Befinden Reinfrids und des Persers erklärt der Bote:

	[…] ‘sî sint schôn gesunt.	‘Sie sind wohlauf.
	iuch solt der brief ouch machen kunt,	Der Brief soll Euch auch kund machen,
24165	ob ir in rehte hânt vernomen,	wenn Ihr ihn recht vernommen habt,
	daz zuo eime tage komen	dass beide Könige [von Aschalon und Assyrien]
	die künge beidesament sint	an einem Tag zusammengekommen sind
	und sint entslagen umb diu kint,	und sich um ihrer Kinder willen [des Streits] enthalten,
	dâ mit ir kriec sol ende hân.[’]	damit ihr Krieg ein Ende hat.’

Als der Sultan hört, dass der Krieg zwischen den Königen von Aschalon und Assyrien durch die Heirat der Kinder beendet werden soll, freut er sich sehr und sagt sein Kommen zu. Die größte Motivation zur Reise ist ihm aber die Aussicht darauf, seinen Neffen wiederzusehen. Der Knappe hält sich an sein Versprechen und schickt Nachricht nach Persien. Man wartet zusammen und begibt sich dann gemeinsam zum Hoftag.

Man erzählt von Reinfrids und des Persers Abenteuern: wie Reinfrid sich an den Mastbaum habe binden lassen, um die Sirene zu hören; wie der Fürst von Ejulat gekommen sei; wie sie in den Magnetberg eingedrungen und in die Höhle gelangt seien

	und wie lang sî dâ beliben,	und wie lange sie da geblieben waren,
	waz an dem buoche was geschriben	was in dem Buch geschrieben stand
	dort bî Savilônes grabe,	dort bei Savilons Grab,
	als ich vor gesprochen habe,	wie ich zuvor gesagt habe,
24255	daz wart in al gekündet sus:	das wurde ihnen alles auf diese Weise verkündet:
	wie von Mantouw Virgilîus,	wie Vergil von Mantua,
	der fürste wandels frîe,	der beständige Fürst,
	buoch von nigramancîe	als Erster die nekromantischen Bücher
	von êrste von dem stein gewan,	von dem Stein nahm,
24260	wie er dar und dannen kan:	wie er dorthin und wieder weg kam:
	daz wart in allez gar bekant;	Das wurde ihnen alles genau bekannt gemacht;
	wie er in dem glase vant	wie er in dem Glas
	des tiuvels geist verrigelt	des Teufels Geist gefangen
	und meisterlîch versigelt	und meisterhaft mit
	mit eines kleinen brieves schrift[.]	eines kleinen Briefes Schrift versiegelt fand.

Beim Hoftag in Aschalon werden die Reisenden herzlich willkommen geheißen und der sächsische Bote kann Reinfrid endlich von der Geburt seines Sohnes berichten. Er schließt seine Rede mit dem Hinweis auf Yrkanes Brief:

	[‘]daz disiu mære sîgen wâr,	‘Dass diese Geschichten wahr sind,
24435	daz ziuget hie des brieves schrift.	bezeugt hier die Schrift dieses Briefes.
	den lesent, dâ stât al diu trift	Den lest, darin steht genau,
	an, wie ez dâ heime stât.	wie es daheim steht.
	diu minnenclîch Yrkâne hât	Die liebliche Yrkane hat
	gesendet iuch in verriu lant:	ihn Euch in ferne Länder gesandt:
24440	sî schreip in mit ir selbes hant.’	Sie schrieb ihn eigenhändig.’
	Sus bôt er im daz brievel dar.	So reichte er ihm das Brieflein.

Reinfrid bricht jedoch aus übergroßer Gefühlsregung zusammen. Es braucht eine Weile, bis er dazu fähig ist, sich dem Brief zuzuwenden.

	ein guldîn ingesigel slôz	Ein goldenes Siegel verschloss
	den brief der im dâ was gesant.	den Brief, der ihm da gesandt worden war.
24520	den brach er ûf, dar an er vant	Er erbrach ihn; darin fand er
	geschriben, daz tuon ich iuch kunt	geschrieben, was ich euch
	iezent hie an dirre stunt.	jetzt sofort kund mache:
	‘Künd ich von hôhen sinnen,	‘Könnte ich von großen Gefühlen,
	von liebe und von minnen,	von Liebe und vom Minnen,
24525	wol schrîben unde dihten,	wohl schreiben und dichten,
	sô wolt mîn herze rihten	so wollte sich mein Herze
	sich ûf ein minnenclîchen brief.	auf einen liebevollen Brief richten.
	nu sint aber mîn sinne tief	Nun sind meine Gefühle in Sehnsucht nach
	verletzet und versunken	dem, dem ich schreiben soll,
24530	in jâmer und ertrunken	aber tief verletzt und in Jammer
	nâ im dem ich schrîben sol.	versunken und ertrunken.
	daz mîne sinne sich niht wol	Dass ich deswegen nicht von klarem
	dar umb entstânt, daz tuot mir wê.	Verstande bin, das tut mir weh.
	ei künd ich als Benelopê	Ei, könnte ich wie Penelope[316]
24535	durchgründen rehter liebe mez,	vollständig rechter Liebe Maß ergründen,
	dô sî dem helt Ulixes	als sie dem Held Odysseus
	brief und boten sante,	Brief und Boten sandte,
	daz er wider want[e]	auf dass er seine Fahrt
	von Troye sîne widervart,	von Troja wieder zurückwandte,
24540	der sî doch entweret wart,	was ihr doch nicht gewährt wurde,
	wan der künste rîche starp	denn der Gewitzte starb,
	ûf dem mer dâ er verdarp,	auf dem Meer ging er da unter, [317]
	sô wolt ich schriben ouch alsô.	also wollte auch ich schreiben.
	ald kund ich joch als Dŷdô	Oder könnte ich auch wie Dido [schreiben, die]
24545	schreip Enêâ dem fürsten wert,	dem edlen Fürsten Eneas schrieb,
	des sî ouch leider wart entwert,	was ihr leider auch nicht gewährt wurde;
	dâ von sî sich verbrande.	darum verbrannte sie sich.
	Brîsêidâ diu sande	Briseida sandte
	ouch minnenclîche botschaft	auch eine Liebebotschaft
24550	Achillî der mit grôzer kraft	an Achill, der mit großer Kraft
	vor Troie ritterlîchen vaht.	ritterlich vor Troja focht.
	Pillis in grôzer liebe aht	Phyllis schrieb in der Gesinnung großer Liebe
	schreip dem helt Demesticô.	dem Held Demestico.
	Hêlên von Kriechen schreip ouch sô	Helena aus Griechenland schrieb auch so
24555	Parîdê vil schône.	schön formuliert an Paris.
	Medêâ schreip Jasône	Medea schrieb Jason
	ouch minnenclîchiu mære.	auch liebevolle Nachrichten.
	ob nu mîn herze wære	Wenn nun mein Herz
	listic gên der minne	klug wäre in Bezug auf die Minne
24560	für ir aller sinne	vor allen ihren Gefühlen,

[316] Yrkane bezieht sich ab hier offenkundig auf Ovids ‘Heroides’, in denen „Frauen der mythischen Vorzeit den fernen Geliebten ihr Liebesleid klagen“. Siehe Schmalzriedt (o. J.), S. 842.

[317] Irritierend ist hier, dass Odysseus in der klassischen Version der Sage bekanntlich durchaus zurückkehrte. Manfred Kern erklärt im ‘Lexikon der antiken Gestalten in deutschen Texten des Mittelalters’ die direkte Vorlage für die Odysseus-Figur im ‘Reinfrid von Braunschweig’ für unbekannt und vermutet, dass die fälschliche Annahme des ‘Reinfrid’-Dichter, Odysseus habe auf dem Meer den Tod gefunden, auf dem vor Odysseus’ Rückkehr verfassten Brief Penelopes in Ovids ‘Heroides’ beruht. Siehe Kern M. (2003b), S. 637. – Dante trifft in seiner ‘Göttlichen Komödie’ Odysseus in der Hölle und lauscht seiner Erzählung von einer Abenteuerfahrt, die mit dem Untergang des Schiffes und dem Tod aller Beteiligten endete. Siehe Göttliche Komödie (2000), S. 102f. Rudolf Baehr erklärt im Kommentar zum 84. Verse des 26. Gesangs der Hölle lapidar, im Mittelalter habe man geglaubt, dass „Odysseus außer den in der Odyssee geschilderten Reisen noch eine weitere machte, von der er nicht wiederkehrte.“ Siehe Baehr (2000), S. 424.

	in den ie stæter muot beleip	in denen jemals feste Gesinnung blieb,
	ald von minne minnenclîch geschreip	oder von der lieblich
	ie der werd Ovidîus,	schon der edle Ovid geschrieben hat,
	daz wolt ich al an einen kus	wollte ich das zur Gänze mit Poesie
24565	mit gediht geschrîben.[’]	in einen Kuss schreiben.’

Nach dieser Einleitung wird Yrkanes Brief konkreter und bringt ihre eigenen Gefühle zum Ausdruck. Sie spricht von ihrem Unglück und meint:

	dir vil sælden rîcher man	Dir überglücklichem Mann
24625	kan ich gruozes schrîben niht.	kann ich keinen Gruß schreiben.

Sie unterstellt sich ganz Reinfrids Willen, bittet ihn aber, um ihrer selbst und um des Landes willen nachhause zu kommen. Am Schluss bleibt ihr nichts, als ihren Mann Gott zu empfehlen.

24685	Dô er den brief alsus gelas,	Als er [*scil.* Reinfrid] den Brief also gelesen hatte,
	der palast voller herren saz,	saßen im ganzen Palast edle Männer,
	als ir dâ vor hânt gehôrt.	wie ihr vorher gehört habt.
	nu hôrten sî biz ûf ein ort	Diese hörten nun alle
	den brief lesen alle.	den Brief bis zum Ende vorgelesen.
24690	mit gemeinem schalle	Einstimmig
	lopten sî des brieves schrift.	lobten sie des Briefes Schrift.

Die Anwesenden wollen mehr über die Verfasserin des Briefes erfahren und lassen sich Reinfrids Abenteuer – beginnend mit der Gewinnung Yrkanes – erzählen.

	dô man ein lange stunde het	Nachdem man eine gute Stunde
	geret von disen mæren sô,	so von diesen Geschichten gesprochen hatte,
24720	der knappe bôt im aber dô	bot der Knappe ihm [*scil.*Reinfrid]
	von Westevâl des landes brief,	den Brief derer von Westfalen,
	die mit flîzlîcher bete tief	die den mächtigen Fürsten
	den rîchen fürsten hêren	eindringlich [und] mit inständiger Bitte
	bâten wider kêren[.]	baten zurückzukehren.

Sie erinnern ihn daran, was ein Herrscher dem Land und seinen Leuten schuldig sei.

24730	dem werden fürsten hêre	Dem werten, hehren Fürsten
	bôt der knappe aber dar	überreicht der Knappe
	den dritten brief, dar an man gar	den dritten Brief, an dem man
	ouch wunder schrift mit bet erkôs,	auch schriftlich die Bitte zum Ausdruck brachte,
	daz der fürste wandels blôz	dass der standhafte Fürst
24735	ze lande wider kêrte	in sein Land zurückkehrte
	und dâ mite êrte	und damit selbst
	sich selben liute unde lant.	Leute und Land ehrte.
	dirre brief wart dar gesant	Dieser Brief wurde mit klagender Bitte
	von Sahsen mit kleglîcher bet.	aus Sachsen hierher gesandt.
24740	dennoch der knappe einen het	Dennoch hatte der Knappe [noch] einen
	von Brûneswîc, den bôt er dar.	von Braunschweig; den bot er dar.
	der was volleschriben gar	Der war voller anklagender
	mit strâfendem bitten.	Bitten geschrieben.
	‘ir tuont nâ herren sitten	‘Ihr handelt nicht nach der Sitte der
24745	niht,’ sô sprach des brieves schrift,	Herren,’ so sprach des Briefes Schrift,
	‘daz ir alsô lange trift	‘dass Ihr so lange Zeit
	wîp kint lant liute mîdent.[’]	Frau, Kind, Land [und] Leute meidet.’

Der Ton verschärft sich noch, wenn die Braunschweiger ihrem Herrn vorwerfen, sich eines Herrschers und Ehemannes nicht würdig zu erweisen, zumal Yrkane seinetwegen auf die dänische Krone verzichtet hätte. Er solle sich also gefälligst seinem bisher so guten Ruf würdig erweisen und schnellstens nachhause bewegen.

	man sach der lande brieve gar	Man sah die Briefe aus den Ländern
	keiserlîch versigelt,	sehr herrschaftlich versiegelt,
	verslozzen und verrigelt	mit silbernen Siegeln
24815	mit ingesigeln silberîn.	verschlossen und verriegelt.
	als im die brieve wurden schîn	Nachdem er die Briefe gesehen
	und er ir schrift vil gar durlas,	und ihre Schrift ganz durchgelesen hatte,
	verdâht ein lange stunt er saz	saß er lange in Gedanken versunken,
	biz er wol zuo im selben kan.	bis er [wieder] zu sich kam.

Nachdem er sich mit seinen Rittern beraten hat, bittet Reinfrid vor den versammelten Edlen darum, Abschied nehmen zu dürfen. Man überredet ihn jedoch, noch bis zum Ende der Hochzeitsfeierlichkeiten zu bleiben.

Da wendet sich das Blatt, denn die Riesen aus Kananea haben erfahren, dass Reinfrid ihren König auf dem Gewissen hat. Nun haben sich 300 von ihnen auf den Weg gemacht, um Rache zu nehmen. Sie überfallen die nichts ahnenden Zwerge und nehmen sie und ihre Königin als Geiseln mit nach Aschalon. Dort stören sie die Festgesellschaft und fordern die Herausgabe Reinfrids; andernfalls würden sie die Stadt dem Erdboden gleich machen und die Zwerge hängen. Es folgt ein atemberaubender Kampf, in dessen Zuge die Riesen wütend und ohne Rücksicht auf fremde oder eigene Verluste einen Schutzwall nach dem anderen durchbrechen. Nachdem man jedoch ihre Königin getötet hat, verlieren die Riesen den Mut und ergeben sich.

Nachdem Reinfrid mit seinem persischen Freund und dem Sultan noch ein paar heilige Stätten besucht und von den Zwergen ihren Dank entgegengenommen hat, macht er sich endgültig an die Heimreise. Gute Winde lassen ihn und seine Leute schnell vorankommen. Doch dann zieht ein Unwetter auf, das sie vierzehn Tag lang umher treibt und sie das Fürchten lehrt. Als die Sonne wieder die Oberhand gewonnen hat, haben die Seefahrenden jedoch die Orientierung verloren. Sie gelangen an die Küste einer paradiesisch schönen Insel. Ohne Rüstung und nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet streicht Reinfrid durch die herrliche Landschaft. Er ruht auf einer Blumenwiese aus und schläft ein. Derweil lassen die Seemänner, die auf der Insel keine menschlichen Spuren entdecken konnten, die Schiffe ins Wasser. Wo Reinfrid sich aufhält, wissen sie nicht.

[Abbruch des Textes]

II. Interpretationen

1. Zwischen Mensch und Inhalt

Ein Schriftstück, ein modernes genau so wie ein mittelalterliches, setzt sich im Wesentlichen aus drei Komponenten zusammen: aus einer personalen, einer materiellen und einer inhaltlichen. Bei der personalen Komponente handelt es sich zuerst einmal um den Absender oder Auftraggeber, der im 13. Jahrhundert weder mit dem Schreiber (je nach Art des Schriftstücks auch: Graveur, Bildhauer oder einem anderen Handwerker bzw. Künstler) noch mit dem für den Inhalt Verantwortlichen identisch sein muss. Man denke hier etwa an König Artus im 'Prosalancelot', der Schreiber damit beauftragt, die Erzählungen der Ritter von ihren Aventiurefahrten aufzuschreiben (II, S. 484,20–22, III, S. 808,30–33 u. a.). Oder auch an die Ginover des 'Jüngeren Titurel', die einen – im Unterschied zu jenem im 'Prosalancelot' nicht namentlich genannten – Schreiber Ekubas Bericht über Feirefiz und Secundille niederschreiben lässt (Strophe 5300). Als prominentes, weil jedenfalls für den modernen Leser im Text überraschendes Beispiel wäre weiters Ulrich von Liechtenstein zu nennen, der zur Lektüre – und daher wohl mindestens[318] genau so zur Abfassung – seiner Liebesbotschaften eines, nein, seines Schreibers bedarf (Strophe 169).

Wenn Ulrich aber zur Lektüre eines an ihn gerichteten Schreibens Hilfe benötigt, heißt das, dass auch der Adressat nicht der einzige Rezipient eines Schriftstücks sein muss. Der Analphabet Ulrich muss sich die Botschaft seiner Dame notgedrungen vorlesen lassen. Auf einen Vorleser angewiesen ist allerdings auch König Artus im 'Prosalancelot', denn nur so kann er und können zugleich alle anderen erfahren, welchen Inhalts der mysteriöse Brief der bis zur Lektüre noch unbekannten falschen Ginover ist. So lauten die Bedingungen, welche die junge Frau, die das Schriftstück überbringt, stellt (II, S. 34ff.). Wir werden noch auf dieses Beispiel zurückkommen. Nicht selten lesen die Figuren auch im Privaten, mehr oder weniger still[319] für sich, so Ulrichs Minnedame, nachdem sie den Brief mit dem dritten Lied ihres Verehrers

[318] Zum Umstand, dass man im Mittelalter noch eher des Lesens als auch des Schreibens mächtig war, vgl. Martschini (2009), S. 16f. und 27f.

[319] In die Diskussion darüber, ob im Mittelalter tatsächlich lautlos gelesen wurde oder ob nicht auch die privateste Lektüre zumindest mit einem leisen Murmeln einherging, wage ich nicht einzugreifen, da die höfische Erzählliteratur des 13. Jahrhunderts meines Wissens darüber keine konkreten Aussagen macht. Vgl. dazu etwa Green (2003), S. 6f.

empfangen hat und damit *in ir heimlich* (Strophe 165,5) geht. Eine Verbindung des privaten und des öffentlichen Lesens wäre etwa, wie in 'Mai und Beaflor', solch eine *heimliche* Lektüre durch den Vorleser, bevor er den Inhalt publik macht: Der Kaplan, den man ob seiner Fähigkeiten auf diesem Gebiet zur Lektüre des Briefs herbeigeholt hat, überfliegt den vermeintlich von Mai verfassten Text. Allerdings folgt dem privaten zunächst kein öffentliches Lesen, da der Kaplan sich weigert, den Inhalt zu verkünden. Erst ein Schreiber wird diese undankbare Aufgabe übernehmen (Verse 5631ff.). Schließlich kann ein Text, wie das Brackenseil im 'Jüngeren Titurel', mehrmals, vor wechselndem Publikum und durch unterschiedliche Personen vorgelesen werden (Strophen 1505–1509, 1868–1870 und 1871–1930).

Jemand, der ein Schriftstück überbringt, ein Bote – oder wie gerade im 'Prosalancelot' so oft: eine Botin – also, ist eine weitere mögliche Realisation der personalen Komponente. Boten gibt es viele in der mittelhochdeutschen Erzählliteratur. Es wimmelt geradezu von ihnen, was Karina Kellermann und Christopher Young dazu veranlasst haben mag, in ihrer kommunikationstheoretisch und zum Teil auf Körperlichkeit ausgerichteten Untersuchung zu Ulrichs von Liechtenstein 'Frauendienst' „das 13. Jahrhundert [als] das Jahrhundert des Boten"[320] zu bezeichnen. Einzelne Beispiele aufzuzählen halte ich hier darum für müßig. Auch über Kellermann und Young hinaus wurde der Erforschung der Boten bzw. ihrer Rolle schon eine nicht unbeträchtliche Menge an wissenschaftlicher Literatur[321] gewidmet, sodass dieses Interpretationskapitel hier auf einer soliden Basis von Voruntersuchungen aufbauen kann.

Ähnlich vielfältig wie die personale ist die materielle Komponente von Schriftstücken, braucht man zu deren Erstellung ja zunächst einen Beschreibstoff und einen Schreibstoff, aber auch diverse Schreibutensilien oder Werkzeuge. Der klassische Beschreibstoff des Hochmittelalters ist mit Sicherheit das Pergament. So klassisch übrigens, dass Wolfram in seinem 'Parzival' sogar den schwarz-weiß gescheckten Feirefiz mit beschriebenem Pergament vergleicht (Vers 474,26).[322] Doch zeigt ein Blick auf den Eintrag im Begriffsinventar, dass *pergamente* innerhalb der Texte relativ selten erwähnt wird. Ein wesentlich häufiger genannter Beschreibstoff in der höfischen Erzählliteratur ist hingegen Stein. Prominentestes Beispiel ist sicherlich der Gral, aber auch beschriftete Grabsteine – etwa in 'Flore und Blanscheflur', ganz besonders aber im 'Prosalancelot' – gibt es *en masse*. Selten aber doch wird auch auf Papier

[320] Kellermann, Young (2003), S. 328.

[321] Hingewiesen sei hier besonders auf den von Horst Wenzel herausgegebenen Sammelband 'Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter', Wenzel H. (1997a), aus dem einzelne Aufsätze zitiert werden, sowie auf Wenzel als Autor, bes. Wenzel H. (2002) und Wenzel H. (1997b).

[322] Wenzel H. (2005i), S. 169, behauptet außerdem, Wolfram bezeichne Parzival als überschriebenes Pergament: „So erscheint er bei Gurnemanz wie ein überschriebenes Pergament (Parz. 163, 13)." Dies konnte ich jedoch weder im genannten noch in einem anderen Vers des 'Parzival' bestätigt finden, weder in der von mir, Parzival (2003), noch in der von Wenzel, Parzival (1994), verwendeten Ausgabe

geschrieben, so im ‘Prosalancelot’, in dem der Titelheld den Einsiedler um *bappir* und Tinte bittet, damit er Ginover eigenhändig einen Brief schreiben kann (III, S. 744,18–24). Die frühe Nennung von *bappir* in einem mittelhochdeutschen Text mag überraschen, war Papier im 13. Jahrhundert in Europa doch noch nicht sehr weit verbreitet: Die erste Papiermühle im deutschen Raum wurde erst 1390 von Ulman Stormer in Nürnberg gegründet.[323] Im Kommentar erklärt Steinhoff, der Gebrauch von Papier anstelle von Pergament lasse sich in Deutschland seit dem Ende des 13. Jahrhunderts nachweisen.[324] Da der altfranzösische Lancelot-Zyklus ab der Mitte des 13. Jahrhunderts ins Deutsche übertragen wurde, es sich bei der zitierten Stelle um eine Episode etwa aus der Mitte des Textes handelt und es bereits vor der ersten nachgewiesenen Verwendung Papier gegeben haben könnte, haben wir es hier möglicherweise mit einer für die damalige Zeit höchst modernen, darum aber nicht unwahrscheinlicheren realhistorischen Referenz zu tun. Das früheste in Frankreich beschriebene Papier datiert auf ca. 1220,[325] sodass sich, wenn wir von der Richtigkeit der steinhoffschen Interpretation ausgehen, das Vorkommen dieses Beschreibstoffs im mittelhochdeutschen ‘Prosalancelot’ aus der französischen Vorlage erklären könnte, wäre dort nicht von *anque et parechmin*[326] die Rede, was die Nennung von Papier im deutschen Roman umso bemerkenswerter macht.

Als weitere Schriftträger wären Gebäudeteile, Särge und dergleichen mehr zu nennen, deren Materialien jedoch nicht immer eindeutig auszumachen sind. Recht merkwürdig mag es schließlich klingen, lebendige Wesen als Beschreibstoff zu bezeichnen. Dennoch sind gerade im ‘Prosalancelot’ durchaus auch sie ‘beschriftet’, wie später noch genauer ausgeführt werden soll.

Die in Verbindung mit dem *bappir* erwähnte Tinte ist nur ein möglicher Schreibstoff. Ein anderer, weit wertvollerer sind die Edelsteine, aus denen die Schrift auf dem Brackenseil – sowohl des wolframschen als auch des albrechtschen ‘Titurel’ – gebildet ist. Oder auch Inschriften aus Gold und Silber auf gewissen wertvollen und bedeutungsschwangeren Gegenständen im ‘Prosalancelot’, auf die noch zurückzukommen ist. Nicht zu vergessen die mit Gold ausgegossenen Buchstaben auf dem Gral in Albrechts ‘Jüngerem Titurel’ (Strophe 580,1f.).

Schreibwerkzeuge finden vergleichsweise wenig Beachtung. Eine Ausnahme stellt hierin Konrad Flecks ‘Flore und Blanscheflur’ dar, wo die beiden Hauptfiguren nicht nur Griffel an Stelle von Herzen tauschen (Verse 1321–1331), sondern sich beide – Blanscheflur, nachdem

[323] Kälin (2003), Sp. 1665.
[324] Steinhoff (2003b), S. 830.
[325] Kälin (2003), Sp. 1665.
[326] Lancelot IV (1979), S. 346, LXXXIV,1.

sie von der bevorstehenden Trennung erfahren und Flore ihr einen prophetischen Vogeltraum gedeutet hat (Verse 1244–1249), Flore, als er seine Geliebte tot glaubt (Verse 2388–2395) – gar mit Blanscheflurs Griffel erstechen wollen, wodurch das Schreibwerkzeug um ein Haar zum Mordwerkzeug mutiert. Mai hingegen bittet nur um nicht näher definiertes *schreibgeziug* (Vers 5407), um eigenhändig eine Antwort auf den von seiner Mutter gefälschten Brief der Grafen Kornelius und Effreide zu verfassen.

Schließlich verfügen Schriftstücke des Öfteren über gewisses Zubehör, besonders über Siegel, mit denen sie ihren Absender zu erkennen geben. Im Falle einer Absenderin erfüllt nicht selten ein Fingerring die Funktion des Siegels, etwa bei dem ersten Brief, den Willehalm von seiner geliebten Amelie erhält und der mit einem goldenen, mit einem Edelstein versehenen Ringlein *besigelt* ist (‘Willehalm von Orlens’, Verse 6270–6273). Die Materialität von Siegeln spielt in zweifacher Hinsicht eine Rolle. Zum einen lässt der Stoff, aus dem das Siegel ist, auf Rang und Edelkeit des Absenders schließen, weshalb beispielsweise der Brief der falschen Ginover mit einem *ingesiegel das guldin was* (‘Prosalancelot’, II, S. 34,2f.) ausgestattet ist, was der Tochter des Truchsesses am Ende freilich auch nicht den Rang einer Königin verschafft. Zum anderen ist ein Siegel, zumal ein goldenes, ungleich schwerer als ein Brief oder eine Urkunde, weshalb der Brief, den Ginovers Nichte im Namen der Königin zur Frau vom See bringen soll und der von dem die junge Frau begleitenden Zwerg aus Angst vor Claudas in den Fluss geworfen wird, im Wasser versinkt (‘Prosalancelot’, IV, S. 190,110–112). Weiteres Zubehör zu Schriftstücken findet sich unter anderem bei Ulrich von Liechtenstein, der seine Liebesbotschaften nicht nur in schönen Behältnissen versendet, sondern sie auch noch mit persönlichen Zusätzen wie abgetrennten Fingern versieht (‘Frauendienst’, Strophen 443ff.). Als repräsentativ kann dieser recht makabre Fall aber wohl nicht gelten. Gebräuchlicher sind da schon Ringe, wie etwa Amphlise einen ihrem Brief an Gahmuret beilegt (‘Parzival’, Verse 76,15–20) oder Gramoflanz einen mit einem Schreiben an Itonje schickt (‘Parzival’, Verse 710,6, 713,12f. und 714,12f.).

Aus neuzeitlicher Sicht vergleichsweise unproblematisch erscheint schließlich die inhaltliche Komponente von Schriftstücken, gehen wir im Allgemeinen doch davon aus, dass ein Schreiben aufgrund seines Inhalts verfasst wurde: Wir kennen und nennen beispielsweise den Titel eines Textes, der uns in vollkommen gleichartigen Exemplaren derselben Ausgabe, als Hardcover oder Taschenbuch, als Online-Text oder Kopie, als Hörbuch oder auf welche Weise auch immer begegnen kann. Wenn wir im Postkasten ein Schreiben finden, interessiert uns sein Inhalt, in dem wir zugleich den Zweck des Schreibens sehen. Schreiben um des Schreibens willen ist selten, obwohl der Trend zur Kalligrafie in diese Richtung gehen mag.

In der mittelhochdeutschen höfischen Erzählliteratur des 13. Jahrhunderts bietet sich zum Teil ein anderes Bild, das sich umso interessanter gestaltet, wenn man die verschiedenen Werke miteinander vergleicht. Zum Beispiel gibt es hier den merkwürdigen Fall, dass ein Text, ein Inhalt, einmal unbedingt zu Ende gelesen werden will, wohingegen gerade dieser Inhalt in der Fortführung der Geschichte gegenüber dem Material und seiner Wirkung in den Hintergrund tritt und beinahe unwichtig wird. Die Rede ist selbstverständlich von Wolframs und Albrechts Brackenseil bzw. der *âventiure an der strangen* ('Titurel', Strophe 171,1), auf die in einem späteren Kapitel noch sehr genau eingegangen werden soll. Dass sich bei Schriftstücken immer die inhaltliche Komponente als die wichtigste – wenngleich nicht unbedingt als die einzig wichtige – erweist, ist meines Erachtens nur im 'Prosalancelot' der Fall, was bei der Vielzahl der in ihm erwähnten oder auch ausführlicher besprochenen, kürzeren oder längeren Texte auf eine gewisse pragmatische Grundeinstellung gegenüber dem Medium Schrift schließen lässt.
Diese drei Hauptkomponenten eines Schriftstücks, die personale, die materielle und die inhaltliche, könnten als Forschungsgegenstände eventuell drei kultur- bzw. literaturwissenschaftlichen Bereichen oder Richtungen zugeordnet werden. So wird der personale Aspekt von Schriftstücken besonders von der Körperlichkeitsforschung untersucht, wohingegen der materielle Aspekt ein zentrales Forschungsthema der Medienwissenschaft oder -geschichte, überhaupt der interdisziplinär ausgerichteten Kulturwissenschaften[327] ist; der inhaltliche Aspekt wäre vielleicht zuvorderst mittels kommunikationstheoretischer, eventuell auch linguistischer, Ansätze zu analysieren, doch zeigt dieser eher vage Zuordnungsversuch auch und vor allem, dass sich – ebenso wie die verschiedenen wissenschaftlichen Ansätze und Methoden – die drei Aspekte des Ganzen 'Schriftstück' nicht strikt von einander trennen lassen, dass die Grenzen fließend sind und wir mit Verschränkungen der drei Komponenten zu rechnen haben. Christian Kiening deutet etwas Ähnliches an, wenn er, wie in der Einleitung erläutert, für die Kultur des Mittelalters die Dichotomie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit leugnet, die beiden – scheinbaren – Opponenten durch die Begriffe 'Körper' und 'Schrift' ersetzt und dabei auf ihre spezifischen, einander ergänzenden Rollen innerhalb der mittelalterlichen, semi-oralen Kultur und Kommunikation hinweist:

> Körper und Schrift kennzeichnen Aspekte semi-oraler Kulturen, in denen das Wort, auch wenn es schriftlich ist, an ein gemeinschaftliches Tun, eine soziale Praxis, einen habitualisierten Vollzug gekoppelt bleibt. Sie kennzeichnen das Ineinandergreifen von Repräsentation und Präsenz.[328]

[327] Vgl. Wenzel H. (2005f), S. 183f.
[328] Kiening (2003), S. 13; zu Kienings Definition von 'Körper' und 'Schrift' siehe Einleitung bzw. Kiening (2003), S. 12f.

Zwischen Körper und Schrift stünde sozusagen das Material, das wiederum in seiner – zum Teil beinahe lebendigen – Materialität, seiner ihm eigenen Körperlichkeit, auch dem Medium der Schrift und damit dem dadurch transportierten Inhalt einen gewissen Körper verleiht.
Im Folgenden soll versucht werden, die vielfältigen Beziehungen zwischen diesen drei Komponenten von Schrift bzw. Schriftstücken – Mensch, Material und Inhalt – zu beschreiben und darüber ihre Besonderheiten herauszuarbeiten.

Beginnen wir beim Boten als dem Überbringer – hier zumeist: schriftlicher[329] – Nachrichten. Stephan Müller definiert Boten bzw. das „Boteninstitut“[330] in der Sprache der von elektronischen Medien geprägten Kommunikationsgesellschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts primär als Träger von Information, als Datenträger:

> Boten sind Datenträger. Sie sind Speichermedien und erlauben die externe Zwischenspeicherung von Sprache mit der Konsequenz, daß diese über Raum und Zeit hinweg transportiert werden kann. Boten ermöglichen eine Form der Kommunikation, die nicht an die Anwesenheit aller Kommunikationspartner gebunden ist, sie ermöglichen die Absenz des Absenders.[331]

Damit ist zwar das Wesentlichste über das Boteninstitut gesagt; zugleich aber fordert diese einfache Definition zu detaillierteren Charakterisierungen anhand einiger der zahlreichen und vielfältigen Botenauftritte in der mittelhochdeutschen Erzähllliteratur heraus. Während Müller – nach einleitenden Worten zur mittelalterlichen ‘Realität’[332] – seinen Blick dabei auf ‘Nibelungenlied’ und ‘Klage’ richtet, bietet auch und gerade die zeitgleich bzw. etwas später entstandene höfische Literatur durchaus interessante Beispiele. Selbstverständlich gibt es hier Boten, deren Auftreten sich auf wenige Verse beschränkt und die nichts anderes tun, als – scheinbar komplikationslos – eine beliebige, oftmals ‘nur’ mündliche Nachricht zu überbringen; als Figuren bleiben solche Boten im Hintergrund, sind lediglich Requisit. Martin J. Schubert, der sich mit der Rolle der Überbringer von Botschaften, besonders von Liebesbotschaften auseinandergesetzt hat, spricht von der Anonymität der Boten, die oftmals sogar als unisone und undifferenzierbare Masse aufträten,[333] wohingegen manchen ihrer Berufskollegen gewichtigere Aufgaben, verbunden mit persönlichem, teils individuellem Einsatz, zukommen. Solchen Boten(auftritten) gilt es nachzuspüren.

---

[329] Natürlich überbringen Boten nicht selten ausschließlich mündliche Nachrichten und natürlich tun sie dies des Öfteren auch in den von mir untersuchten Werken, etwa im von Wenzel H. (1997b), S. 95, in dieser Hinsicht zitierten ‘Frauendienst’ des Ulrich von Liechtenstein; diese Fälle interessieren mich im Rahmen meiner Untersuchungen aber nur sehr peripher.
[330] Müller S. (2002), S. 89.
[331] Müller S. (2002), S. 89.
[332] Müller S. (2002), S. 89–95. – Den Weg von der ‘Realität’ zu den, wie Müller S. (2002), S. 95, sie nennt, „Beobachtungen zweiter Ordnung“, also den Beobachtungen am literarischen Text, geht bzgl. des Boten etwa auch Wenzel H. (2002) nach.
[333] Schubert (1999), S. 36.

Unter Bezugnahme auf die detailreich konstruierte Übergabe von Gawans Brief an Artus bzw. Ginover in Wolframs ‘Parzival’ (Verse 644,23ff.) bezeichnet Kiening den Boten in der mittelhochdeutschen Literatur nicht nur als Überbringer von Nachrichten, sondern auch als „Teil der Inszenierung“[334], wobei Bote und Brief gemeinsam funktionieren: „Der Brief ist notwendig, um eine festgelegte Menge an Information zu übermitteln, der Bote, um die richtige Kenntnisnahme der Information zu bewerkstelligen.“[335] Diese Aussage illustriert neben dem ‘Parzival’ auch der ‘Prosalancelot’, der für nahezu jede mit Schriftlichkeit in Verbindung stehende Situation Beispiele bietet.

Konkret geht es um den bereits einleitend erwähnten Brief der falschen Ginover, der durch deren Nichte und den alten Ritter Bertelac an den Artushof gelangt.[336] Dieser Brief muss öffentlich vorgelesen werden; anders kann Artus nicht erfahren, was man ihm vorwirft. Die Botin sorgt mit ihren Worten und ihrer Anwesenheit dafür, dass dieser Anordnung Folge geleistet wird. Ihre Autorität wird außerdem im Brief selbst betont, denn darin verweist die falsche Königin auf ihre Nichte, die ergänzen könne, was in den Brief zu schreiben sie, die angebliche Ginover, vergessen habe. Auch Bertelac und andere Ritter, die die beiden begleiten, könnten die Wahrheit bezeugen. Damit sorgen nicht nur die Boten für die adäquate Rezeption der Botschaft, sondern es rechtfertigt auch die Botschaft die sie überbringenden Personen, die wiederum für die Richtigkeit der schriftlichen Angaben bürgen sollen. Person und Brief, Mensch und Schriftstück legitimieren einander gegenseitig:

> So spricht der Brief gelegentlich über den Boten und während der Bote seine Nachricht überbringt, transportiert er dabei mit dem Brief den Teil des Gesprächs, der ihn selbst thematisiert.[337]

Oder auch ganz einfach, quasi existenziell: ohne Bote keine Botschaft, ohne Botschaft kein Bote. Das gilt gleichermaßen für schriftliche wie mündliche Nachrichten. Darum spricht auch Wenzel nicht etwa von Alternativen der Nachrichtenübermittlung, sondern von der „wechselseitige[n] Modifikation des alten und des neuen Mediums.“[338] Boten und Briefe sind demnach selbst beim Vorliegen schriftlicher Botschaften – und in den Worten Stephan Müllers – „keine bloßen Alternativen der Nachrichtenübermittlung.“[339] Sie bedingen einander.[340]

---

[334] Kiening (2003), S. 21.
[335] Kiening (2003), S. 21.
[336] Die ganze Episode rund um den Brief der falschen Ginover umfasst – ohne die Folgen, also ohne Artus’ und Ginovers Trennung und ohne den Tod der falschen Ginover – Prosalancelot II (2003), S. 32,5–54,7.
[337] Wenzel H. (1997b), S. 94.
[338] Wenzel H. (1997b), S. 89.
[339] Müller S. (2002), S. 90.
[340] Schubert (1999), S. 40f., geht dabei von einer meist größeren Bedeutung der mündlichen vor der schriftlichen Nachricht aus. Als Beispiel für die gegenseitige Bezugnahme schriftlicher und mündlicher Botschaften dient ihm jene Stelle im ‘Reinfrid von Braunschweig’, an der Fontanagris’ Bote den flüchtigen Ritter, der Yrkane verleumdete, in Paris aufspürt und ihm die Botschaft des Königs ausrichtet, wobei er zur Bestätigung seiner Worte

Die der Verlesung des Brief vorausgehende Szene verdeutlicht noch etwas anderes: die Verantwortlichkeit des Vorlesenden für den Inhalt, erweist es sich für König Artus doch als überaus schwierig, jemanden zu finden, der bereit wäre, den Brief der falschen Ginover öffentlich zu verlesen. Obwohl sie im Falle ihres Schweigens mit dem Tode bedroht werden, scheuen die Schriftkundigen davor zurück, den Inhalt publik zu machen. Sie wollen weder Artus der Schande preisgeben noch – und dies wiegt mit Sicherheit schwerer – für die Anschuldigungen gegen den König verantwortlich gemacht werden. Indem Bertelac und die Nichte darauf bestehen, dass nicht sie selbst den Brief ihrer Herrin vorlesen, geben sie sozusagen den Schwarzen Peter an andere weiter. Sie sind zwar bereit, den Inhalt des Schreibens zu bestätigen, nicht aber, ihn selbst zu verbreiten.

Dass diese Angst durchaus berechtigt ist, zeigt die Behandlung, die dem unglücklichen Boten in ‘Mai und Beaflor’ zuteil zu werden droht, noch bevor man seine Rolle in dem Intrigenspiel Eliachas erkennt: Nachdem Mai den gefälschten Brief erhalten und gelesen hat, will er sich aus Gram töten. Seine Leute halten ihn davon ab und richten ihre ganze Wut gegen den Überbringer der offensichtlich schlechten Nachricht, indem sie zu ihm sagen: *Man solt durch dich dreizich swert / stechen vmb dise botschaft* (Verse 5393f.; man sollte dieser Nachricht wegen dreißig Schwerter durch dich stechen). Noch geschieht dem Boten allerdings nichts, sodass er mit Mais Schreiben in der Tasche auch auf dem Rückweg bei Eliacha in Klaremunt Halt machen und ohne sein Wissen den nächsten gefälschten Brief mitnehmen kann. Dessen Inhalt verursacht Beaflors vermeintlichen Tod, sodass Mais in Griechenland zurückgebliebene Leute ihrem ihnen jetzt verhassten Herrn entgegen ziehen, um ihn ihre Wut über den Verlust ihrer Herrin spüren zu lassen. Zuerst treffen sie jedoch auf Mais Boten, die der Fürst ihnen entgegen geschickt hat. Als diese von ihnen hören, was man Mai und seinem Onkel als dem Initiator der ganzen Sache vorwirft, können sie es gar nicht glauben und betonen die Unschuld ihrer Herren:

6382	Ir sult doch wizzen fur war,	Ihr sollt doch wahrlich wissen,
	si si[341] sint bediv vnschuldich gar.	sie sind beide ganz unschuldig.
	[…]	…
	Nu arquant si niht dar an,	Nun verdächtigt sie dessen nicht.
	vns hat den schaden getan.	Den Schaden hat uns getan
	Der bose bote vnd der tumbe	der böse und törichte Bote.
6395	haben iweren zorn.	Auf ihn richtet euren Zorn.
	Den sol man hahen dar umbe.	Den soll man deswegen hängen.

Dass die überbrachte Nachricht auch einen Absender haben muss, da der Bote wohl kaum im Alleingang gehandelt hat – er wäre meines Wissens der erste aus eigenem Antrieb einen In-

auf den Brief verweist. Als Beispiel für die Inhaltsleere schriftlicher im Vergleich zu mündlichen Nachrichten verweist Schubert auf Amelies letzten Brief an Willehalm in Rudolfs von Ems ‘Willehalm von Orlens’.

[341] Nach Classen, Mai und Beaflor (2006), ein Fehler.

halt verändernde Bote, wenn man von Ulrichs Boten, der seinen Herrn mittels einer Notlüge vom Selbstmord abhält (‘Frauendienst’, Strophen 1271–1276) , einmal absieht –, wird geflissentlich übersehen. Bevor man des Boten jedoch habhaft wird, tritt Bischof Hugo auf den Plan und bemüht sich nach Kräften, die Wogen zu glätten, sodass jede Lynchjustiz vermieden werden kann, bis Mai sowohl den gefälschten als auch die von seiner Mutter zurückgehaltenen Briefe liest und damit den Betrug aufdeckt. Erstes und einziges Todesopfer ist in der Folge Eliacha, die durch das Schwert ihres Sohnes stirbt. Doch auch dem Boten soll es – jedenfalls nach Meinung der Umstehenden – an den Kragen gehen:

6935	Si wolden in[342] erhangen han.	Sie wollten ihn hängen sehen.[343]
	Der furste sprach: ‘Nu lat in gan.	Der Fürst sprach: ‘Nun lasst ihn gehen.
	Heizet in verswern diu lant	heißt ihn, die Länder zu verlassen,
	vnd sagt im, daz er werd verbrant,	und sagt ihm, dass er verbrannt werde,
	ob er zu vns chom immer mer.’	wenn er jemals zu uns zurückkehrt.

Man sieht: Ein Bote läuft nicht nur Gefahr, im Zuge seiner Reisen zu Schaden zu kommen, was erstaunlicherweise kaum geschieht,[344] sondern auch und vor allem, für schlechte Nachrichten verantwortlich gemacht zu werden, was er dann mit den Vorlesern eben dieser Nachrichten gemein hat.

Frohe Botschaften hingegen werden bereitwilliger verkündet. Zu Recht, wie eine andere Passage im ‘Prosalancelot’, in der es allerdings um keine schriftliche Nachricht geht, zeigt: Lancelot glänzt am Artushof wieder einmal durch Abwesenheit, was die Zurückgebliebenen – allen voran Artus und Ginover – mehr als beunruhigt; man befürchtet, er könnte tot sein. Während Lancelot mit einer Alten, der zu folgen er unvorsichtigerweise versprochen hat, reitet, begegnet ihm ein Fräulein. Dieses schickt er mit einer (mündlichen) Nachricht bezüglich seines Wohlbefindens an den Artushof. Das Fräulein ist sich der Bedeutung seiner Botschaft bewusst und erwartet, reich entlohnt zu werden, wie im dritten Band des ‘Prosalancelot’ nachzulesen ist:

S. 434,20–24 ‘By got’, sprach die jungfrau, ‘so weiß ich wol das mirs nit felen mag an großen gaben als bald ich die botschafft erzelen werde, wann mir nit zwyvelt, der konig werd mir schlosse oder vesten geben, so ferre ich die erste da syn mag.’

S. 435,20–25 ‘So weiß ich bei Gott’, sagte sie, ‘daß es mir nicht an reichen Geschenken mangeln wird, sobald ich diese Nachricht überbringen werde, denn ich zweifle nicht daran, daß der König mir Schlösser oder Burgen schenken wird, wenn ich die erste sein sollte.’

[342] Classen, Mai und Beaflor (2006), ergänzt in eckigen Klammern: *poten*.
[343] Oder: *Sie würden ihn gehängt haben.*
[344] Zwar geraten Ginovers Nichte und der Zwerg auf ihrem Weg zu Ninienne in Claudas’ Gefangenschaft und wird der unselige Bote in ‘Mai und Beaflor’ schwer betrunken gemacht, doch hängt beides unmittelbar mit der jeweils zu überbringenden Nachricht zusammen und kann darum nicht eigentlich als Gefahr des Reisens bezeichnet werden.

Tatsächlich ist man am Artushof so erfreut, Positives über den Zustand des besten lebenden Ritters zu hören, dass Artus der jungen Frau als Botenlohn zwar nicht Schlösser oder Burgen in der Mehrzahl, aber doch ihre Lieblingsburg schenkt (III, S. 436,22–28).

Reichen Botenlohn erhält sogar der Bote in ‘Mai und Beaflor’, nachdem er Mai mündlich über das Wohlbefinden seiner Frau und die glückliche Geburt seines Sohnes informiert hat:

	‘Silber, ros vnd gewant	‘Silber, Pferde und Gewänder
	gib ich ze betenbrote dir,	gebe ich dir als Botenlohn,
	daz du so libev mere mir	weil du mir so freudige Nachricht
	du hast von miner vrowen gesagt.	von meiner Gemahlin gebracht hast.
5345	Des ist vil vrouden mir betagt.[’]	Dadurch wurde mir große Freude zuteil.’

Der Bote ist mit diesem Brauch so vertraut, dass er das *betenbrot* (Vers 5330) schon fordert, bevor er noch die eigentliche Botschaft ausgerichtet hat. Ebenso hat er es bereits bei Eliacha in Klaremunt gehalten (Verse 5187ff.), ging er dort doch fälschlich davon aus, dass die alte Fürstin sich über die Geburt ihres Enkels freuen würde. Dabei sind sein Verhalten und seine Wortwahl symptomatisch für den Roman, in dem Beaflor Botenlohn für ihre Schwangerschaft (oder die Nachricht davon?) fordert (Vers 3849), ebenso wie Kornelius und Effreide Mai brieflich dazu auffordern, ihnen das *betenbrot* (Vers 5120) für die freudige Nachricht von der Geburt seines Sohnes zu geben, und im Zuge von Roboals Trick, Schoyfloris als seinen und Benignas Sohn auszugeben, des Öfteren von *betenbrot* (Verse 7524, 7543 und 7556) bzw. *botenbrot* (Vers 7554) die Rede ist. Dabei bleibt einerseits offen, ob man den Lohn für das Überbringen der Nachricht oder für die Tatsache der Geburt, mithin die Existenz des Kindes an sich fordert, sodass die Grenze zwischen Nachricht/Inhalt und Person verschwimmt, die Botschaft also einen neuen körperlichen Aspekt bekommt bzw. der Körper des Kindes zur Botschaft gerät. Andererseits wird die Forderung nach dem Botenlohn in ‘Mai und Beaflor’ geradezu inflationär gebraucht, sodass man den Eindruck gewinnen könnte, es ginge sprachlich nicht mehr in erster Linie um Lohn oder Bezahlung für einen Botendienst, sondern um Entschädigung oder Belohnung für die Preisgabe von Information oder gar nur für freudige Umstände. Denn wenn Roboal Beaflor fragt, welches *betenbrot* (Vers 8559) sie ihm gäbe, wenn er ihr verriete, dass Mai nach Rom gekommen sei, scheint erstens die Frage rhetorisch zu sein und zweitens dieser rhetorisch geforderte Lohn die Tatsache von Mais Anwesenheit, nicht die Nachricht davon zu betreffen. Ebenso verhält es sich, wenn Roboal den Kaiser nach dem *potenbrot* (Verse 9309 und 9332) für die Nachricht von der Anwesenheit seines Schwiegersohns, von dessen Existenz Teljon bislang keine Ahnung hatte, und dem durchaus lebendigen Zustand seiner Tochter Beaflor fragt. Sollte Beaflor tatsächlich noch am Leben sein, ver-

spricht der Kaiser Roboal als *potenbrot* (Vers 9335), was immer dieser begehre.[345] Nicht der Botendienst, nicht die Nachricht, sondern der Umstand von Beaflors Existenz brächten oder bringen Roboal den Botenlohn ein.

Im Allgemeinen leisten die Boten der mittelhochdeutschen Erzählliteratur aber ihren Dienst als Übermittler von Nachrichten, wobei diese Übermittlung in jedem Fall über eine gewisse räumliche und/oder zeitliche Distanz erfolgt.[346] Gerade diese Distanz, die den Einsatz eines Boten erst rechtfertigt,[347] birgt, wie wir gesehen haben, allerdings auch gewisse Risiken. In Bezug auf die Nachrichtenübermittlung durch Boten spricht Horst Wenzel daher von „einer durchaus störanfälligen Fernkommunikation."[348] Sandra Linden, die in ihrer Monografie über den 'Frauendienst' Ulrichs Text ähnlich wie Kellermann und Young[349] als Kommunikationsroman liest, setzt das Risiko einer Störung dieser Kommunikation auf Distanz umso höher an, je größere Selbständigkeit das Medium Schrift erlangt und je geringer damit die Bedeutung des Boten in Bezug auf die Korrektur möglicher Fehldeutungen ausfällt:

> [G]erade die geübte, von mündlichen Zusatzerklärungen unabhängige Schriftlichkeit kann fehlerhafte Kommunikation nicht ausschließen, denn wenn der ehemalige Botschafter nur noch als Briefträger fungiert, wird die Gefahr, daß eine gefälschte Nachricht übermittelt wird, automatisch größer, weil Brief und Bote nicht mehr wechselseitig füreinander eintreten können.[350]

Um einen solchen Fall handelt es sich ja gerade bei Eliachas Intrige in 'Mai und Beaflor'. Denn nur weil Mai dem Medium der Schrift mehr glaubt als dem Medium des Boten, der vor der Übergabe des gefälschten Briefes durchaus und voller Freude erzählt, dass sich Beaflor sehr wohl befinde und Mai einen Sohn geboren habe, kann das Unglück seinen Lauf nehmen.[351] Der Bote wurde zum 'Briefträger' degradiert, der zwar für den Inhalt der überbrachten Nachricht entlohnt wird, aber nicht mehr für dessen adäquate Rezeption eintreten kann. Er versagt allerdings auch in seiner Rolle als Briefträger, da er sich von Eliacha so betrunken

[345] Wenn Kornelius und Effreide, nachdem ihnen der Bischof die von Eliacha gefälschten Briefe vorgelesen hat, in Vers 6670 erklären, Beaflor habe in ihrem Brief von Mai doch das *beten brot* für die gute Nachricht von der Geburt ihres Sohnes gefordert, so irren sie, denn diese Botschaft war Beaflor ganz umsonst (im doppelten Sinn des Wortes) zu geben bereit. Aber wir wollen nicht kleinlich sein. Darauf, dass das mittelalterliche Zitieren anders als das neuzeitliche, zumal wissenschaftliche funktionierte, wies schon Friedrich Panzer (1950) hin.

[346] Wo diese Distanz entfällt, Absender und Adressat einander also von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und es sich bei dem Boten nicht einfach um einen Dolmetscher handelt, wirkt die Situation absurd. Für die mittelalterliche Literatur ist mir in dieser Hinsicht keine Textstelle bekannt, aber man denke zum Beispiel an die Verfilmung von J. K. Rowlings 'Harry Potter and the Goblet of Fire', als Ron – obwohl nur wenige Meter entfernt – nicht mit Harry spricht, ihm jedoch durch die sowohl räumlich als auch emotional zwischen ihnen stehende Hermione mitteilen lässt, dass er zu Hagrid kommen möge. Im Originaltext findet sich diese Szene allerdings nicht.

[347] Schubert (1999) versucht umgekehrt zu zeigen, dass der Bote die erforderliche Distanz in vielen Fällen erst herstellt. Fällt er als Garant für Distanz weg, übernimmt der Brief, übernehmen die Formulierungen und Phrasen der schriftlichen Botschaft die Aufgabe der Distanzierung der beiden Kommunikationspartner.

[348] Wenzel H. (2002), S. 76; vgl. auch Wenzel H. (1997b), S. 95f.

[349] Kellermann, Young (2003), bes. S. 320–325.

[350] Linden (2004), S. 49.

[351] Vgl. auch Wenzel H. (1997b), S. 102.

machen lässt, dass sie ihm die Briefe entwenden und ihm an ihrer Stelle andere unterschieben kann. Da hilft es auch nicht, dass er sich bemüht, die durch seine erzwungene Nächtigung verlorene Zeit wieder aufzuholen: Die Geschwindigkeit macht die gestörte Rezeption bzw. den gefälschten Inhalt nicht wett. Die Brisanz dieses Umstands bringt Horst Wenzel auf den Punkt:

> Die Eskalierung des Geschehens demonstriert im Rahmen der Erzählung, daß die Botschaften […], wenn sie von der Kontrolle des Sprechenden […] abgelöst und herausgelöst werden aus den Grenzen eines gültigen Diskurses, manipulierbar sind und daß diese Manipulierbarkeit eine Zerstörungskraft entfaltet, die nicht nur die Standards von Wahr und Falsch, von Gut und Böse durcheinanderwirbelt, sondern auch zu einer Frage auf Leben und Tod werden kann.[352]

Dass sich die Gewalt, schlussendlich gegen die Intrigantin selbst richtet, sodass diese anstatt Beaflor ihr Leben lassen muss, ist nicht dem Boten zu verdanken, sondern allein den beherzten Grafen Kornelius und Effreide – bzw. dem Jähzorn Mais.

In Bezug auf den Boten bliebe noch ergänzend zu bemerken, dass dieser natürlich nicht nur mit dem Inhalt der von ihm überbrachten Nachrichten, sondern auch mit deren Absender identifiziert wird, das heißt: diesen repräsentiert. Eingehend auseinandergesetzt hat sich mit dem Thema der höfischen Repräsentation Wenzel.[353] Indem er mit Percy Ernst Schramm vom Mittelalter als jener Epoche spricht, die Unsichtbares sichtbar macht,[354] versteht er Repräsentation

> als eine symbolische Form öffentlicher Statusdemonstration, die mit der Person des Statusträgers interpersonelle Wert- und Ordnungszusammenhänge für alle Sinne wahrnehmbar zur Darstellung bringt.[355]

Der Bote repräsentiert demnach in seiner Erscheinung, seinem Handeln und der von ihm überbrachten Nachricht Person und Status seines körperlich abwesenden Auftraggebers. Ein mögliches Fehlverhalten beim Überbringen einer Botschaft fiele auf den Absender zurück, weshalb Wenzel denn auch auf die Notwendigkeit der sorgfältigen Botenauswahl aufmerksam macht:

> Auswahl und Beglaubigung des Boten werden im Hinblick auf seine unverzichtbare, aber letztendlich unkontrollierbare Mittlerfunktion zu einem primären Problem. Vorrang haben deshalb Boten, die dem Auftraggeber eng verbunden sind, die ihn dem Worte und dem Geiste nach und vielfach auch durch Ausstattung und Auftreten vertreten können.[356]

Dieser Ansicht ist auch Beaflor, als sie den Boten, der mit den Briefen zu Mai nach Spanien geschickt wird, vor seinem Aufbruch daran erinnert, dass sein Verhalten quasi auf seine Auftraggeber zurückfalle:

---

[352] Wenzel H. (1997b), S. 103.
[353] Gesammelte Aufsätze Horst Wenzels zum Thema der höfischen Repräsentation finden sich im gleichnamigen Sammelband; siehe Wenzel H. (2005b).
[354] Wenzel H. (2005a), S. 14.
[355] Wenzel H. (2005d), S. 32.
[356] Wenzel H. (1997b), S. 96.

5155	Si sprach: ‘Lieber pot nu var snelle vnd chum schire wider vnd lege dich niht vnder wegen nider durch dehein dinen mut. Swer sendet w[b]oten[357] gut,	Sie sprach: ‘Lieber Bote, nun fahr schnell und komm bald wieder und leg dich unterwegs nicht aus irgendeiner Laune heraus nieder. Wer gute Boten ausschickt,
5160	der fudert alle sin ere. Dar an gedenche sere.[’]	der befördert [damit] in jeder Hinsicht seine Ehre. Sei dir dessen ja bewusst.’

Es folgt der in der Textpräsentation zitierte Spruch von König Salomon, dass sich schade, wer schlechte Boten sende (Verse 5162–5169). Unterstützt wird Beaflor indirekt durch ihre realexistente Zeitgenossin Hiltgart von Hürnheim, die 1282 die pseudo-aristotelische Schrift ‘Secretum Secretorum’ ins Deutsche übersetzte und darin dazu aufruft, einen Boten sorgsam auszusuchen, da dieser immerhin auf die Klugheit des Senders schließen lasse.[358] Der beste, weil glaubwürdigste Bote sei übrigens der Absender selbst, wie das Fräulein von Challot im fünften Band des ‘Prosalancelot’ anmerkt:

S. 652, 22–24 Und darumb das keyn bott als gleubig ist von der botschafft synes herren als erselber, so sagen ich uch myn not und entdecken sie uch die als groß ist.

S. 653, 20–23 Weil aber kein Bote glaubwürdiger für die Botschaft seines Herrn ist als dieser selbst, will ich Euch von meiner Not berichten und Euch offenbaren, wie groß sie ist.

Der Bote steht demnach nicht nur für den von ihm übermittelten Inhalt, sondern repräsentiert auch den Auftraggeber, ist im Ausnahmefall sogar mit diesem identisch.

Eigentlich stünde zu erwarten, dass das Material schriftlicher Botschaften nichts anderes tut, dass also nicht nur der edle und verlässliche Bote ein gutes Licht auf seinen Auftraggeber wirft, sondern dass genau so auch feines Pergament, edle Gold- oder Silberschriften, kunstvolle Miniaturen und dergleichen mehr auf den hohen sozialen Rang des Absenders verweisen, zumal wahrscheinlich den meisten von uns bei der Erwähnung von Materialität mittelalterlicher Schriftlichkeit die Bilder von Prachthandschriften und hochartifiziellen Urkunden vor dem geistigen Auge erscheinen. Die höfische Erzählliteratur als „Teil des höfischen Literatursystems“, das Wenzel treffend als „Repräsentation der Repräsentation“ bezeichnet, „als literarische Repräsentation der höfischen Repräsentation, die konstitutiv ist für die Selbstdarstellung und Selbstdeutung des höfischen Adels“,[359] – diese höfische Erzählliteratur sollte in ihren idealisierenden Tendenzen doch auch den Prunk mittelalterlicher Schriftlichkeit widerspiegeln, überhöhen und durch den beschriebenen Reichtum den Auftraggebern und Absendern huldigen. Meiner Meinung nach tut sie dies aber vergleichsweise selten. Einer dieser seltenen Fälle findet sich in Rudolfs von Ems ‘Willehalm von Orlens’, wenn der dänische

[357] Korrektur in eckiger Klammer durch Classen; vgl. Mai und Beaflor (2006).
[358] Vgl. Linden (2004), S. 46f., aber auch Wenzel H. (2007f), S. 59f., und Wenzel H. (1997b), S. 100f.
[359] Wenzel H. (2005a), S. 17.

König Witechin dem norwegischen König Amelot einen Brief mit goldenem Siegel schickt, wie sich das – so der Erzähler – zwischen Königen gehört (Verse 10548–10552). Auch die Briefe der Könige Gierrart von Estland und Gutschart von Livland, die Witechin in seinem Ansinnen unterstützen, sind mit goldenen Siegeln versehen (Verse 10645–10647). Übrigens erweist Amelot sich hier gewissermaßen als fortschrittlicher als etwa König Artus im 'Prosalancelot' oder Graf Mai, indem er die Boten, die ihm diese schlechten Nachrichten überbringen, nichtsdestotrotz reichlich entlohnt und somit für die geleistete Arbeit, nicht für den Inhalt der Botschaft bezahlt:

	Der edel kúnic Amýlot	Der edle König Amelot
	Dem botten rich gabe bot,	gab dem Boten hohe Belohnung
	Von silber und von golde,	in Form von Silber und Gold;
	Mit rilichem solde	mit reichlichem Lohn
10675	Hat er in gerne vil gegeben[.]	hat er ihnen bereitwillig viel gegeben.

Ein anderer Fall, in dem wertvolle Materialien mit dem Stand des Absenders korrespondieren, wäre möglicherweise die grüne Schrift auf der goldenen Rüstung, die der Baruch Ackerin im 'Jüngeren Titurel' an Tschinotulander schickt (Strophe 1684), doch ist es nicht das materiell wertvolle 'Schriftstück Rüstung' alleine, das hier auf den Absender verweist: Vielmehr noch tun dies die Worte der Schrift, die die hochadligen Vorfahren des Baruchs nennen, und, wie Ulrich Ernst treffend bemerkt,[360] die Sprachen, in der diese Inschrift abgefasst ist, handelt es sich dabei doch um eine zweisprachige, eine sowohl französische als auch heidnische, Beschriftung. Ich stimme Ernst zu, wenn er meint:

> Die Bilingualität solcher Inschriften […] erweist […] den jeweiligen Ritter als Wanderer zwischen christlichem Okzident und islamischem Orient und signalisiert die Begegnung fremder Kulturen.[361]

Das bedeutet weiter, dass die Sprache bzw. die Sprachen der Schrift einen Teil der Identität ihres Absenders verkörpern, was man vom Material allein nicht unbedingt behaupten kann, zumal das Gold ja eigentlich von der Saelde, nicht direkt von Ackerin stammt, wenngleich es Ackerin ist, der dieses Gold seinem Schützling und Beschützer Tschinotulander zukommen lassen will, was freilich nicht gelingt.

Auf den Absender der üblichen Botschaften verweisen hingegen des Öfteren Siegel (siehe oben) oder auch die individuelle Handschrift einer Person, wie das etwa in Wolframs 'Parzival' bei Gawans Nachricht an Artus und Ginover der Fall ist (Verse 625,14f., 626,9–11 und 644,23–645,6).[362] Wenn Schriftstücke als besonders wertvoll, prächtig, teuer usw. beschrie-

[360] Ernst (1997), S. 281.
[361] Ernst (1997), S. 281.
[362] Vgl. auch Martschini (2009), S. 126–130.

ben werden, steht dieser Prunk selten für den Absender,[363] sondern versinnbildlicht eher den Wert der Botschaft, wie an den folgenden Beispielen gezeigt werden soll.

In der ‘Suche nach dem Gral’, dem dritten Teil des ‘Prosalancelot’, sehen die Ritter am Artushof auf dem Heft des Schwertes, das in der Marmorsäule steckt, Buchstaben.[364] Das Heft ist aus Rubin, die Inschrift aus Gold. Ein unmittelbarer Absender dieser *abentúr* (V, S. 18,3) wird nicht genannt, doch die Botschaft der Buchstaben wird sich als richtig erweisen, wovon Gawans und Parcevals Unfähigkeit, das Schwert aus dem Stein zu ziehen, einen Vorgeschmack liefert. Später wird Gawan durch eben dieses Schwert eine schwere Wunde erfahren, sodass er die Prophezeiung der Inschrift erfüllt sieht (V, S. 386,30–388,26). Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Inschriften an und in dem Schiff, das Galaad, Parceval und Bohort in Begleitung von Parcevals namenloser Schwester inspizieren:[365] Sie finden Buchstaben auf einem roten Tuch, das den Griff des gleichermaßen wert- wie wundervollen Schwerts überzieht, rote Buchstaben auf der halb verdeckten Schneide, goldene und silberne Buchstaben auf der rosenroten und womöglich aus Schlangenhaut gefertigten Scheide dieses Schwerts usw. All diese Inschriften prophezeien Dinge, die sich ereignen werden oder sich bereits als wahr herausgestellt haben. Außergewöhnlich an dieser Inszenierung von Schriftlichkeit ist, dass im Text durchaus die Auftraggeber bzw. Schreiber genannt werden: Das Schiff und seine Utensilien ließ einst König Salomo auf den Rat seiner klugen Frau hin anfertigen, damit sein Nachfahr Galaad einmal über seine Herkunft und Bestimmung Bescheid wisse. Wie er das aus all diesen wertvollen und durchaus symbolträchtigen Dingen herauslesen sollte, verraten weder Salomo noch seine Frau. Sie geben lediglich zu bedenken, dass das nicht einfach sein werde. Gott sei Dank kommt nach der Fertigstellung dieses Wunders in der Nacht ein Mann vom Himmel herab und beschriftet Schiff, Schwert und Scheide, sodass Galaad nur noch der Erklärungen durch Parcevals Schwester bedarf, um über sich, seine Geschichte und seine Aufgabe im Bilde zu sein. – Die Verantwortung für das Material trägt demnach Salomo, die für das Konzept seine Frau, für die Beschriftungen der himmlische Schreiber. Und für den Inhalt? Königs Nasciens soll einst gegen die Weisung auf dem Schwert und damit – wie der Text sagt – gegen den Willen seines Schöpfers gehandelt haben. Im Kommentar deutet Steinhoff den himmlischen Schreiber denn auch als Christus: „Der *man* [V, S. 440,3] ist offensichtlich Chri-

[363] Ob die Inschrift aus Gold und Lasur auf dem Sarkophag des Fräuleins von Challot in Prosalancelot V (2004), S. 696, 19–21, eher auf die Edelkeit des Fräuleins oder auf den königlichen Auftraggeber verweist, bleibe dahingestellt.

[364] Die ganze Episode rund um die Marmorsäule umfasst – inklusive Galaads Ankunft am Artushof – Prosalancelot V (2004), S. 16,35–30,30.

[365] Das Schiff wird erstmals erwähnt in Prosalancelot IV (2003), S. 98,14–20. Ausführlich die Rede von ihm und seinen zahlreichen Inschriften ist dann in Prosalancelot V (2004), S. 396,7–446,18.

stus, der das Schiff weiht […] und der dann darin schläft. Der Schlaf Christi im (hölzernen) Schiff […] wird traditionell auf den Tod am Kreuz gedeutet […]."[366] Dennoch scheint Gott mir mit der materiellen Seite der beschrifteten Gegenstände auf Salomos Schiff so gut wie nichts zu tun zu haben; ihre Konstruktion geht ja auf das Konto von Salomos Frau, die ihrerseits aber nur eine Nebenrolle spielt und in ihrer Schlechtigkeit wie Klugheit eher als Requisit bzw. Attribut ihres Mannes dient. Für die drei Artusritter auf ihrer Suche nach dem Gral stellt sich die Sache meines Erachtens eher so dar, dass sie wertvolle beschriftete Dinge finden, deren Botschaften sich als unumstößliche Wahrheiten entpuppen, wodurch das Material in erster Linie für diesen Wahrheitsgehalt von Schrift steht. Genau so übrigens wie beim Gral in 'Titurel' und 'Jüngerem Titurel', der samt der auf ihm geschriebenen Gralsordnung von einem Engel Gottes gebracht wurde ('Titurel', Strophe 6; 'Jüngerer Titurel', Strophe 512), und dessen Goldschrift ('Jüngerer Titurel', Strophe 580) jedes Mal wahre Inhalte kundtut, ohne dass Gott als Schreiber oder Auftraggeber ausdrücklich erwähnt würde.

Noch bemerkenswerter, geradezu merkwürdig gestaltet sich die Beziehung zwischen Material, Inhalt und Auftraggeber, genauer: Auftraggeberin in diesen beiden Texten aber im Fall des Brackenseils, denn hier laufen die Bedeutungen, die die Figuren den einzelnen Komponenten beimessen, völlig auseinander – bei Albrecht noch mehr als bei Wolfram, was zugegeben in erster Linie an der Weiterführung der Handlung im 'Jüngeren Titurel' liegt. – In Auftrag gab die Schrift auf dem an sich schon sehr kunstvollen und hochwertigen Brackenseil die Königin Clauditte, wobei *schrift* hier wohl den materiellen Aspekt genau so meint wie den inhaltlichen, denn diese *schrift* wird nicht von ungefähr aus Edelsteinen gefertigt sein. Der Erzähler des 'Titurel' beschreibt die materielle Beschaffenheit des Seils einschließlich seiner Schrift zwar recht eindrucksvoll, doch Sigune scheint lediglich an der inhaltlichen Komponente interessiert zu sein, wie später noch genauer ausgeführt werden soll.[367] Anders Albrechts Rezipienten der auf dem Seil geschriebenen Tugendlehre, die sich viel stärker von den Edelsteinen als von den aus ihnen gebildeten Worten beeindruckt zeigen (Strophe 1930). Allein – auch sie sind nicht vom Wert und Prunk der Steine, sondern von deren beinahe magischer Wirkung angetan. Eine magische Wirkung von Schrift findet sich auch im 'Prosalancelot' – man denke an die Furcht erregende Szene, in der Galahot die Bedeutung seines Traums und damit seinen nahen Tod erfährt (II, S. 72,1–76,10), oder an die Teufelsbeschwörung jenes Geistlichen, der seinen toten Mitbruder im edlen anstatt im härenen Gewand findet (V, S. 238,3–242,23) – und im 'Reinfrid von Braunschweig', in welchem Letzteren der Geist des Zauberers Savilon durch

[366] Steinhoff (2004), S. 1145.
[367] Bei Wolfram umfasst die Episode rund um das Brackenseil den gesamten zweiten Teil des 'Titurel', also die Strophen 137–175.

ein Buch in dessen eigentlich totem Körper gebannt wird (Verse 21496–21499). Doch bei Albrecht verhält sich die Sache anders, insofern es ausdrücklich nicht der Inhalt, sondern das Material ist,[368] das eine beglückende Wirkung beim Publikum hervorruft, womit das Material aber weder auf die Absenderin zurückverweist, noch den eher trockenen Inhalt verifiziert. Vielmehr steht es für sich allein, tritt quasi aus dem Verband der drei eingangs beschriebenen Komponenten von Schriftstücken heraus. Ein einzigartiger Fall im Rahmen des Untersuchungskorpus, meines Wissens in der mittelhochdeutschen Erzählliteratur überhaupt.[369]

Eine engere Beziehung zwischen Material und Person besteht interessanterweise zwischen den oben erwähnten ‘Zutaten’ zu Schriftstücken und deren Absendern. Nicht nur, dass Siegel für ihren Besitzer und damit den Absender wichtiger Schreiben stehen und dessen Autorität repräsentieren.[370] In Bezug auf den bereits angesprochenen Finger Ulrichs von Liechtenstein, den dieser in die Buchschließe – in Form zweier Hände (*daz diu sperre solde sin, / daz was also zwei hendelin*, Strophe 445,4f.; was die Buchschließe sein sollte, war in Form zweier Hände gemacht)! – einarbeiten und seiner Minnedame auf diese Weise zukommen lässt, legt Christiane Ackermann dar, wie der Text und der ihn begleitende Finger füreinander einstehen und einander in gewisser Weise authentifizieren,[371] wie das auch bei Bertelac, der Nichte der falschen Ginover und deren Brief der Fall ist: Der abgetrennte Finger bestätigt, wiederholt oder nimmt vorweg, was die Worte des Schriftstücks behaupten. ‘Zutaten’ zu Schriftstücken sind demnach nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern können als Teil der schriftlichen Nachricht oder als andere, zweite, materielle Realisationsform desselben Inhalts verstanden werden.

[368] Edelsteine mit besonderer Wirkung finden sich als Detail etwa auch im ‘Parzival’ (Verse 790,28–792,5) und in ‘Mai und Beaflor’ (Verse 1588f.), doch sind sie in beiden Fällen kein Aufsehen erregender Aspekt eines schriftlichen Textes, sondern wertvolle und wirksame Verzierung von Anfortas’ Bett bzw. Beaflors Mantel.

[369] Florian Kragl gab in einer Diskussion im Anschluss an den von Ludger Lieb am 17. März 2011 in Wien gehaltenen Vortrag ‘Inschriftlichkeit. Literarische Reflexionen über das Einschreiben, Einritzen und Eingraben von Texten in Dinge und Körper (12. bis 17. Jahrhundert)’ zu bedenken, dass in – selbstverständlich neuzeitlichen – Vampirfilmen die Materialität der Bibel ausreiche, den Teufel zu bannen. Abgesehen davon, dass hier der durch und durch christliche, göttliche Inhalt des Textes eine zentrale Rolle spielt, müssen solche Texte in der mittelhochdeutschen Literatur in der Regel vorgelesen werden, damit sie wirksam werden können (vgl. besonders diverse Beschwörungen im ‘Prosalancelot’). Einzige Ausnahme im Rahmen meines Untersuchungskorpus stellt das Buch unter Savilons Füßen im ‘Reinfrid von Braunschweig’ dar. Doch auch hier scheint mir der Inhalt – im Gegensatz zu Albrechts Brackenseil – relevant zu sein.

[370] Das kann so weit gehen, dass das Siegel keiner zusätzlichen schriftlichen Botschaft mehr bedarf. Als Beispiel sei diesbezüglich auf Wolframs ‘Parzival’ verwiesen: In den Versen 497,3–20 erzählt Trevrizent seinem Neffen Parzival, dass er einst mit Anfortas’ Siegel zum Burggrafen von Karchobra geritten sei und der Burggraf ihm aufgrund des Siegels Knappen mit auf den Weg gegeben habe. In diesem Fall verkörperte das Siegel allein – ohne Schriftstück – seinen Inhaber bzw. dessen Macht und Herrschaft.

[371] Ackermann (2002), S. 152. – Ackermann geht es in ihrer poststrukturalistischen, auf der Subjekttheorie Jacques Lacans und Roland Barthes’ Thesen zu Autor und Körper gründenden Untersuchung allerdings darum, dass der Körper für das geschriebene Wort einstehen muss, um Signifikat und Signifikant einander anzunähern.

Eine in meinen Augen ganz besondere Beziehung zwischen Mensch und Textinhalt lässt sich in jenen Beispielen erkennen, in denen die Person, allgemeiner: das Lebewesen selbst Träger des schriftlichen Textes ist. So trägt etwa König Eliezers Sohn ‘Knecht’, von dem der Erzähler des ‘Prosalancelot’ in einem Exkurs berichtet, seinen Namen auf der Stirn geschrieben (IV, S. 94,5–7). Ebenso steht auf dem Drachen, von dem Bohort auf Burg Corbenic träumt, geschrieben, dass es sich bei ihm um ein Symbol für König Artus handelt (IV, S. 332,35–334,2), wenngleich diese Beschriftung, wie Michael Waltenberger treffend bemerkt, zwar zur Identifizierung der Drachenfigur, nicht aber zu ihrer oder des Traums Deutung beiträgt.[372] Im Zuge der Gralszeremonie, der Galaad, Bohort und Parceval auf Corbenic beiwohnen dürfen, findet sich auf der Stirn der Bischofserscheinung nicht nur der Name Josephus, sondern auch eine kurze Beschreibung seines Standes und der Umstände seiner Auserwähltheit (V, S. 520,1–5). Mit Schrift versehen ist zu Beginn des Romans übrigens auch Königin Evaine, die Mutter Lionels und Bohorts, da sie – aus einem Traum von drei Kindern erwacht – die Namen ihrer Söhne und ihres Neffen in ihre Hand geschrieben findet (I, S. 314,15–17). Die Identifikation erfolgt hier allerdings über einen Umweg: Nicht die Traumbilde sind beschriftet, sondern die Träumende liest an sich selbst die Identitäten der Kinder, von denen sie geträumt hat, ab.

Dass Menschen ‘beschriftet’ sind, kennen wir auch aus der Gegenwart: Wie oft lassen sich Liebende den Namen des oder der Geliebten in die Haut tätowieren! Allerdings: Es handelt sich um den Namen des jeweils anderen, nicht um den eigenen, und damit um eine Aussage über den – oftmals vorübergehenden – Seelenzustand. Die Beschriftung von Lebewesen im ‘Prosalancelot’ erfüllt eine vollkommen andere Funktion, geht es doch vielmehr darum, dass Personen im weitesten Sinn als sie selbst erkannt werden. Ohne Beschriftung wäre ‘Knecht’ ein beliebiger junger Mann, wäre der Drache schlicht ein Ungeheuer und Josephus eine rätselhafte Erscheinung. Erst die Schrift verleiht ihnen allen Identität, wenngleich die drei Fälle in ihrer Art sehr unterschiedlich sind. Gemeinsam ist diesen beschrifteten Lebewesen jedoch, dass sie nicht direkt auf der Realitätsebene der Handlung, sondern nur in Erzählungen, Träumen und Visionen/göttlichen Inszenierungen vorkommen. Die Figuren der ersten Handlungsebene trachten im Allgemeinen viel eher danach, ihre Identität zu verheimlichen. Außerdem schaffen sie ihre Identität mittels ihrer Taten selbst und bedürfen zusätzlich zu ihrer körperlichen Präsenz darum nicht auch noch einer Identität stiftenden Beschriftung.

In Konrad Flecks ‘Flore und Blanscheflur’ wird von einem beschrifteten Pferd erzählt. Anders als der geträumte Drache des ‘Prosalancelot’ steht das Tier nicht als Symbol für eine Figur;

[372] Walterberger (2007), S. 167f.

dennoch charakterisiert es gewissermaßen eine Figur, nämlich Flore, seinen zukünftigen Besitzer und Reiter, der, so verkündet die Schrift in geradezu prophetischer Weise, der Krone würdig ist (Verse 2772–2777). Es handelt sich bei dieser, ausdrücklich von der Natur, nicht von Menschenhand gemachten Beschriftung also zugleich um Besitznachweis des Tieres (ähnlich einer neuzeitlichen Hundemarke oder einem Brandzeichen) und Charakterisierung des Besitzers, wobei von 'Identität' zu sprechen mir hier übertrieben erscheint.

Die besondere, Identität stiftende Wechselwirkung zwischen Schrift und Person findet sich hingegen in der Episode rund um Parcevals tote Schwester im 'Prosalancelot' wieder: Freilich wird die – wenn man von der tödlichen Wunde absieht – makellose Jungfrau durch keinerlei Beschriftung verunstaltet, doch legt Bohort ihr ein erklärendes Schreiben bei (V, S. 470,11–20). Ohne diesen *brief* handelte es sich nur um die Leiche einer jungen Frau, die unerklärlicherweise in einem Schiff über die Meere treibt. Erst das Schreiben verleiht ihr eine Identität und macht sie immerhin zu Parcevals – nichtsdestotrotz namenloser – Schwester und zur Märtyrerin für andere, zur Figur mit eigener Bio*grafie*.

Ähnlich verhält es sich mit den Kurzbiografien zu den Heiligenbildern in Albrechts Gralstempel ('Jüngerer Titurel', Strophe 384), die durch die ihnen beigefügten *brieve* aus der Anonymität geholt und von Abbildern zu Heiligen gemacht werden, obwohl wir es durchaus auch heute noch gewohnt sind, Heilige selbst ohne Beschriftung allein an ihren Attributen zu erkennen – etwa den heiligen Rochus an Pestwunde, Hund und Brötchen, die heilige Katharina an ihrem Rad oder den heiligen Nikolaus an den drei goldenen Äpfeln. Darauf, dass hier noch ein weiterer Aspekt von Identität zu beobachten ist, verweist indes Annette Volfing in ihrer Monografie über Schriftlichkeit im 'Jüngeren Titurel':

> Each of these [images] is supported by a *brief*, which in this case means a written statement identifying the figure, telling his *historje* […], and otherwise elucidating the subject matter in question. The complementary relationship between text and image underscores the medieval conceit that visual representations constitute a secondary form of script that is accessible to the illiterate members of the laity.[373]

Volfing zielt hier auf die Austauschbarkeit bzw. die gegenseitige Ergänzung von Bild und Text ab, die ihrer Ansicht nach im konkreten Fall besonders den illiteraten Rezipienten entgegen kommt. Bezüglich der Frage nach Identitäten kann man daraus schließen, dass nicht nur der Text die Identität des Bildes, die Persönlichkeit des Abgebildeten schafft, sondern dass außerdem Bild und Text als gleichwertige Repräsentanten des Abgebildeten identisch sind.

Die Funktion, beliebige Personen zu Persönlichkeiten zu machen, ihnen also Identität zu verleihen bzw. zu sichern, erfüllen schließlich auch die zahlreichen Grabsteine und Epitaphe, wie wir sie besonders im 'Prosalancelot' finden. Denn nicht nur werden hier die Identitäten der

[373] Volfing (2007), S. 24.

Verstorbenen schriftlich gesichert, damit nicht bloß irgendein vermodernder Körper in dem Grab liege, sondern der Nachruhm der Toten gesichert ist; die Hauptfigur selbst, Lancelot, erfährt aus einer Grabinschrift seinen Namen und seine Identität (I, S. 452,32–35). Bis zu diesem Zeitpunkt war er für sich selbst wie für seine Umwelt – mit Ausnahme der Frau vom See – nur ein Ritter in einer weißen Rüstung, der Ruhmestaten vollbrachte, sich aber nicht vorzustellen wusste und darum der Frage nach seinem Namen und seiner Herkunft möglichst aus dem Weg zu gehen versuchte; ein Verhalten, das er allerdings auch dann fortsetzt, als er zumindest in groben Zügen weiß, wer er ist. Die Schrift, gar die Grabinschrift, verleiht also auch dem noch Lebenden und Handelnden Identität. Ernst bringt die Identität stiftende Funktion gerade von Grabinschriften auch mit der materiellen Komponente von Grabmonumenten, die hier gewissermaßen als Schriftstücke angesehen werden, in Verbindung, wenn er, mit Blick auf die vermutete realhistorische Wirklichkeit, meint:

> In den sepulkralen Ruhmesarchitekturen der mittelalterlichen Epik, denen in der Regel Epitaphien in strahlender Goldschrift aufgeprägt sind, […] spiegelt sich eine deutliche Tendenz zur Individualisierung und Monumentalisierung des Todes sowie zur Verewigung der Memoria in einer kostbaren Materialität von Schrift und Beschreibstoff.[374]

Die materielle Komponente korrespondiert hier mit der personalen Komponente also insofern, als das wertvolle Material – im Falle von Grabmonumenten zumeist Marmor und die von Ernst erwähnte Goldschrift – auf den individuellen Wert der Person, der zugleich ein sozialer ist, verweist. Schriftstücke stehen in ihrer Materialität, ihrer körperlichen Präsenz aber durchaus auch für ihre Absender bzw. Verfasser, obwohl der Materialwert, wie oben gezeigt, dabei bestenfalls eine nebengeordnete Rolle spielt. Wenzel hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich „[d]ie Stellvertreterfunktion des Boten […] auch auf die schriftliche Nachricht“[375] überträgt, indem etwa Briefe sprechen, ihre Empfänger sich ihnen gegenüber verneigen oder sie sogar küssen. Zwar bezieht sich Wenzel[376] hier in erster Linie auf den ‘Parzival’, in dem sich Gahmuret in Kanvoleis vor Amphlises Brief, den ihm deren Kaplan überreicht, verneigt (Verse 76,15–21) und Itonje Gramoflanz’ Brief an sich drückt und küsst (Verse 714,17f.),[377] doch genau so verneigt sich Willehalm von Orlens vor einem Brief Amelies (Verse 6278f.) „und auch in Gedanken vor seiner Minnedame“[378], wie Ernst erklärt. Der Zusatz „in Gedanken“ findet sich genau genommen nicht im mittelhochdeutschen Text; dort verneigt sich Willehalm

[374] Ernst (1997), S. 295.
[375] Wenzel H. (1997b), S. 97.
[376] Vgl. Wenzel H. (1997b), S. 97f.
[377] Beide Szenen spricht Hartmann in seinem Kommentar zum zweiten Buch des ‘Parzival’ an, wenn er meint, Gahmuret erweise „der Schrift seiner Minneherrin Ehre, als stünde sie s e l b s t vor ihm“, und Itonje liebkose „den Brief des Gramoflanz, als wäre es der Geliebte selbst“. Ähnliche Beispiele findet er im ‘Eraclius’ und im ‘Wigalois’. Siehe Hartmann (2000a), S. 167.
[378] Ernst (1997), S. 331.

vor der *schrift und ŏch der vrŏwen sin*, wenngleich „in Gedanken" meines Erachtens eine durchaus zulässig Interpretation ist, geht es doch um die – gedachte – Identität von Text und Verfasser, von Brief und Absender und in weiterer Folge um die Reaktionen und Handlungen, die Schriftstücke aufgrund ihrer Identifizierung mit den Auftraggebern und Sendern provozieren. Christoph Huber schreibt, diese Szene erörternd, darum auch: „Der vom Boten überbrachte Brief wird deutlich als Verlängerung des Körpers der schreibenden Person vorgestellt."[379] Indem er die Materialität des Briefes, der außerdem von Amelies Tränen getränkt wird (Verse 8287–8289) betont, fügt er hinzu:

> Das Material des Briefes ist so die Brücke zwischen den Körpern, es rückt zum Medium körperlicher Berührung auf und erhält fast fetischartige Qualitäten (vgl. Ärmel, Kamm und Ähnliches im Minnekult).[380]

Wenn Schriftstücke so sehr mit ihren Absendern identifiziert werden, kann es ihnen allerdings auch passieren, dass ihnen als deren Repräsentanten Gewalt widerfährt: Nachdem Ginovers Nichte auf ihrem Weg zur Frau vom See in Claudas' Gefangenschaft geraten ist, richtet die Königin erzürnt über diese Behandlung ihrer Botin und damit zugleich ihrer selbst ein Schreiben an Claudas persönlich. Sie fordert ihren Widersacher darin auf, ihre Nichte augenblicklich freizulassen, und droht ihm für den Fall, dass er sich dieser Aufforderung widersetzt, mit dem Tode. In der Folge wird Claudas so wütend, dass er seine Wut auf Ginover stellvertretend an deren Brief auflässt, indem er ihn nicht nur mit Füßen tritt, sondern gar zertrampelt.[381] Die Identifikation eines Schriftstücks mit seinem Absender und die daraus resultierende Gewaltanwendung zeigen sich am deutlichsten an Ulrichs von Liechtenstein erstem Büchlein (zwischen Strophe 161 und 162), das nicht nur als Gesprächspartner mit seinem Verfasser in Dialog tritt, sondern auch und vor allem seine Angst vor möglicher schlechter Behandlung formuliert, fürchtet es doch, durch Ulrichs Angebetete sein Leben zu verlieren, indem es verbrannt oder zerschnitten wird oder doch auf Nimmerwiedersehen in einer Schublade verschwindet:

	wan zurnet si die botschaft,	Wenn die Botschaft sie erzürnt,
	si hat den gewalt und ouch die kraft,	hat sie die Gewalt und auch die Macht,
120	(so wol erkenne ich vrowen zorn)	(so gut kenne ich weiblichen Zorn)
	daz ich daz leben han verlorn.	mir das Leben zu nehmen.
	si gepiutet über mich zehant	In ihrem Zorn gebietet sie
	in ir zorn, daz ich verbrant	vorschnell über mich, dass ich auf einem Rost
	werde uf einem roste.	verbrannt werde.
125	wer chumt mir da zu troste?	Wer kommt mir da zu Hilfe?
	oder mir geschiht ze liden	Oder mir geschieht das Unglück,
	von ir ein solhez sniden,	von ihr so zerschnitten zu werden,
	daz nimmer geheilet.	dass ich nie mehr heil werde.

[379] Huber (2008), S. 129.
[380] Huber (2008), S. 130.
[381] Die Episode rund um Ginovers Brief an Claudas umfasst Prosalancelot IV (2003), S. 196,13–200,9.

	baz dann gevierteilet,	Vielleicht widerfährt mir,
130	klein als daz in der sunne vert	kleiner als gevierteilt zu werden,
	ist mir vil liht alda beschert.	fein wie Staub in der Sonne.[382]
	sol aber ez mir so wol ergan,	Sollte es mir aber so gut ergehen,
	(des ich niht gedingen han)	(was ich nicht zu hoffen wage)
	daz si sich zornes maze	dass sie ihren Zorn mäßigt
135	und mich ze rede laze	und mich zu Wort kommen lässt,
	als ich ir min rede gesage,	dass ich ihr meine Rede sage,
	sa von dem selben tage	dann werde ich vom selben Tag an
	muoz ich die vinster bowen.	im Dunkeln liegen.
	ich mac des wol getrowen,	Das kann ich wohl erwarten,
140	ez heize lade, ez heize schrin,	es heiße Lade, es heiße Schrein,
	daz ich da muoz verslozen sin	dass ich da wie im Kerker
	als in dem karchaere.	eingeschlossen sein werde.

Ulrich trachtet, das Buch zu beruhigen und ihm die Angst zu nehmen. Außerdem verrät er ihm, dass er der Angebeteten gerne ein Küsschen stehlen würde, was das Büchlein aber keinesfalls verraten dürfe.[383] Auch wäre er selbst gerne das Buch, das von der Herrin in Händen gehalten würde. Dieses will nun seinerseits die Reise nicht länger aufschieben und wendet sich in der Folge an die Herrin, der es von Ulrichs Dienst erzählt und darum bittet, seinem Verfasser eine Chance zu geben. Ulrich ist dieses Vorgehen zu direkt. Er bittet die Herrin um Verzeihung für die Vorwitzigkeit des Büchleins und bringt selbst demütig seine Anliegen vor. Elisabeth Schmid, die sich mit Ulrichs Büchlein im Hinblick auf den „Selbstbezug als Kunstübung“[384] auseinander gesetzt hat, erklärt dieses *erste büchlîn* (zwischen Strophe 161 und dem Beginn des Inhalts des Büchleins) im Rahmen des ‘Frauendiensts’ als Reaktion des Erzählers, der trotz der seinem Mund in mehrfacher wörtlicher wie metaphorischer Weise angetanen Gewalt von seiner Minneherrin zurückgewiesen wird, was ihn dazu veranlassen würde, von der mündlichen Liebesbotschaft zum Medium der Schrift zu wechseln.[385] Die Gewalt, die dem Mund als Medium der Mündlichkeit zuteil wurde, fürchtet also jetzt, nach der Transformation der Liebeskommunikation in den Raum der Schriftlichkeit, das Büchlein. Man könnte bei ihm, das in seiner Angst vor der möglichen Gewaltanwendung durch Ulrichs Minneherrin sowohl einen Körper als auch eine Seele vorstellt, darum von der Verselbständigung eines

[382] Übersetzungsvorschlag für Vers *130* von Mattias Meyer. Peter Knecht übersetzt die beinahe wortgleiche Zeile *klein sô daz in sunnen vert* in Parzival (2003), Vers 198,20, jedenfalls auch mit: „so fein wie die Stäubchen, die im Sonnenlicht treiben“, wobei es sich dort nicht um ein Buch, sondern um den Ritter Kingrun handelt, der solche Behandlung von Condwiramurs’ Männern zu erleiden befürchtet.

[383] Der Leser mag sich die Frage stellen, ob das Minne-Ich so vermessen ist zu glauben, es könnte die Dame mit dem Inhalt des Büchleins zu solch einer Liebesbezeugung, einem Kuss, hinreißen. Man muss dabei jedoch in Betracht ziehen, dass der Dame das Büchlein durch den – auf der Handlungsebene – realen Boten, die Nichte, als Gebetbuch angekündigt wurde. Nun ist es wenigstens in der katholischen Liturgie Sitte, dass der Priester nach Verlesung des Evangeliums das Buch, aus dem er die Frohe Botschaft verkündet hat, küsst. Insofern erscheint die Hoffnung des Minne-Ichs sogar in gewisser Weise berechtigt. Zwar muss die Dame schon nach wenigen Zeilen erkannt haben, dass kein *vil guot gepet* (Strophe 160,7) in dem Büchlein steht, doch sie spielt das Spiel mit, wenn sie nach der Lektüre der Liebesbotschaft der Botin das Büchlein mit der Anmerkung zurückgibt, es stünde wahrhaftig ein *guot gepete* (Strophe 163,8) darin.

[384] Vgl. Schmid (2009).

[385] Schmid (2009), S. 105f.

Mediums sprechen: Das Medium Schrift, das Schriftstück, hat sowohl in seiner Materialität als auch in seinem Innenleben, das über den bloßen Inhalt weit hinausgeht, eine Art Eigenleben bekommen, sodass es nicht nur gegen seinen Verfasser aufbegehren, sondern auch ganz reale Ängste entwickeln kann. Es hat sich von seinem Verfasser Ulrich abgelöst, entfernt und selbständig gemacht.[386] Dazu passend, kehrt es verändert zu seinem Absender zurück, hat die Dame den in ihm enthaltenen Text doch um einige Zeilen erweitert.[387]

Über schlechte Behandlung bzw. Überarbeitung beschwerte sich bereits die Schreibfeder Thomasins von Zerklaere am Beginn des neunten Teils seines 1215/16 verfassten[388] 'Welschen Gasts', wobei sie sich gegen ihren Benutzer und dessen Verhalten wendet:[389]

	'Lâ mich ruowen, sîn ist zît',	'Lass mich ausruhen, dazu ist es Zeit',
	spricht mîn veder. 'swer niene gît	sagt meine Feder. 'Wer seinem
12225	sînem eigenem knehte	eigenen Diener niemals
	ruowe, er tuot im vil unrehte.	Ruhe gönnt, der tut ihm großes Unrecht.
	sô hân ich dir, daz ist wâr,	So habe ich dir, das ist wahr,
	gedienet disen winter gar,	diesen ganzen Winter gedient,
	daz du mich niene lieze beliben,	indem du mich nie [in Ruhe] ließest,
12230	ichn müeste tag und naht schrîben.[']	ich musste Tag und Nacht schreiben.'

Wir sehen, auch bei Thomasin macht sich ein Gegenstand, der zwar nicht direkt von ihm erschaffen, aber doch gebraucht wurde und dem er darum gewissermaßen Leben einhauchte, indem die Feder Thomasins Gedanken zu Pergament brachte, selbständig und lehnt sich gegen seinen Benutzer/Erschaffer auf. Die Sache ist allerdings noch etwas komplizierter, da Thomasin sein – mit besagter Feder geschriebenes – Werk in der Einleitung einen *welhschen gast* (Vers 89) nennt, wobei es im Grunde er ist, der sich als italienischsprachiger Autor und Didaktiker an ein deutsches Publikum wendet und damit als *welhscher gast* auftritt. Die Identitäten überschneiden sich demnach einerseits und fächern sich andererseits auf: Der *welhsche gast* Thomasin schreibt mit der Feder seine Ansichten auf, schafft damit ein *alter ego*, das in dem Moment, in dem er es aus der Hand gibt und sozusagen in den Raum entlässt, selbständig, seinem eigenen Schicksal überlassen und quasi zum Boten seines Schöpfers, dessen Teil es gerade noch war, wird. Wenzel formuliert diesen Wandel folgendermaßen:

> Indem er [*scil.* Thomasin] das Buch aus der Hand gibt, das *buoch* seinen Herrn verlässt, beginnt es […] ein eigenes, vom Autor losgelöstes, ihn aber auch vervielfältigendes Leben, um zukünftig in seinem Namen die Kommunikation mit einem Leser zu führen, den der Autor selbst nicht mehr erreicht […]. Der Text fingiert derart den Körper, dessen Abwesenheit die besonderen Möglichkeiten der Schrift erst eigentlich konstituiert; das Buch erscheint als Imago des Autors, der seine Schrift als Gast aus der Romania in die deutschen Länder gibt.[390]

[386] Zur „Verselbständigung eines Mediums" vgl. Martschini (2012).
[387] Kellermann,Young (2003), S. 334, bezeichnen diesen „Textzuwachs" als den „erotische[n] Mehrwert des Büchleins".
[388] Cormeau (2010), Sp. 897.
[389] Mhd. Text zitiert nach: Welscher Gast (2004); nhd. Übersetzung von E. M.
[390] Wenzel H. (1988), S. 185.

Schon während des Schreibprozesses lehnt sich dabei die Feder, die Verbindung, das Medium zwischen der Autoridentität in Person und der Autoridentität im Text, gegen Thomasin in beiderlei Gestalt auf. Ähnlich wird es Mitte des 15. Jahrhunderts übrigens auch Martin Le France ergehen, den im Traum sein eigenes Buch heimsucht, um sich – genau wie Ulrichs erstes Büchlein – über die ihm durch seine Empfänger zugefügte schlechte Behandlung zu beklagen.[391] In Rudolfs von Ems 'Willehalm von Orlens' lehnt sich zwar nicht das materielle Buch gegen seinen Verfasser auf, doch wendet sich ein Ich ganz direkt – an den Leser, ist man im ersten Moment versucht zu sagen, wenn es am Beginn des zweiten von fünf Büchern, in die der Roman unterteilt ist, heißt:

	'Wer hat mich gůter her gelesen?	'Welcher wohlgesinnte Mensch hat mich bis hierher gelesen?
	Ist es ieman gewesen	Ist es jemand gewesen,
2145	Lebende solicher wise,	der in solcher Weise lebt,
	Lob er mich dez mich prise	dass mich sein Lob preise,
	Es sig man oder wip,	es sei Mann oder Frau,
	Hab er so getrúwen lip,	[dann] sei er so getreu,
	Ane vålsche sol er mich	mich ohne Falsch zu
2150	Lieben, das ist frúntlich,	lieben, das ist [wahre] Freundschaft,
	Mit sůzer sinne stúre[.]'	nach Maßgabe eines aufrichtigen Herzens.'

Die erste Zeile beinhaltet eine Frage, die fast wörtlich schon der 'Wigalois'[392] des Wirnt von Grafenberg stellte: *Wer hat mich guoter ûf getân?* (Vers 1; welcher wohlgesinnte Mensch hat mich aufgeschlagen).[393] Ist es bei Wirnt eindeutig das materielle, personifizierte Buch, das sich an seinen Leser wendet, outet sich der Sprecher bzw. die Sprecherin am Beginn des zweiten Buchs von Rudolfs 'Willehalm von Orlens' in Vers 2152 jedoch als die Aventiure, die vom Erzähler erkannt und in Vers 2169 als *Vrŏ Aventure* angesprochen wird. Franziska Wenzel, die Möglichkeiten und Auswirkungen höfischer Kommunikation und Interaktion in Rudolfs 'Willehalm von Orlens' im Raum zwischen Mündlichkeit/Körperlichkeit und Schriftlichkeit untersucht, deutet die sprechende Aventiure als das körperhafte Buch, das „Gespräch zwischen dem körperhaften Buch, der Aventiure, und dem Erzähler" weiter als die Aktualisierung einer „face-to-face-Kommunikation, die auf diese Weise in die Schriftlichkeit einwandert."[394] Um einen Ausdruck der Verschriftlichung von Kommunikation handle es sich hier nämlich:

> Werden höfische Kommunikationsformen, die durch körperliche Performanz im Raum wechselseitiger Wahrnehmung bestimmt sind, schriftsprachlich umgesetzt, muß die Absenz des Körpers kompensiert werden. So schafft sich schriftliche poetische Kommunikation im Spannungsfeld von Mündlichkeit

[391] Vgl. Lutz (2010), S. 11f.
[392] Mhd. Text von Wirnts von Grafenberg 'Wigalois' zitiert nach: Wigalois (2005). Nhd. Übersetzung von E.M.
[393] Wirnt und Wigalois werden im 'Willehalm von Orlens' sogar namentlich genannt, wenn der Erzähler auf Wirnt als begnadeten Erzähler der Geschichte rund um Wigalois, den Ritter mit dem Rade, verweist (Verse 2201–2204).
[394] Wenzel F. (2000), S. 42.

> und Schriftlichkeit oder besser von Körperlichkeit und Schriftlichkeit eigene Visualisierungsstrategien, um die Abwesenheit des Körpers auszugleichen. Eine dieser Strategien ist mit der *personificatio* des Buches in diesem Textbeispiel gegeben.[395]

So einfach scheint mir der Fall allerdings nicht zu sein. Die Aventiure wäre meinem Verständnis nach der Plot, die Handlung, die erzählt werden will, genauer: gut erzählt werden will. Wenn sie davon spricht, dass sie bis hierher *gelesen* wurde und auch noch weiter *gelesen* (Vers 2162) werden will, meint sie damit womöglich nicht das rein rezeptive Lesen, wie es am Beginn des 'Wigalois' impliziert wird, sondern das auswählende, sammelnde und weitergebende Lesen, das Auflesen und Auslesen.[396] Damit hätte es auch mehr Sinn, dass sich die personifizierte Aventiure an den Erzähler, nicht wie der 'Wigalois' an den Leser wendet, wenngleich der Gedanke des sprechenden Buches nicht automatisch verworfen werden soll: Die Aventiure, der Stoff im weitesten Sinn, hat sich in der materiellen Form des Schriftstücks personifiziert, bis zu einem gewissen Grade verselbständigt und spricht nun mit dem – schreibenden? – Erzähler, damit dieser sein Werk gewissenhaft fortsetze und dem Stoff zu einer ansprechenden Form verhelfe.[397]

Am Beispiel des Anfang des 14. Jahrhunderts von Johann von Würzburg verfassten Romans 'Wilhelm von Österreich' schließlich zeigt Schubert, wie sich Liebesbriefe mangels Boten verselbständigen, quasi die Funktion des Boten übernehmen und über ihren Absender nur noch in der dritten Person sprechen. Als Steigerung dieses Phänomens gilt es, wenn Briefe – wie im 'Frauendienst' des Ulrich von Liechtenstein, den Schubert an dieser Stelle allerdings nicht nennt – über die eigene Funktion und das eigene Selbst reflektieren.[398] In jedem Fall hat sich das Medium von seinem Schöpfer getrennt, sich verselbständigt und versucht nun, eigene Wege zu gehen.

Oder haben wir es bei den genannten Beispielen, aufgrund der gewählten Textart der (fiktiven) Autobiografie besonders aber bei Ulrichs 'Frauendienst', weniger mit der Verselbständigung eines Mediums als vielmehr mit der extremen Identifikation des Erzählers mit seinem Text bzw. mit dem von ihm gewählten und beherrschten Medium zu tun? Führt der Erzähler Ulrich an Stelle eines Dialogs mit dem Büchlein einen Monolog mit sich selbst? Immerhin spricht das Minne-Ich innerhalb des Büchleins den Wunsch aus, dessen Identität anzunehmen (*ich wunschet, daz ichz du solde sin*, Vers *184*; ich wünschte, ich wäre du), um auf diese Weise der körperlichen Zuwendung der Minnedame, konkret: der Berührung durch ihre weißen

[395] Wenzel F. (2000), S. 42.
[396] Vgl. Kragl (2008), S. 355f. – Zum Begriff des Lesens vgl. Martschini (2009), S. 42f.
[397] Zur paratextuellen Inszenierung des 'Willehalm von Orlens' mit Fokus auf der sprechenden Aventiure vgl. auch das Schlusskapitel.
[398] Schubert (1999), S. 43–45.

Hände (Verse *186f.*), ihren Blick (Verse *189f.*) und – das wohl besonders – ihren roten Mund (Vers *191*), dem er gar ein Küsschen stehlen wolle (Vers *193*, siehe oben), teilhaftig zu werden.

Ausgehend von der vom Erzähler vorgestellten Identität mit dem Büchlein wäre Ulrich somit Absender, Bote und *brief* in einer Person, was umso erstaunlicher wäre, als der vorgeblich analphabete Verfasser des Büchleins, wie Schmid ganz richtig bemerkt, „das Medium, das er benutzt, technisch nicht beherrscht“[399]. Im Gegensatz zum Erzähler-Ulrich beherrscht der Autor-Ulrich Schrift aber ganz ausgezeichnet und weiß sich ihrer Möglichkeiten und Vorzüge zu bedienen:

> Dass ‘Ich’ nicht lesen und schreiben kann, ist in meiner Lektüre keine autobiographische Äußerung des Dichters. Vielmehr nutzt Ulrich von Liechtenstein die logischen Funktionen sowie das poetische und narrative Potential der Schriftlichkeit nach Kräften.[400]

So bezeichnet er sein eigenes Werk gegen Ende denn auch des Öfteren als *buoch* (Strophen 1423,1, 1565,1, 1845,4, 1847,3 und 1850,1) – als *buoch*,[401] dessen Teil das erste Büchlein, mit dem sich der Erzähler-Ulrich identifiziert, ja ist. Womöglich zeigt uns die Episode rund um das erste Büchlein in Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’ darum nicht oder nicht nur die (Über-)Identifikation des Erzählers mit diesem seinem *büchlin*, das Bote und Nachricht zugleich ist und in dem Kellermann und Young[402] ebenso wie Thomas Gutwald[403], der wie sie den ‘Frauendienst’ aus kommunikationstheoretischer Sicht und im Hinblick auf Körperlichkeit interpretiert, innerhalb des Textes Ulrichs Alter ego erkennen, sondern – auf einer anderen Fiktionsebene, in der so genannten Realität – genau so auch die Identifikation des Autors mit seiner im Raum der Literatur und Schrift selbst geschaffenen (Auto-)Biografie. Wie der Erzähler-Ulrich mit seinem *büchlin* identifiziert sich der Autor-Ulrich mit seinem *buoch*. Was freilich weder den heutigen Leser noch gar den heutigen Forscher zu dem Umkehrschluss berechtigt, der Autor Ulrich von Liechtenstein erstatte hier Bericht über historische Ereignisse. Er erschafft lediglich schreibend ein Leben, sein Leben, wie es im beständigen[404] Medium des Buches auch auf die Nachwelt gekommen ist.[405]

---

[399] Schmid (2009), S. 112.

[400] Schmid (2009), S. 112. – Schmid (2009), S. 111, hält Ulrichs vorgeblichen Analphabetismus für paradox und ebenso inszeniert wie Wolframs berühmten Ausspruch bezüglich seiner Unkenntnis jeglicher Buchstaben im ‘Parzival’. Zu Parzival (2003), 115,27 vgl. Martschini (2009), S. 61–65, sowie das Schlusskapitel. Zu realitätsgetreuen Elementen in Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’ vgl. grundlegend Peters (1971).

[401] Vgl. dazu auch das Schlusskapitel.

[402] Kellermann, Young (2003), S. 329.

[403] Gutwald (2003), S. 144.

[404] Vgl. Gutwald (2003), S. 144.

[405] Die Gattungszugehörigkeit des ‘Frauendiensts’ diskutierte neben anderen bereits Ingeborg Glier (1977), S. 293–303. Sie selbst wendet sich, S. 303–306, gegen die Kategorisierung des Textes als Autobiografie und meint, Ulrich schreibe einen Roman zum eigenen Werk, d. h. eine Rahmenhandlung für seine bereits fertig vorliegenden, zumeist lyrischen Texte. Für die Berechtigung der Bezeichnung ‘Autobiografie’ für Ulrichs von Liechten-

Die Untersuchung der drei Komponenten von Schrift bzw. Schriftstücken, der personalen, der materiellen und der inhaltlichen, hat gezeigt, dass man für die mittelhochdeutsche höfische Erzählliteratur noch nicht von jener neuzeitlichen Trennung zwischen Autor, Buch, Inhalt und Leserschaft sprechen kann. Die Grenzen verschwimmen, werden von Identifikationen des Materials mit dem Auftraggeber, des Texts mit dem Boten und dergleichen mehr überlagert. Die daraus resultierenden Probleme sind vielfältig und es sollte abschließend noch darauf hingewiesen werden, dass diese Probleme nicht nur aus der Identifikation, sondern gerade auch aus der Nicht-Identitität entstehen, wenn nämlich Identität ganz selbstverständlich angenommen, von der fiktiven Realität aber nicht bestätigt wird: Die Fälschungen der Briefe der Grafen und Mais beruhen auf solch einer Diskrepanz zwischen angenommener Identität von Absender und Inhalt und tatsächlicher Nicht-Identität dieser beiden Komponenten. Ebenso verhält es sich im 'Prosalancelot' mit Artus' schriftlichem Befehl, was nach seinem für die nächste Zeit zu erwartenden Ableben mit seinen Ländern und seiner Ehefrau/Witwe zu geschehen habe, – einem Befehl, der freilich von Mordret stammt, der Ginover und wohl auch die Länder des Königs für sich haben will (V, S. 850,4–852,16). Schwierigkeiten, die eine ganze Erzählung motivieren können, treten jedoch auch dann auf, wenn der Absender gewisser Briefe bzw. Urkunden zwar nicht in Frage gestellt, seine Autorität aber nicht wie üblich auf die von ihm stammenden Schriftstücke übertragen wird. Dieser Fall begegnet uns in Konrads von Würzburg 'Schwanritter':[406] Gottfrieds Bruder bezweifelt nicht, dass der vor Jerusalem Gefallene der wahre Absender des von seiner Witwe vorgezeigten Testaments, der schriftlichen Verfügung, ist, sondern er erkennt die Identität des Toten mit dem Inhalt dieser Verfügung insofern nicht an, als er sich den Schriftstücken gegenüber anders verhält, als er es seinem Bruder gegenüber getan hätte. Die Identität von Absender und Inhalt muss in der Fol-

stein 'Frauendienst' sprach sich in letzter Zeit hingegen Ulrich Müller aus, wobei er von der Rede des erzählenden Ulrich bezüglich der gebotenen Textform ausging: „Dabei spielt für unseren Zusammenhang die viel diskutierte (und wie ich meine, oft unnötig diskutierte) Frage keine wirkliche Rolle, ob die jeweils erzählte Liebesgeschichte nun historisch wahr oder fingiert ist oder in welchem Ausmaß sie vom Autor stilisiert wurde. Ausschlaggebend ist, dass alle genannten Autoren [neben Ulrich auch Dante Alighieri und Guillaume de Machault] eindeutig signalisieren, dass sie von sich selbst erzählen. Ulrich von Liechtenstein nennt dabei […] sogar ausdrücklich seinen Namen (Str. 44, V. 5/8: *her Ulrich ist ritter hier […], ich meine den von Liechtensteine*). Alleine dies genügt, um das jeweilige Werk zu einem als Autobiografie deklarierten Text zu machen, am eindeutigsten bei Ulrich von Liechtenstein. Und allein auf eine solche Deklaration kommt es bei dieser Gattung an." Siehe Müller U. (2007), S. 28f. – Insofern stellt der fiktionale Charakter, wie ich ihn noch 2011 aufgrund der strophischen Form hervorgestrichen habe, keinen Widerspruch zur Einordnung des Textes nicht nur in die Gattung des höfischen Romans, sondern auch in jene der Autobiografie dar. Vgl. Martschini (2011), S. 178–182. – Hartmut Bleumer, der sich mit der Narrativik des 'Frauendiensts' auseinandersetzt und dabei natürlich nicht um die Gattungsproblematik herum kommt, erprobt den erzählpragmatischen Begriff 'Autonarration' am Text, da dank ihm die Frage nach der Fiktionalität außen vor gelassen werden könne. Vgl. Bleumer (2010), S. 358–363, bes. S. 360.

[406] Die Episode umfasst eigentlich den gesamten ersten Teil des 'Schwanritters' (1972), nämlich die Verse 141–1232.

ge, so könnte man etwas überspitzt formulieren, erst durch einen Gerichtskampf, durch stellvertretende, leiblich anwesende Personen wiederhergestellt werden.[407]

Diese spezifische mittelalterliche Verschränkung von personaler, materieller und inhaltlicher Komponente ist unserem Kulturkreis der Moderne in dieser Intensität weitgehend fremd geworden – obwohl sich im ganz alltäglichen Sprachgebrauch durchaus die Wendung findet: „Ich habe einen 24bändigen Meyer im Regal stehen", oder man sich neugierig erkundigt, ob der Freund den neuesten Mankell schon gelesen habe.[408] Und obwohl noch 2010 in den USA ein Ultrakonservativer zur Verbrennung des Korans aufrief, um auf diese Weise muslimisches Gedankengut zu vernichten oder doch zu schädigen – eine Aktion, die immerhin in weiten Kreisen als rückschrittlich dargestellt wurde und glücklicherweise im letzten Moment verhindert werden konnte. Das finstere Mittelalter wollen wir schließlich hinter uns gelassen haben.

[407] Mit Fokus auf dem Recht ausführlich eingegangen wird auf Konrads von Würzburg 'Schwanritter' im Kapitel 'Rechts*chreibung*'.

[408] Wobei freilich zu überlegen bleibt, ob es sich hier tatsächlich um einen Fall von Identifikation oder nicht vielmehr nur um eine verkürzende Formulierung handelt.

2. Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit
Oder: Mindestens haltbar bis…

Im vorigen Kapitel haben wir mit Thomas Gutwald und in Bezug auf Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’ vom beständigen Medium Buch gesprochen. Diesem und dem in bzw. mit ihm geschaffenen autobiografischen Rahmen vertraut Ulrich nach Ansicht von Volker Mertens seine Liedersammlung an, da er nach der Mitte des 13. Jahrhunderts offenbar nicht mehr mit einer lebendigen Aufführungstradition rechnete.[409] Damit haben wir es auch aus anderer Sicht mit einer fiktiven Autobio*grafie* zu tun, insofern als es gerade um das biografisch verankerte Verschriftlichen von ursprünglich mündlich zu reproduzierenden – eventuell auch mündlich produzierten – Liedern geht; ein Vorgehen, das nicht zuletzt auf die Verlagerung von der mündlich-auditiven zur schriftlich-optischen Rezeption zurückzuführen wäre, meint Mertens doch: „So scheint mir Ulrichs Werk den Übergang von der primär aufführungsbezogenen Existenzform der Lyrik zum schriftkonservierten Lied zu markieren.“[410] In welcher Weise Ulrich dabei als Editor seiner Lieder in Form des ‘Frauendienst’ fungiert, wie er nicht nur die Reihenfolge der Lieder festlegt, sondern diese außerdem in einen autobiografischen Kontext stellt, zeigt Ulrich Müller, wenngleich bei ihm der Aspekt der Schriftlichkeit nicht thematisch wird.[411]

Ob Ulrichs von Mertens postulierte Einstellung auch die Haltung seiner Zeitgenossen repräsentiert, besonders aber ob sich diese Einstellung mit jener der Figuren in meinem Textkorpus deckt, soll im Folgenden untersucht werden. Somit schließt sich an Mertens und Gutwald die Frage an, wie beständig dieses Medium – nicht nur das Buch, sondern generell die Schrift, besonders die Inschrift – innerhalb der Texte tatsächlich ist bzw. für wie beständig es gehalten wird.

---

[409] Mertens (1998), S. 202.

[410] Mertens (1998), S. 202. – Wenig später spricht Mertens sich außerdem für eine bereits schriftgebundene Vermittlung, nicht nur Konservierung von Ulrichs Liedern aus: „Doch schon Ulrich von Liechtenstein setzt für die Bewahrung seiner Lieder auf die Schriftlichkeit und wohl nicht nur für die Bewahrung, sondern bereits für die Übermittlung.“ Siehe Mertens (1998), S. 209f.

[411] Müller U. (1997). – „Seine [*scil.* Ulrichs] editorische Tätigkeit zeigt sich darin, dass die Anordnung, also die überlieferte Reihenfolge der Lieder, nur auf ihn als Autor zurückgehen kann […]. Die Lieder sind mit dem Erzähltext des *Frauendienstes* in vielfältiger Weise verbunden und verzahnt. Überdies enthält die Münchner *Frauendienst*-Handschrift M (und so sicher auch deren Vorlage) kurze Überschriften zu den Liedern, in denen meistens der Name der jeweiligen lyrischen Untergattung genannt wird (‘Tanzlied’, ‘Tagelied’, ‘Singweise’, ‘Ausreise’), in vielen Fällen überdies, und besonders auffällig, auch eine Nummerierung.“ Siehe Müller U. (2007), S. 27.

Die medienwissenschaftliche, auch die mediävistische, die germanistische[412] und schließlich die altgermanistische[413] Forschung hat sich dem beständigen und bewahrenden Charakter von Schrift bereits in zahlreichen Untersuchungen gewidmet und sieht sie aufgrund dieser Eigenschaft – beginnend mit und aufbauend auf Jan und Aleida Assmann[414] – als eine mögliche und die jeweilige Kultur grundlegend prägende Form des Gedächtnisses an. Schrift speichert, konserviert und tradiert Wissen. Während das Körpergedächtnis[415] auf die direkte, persönliche Weitergabe von Information angewiesen ist, kann das Schriftgedächtnis auch größere zeitliche Distanzen bewältigen, sofern sich Schreib- und Beschreibstoff als ausreichend haltbar erweisen.[416] Wachstafeln, wie sie etwa für Notizen recht praktisch waren, waren für Texte, die vielleicht Generationen überdauern sollten, eher ungeeignet.[417] Tinte und Pergament sind da schon wesentlich haltbarer, auch wenn sie beispielsweise Feuer nicht standhalten können. Texte, die für lange Zeit bewahrt und dazu nicht immer wieder kopiert werden sollen, meißelt man daher am besten in Stein, obwohl die erforderliche Buchstabengröße und der Arbeitsaufwand eine gewisse Kürze in der Formulierung der Information mit sich bringen,[418] weshalb solche Inschriften denn auch oft eines bestimmten Kontextes bedürfen, damit die in ihnen komprimierte Information richtig oder überhaupt verstanden werden kann. Als Extrembeispiel sei hier auf mittelalterliche Steinmetzzeichen verwiesen, wie sie etwa am Wiener Stephansdom zu finden sind: Gut versteckt und in ihrer relativen Winzigkeit leicht zu überse-

[412] Z. B. Müller J.-D. (1996) und Stocker (1997).
[413] Z. B. Wenzel H. (1995), Friedrich (2002) und – zur Tafel des Gregorius – Wenzel H. (2007e).
[414] Vgl. etwa Assmann A. (1996) und, grundlegend, Assmann J. (1997). – In ihrem Aufsatz ‘Schrift und Gedächtnis’, dem Nachwort zum Sammelband gleichen Namens, beschreiben Jan und Aleida Assmann Schrift und Gedächtnis zwar noch als in kulturhistorischer Sicht wesentlich verschieden, zeigen aber auch Übereinstimmungen bzgl. ihrer beider Funktion als Speicher von (kulturellem) Wissen auf. Siehe Assmann A., Assmann J. (1983).
[415] Zu Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis vgl. besonders den Sammelband Wenzel H. (1997a), aber auch Wenzel H. (2007a), S. 18f.
[416] Zur Dreiecksbeziehung von Schrift, Erinnerung und Gedächtnis vgl. etwa Schaefer (2003), S. 171–181.
[417] Umso größer ist darum das Wunder, wenn ein solcher Text entgegen allen Erwartungen eine Feuersbrunst übersteht, wie das in Hartmanns von Aue ‘Gregorius’ der Fall ist. Zwar ist im Text nicht ausdrücklich von einer Wachstafel die Rede, wohl aber von einer Tafel, *diu vil guot helfenbein was* (die aus sehr edlem Elfenbein war), und *gezieret wol* […] *von golde und von gesteine* (schön verziert mit Gold und Edelsteinen). Siehe Gregorius (2011), Verse 721–723. Diese Tafel vergisst Gregorius in der Hütte eines Fischers, die dieser wegen ihrer Verfallenheit eines Tages samt und sonders anzündet. Nachdem die päpstlichen Gesandten Gregorius, der siebzehn Jahre angekettet auf einem Felsen verbracht hat, aufgesucht haben und mit ihm zu den Resten der Fischerhütte gegangen sind, findet man dort die Tafel so unversehrt, als wäre sie gerade erst aus den Händen ihres Herstellers gekommen, was im Text *ein vil grôzes zeichen dô* genannt wird. Gregorius (2011), Vers 3732.
[418] Dem entgegen steht die chinesische Tradition, auch längere und lange Texte in Stein zu meißeln. Solche Stelen, die sogar die dreizehn klassischen Texte des Konfuzius beinhalten und an deren Erstellung der Künstler Jiang Heng zwölf Jahre lang arbeitete, sind etwa im Konfuzius-Tempel in Peking oder im Stelenwald des Museums für Stelen und Steinskulpturen in Xi’an zu besichtigen und dienen quasi als Druckvorlagen, kann man doch Abreibungen der Texte käuflich erwerben. Siehe www.reiseinchina.com/infos-uber-china/sehenswurdigkeiten/der-stelenwald.html und www.drben.net/ChinaReport/Beijing/Landmarks-Hotspots/DongCheng/Confucius_Temple-5-Stele_Collection_Hall.html. Für den Hinweis danke ich Matthias Meyer.

hen, beinhalten sie die Information, welcher Steinmetz oder Baumeister für das vorliegende Stück Arbeit verantwortlich zeichnet; im Vergleich mit anderen Bauwerken lässt sich zudem auf das Gesamtwerk des Schöpfers schließen – vorausgesetzt, man erkennt das in den Stein gehauene Symbol erstens als Steinmetzzeichen und kann es zweitens einem bestimmten Meister zuordnen. Ist dieses kontextuelle Wissen verloren gegangen, kann auch das Zeichen nicht mehr gedeutet werden. Es genügt demnach nicht allein die Beständigkeit des Materials; tradiert werden muss auch der Kontext einer Inschrift und selbstverständlich die Kenntnis der Schrift, also des Zeichensystems. Ist dieses nämlich unbekannt, steht man vor einer Ansammlung von Zeichen, deren Symbolcharakter man zwar vermuten, deren Bedeutung man jedoch nicht entziffern kann, wie das beim sogenannten Voynich-Manuskript[419] der Fall ist.

Generell meint daher Jan Assmann, dass Schrift alleine noch kein Garant für Kontinuität sei. „Im Gegenteil: sie birgt Risiken des Vergessens und Verschwindens, Veraltens und Verstaubens […].“[420] Anstatt vom Kontext spricht Assmann von einem Rahmen, der notwendigerweise für die schriftliche Sinnübermittlung gegeben sein muss. Einmal aus diesem Rahmen gefallen, bedarf Schrift, um verstanden zu werden, eines neuen Rahmens bzw. der Retextualisierung:

> Der aus- gebettete [sic], ‘situationsabstrakt’ gewordene und sozusagen schutzlos jedem Missverständnis und jeder Ablehnung ausgelieferte Text bedarf eines neuen Rahmens, der diesen Verlust an situativer Determination kompensiert.[421]

Je umfangreicher Schrift, je länger eine Inschrift, je länger ein Text überhaupt ist, umso mehr Kontext – oder: Rahmen – kann er sich selbst schaffen. Je länger er aber ist, umso verfallsanfälliger ist oft auch sein Material. Womöglich ist der Grad an Beständigkeit also indirekt proportional zur Ausführlichkeit des gespeicherten Wissens.

Womöglich auch muss die Anzahl der verbreiteten Kopien eines Textes indirekt proportional zur Beständigkeit des Textträgers sein, um einen gewissen Grad an Haltbarkeit zu gewährleisten – ein Aspekt, der spätestens mit dem Druck an der Wende vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit relevant wird und der von Jan-Dirk Müller[422] untersucht wurde. Müller nämlich beschreibt die Veränderungen, die der Druck in die Schriftkultur brachte. Thematisiert wird dabei besonders die Dauerhaftigkeit von Schrift – sowohl der materiellen als auch der inhaltlichen Seite. Vervielfältigung nennt Müller als eine – tendenziell schlechte – Möglichkeit, die Vergänglichkeit des Materials Papier auszugleichen.[423] Kopien in Form mehrerer Abschriften

[419] Zum Voynich-Manuskript vgl. etwa http://de.wikipedia.org/wiki/Voynich-Manuskript.
[420] Assmann J. (1997), S. 101.
[421] Assmann J. (1997), S. 284.
[422] Siehe Müller J.-D. (1988).
[423] Müller J.-D. (1988), S. 208f.

eines Textes oder gar einander bis zum letzten Buchstaben gleichender Druckexemplare gibt es in den von mir analysierten hochmittelalterlichen Erzähltexten nicht. Eine solche Praxis stünde ja auch der im vorigen Kapitel beschriebenen gedachten Identität von Verfasser und Schriftstück entgegen. Dennoch können Müllers Überlegungen wertvolle Anregungen für die Diskussion der Frage um Beständigkeit und Vergänglichkeit von Geschriebenem liefern, erfahren Texte um zu 'überleben' doch auf andere Weise immer wieder eine Aktualisierung.

Die mittelhochdeutschen Erzähltexte sollen nun danach befragt werden, ob Schrift in ihnen ein Garant für die Beständigkeit von Information in welcher Form auch immer ist, unter welchen Bedingungen Schrift Dauerhaftigkeit erlangt und wann sie dies nicht tut. Untersucht werden dabei in erster Linie Inschriften, da ihnen – jedenfalls auf den ersten Blick – das höchste Maß an Beständigkeit beigemessen werden kann, weshalb denn auch „Dauerhaftigkeit"[424] das erste von Walter Koch im 'Lexikon des Mittelalters' genannte Kriterium zur Charakterisierung von Inschriften ist: In Stein gemeißelt, für die Ewigkeit gemacht, gehören viele von ihnen zu den ältesten uns überlieferten Schriftdenkmälern und sind wichtige oder gar die einzigen Zeugen vergangener Lebens- und Zivilisationsformen. Um den Begriff 'Inschrift' näher zu bestimmen, greift Koch auf eine Negativdefinition von R. M. Kloos zurück, wonach Inschriften jene Arten von Beschriftungen sind, zu deren Erstellung man sich nicht irgendwelcher in Kanzlei- oder Schulbetrieb gebräuchlicher Methoden bediente.[425] Die Abgrenzung von Inschriften gegenüber anderen Textgattungen erfolgt demnach über die handwerkliche Herstellung der Beschriftung, die ursächlich mit der Materialität des Beschreibstoffs zusammenhängt. Ich erachte diese Definition für durchaus sinnvoll, erlaubt sie doch eine halbwegs klare Trennung zwischen Inschriften und anderen öffentlichen Texten – denn hinsichtlich ihres Adressatenkreises sind Inschriften tendenziell öffentlich zu nennen. Sie richten sich nur selten an eine bestimmte Person, sondern geben die in ihnen gespeicherte Information jedem preis, der sozusagen gerade vorbei kommt und die Schriftzeichen zu entziffern weiß. Dies unterscheidet sie auch von anderen Textgattungen, deren Funktion in der Übermittlung von Botschaften besteht, allen voran vom Brief, wie Christine Wand-Wittkowski – allerdings mit Fokus auf dem Brief, nicht auf der Inschrift – betont, wobei sie gegenüber dem Brief zusätzlich die Dauerhaftigkeit von Inschriften hervorhebt:

[424] Koch (2003), Sp. 442; obwohl es Koch genau genommen darum geht, dass diese Kriterien, zu denen er neben bzw. nach der Dauerhaftigkeit auch Monumentalität, Publizität und den gestaltenden Formwillen zählt, nicht das gesamte Spektrum der Gattung oder des Begriffs 'Inschrift' abdecken.
[425] Koch (2003), Sp. 442.

> So zählen auch In- oder Aufschriften nicht zu Briefen, obwohl sie im mittelalterlichen Sprachgebrauch so genannt werden können. Inschriften haben zwar im weitesten Sinne Botschaftscharakter, ihnen kommt aber im Gegensatz zum Brief eine dauerhaftere Bedeutung zu. Vor allem ist ihr Adressatenkreis indefinit.[426]

In Bezug auf den öffentlichen und indefiniten Adressatenkreis von Inschriften gibt es im untersuchten Textkorpus allerdings Ausnahmen in beiden Richtungen, dass nämlich materiell und handwerklich eindeutige Inschriften sich an eine einzige Person wenden und auch nur von dieser gelesen werden können. Es handelt sich bei diesem Exempel um jene Stelle aus dem 'Prosalancelot', wo der noch junge Lancelot nach seinem ersten Zusammentreffen mit Ginover auf die Dolorose Garde kommt und als einziger die Grabplatte hochheben kann, unter der ihm eine Inschrift seinen Namen verrät. Niemand anderer konnte die Dolorose Garde befreien, niemand anderer die schwere Grabplatte hochheben, niemand anderer die Schrift lesen (I, S. 452,19–454,7). Dass ein Fräulein der Frau vom See daneben steht und wie Lancelot den Text der Grabinschrift liest (I, S. 454,7ff.), ist dabei situationsbedingt und hängt nicht unmittelbar mit der Eigenart der Inschrift zusammen. Umgekehrt gibt es gerade im 'Prosalancelot' des Öfteren so genannte *zetel* oder *zettel*[427], die öffentlich aushängen und des Lesens kundige Ritter zum Kampf herausfordern oder vor dem falschen Weg warnen. Zwar wird kein Wort über deren materielle Beschaffenheit verloren und es handelt sich dabei wohl kaum um lose Notizzettel im heutigen Sinn, denn eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegenüber Wind und Wetter müssen selbst diese *zetel* aufweisen, aber aufgrund des verwendeten Wortes[428] dürfte es sich nicht um Steintafeln und damit Inschriften im engeren, materiellen Sinn handeln. Als Kriterium zur Abgrenzung von Inschriften gegenüber anderen Textsorten taugt 'Funktion' darum meiner Meinung nach nicht oder doch nur bedingt. Information einer Allgemeinheit bekannt machen schließlich genau so, wenn nicht noch öfter und eindringlicher, Briefe, die öffentlich vorgelesen werden und bestimmt nicht aus Stein oder einem anderen harten, schweren Material geschaffen sind, die ob ihrer Ausführlichkeit und gleichzeitigen Aktualität wohl auch 'nur'[429] geschrieben, nicht gemeißelt, geritzt oder gegossen wurden.

Tatsächlich werden Inschriften, so viel sagt bereits das Wort an sich, in einen mehr oder weniger harten Beschreibstoff eingeschrieben, hineingeschrieben, eingraviert, *ergraben*, wie es in den Texten oftmals heißt. Ihrem Wesen nach sind diese Inschriften durchaus unterschiedlich, was eine in zehn Punkte untergliederte Aufzählung Kochs, die von den „Angaben des

[426] Wand-Wittkowski (2000a), S. 36.
[427] Siehe Begriffsinventar.
[428] Zur Begrifflichkeit siehe Begriffsinventar.
[429] Zur Beschwerlichkeit des Schreibvorgangs im Mittelalter vgl. Martschini (2009), S. 37.

Eigentümers und Inhabers“ über die „Angaben des Urhebers“[430], „Objekterklärungen, etwa auf Gemälden“ und „Scherz-, Geheim-, Zauber- und Rätseli[nschriften]“ bis zu „tech[nischen] Angaben“ reicht[431], deutlich vor Augen führt. Ich will nun einige dieser Inschriften innerhalb des gewählten Textkorpus untersuchen und vor allem auf ihre Beständigkeit hin überprüfen. Die Frage nach der Beständigkeit soll sodann auf andere Textsorten ausgeweitet werden, um so zu Aussagen über die Dauerhaftigkeit des Mediums Schrift in der mittelhochdeutschen höfischen Erzählliteratur zu gelangen.

Die erste Inschrift, die im Rahmen des Textkorpus begegnet, ist das Epitaph, welches in Wolframs ‘Parzival’ nach Gahmurets Tod in dessen Diamanthelm geritzt wird (Verse 107,29–108,2 bzw. 108,28). Bei den Worten ‘Diamant’ und ‘ritzen’ denkt man unwillkürlich an die nach dem Mineralogen Friedrich Mohs benannte[432] mohssche Härteskala, die Stoffe nach Härtgraden ordnet, indem sie angibt, welcher von welchem geritzt werden kann. Diamant steht bekanntlich an oberster Stelle und gilt demnach als der härteste natürliche Stoff.[433] Als Träger einer für die Ewigkeit geschaffenen Grabinschrift erscheint er daher einerseits durchaus geeignet, stellt den Steinmetz andererseits aber vor das Problem: Wie soll die Inschrift eingeritzt werden, wenn es doch keinen natürlichen Stoff gibt, mit dem dies möglich wäre?[434] Auf ‘natürliche’ Weise wäre es jedoch auch unmöglich gewesen, Gahmurets Helm zu durchschlagen und seinen Träger zu Tode zu bringen – ein Umstand, der im Text durchaus thematisiert wird. So ist denn eine List nötig, um den durch den Diamanthelm geschützten Gahmuret zu töten: Der Helm wird mittels Bocksblut erweicht und als Schutz unbrauchbar (Verse 105,18–21). Brauchbar hingegen wird er gewissermaßen als Grabstein, denn indem das Material, aus dem der Adamas, so sein Name (Vers 107,29[435]), gefertigt ist, quasi zerstört wird, kann es seine Funktion ändern und vom Schutzschild zum Schriftträger mutieren. Dabei spielt

[430] Vgl. dazu ergänzend Emil Ploss’ Aufsatz über den Inschriftentypus *N. N. me fecit*, in dem sich der Verfasser ausführlich der Herstellernennung durch Inschriften von der Antike bis ins Mittelalter widmet: Ploss (1958).
[431] Koch (2003), Sp. 442.
[432] Meyers großes Taschenlexikon (1999): Bd. 15, S. 58.
[433] Meyers großes Taschenlexikon (1999): Bd. 5, S. 106.
[434] Über die Methoden der Diamantbearbeitung, wie sie in der Literatur beschrieben werden, siehe Ohly (1976), S. 106–113.
[435] Erstmals erwähnt wird der Adamas schon im zweiten Buch anlässlich des Turniers vor Kanvoleiz, wenn es in den Versen 70,20f. heißt: *dô schouwet er den adamas: / daz was ein helm* (da erblickte er den Adamas: das war ein Helm). – Anders als etwa Artus’ Schwert Exkalibur ist ‘Adamas’ aber nicht eigentlich der Name von Gahmurets Helm, sondern bezeichnet den Diamant an sich, wie Friedrich Ohlys Abhandlung über Eigenschaften und Wirksamkeit von Diamant und Bocksblut sowie über die Deutung dieses Phänomens in der wissenschaftlichen, geistlichen und – nach heutigem Verständnis – fiktionalen Literatur seit Plinius zeigt. Siehe Ohly (1976). – Die Bezeichnung findet sich im Textkorpus auch in gänzlich anderem Zusammenhang wieder: Willehalm von Orlens nennt seine Amelie einen *adamas / wiplicher gůte* (Verse 6848f.) und spielt hier wohl neben dem Aspekt der Beständigkeit auch auf jenen der Reinheit von Diamanten an.

der Gedanke der Dauer keine unwesentliche Rolle: Da er aus Diamant ist, würde man mit dem Helm eine hohes Maß an Beständigkeit, beinahe absolute Unzerstörbarkeit assoziieren. Dass dem nicht so ist, liegt an dem hinterhältigen und seit der Antike bekannten[436] Trick mit dem Bocksblut. Dadurch wird aber wiederum der Träger des Helms in die Ewigkeit Gottes entlassen, während auf Erden der Helm sein Andenken in Form einer Inschrift bewahrt und auf diese Weise nun doch wieder für das Überleben Gahmurets sorgt, wenngleich ganz anders, als er es ursprünglich hätte tun sollen.

Wie lange das Epitaph auf dem Helm bestehen bleibt, erfährt der Leser des 'Parzival' nicht. Es hält sich aber zumindest – hier sei ein Sprung über die Grenze der Fiktions- bzw. Realitätsebene erlaubt – bis zu Albrechts 'Jüngerem Titurel', wo der Diamanthelm unter dem Smaragdkreuz, das Gamurets Grabmal ziert, platziert und wie bei Wolfram mit einer Inschrift versehen wird (Strophe 1002). Aufgrund der Interpunktion in der Ausgabe können wir im 'Parzival' sicher zwischen dem Botenbericht des Knappen Tampanis und dessen Zitat der Grabinschrift unterscheiden, sodass diese die Verse 108,3–28 umfasst und des hier bestatteten Gahmuret Abstammung, Heldentaten und Tod für die Nachwelt konserviert. Die Funktion der *memoria* des Helden betont auch Heiko Hartmann. Außerdem stellt er eine Gliederung des Epitaphs in fünf Abschnitte – Erklärung zum Helm, Informationen zu Name, Stand und Herkunft des Toten, ein Lobpreis auf ihn und seine Taten, der zugleich als Vorausdeutung auf den Sohn Parzival fungiere, und schließlich eine Gebetsaufforderung – fest.[437] Intratextuell sei das Epitaph als ein Lob desjenigen, der das ideale Rittertum verkörpere, programmatisch zu lesen,[438] während es metatextuell eine Erinnerungshilfe für die Rezipienten des Romans bedeute. Hartmann fasst seine Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

> Gahmurets Epitaph dient […] einerseits der *memoria* des Helden innerhalb der fiktionalen Welt des Textes, andererseits fungiert es als Memorialinstrument, mit dessen Hilfe der Erzähler nach außen zentrale Themen verdichtet und festhält, weil nur sie dem Rezipienten das tiefere Verständnis des Folgenden ermöglichen.[439]

Allerdings ist es nicht direkt der Erzähler, der dem Rezipienten diese gedankliche Hilfe zur Verfügung stellt, sondern das wörtliche Zitat der Grabinschrift ist dem Knappen Tampanis zu verdanken. Die Vermittlung erfolgt demnach über mehrere Instanzen. Und tatsächlich weiß man – selbst mit Interpunktion – nicht so zweifelsfrei, wo der Text der Inschrift anfängt und wo er endet. Dafür, dass sich das Zitat der Grabinschrift mit der eigentlichen Botenrede vermengt, spricht nämlich die Wendung *ich mein* in Vers 108,17: In welcher Grabinschrift mel-

[436] Vgl. dazu Ohly (1976) und Hartmann (2000a), S. 305f. – Ohly (1976), S. 52–59, geht zwar auf Wolframs 'Parzival' und Albrechts 'Jüngeren Titurel' ein, äußert sich aber nicht zur Beschriftung des Diamanthelms.
[437] Hartmann (2006), S. 132–135. Vgl. auch Hartmann (2000b), S. 322f.
[438] Hartmann (2006), S. 136.
[439] Hartmann (2006), S. 143.

det sich schon der Verfasser gleich dem Erzähler in einem Roman zu Wort?[440] Zweifelsfrei festmachen lässt sich der Inhalt des Epitaphs bei Wolfram demnach nicht – ein Problem, das Albrecht umgeht, indem er die Inschrift auf Gamurets Diamanthelm zwar anspricht, sie aber weder wörtlich noch indirekt wiedergibt. Insofern hat die in ihrem Umfang ohnehin schon schwammige Inschrift auch den Sprung über die Werkgrenze nur zur Hälfte geschafft.

Eine andere Grabinschrift, die in den untersuchten Texten ebenfalls doppelt in Erscheinung tritt, ist jene auf Blanscheflurs vermeintlichem Grab. Im Gegensatz zu Gahmurets/Gamurets Epitaph wird sie jedoch innerhalb desselben Textes zweimal gelesen und – anders als im Falle des albrechtschen, sogar noch öfter verlesenen Brackenseils (‘Jüngerer Titurel’, Strophen 1505–1509, 1868–1870 und 1871–1930) – beide Male im Roman zitiert (‘Flore und Blanscheflur’, Verse 2111–2114 und 2223–2226). Dass dabei der Wortlaut derselbe bleibt, verdient herausgehoben zu werden, ist dies doch angesichts zum Beispiel von Garheiß’ Grabinschrift im ‘Prosalancelot’ (siehe unten) nicht selbstverständlich.
In Bezug auf Blanscheflurs Epitaph bietet es sich an, den oben erwähnten Aspekt des Öffentlichmachens von Informationen durch Inschriften genauer unter die Lupe zu nehmen. In schriftlicher, mehr noch in bildlicher und sogar in akustischer Form macht das Grabmal[441] publik, dass Flore und Blanscheflur einander lieben, ein unzertrennliches, weil quasi in Stein gemeißeltes, jedenfalls aus Gold gegossenes Paar sind. Dabei handelt es sich genau um jene Information, deren beginnende Öffentlichwerdung den Anlass zur Trennung der beiden Liebenden durch Flores Eltern darstellte. Jetzt macht die Schrift gerade diesen Umstand publik, fingiert jedoch Blanscheflurs Tod und die damit verbundene Irrelevanz dieser Liebe für die Zukunft des Reiches. Es ist die berühmte Flucht nach vorne: Bevor jemand merkt, dass der Königssohn die Tochter der gefangenen Christin liebt, macht man dieses Geheimnis kontrolliert öffentlich, dementiert aber seine Bedeutung, indem man die dargestellte und vorgeblich anerkannte Liebe bzw. die Person der Geliebten der Vergangenheit zurechnet. Oder, wie Klaus Ridder schreibt: „Im Grabmonument etabliert sich das Verhältnis des Dargestellten zur Realität als Vergangenes.“[442] Die Eltern hoffen, der Liebe ihres Sohnes zu Blanscheflur auf diese Weise ein Ende machen zu können. Die Schrift konserviert zwar, was nicht sein darf, versucht es dadurch jedoch der Memoria zu überantworten. Das muss reichen. Tut es aber nicht, wie der weitere Handlungsverlauf zeigt. Flore will nicht seine Liebe, wohl aber sein

[440] Hartmann (2006), S. 134, spricht von einem „einmaligen, unvermittelten Abgleiten des Erzählers in die für eine Grabinschrift eher unpassende Ich-Rede“.
[441] Die Beschreibung des Grabmals in ‘Flore und Blanscheflur’ (1973) umfasst die Verse 1947–2117.
[442] Ridder (1997), S. 72.

Leben beenden, was die Mutter zur Preisgabe der wahrheitsgemäßen Information, nämlich Blanscheflurs Verkauf an fahrende Händler, bewegt (Verse 2231–2547). Die Liebe besteht fort, die Grabinschrift wird, so können wir annehmen, wieder entfernt werden – spätestens nachdem Flore als Herrscher in sein Land zurückgekehrt ist. Dauerhaftigkeit ist mithin nicht der Inschrift, nicht der verschriftlichten, sondern der gelebten Liebe beschieden.

Freilich ist die Inschrift nur ein sehr kleiner Teil des aufwendig gestalteten Grabmals. Will man seine Wirkung auf Flore begreifen, ist es deshalb erforderlich, den Blick auf das Gesamtkunstwerk, also auch auf die Figuren, ihre durch den Wind verursachten Bewegungen und ihren Dialog zu lenken.[443] Im Gegensatz zur Schrift bringen diese Details des Grabes die Darstellung nämlich in die Nähe der intradiegetischen Realität, d. h. sie lassen in ihrem Realismus den Unterschied zwischen Kunstwerk und Wirklichkeit verschwimmen.[444] Jutta Eming, die sich mit der mittelalterlichen Konzeption des künstlichen Menschen aus gendertheoretischer Perspektive auseinandersetzt, führt die nach Ansicht der Eltern falsche Wirkung des Scheingrabs auf Flore auf die Mehrfachcodierung der verschiedenen medialen Stimuli der bildhaften Darstellung, der Bewegung und des Minnedialogs zurück. Für Flores Reaktion verantwortlich zeichne gerade die Lebensnähe, die die Grenze zwischen Person und Automat auflöse.[445] Eming kritisiert damit Ridder, nach dessen Meinung Konrad Flecks Roman die Künstlichkeit und Inszeniertheit des Grabmals problematisiere.[446] Tatsächlich zeigt Ridder, der Blanscheflurs Scheingrab neben Tristans Liedern und Lancelots Wandgemälden im Kontext der ästhetisierten und subjektivierten Erinnerung analysiert, wie wenig das kunstvolle Grabmal Flores Liebe trotz aller Bemühungen in den Raum der Vergangenheit zu transferieren vermag. Allerdings führt auch er diesen Umstand auf den Realismus des Kunstwerks zurück:

> [D]ie Figuren kommen dem menschlichen Erscheinungsbild so nahe, leisten die Vergegenwärtigung der Geliebten im Dienst der Memoria so perfekt, daß eine zu der Intention ihrer Auftraggeber gegenläufige Reaktion eintritt.[447]

Im Unterschied zu Elisabeth Schmid, die am Rande ihrer Untersuchung zum Gralstempel des ‘Jüngeren Titurel’ im Zusammenhang mit Blanscheflurs Grab meint, dass sich „auf der Ebene der erzählten Handlung die Auffassung von der Kunst als Täuschung durch[setzt]“[448], und

[443] Die gesamte Darstellung des Grabmals umfasst die Verse 1948–2117.
[444] Damit, dass in ‘Flore und Blanscheflur’ das ‘reale’ Leben, besonders die ‘reale’, gefühlte und gelebte Liebe, nach der Kunst gebildet wird und darum untrennbar mit dieser verbunden ist, beschäftigt sich das Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’.
[445] Eming (2006), S. 40.
[446] Eming (2006), S. 38f.
[447] Ridder (1997), S. 72.
[448] Schmid (2010), S. 262.

damit sehr wohl von einer „antinaturalistische[n] Ästhetik“[449] spricht, betont Ridder jedoch, dass es gerade die Inschrift ist, die Flore einerseits die Künstlichkeit, andererseits die Aussage dieser ganzen Inszenierung bewusst macht: Zwar lässt die figürliche Inszenierung aufgrund ihres Realismus die Liebe der Kinder beinahe wiederauferstehen, doch die Inschrift zeigt, dass es sich gerade nicht um reale Personen und eine aktuell lebbare Liebe handelt, sondern dass Blanscheflur tot ist, vergangen, nicht mehr gegenwärtig.[450] Dass damit auch die gegenseitige Liebe vergangen und der Memoria anheim gegeben sein soll, erkennt Flore allerdings nicht an, weshalb schließlich auch Ridder urteilt:

> Doch die unbedingte Liebe, die den Interessen der Gesellschaft (der Eltern) entgegensteht, läßt sich nicht im memorialen Gedenken – so ist die Aussage des Textes zu verstehen[451] – domestizieren.[452]

Für alle drei, für Schmid, Ridder und Eming, steht jedoch fest, dass der schriftliche Zeuge der Liebe, die Inschrift, angesichts der gelebten Liebe quasi wirkungslos ist: Für Schmid ist das ganze Grabkunstwerk nichts als ein Täuschungsversuch, der fehlschlägt; für Eming beruht die überwältigende Wirkung des Grabmals auf dem Realismus der Automaten; und für Ridder ist es gerade die Inschrift, die Flore den Kunstcharakter der Darstellung bewusst macht. Ihrer eigentlichen Aufgabe, die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten als der Vergangenheit zugehörig zu konservieren, konnte die Inschrift damit in keinster Weise gerecht werden.

Um eine recht merkwürdige Inschrift handelt es sich bei der Schrift auf dem Gral in Wolframs ‘Parzival’. Zwar ist der Gral, wie es sich für den Träger einer Inschrift gehört, aus Stein (Verse 469,3ff.), „groß genug, dass Inschriften auf ihm erscheinen“[453], wie Volker Mertens sagt, und so schwer, dass ein normaler Mensch ihn nicht (weg-)tragen kann (Verse 477,15–18), doch hat die auf ihm zu lesende Schrift vergleichsweise wenig mit einer gewöhnlichen Inschrift gemein. Zunächst einmal erscheint sie von selbst; an keiner Stelle wird erwähnt, dass etwa – wie bei Salomos Schiff im ‘Prosalancelot’[454] – ein himmlischer Schreiber käme, um den Gral zu beschriften. Selbst im ‘Titurel’ – und mithin auch im ‘Jüngeren Titurel’ – ist nur von einem Engel die Rede, der dem ersten Gralskönig den Gral übergibt, an dem Titurel *vant* […] *geschriben al mîn orden* (‘Titurel’, Strophe 6,3) bzw. an dem *der tugend ler was* […] *geschriben und orden* (‘Jüngerer Titurel’, Strophe 512,3). Es ist aber nicht der Engel, der den *orden* schreibt. Die ohne menschliches oder engelhaftes Zutun erscheinende Schrift *zergât*

[449] Schmid (2010), S. 262.
[450] Ridder (1997), S. 72.
[451] Hier macht Eming (2006), S. 38f., ohne eine konkrete Seite oder Aussage zu zitieren, wohl ihre Kritik fest.
[452] Ridder (1997), S. 73.
[453] Mertens (2003), S. 70.
[454] Vgl. Kapitel ‘Zwischen Mensch und Inhalt’.

(Vers 470,30) außerdem von selbst, sodass niemand sie zu entfernen braucht.[455] Man muss sie nicht *danne schaben*, wie es im 'Parzival' (Vers 470,28) heißt. Mit dieser Formulierung wird zwar einerseits die Textart Palimpsest aufgerufen,[456] die Gralsinschrift aber andererseits sofort davon distanziert, weil das Abschaben oder Abkratzen ja gerade nicht notwendig ist. Auch ist von der für ein Palimpsest typischen, dem Wort selbst inhärenten[457] Eigenart, dass Reste der alten Schrift durch die neue durchscheinen, im Text an keiner Stelle die Rede. Die alte Schrift vergeht restlos; Spuren hinterlässt sie bestenfalls im Gedächtnis ihrer Rezipienten. Auf diese Weise kann immer wieder neue Schrift erscheinen und neue Anordnungen oder Prophezeiungen verkünden. Ihr eignen darum gewisse Charakteristika mündlicher Kommunikation: Die Anordnungen des Grals gleichen Aufrufen, die getätigt und gehört werden, dann jedoch verhallen und neuen Aufrufen Raum lassen. Sie zeichnen sich durch höchste Aktualität einerseits, durch Vergänglichkeit andererseits aus. Dass die Schrift auf dem Gral in ihrer materiellen Erscheinung derart unbeständig – oder positiv formuliert: flexibel – ist, hat Albrecht trotz seiner Vorliebe für Details in dieser Ausdrücklichkeit nicht in seinen 'Jüngeren Titurel' übernommen. Dort besteht die Schrift im Gegenteil, wie im vorigen Kapitel erwähnt, aus mit Gold ausgegossenen Buchstaben (Strophe 580,1f.), was aufgrund der Technik meines Erachtens einen gewissen Grad an Haltbarkeit, aufgrund des verwendeten Materials aber vielleicht auch nur Preziosität impliziert. Bei all dem, was sie in den über 24.000 Verszeilen des 'Jüngeren Titurel' kundtut, muss man zwar davon ausgehen, dass die Schrift auf welche Art auch immer wieder vom Gral verschwindet oder entfernt wird; dezidiert gesagt wird es bei Albrecht aber nicht.

Im 'Parzival' erweist sich diese flexible Gralsinschrift sogar in doppelter Hinsicht als 'unhaltbar', vergeht doch nicht nur ihre materielle Form, sondern wird einmal auch ihr Inhalt, indem er durch einen anderen, aktuelleren ersetzt wird, nachträglich für ungültig erklärt. Ich spreche von der Berufung Parzivals zum Gral. Heißt es zunächst, die Chance jenes Ritters, der Anfortas durch seine Frage erlösen könne, sei vertan, wenn er diese Frage nicht in seiner ersten Nacht auf der Gralsburg stelle (Verse 484,1f.) oder wenn ihn jemand darauf hinweise zu fra-

[455] Die Assoziation der Gralsinschrift mit dem alttestamentarischen Menetekel am Hof Nebukadnezzars führt meines Erachtens ins Leere: Die in 'Daniel' 5 erwähnte Schrift an der Palastwand wird im Gegensatz zur Schrift am Gral von einer Hand geschrieben. Davon, dass sie von selbst wieder verschwindet oder gar neue Inhalte sichtbar werden, ist keine Rede. Obwohl Lydia Miklautsch in einer Diskussion anlässlich eines Vortrags von Ludger Lieb an der Universität Wien am 17. März 2011 die bekanntlich ebenfalls alttestamentarischen 10 Gebote zur Recht als den „Gründungsakt" der Textsorte Inschrift bezeichnete und Nebukadnezzars Menetekel immerhin im 'Reinfrid von Braunschweig' (Verse 26760–26767) Erwähnung findet, wie zugegeben überhaupt viele in der mhd. Literatur vorhandenen Merkmale von Schrift und Schriftlichkeit Parallelen zur Bibel, besonders zum Alten Testament, aufweisen, sollten Vorbilder doch nicht in jedem Fall in *den buochen* gesucht werden.

[456] Für den Hinweis, der später noch einmal aufgegriffen wird, danke ich Markus Greulich.

[457] Vgl. Karpp (2003), Sp. 1641.

gen (Verse 483,24–28), so bekommt Parzival am Ende doch noch eine zweite, durch die Gralsinschrift kommunizierte, Chance, auf die man ihn sehr wohl hinweist (Verse 781,1–30). Offensichtlich kann tugendhaftes, gottesfürchtiges, ritterliches Verhalten die Schrift auf dem Gral beeinflussen, sodass ihre früheren Aussagen vielleicht nicht unbedingt zur Lüge erklärt, aber doch relativiert werden, ihr Inhalt demnach wie die Schrift selbst *zergât*. Dieser 'Sinneswandel' wird im Text jedoch als durchaus positiv dargestellt und nicht als Indiz dafür gewertet, dass man den Aus*sagen* des Grals vielleicht nicht immer Glauben schenken darf, gilt für den 'Parzival' doch ganz eindeutig, dass die Schrift auf dem Gral durch ihre materielle Unbeständigkeit in ihrer Gültigkeit nicht eingeschränkt wird, dass im Gegenteil der immer wieder aktualisierte Inhalt diese Gültigkeit zu gewährleisten scheint. Da die Gralsinschrift auf äußere Umstände reagiert, sehe ich in der Möglichkeit, sie durch das eigene Handeln zu beeinflussen, quasi mit dem Gral in eine Art extrem zerdehnte Interaktion zu treten, anstatt nur schweigend Befehle entgegen zu nehmen, ein weiteres Indiz für den in der Nähe der Mündlichkeit angesiedelten Charakter der Kommunikation des Grals mit den Mitgliedern der Gralsgesellschaft.
In Bezug auf den Gral als Motiv bleibt noch zu sagen, dass er selbst unbeständig ist: Im 'Jüngeren Titurel' verlässt er den Ort des bisherigen Handlungsgeschehens und begibt sich nach Indien (Strophen 6052ff.). Ähnlich Wolframs lebendigem Textträger Gardeviaz, dem Hund mit dem Brackenseil, entflieht er der Handlung. Wie der Hund bedarf er übrigens auch der Nahrung. So erklärt Trevrizent im 'Parzival', dass einmal im Jahr, am Karfreitag, eine Taube vom Himmel herab käme und dem Gral eine Hostie auf die Erde brächte, wodurch dieser – ähnlich einer Mutter – über die Fähigkeit verfüge, die Gralsgesellschaft zu nähren (Verse 469,29–470,20). Dieses und andere dem Gral eigentümliche Charakteristika, zu denen natürlich in erster Linie die immer aktuelle, weil vergängliche Schrift zählen, lassen ihn mit einem leblosen Stein, wie er im Normalfall als Inschriftenträger taugt, recht wenig gemein haben. Unbeständig ist der Gral schließlich noch im intertextuellen Vergleich, denn um einen – noch dazu beschrifteten – Stein handelt es sich nur bei Wolfram und Albrecht. In anderen Gralsromanen erscheint er tendenziell als Gefäß, ab Robert de Boron dann als das Abendmahlsgefäß, mit dem Joseph von Arimathia das Blut Christi am Kreuz auffing.[458] Dass Schrift auf ihm erscheint und erlischt, passiert nur im Umfeld der deutschen Parzival-Erzählung.

Eine andere Inschrift, die sich wortwörtlich – oder auch: Wort für Wort – auflöst, steht ebenfalls mit dem Parzival-Stoff in Verbindung. Die Rede ist von der Edelsteinschrift auf dem seidenen Brackenseil. Diese ist in ihrer Materialität nicht mit den mehr oder weniger typi-

[458] Vgl. Mertens (2003), bes. S. 83.

schen Grabinschriften zu vergleichen. Als Inschrift kann sie gemäß Koch und Kloos insofern bezeichnet werden, als man sich zur ihrer Erstellung sicherlich keiner im Schul- oder Kanzleibetrieb gebräuchlichen Methoden bediente. In ihrer Monografie über den deutschsprachigen Brief im Mittelalter spricht sich auch Wand-Wittkowski vehement für die Bezeichnung des – primär albrechtschen – Brackenseils als Inschrift bzw. gegen seine Bezeichnung als Brief aus:

> Als Brief wäre das Ganze ein unglücklich konzipiertes Kuriosum. Zur Inschrift paßt dagegen die prinzipielle und überzeitliche Gültigkeit des Textinhalts, die Öffentlichkeit als Zielgruppe der Aussage und außerdem noch der Träger des Textes (kein Papier oder Pergament wie beim Brief, sondern ein kostbar gearbeiteter Gebrauchsgegenstand).[459]

Die – offensichtlich sogar für den ‘Jüngeren Titurel’ ausreichend detaillierte – Beschreibung der materiellen Beschaffenheit dieses Gebrauchsgegenstands übernimmt Albrecht (Strophen 1185,2–1192,3) von Wolfram (Strophen 144,2–148,3). Im Wesentlichen besteht das Brackenseil aus Seide, auf die Edelsteine genietet wurden. Ganz zweifellos handelt es sich bei beidem um sehr wertvolle und edle Materialien. Den Edelsteinen als zum Teil uralten, im Inneren der Erde entstandenen Mineralien kann man außerdem ein hohes Maß an Haltbarkeit zusprechen. So nennt Karin Hahn im ‘Lexikon des Mittelalters’ „Dauerhaftigkeit“ als zweite der drei kennzeichnenden Eigenschaften von Edelsteinen.[460] Dennoch verschwindet die Inschrift auf dem Brackenseil sowohl bei Wolfram als auch bei Albrecht: Im ‘Titurel’ ist es der Hund als lebendiger Textträger, der mit seidener Leine, Edelsteinen und *aventiure* (Strophe 170,1) davon läuft, wodurch das Brackenseil für die Figuren der Handlung verloren, die auf ihm erzählte Geschichte nicht mehr rezipierbar ist. Darum spricht Martin Baisch bezüglich Sigunes Lektüre denn auch von einer „Erfahrung […] der Flüchtigkeit der Textstellen: Stabilität und Dauer, Texteigenschaften, die unsere Buchkultur zu schätzen gelernt hat, zeichnen den Leseakt der Herzogin nicht aus.“[461] Nicht rezipierbar ist die Schrift auf dem Brackenseil aufgrund des – gewollten oder ungewollten – Fragmentcharakters des ‘Titurel’ allerdings auch für die auf unserer Realitätsebene, nach Baisch: in unserer Buchkultur angesiedelten Leser, von denen sich wohl nicht nur einer mit beinahe sigunescher Neugier auf Albrechts ‘Jüngeren Titurel’ stürzte, um aus ihm zu erfahren, wie die Geschichte *geletzet* (‘Titurel’, Strophe 175,2) würde. Ob er mit dem, was er dort liest, zufrieden ist oder nicht, tut wenig zur Sache. Fakt ist, dass das Brackenseil auch aus dem ‘Jüngeren Titurel’ verschwindet, indem es nämlich in Flammen aufgeht, sich in Rauch auflöst und – metaphorisch gesprochen – zu heißer Luft, ganz wörtlich aber zu Aschepartikeln wird. Es verbrennt in gewisser Weise auch der einstige Textträger, der

[459] Wand-Wittkowski (2000a), S. 36, Fußnote 57.
[460] Hahn (2003), Sp. 1560.
[461] Baisch (2010b), S. 13.

Bracke, da Ekunat dessen Abbild gemeinsam mit dem Brackenseil als Helmzier und Schutz getragen hat (Strophen 5878,2–5882,4):

5889,1 Der bracke můst ouch brinnen, der was von harm velle.
von swamben was er innen, da von daz fiur vienc er hie so snelle.

Der Bracke musste auch verbrennen, der wurde durch Leid[462] zu Fall gebracht. Er bestand innen aus Schwämmen, deshalb fing er hier so schnell Feuer.

Es überlebt allein Ekunat als derjenige, der Bracke, Brackenseil und Tugendlehre, die bei Albrecht auf dem Seil geschrieben steht, auf dem Kopf trug und damit zugleich Träger sowohl des Textes und als auch des Textträgers ist bzw., nachdem seine Helmzier verbrannt ist, war. Der Inhalt des Textes scheint für ihn dabei ohne Bedeutung zu sein; es schützten ihn aber die wirkmächtigen Steine (Strophe 5894,3). Als die Leine verbrennt, fallen sie zu Boden (Strophe 5895,4). Der Erzähler kommentiert diesen (Ver-)Fall von Reichtümern mit den Worten:

5896,1 Swer si do was lesende nach in uf dem plane,
ob Artus were wesende so rich, als ich wen, des was er ane.

Wer sie da hinter ihnen von der Wiese auflas – wenn Artus [auch] so reich wäre, wie ich glaube, so viel besaß er nicht.

Interessant ist an dieser Stelle besonders Albrechts Wortwahl: Meint *lesende* hier meines Erachtens zwar das Auflesen oder Aufsammeln,[463] handelt es sich bei den Steinen, die von dem Brackenseil gefallen sind, doch auch um die Buchstaben, die – richtig geordnet – einst die Geschichte bzw. die Tugendlehre auf dem Seidenstrang gebildet hatten. Ungeordnet haben sie diese Funktion verloren, sind auf den bloßen, wenngleich immer noch erheblichen Materialwert reduziert. Sie durchlaufen damit die entgegengesetzte Entwicklung wie Gahmurets Diamanthelm, dessen Material zerstört werden musste, damit es in die Welt der Schriftlichkeit eintreten und seine Funktion als Textträger übernehmen konnte.

Verlassen wir nun die eigentliche Handlungsebene zu einem Exkurs über die textuelle und materielle Beschaffenheit der Geschichte rund um das Brackenseil. Hier nämlich, nicht in Bezug auf die Schrift am Gral, erweist sich der Gedanke an die ursächlich mit der materiellen Seite von Schrift verbundene Textgattung Palimpsest als durchaus fruchtbar, wenngleich von Abschaben oder auch Abwaschen, wie das bei Papyri zum Beispiel mittels Milchlauge möglich gewesen sei,[464] nicht die Rede ist. Gerhard Karpp charakterisiert Palimpseste mittelalterlicher Pergamenthandschriften allerdings folgendermaßen:

[462] *harm* meint allerdings auch einen Hundenamen; vgl. Lexer (1992), S. 82.
[463] Baisch (2010b), S. 31 überlegt, ob der Wortgebrauch an dieser Stelle als Indiz für Ironie des Erzählers verstanden werden könnte.
[464] Karpp (2003), Sp. 1641.

> P[alimpsest]e sind erkennbar an oft querliegenden Rasuren, Schriftresten, Spuren der ersten Einrichtung der Bl[ätter] (unpassenden Punkturen usw.). Die in abendländ[ischen] Skriptorien wie Bobbio, Luxeuil, Fleury, Corbie und St. Gallen v. a. im 7.–9. J[ahrhundert] palimpsestierten Cod[ices] bes. des 4.–7. J[ahrhunderts] waren in der Regel beschädigt, unvollständig, geschrieben in veralteten Schriftarten (scriptura continua), in ungebräuchl[ichen] Formaten und Sprachen […]; sie unterlagen mangelndem Interesse oder auch gewandeltem lit[erarischen] Geschmack […].[465]

Dass Reste der alten Schrift noch unter dem neuen Text erkennbar sind, trifft auf einer metatextuellen Ebene auf Wolframs ‘Titurel’ zu: Scheint nicht der Text des Brackenseils in Fragmenten durch den Erzähltext des ‘Titurel’ hindurch? Das Brackenseil war früher, sonst könnte der Erzähler – nicht der Autor! – Wolfram nicht davon berichten.[466] Es ist aber nicht vollständig, kann nicht einmal in den wenigen erzählten Passagen als gesichert gelten, wissen wir als Leser des ‘Titurel’ doch nicht, welche Teile der Geschichte nun tatsächlich auch auf dem Brackenseil, nicht nur im ‘Titurel’ stehen. Die *âventiure an der strangen* (Strophe 170,1) wurde mit dem Text des ‘Titurel’ überschrieben, scheint in schwer zu entziffernden Resten aber noch durch diesen hindurch. Ganz ähnlich verhält es sich, um diesen Gedanken weiterzuspinnen, mit dem ‘Titurel’, denn auch er wird überschrieben und scheint in Fragmenten durch den neuen Text, nämlich Albrechts ‘Jüngeren Titurel’, durch. Und wiederum ist dank der prekären Überlieferungslage[467] des wolframschen ‘Titurel’ gar nicht so sicher, welche Strophen nun tatsächlich alt, welche neu sind, bei welchen es sich also um Reste des alten ‘Titurel’ handelt, die durch den neuen Text hindurch an die Oberfläche treten, und welche allein auf Albrecht zurückgehen. Ganz abgesehen davon, dass inhaltlich auch und gerade Wolframs ‘Parzival’ durch Albrechts ‘Jüngeren Titurel’ durchscheint.

Palimpsestierte Codices seien in der Regel beschädigt, unvollständig oder in veralteten Schriftarten geschrieben gewesen. Die Geschichte auf dem Brackenseil ist zwar nicht unbedingt in einer veralteten, jedenfalls aber in einer sehr ungewöhnlichen Schrift(art) verfasst.

---

[465] Karpp (2003), Sp. 1641.

[466] Ich denke allerdings, dass das Brackenseil – obgleich nicht in der von Wolfram und Albrecht beschriebenen Form – auch schon vor dem Autor Wolfram war: Es könnte aus Heinrichs von Veldeke ‘Eneasroman’ stammen. In den Versen 61,18–62,2 ist dort nämlich von Dido und einem Bracken die Rede. Beschrieben wird hier auch die Leine des Hundes, die nicht in die Hand einschneidet, deren *halse* aus einer *borde* besteht (Vers 61,35) und mit *samît* (Vers 61,38) benäht ist. Dido würde ihrem Gast, also dem geliebten Eneas, diese wunderbare Leine – nicht etwa den Hund! – gerne schenken, wenn er sie nur wollte. Wolfram könnte aus diesem Motiv, das im weiteren Handlungsverlauf des ‘Eneasromans’ keine Rolle mehr spielt, obwohl es zuerst so detailliert beschrieben wurde, quasi ein Episodengedicht gemacht haben – mit einem Brackenseil, das Sigune die Hände aufreißt, das die junge Frau um keinen Preis verloren geben will und das ihr offenbar auch wichtiger als Schionatulanders Liebe ist, wenn sie ihre Liebe als Preis für die Leine aussetzt. Bei Heinrich stirbt Dido, die – metaphorisch gesprochen – ihr Brackenseil nicht an den geliebten Menschen loswurde, bei Wolfram Schionatulander, der dem geliebten Menschen das Brackenseil zurückzubringen versucht. Davon, dass Wolfram den ‘Eneasroman’ kannte, geht die Forschung aus. Heiko Hartmann (2006), S. 130–132, vermutet zum Beispiel, dass Wolfram sowohl das Wort *epitaph* als auch die Integration von Grabinschriften in den literarischen Text übernahm, Hartmann (2000a), S. 165, dass Heinrich von Veldekes ‘Eneasroman’ Wolfram auch als „Vorbild für die schriftliche Übermittlung von Botschaften zwischen Romanfiguren“ gedient habe.

[467] Vgl. Bumke (2010), Sp. 1407f.

Auch ist die Geschichte darauf nicht vollständig, jedenfalls nicht für Sigune, die den Text nicht zu Ende lesen kann, da zunächst der Knoten im Weg ist, dann der Hund mit dem Seil wegläuft. Für den Leser des 'Titurel' sind sowohl die Geschichte auf dem Brackenseil als auch die im 'Titurel' erzählte unvollständig und beschädigt, wie der 'Titurel' überhaupt eine fragmentarische Form aufweist[468] – eine fragmentarische, ob seiner Strophik aber auch eine für einen höfischen Roman ungewöhnliche Form bzw. ein, wie Karpp es formuliert, ungebräuchliches Format und eine ebensolche Sprache. Nur mangelndes Interesse kann man dem Brackenseil aus der Sicht Sigunes und dem 'Titurel' aus Sicht Albrechts wie der heutigen Leser nicht unterstellen.

Wenn wir, wie schon in Bezug auf das Gralsmotiv bei Wolfram und Albrecht, die Grenzen der Fiktionalitäts- und damit auch der Argumentationsebenen überschreiten, bedeuten die Ausführungen zum Palimpsest für die Frage nach der Beständigkeit von Schrift, dass Wolframs Brackenseil bzw. Claudittes darauf genietete (Strophe 146,4) Geschichte dank des 'Titurel' zumindest in Resten, in Fragmenten, überliefert wird, ebenso wie Wolframs 'Titurel' nicht zuletzt dank zahlreicher Handschriften des 'Jüngeren Titurel'[469] überliefert ist. Dank diesem dritten, neuesten Text können wir als Leser endlich auch erfahren, was auf dem Brakkenseil steht – bzw. stand, denn das Seil selbst geht bei Albrecht ja in Flammen auf. Als haltbar erwies sich diese aus beständigen Edelsteinen gefertigte Schrift also letztlich nur aufgrund der Wiedererzählung, die nun doch stark an die von Jan-Dirk Müller als tendenziell schlechte Möglichkeit der Bewahrung von Text bezeichnete Kopie (siehe oben) erinnert. Und tatsächlich scheint der Text, der bei Albrecht vom Brackenseil abgelesen wird, die Tugendlehre, ein völlig anderer zu sein als jener, den Wolframs Sigune um jeden Preis zu Ende lesen wollte. Der Kopiervorgang hat – ähnlich wie bei dem Kinderspiel 'Stille Post' – die ursprüngliche Nachricht verändert. Das Brackenseil als Schriftstück mag als Motiv über Umwege haltbar gewesen sein: Es weist insofern Beständigkeit auf, als es uns schriftlich überliefert wurde, obwohl es im Text selbst verloren geht bzw. zerstört wird. Sein Inhalt ist hingegen nicht sonderlich haltbar: Er wird fragmentarisch erzählt, verändert, seiner Bedeutung enthoben.

Eine innerhalb des Textkorpus recht große Bedeutung kommt den zahlreichen Inschriften im 'Prosalancelot' zu, wobei von 'Bedeutung' in der Einzahl zu sprechen, eine zweifelhafte Angelegenheit ist, sind der Inschriften im Werk doch so viele und sind diese in ihrer Art und Funktion so unterschiedlich, dass die Analyse differenzierter ausfallen muss, will sie nicht nur

[468] Zum Fragmentcharakter des wolframschen 'Titurel' vgl. Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[469] Zu den Handschriftenverhältnissen siehe Huschenbett (2010), Sp. 162f.

an der Oberfläche kratzen. Um ihr keine Kategorisierung, die bereits einer ersten Interpretation gleich käme, zugrunde zu legen, lasse ich sie chronologisch beginnen.

Die ersten Inschriften, die im ‘Prosalancelot’ begegnen, sind jene auf den Gräbern auf dem Friedhof der Dolorosen Garde.[470] Zunächst ist es Lancelot, der nach der Eroberung der Dolorosen Garde auf den Kirchhof kommt und dort mindestens dreierlei Gräber vorfindet: belegte Gräber, noch leere Gräber und ein besonderes Grab, das einmal das seinige sein wird. Alle diese Gräber, auch die noch unbelegten, sind mit Inschriften versehen. Bei den belegten Gräbern nennen die Inschriften den jeweiligen darin liegenden Toten und verweisen darauf, dass es sich bei dem Kopf gegenüber um dessen Haupt handle. Verfasst sind sie nach dem Muster *Hie lyt der, und das ist syn heubt* (I, S. 452,13f.). Auf den noch leeren Gräbern nennen die Inschriften jene, die dereinst in ihnen ruhen werden, und lauten folgendermaßen: *In dißem grab sol der ligen, und in dißem der* (I, S. 452,15f.). Futurisch formuliert ist schließlich auch der Text in Lancelots Grab, durch den der beste lebende Ritter endlich seinen eigenen Namen erfährt: *In dißem grab sol Lancelot ligen von dem Lacke, des kóniges Banes son von Bonewig und Alenen synes wibes* (I, S. 454,4f.). Auf Lancelots Grab und somit für jeden sichtbar findet sich – im Präsens gehalten – der Hinweis darauf, dass die Grabplatte nur vom Bezwinger der Dolorosen Garde, dessen Name auch unter der Platte geschrieben stehe, angehoben werden könne.[471] Auf wen all diese Inschriften zurückzuführen sind, wird an keiner Stelle gesagt, wohl aber, dass solche Texte wider Erwarten schnell hergestellt werden können: In Zusammenhang mit Lancelots Besuch auf dem Kirchhof noch nicht genannt wird eine vierte Kategorie Gräber, nämlich jene, die weder belegt noch beschriftet sind. Ihnen kommt eine besondere Rolle zu, indem sie beschriftet werden, während Gawan und die neun anderen Artusritter vor dem Tor der Dolorosen Garde warten müssen. Die Burgbewohner versehen die Gräber mit den Namen von gefangenen Artusrittern, damit – so viel lässt sich aus I, S. 460/462 vermuten – Artus mit all seiner Macht zur Dolorosen Garde komme und für deren Befreiung sorge. Allerdings werden, nachdem sie endlich auf den Friedhof gelassen wurden und den – zum Teil erlogenen – Tod vieler Artusritter beklagt haben, auch Gawan und seine Begleiter vom bösen Burgherrn Brandis gefangen und zu ihren Gefährten in den Dolorosen Kerker gesperrt. Als Artus mit seinem Gefolge die Dolorose Garde erreicht, liest er dort auch die Grabinschriften seiner zehn jüngst auf der Suche nach dem Befreier der Burg ausgezogenen Ritter. Welche Namen zu welcher Zeit auf den Grabplatten zu lesen sind, bleibt unklar. Sicher ist nur, dass

[470] Die gesamte Episode rund um die Gräber auf der Dolorosen Garde umfasst Prosalancelot I (2003), S. 452,11–488,9.

[471] Tatsächlich können weder der böse Burgherr Brandis noch später (I, S. 560,20f.) Gawan die Grabplatte heben. Gawans diesbezügliches Versagen deutet darauf hin, dass sich der Zauber entweder auch nach Lancelots Besuch noch nicht gelöst hat oder die Anhebung der Platte ganz einfach Lancelots Körperkraft erfordert.

niemand außer Lancelot den eigenen Namen liest, was ein Fräulein Gawan bei seinem zweiten Besuch der Dolorosen Garde mit dem *zauber der hieinn ist* (I, S. 560,18) erklärt und worauf noch zurückzukommen sein wird.

Von einem Zauber bzw. von *zaubery* (I, S. 472,17) spricht Gawan gegenüber auch Brandis, wenn er ihm erklärt, gut die Hälfte der Inschriften sei erlogen. Er meint damit wohl die falschen Inschriften, die unmittelbar vor Gawans Betreten des Friedhofs von den Bewohnern der Burg angefertigt, genauer: *gegraben* (I, S. 462,7) wurden und somit die einzigen sind, deren Urheber und Entstehungszeitpunkt man kennt. Meistens aber bleibt man im Unklaren darüber, welche Inschriften wann und von wem verfasst wurden; und selbst einmal *gegrabene* Inschriften erscheinen in ihrem Wortlaut durchaus unbeständig, wie sowohl die wörtlichen oder paraphrasierten Zitate als auch die jeweiligen Reaktionen der Figuren zeigen. So sind die Gräber der tatsächlich getöteten Ritter, deren Köpfe darum auch den Gräbern gegenüber aufgespießt sein können, mit ‘normalen’ Inschriften versehen, das heißt, ein präsentisch formulierter kurzer Text gibt Auskunft darüber, wessen Körper in dem Grab liegt und wessen Haupt auf der Zinne steckt. Die Grabinschriften derjenigen, die erst in Zukunft sterben und dann hier liegen werden, sind entsprechend futurisch formuliert, sodass bezüglich der Unterscheidung zwischen Toten und zukünftigen Toten kein Zweifel aufkommen kann. Ebenso futurisch ist Lancelots Grabinschrift formuliert, sodass dieser aus ihr zwar erfährt, wie er heißt, welcher Abstammung er ist und dass er einst an diesem Ort begraben sein werde, aber nicht in Panik auszubrechen braucht, weil er angesichts einer präsentischen Grabinschrift jeden Moment seinen Tod zu befürchten hätte. Anders Gawan und die Artusritter, die die futurisch verfasste Inschrift unterhalb der Grabplatte nicht lesen können und den Bezwinger der Dolorosen Garde aufgrund der Tatsache, dass sie seinem Grab gegenüber stehen, für tot halten. So weit wäre die Sache noch ohne die von Brandis angesprochene *zaubery* erklärlich. Allerdings steht bei Lancelots erstem Besuch auf dem Grab in der Mitte des Kirchhofs gar nicht dezidiert geschrieben, dass der Bezwinger der Dolorosen Garde auch darin liege oder liegen werde; die Inschrift auf dem Sarg verrät lediglich, dass die Grabplatte von niemand anderem als von ihm gehoben werden könne und dass sein Name darunter stünde. Dass er darin liegt, lesen hingegen sowohl Gawans Pfaffe (I, S. 462,33f.) als auch Artus und seine Gefolgsleute, als sie nach langem Warten in die Dolorose Garde eingelassen werden: *Also lasen sie so lang das sie kamen zu dem großen grab, und lasen das da unden lege ein der beste ritter von aller der welt und das das derselb were der die Dolorosen Garden gewunnen hett* (I, S. 486,23–25). Dies mag Interpretationssache sein, weil man automatisch davon ausgehen könnte, dass ein auf dem Grabstein oder Sarg Genannter auch tatsächlich in dem Grab liegt, sofern die futurische

Formulierung der Inschrift nicht auf anderes schließen lässt. Irritierend sind aber weiters die gefälschten Grabinschriften der gefangenen Artusritter. Sie sind nicht futurisch formuliert, denn sie sollen zunächst Gawan und seine Begleiter, dann Artus und seine Gefolgsleute glauben machen, die Gefangenen seien bereits tot und lägen in den Gräbern. Zu diesem Zweck stecken die Burgbewohner außerdem Helme auf die Zinnen gegenüber den falschen Gräbern, *als sie da gegraben hetten* (I, S. 462,7). Wie man späteren Textstellen (I, S. 462,15–18; I, S. 486,13–16; I, S. 560,14f.) jedoch entnehmen kann, sind die gefälschten Grabinschriften genau in der Art der echten formuliert und behaupten daher, dass nicht (nur) die Helme, sondern (auch) die Häupter der Getöteten zu sehen seien. Dass *das meist teil ein lugen [ist] des da geschriben stet* (I, S. 472,16f.), hätten die Ritter demnach selbst erkennen können. Auf jeden Fall hätten es Gawan und seine Gefährten erkannt, hätten sie – wie später König Artus – ihre eigenen Grabinschriften gelesen. Diese standen zu dem Zeitpunkt, als sie den Kirchhof betraten, zwar schon dort, waren aufgrund des oben erwähnten *zauber[s] der hieinn ist* für Gawan und die anderen neun Artusritter aber nicht sichtbar.

Die Inschriften auf der Dolorosen Garde werden demnach situationsbedingt in Windeseile geschrieben, gefälscht und verzaubert. Darüber hinaus müssen sie aber auch ohne die Intention der Täuschung verändert werden, wenn nämlich einer derjenigen stirbt, deren Gräber auf dem Friedhof bereits vorbereitet, aber noch leer sind. Denn sobald einer von ihnen unter die Erde kommt, muss die futurische Formulierung der Inschrift in eine gegenwärtige verändert werden. Mit Ausnahme der ersten oben besprochenen Kategorie sind daher alle Inschriften auf der Dolorosen Garde für die unmittelbare Gegenwart gemacht, obwohl sie Absolutheit und Beständigkeit vorspiegeln. Sie müssen ständig verändert und aktualisiert werden, um einerseits ihre Gültigkeit zu behalten, andererseits ihre Funktion der Irreführung zu erfüllen. Ihre Beständigkeit mag darum für Vergangenes gegeben sein, für Zukünftiges oder auch nur Gegenwärtiges ist sie es entgegen ihrer Inszenierung nicht.

Seinen Namen liest Lancelot übrigens nicht nur auf seinem eigenen, sondern auch auf Galahots Grab, da er, Lancelot, dort als die Ursache für den Tod des Freundes genannt wird (II, S. 658,31–33). Ein Urheber der Inschrift wird nicht genannt, jedoch erschüttert Lancelot das Gelesene so tief, dass er zunächst daran denkt, Galahot nachzusterben.[472] Auf Anweisung der Frau vom See lässt er den Leichnam des Freundes dann jedoch auf die Dolorose Garde bringen und in jenem Grab beisetzen, in dem er seinen Namen zuerst geschrieben gefunden hat (II, S. 662,7–668,9). Von einer neuen Inschrift ist vorerst nicht die Rede. Dies ließe sich vielleicht damit erklären, dass Galahot noch nicht zum endgültigen Ziel seiner Lebensreise, der

[472] Vgl. dazu Baisch, Meyer (2007), S. 393–396.

Vereinigung mit Lancelot, gelangt ist: Martin Baisch und Matthias Meyer[473] beschreiben Galahots Lebensweg als einen, der erst in der „ritterlich-männliche[n] Variante des Liebestods“[474] mit Lancelot seine Vollendung und damit seinen Abschluss findet. Galahots Tod und seine erste Bestattung können demnach nur als wichtige Zwischenstation verstanden werden, da Lancelot aufgrund der Inschrift, die ihn als Ursache für den Tod des Freundes nennt, zum weiten Handeln animiert wird. Indem er Galahots Leiche auf die Dolorose Garde transportieren lässt, holt er den toten Freund zu sich in seine Burg, wo dieser in einer Art Übergangsstadium auf seinen Gegenpart wartet. Erst als auch Lancelot in dem Grab bestattet wird, lässt man eine den Umständen angepasste Inschrift anfertigen, die Galahot, Lancelot und Galaad, dessen Gebeine allerdings nicht hier ruhen, in einem Atemzug nennt (V, S. 1028,5–8) und auch die letzte Inschrift, ja, die letzte Erwähnung von Schriftlichkeit im Handlungsverlauf überhaupt ist.

Vor dem Tor des sogenannten Merlinsturms nennt eine weitere Grabinschrift Lancelots Namen: Niemand außer ihm könne die Aventiure bestehen und die wunderlichen Dinge, die in dem Turm vor sich gingen, beenden (II, S. 698,6–12). Als er davon erfährt, fehlt Lancelot jedoch die Zeit für solche Unternehmungen, da er auf dem Weg zu einem Gerichtskampf ist. Er wird auch später nicht mehr zum Merlinsturm reiten.[475] Eine ähnliche Bewandtnis hat es jedoch mit der Grabinschrift, die sich auf dem Steinsarkophag bei der verfallenen Kapelle befindet und zunächst von Gawan und Hector gelesen wird (III, S. 142,8–152,24).[476] Sie nennt zwar nicht Lancelots Namen, gibt aber an, dass niemand außer jenem, der aufgrund seiner Unkeuschheit die Gralsaventiure nicht zu Ende bringen werde, die Aventiure des Friedhofs, auf dem man sich befinde, werde bestehen können. Gawan und Hector versuchen sich dennoch daran und scheitern. Nachdem noch eine zweite Inschrift auf dem Friedhof, bei der es sich jedoch nicht um eine Grabinschrift handelt, sie wissen lässt, dass niemand außer dem Sohn der schmerzensreichen Königin diesen Ort ohne Schimpf und Schande verlassen werde, reiten sie verärgert weg. Beide Inschriften sprechen von Lancelot; keine von beiden nennt dabei seinen Namen, weshalb sie für Gawan und Hector unverständlich bleiben. Dennoch erzählt Gawan später am Artushof von ihnen (III, S. 812,30–814,7) und Artus lässt das Erzählte aufschreiben (III, S. 814,18–21).

Auf sehr bedeutsame Grabinschriften stößt Lancelot in dem von seinem Onkel geführten Kloster. Die Szene (II, S. 356,14–358,5) erinnert an jene auf dem Kirchhof der Dolorosen Garde:

[473] Baisch, Meyer (2007).
[474] Baisch, Meyer (2007), S. 404.
[475] Vgl. Steinhoff (2003a), S. 1038.
[476] Die Episode umfasst Prosalancelot III (2003), S. 142,8–152,24.

Wiederum gibt es mehrere Gräber, wiederum ist eines größer und schöner als alle anderen und wiederum muss Lancelot die Marmorplatte von selbigem hochheben, um die darunter verborgene Schrift zu lesen. Und wiederum hat der Text wesentlich mit Lancelots Abstammung und Identität zu tun, handelt es sich bei dem in dem Grab liegenden Ritter laut Inschrift doch um Galaad, den Sohn Josephs von Arimathia. Dass dieser Galaad sein Urahn ist bzw. war, erfährt Lancelot allerdings erst indirekt von dem in einem anderen Grab liegenden Simeu (II, S. 360,31–362,1). Die Inschrift alleine enthält diese Information nicht.

Mit Inschriften hat Lancelot auch bei seinem zweiten Besuch der Dolorosen Garde zu tun. Dieses Mal handelt es sich jedoch nicht um Grabinschriften, sondern die Schrift steht in Zusammenhang mit dem Zauberbann, den Lancelot lösen muss, damit die Burg vollständig von ihrem Fluch befreit werde (I, S. 580,2–24): Aus der Hand einer kupfernen Frauengestalt nimmt Lancelot die Schlüssel des Zauberbanns und tritt damit vor eine ebenfalls kupferne Säule, auf der ihm eine Inschrift erklärt, was er nun zu tun habe. Mit dem größeren Schlüssel öffnet er die Säule, mit dem kleineren den darin befindlichen Schrein. Mit großem Lärm, Gestank und Sturm hebt sich der Zauber von der Burg. Frau und Säule aus Kupfer versinken im Erdboden. Die Inschrift diente quasi als Gebrauchsanweisung. Nach Erledigung der Aufgabe verschwindet sie so unvermittelt, wie sie im Text aufgetaucht ist.

Zum Teil als Gebrauchsanweisungen dienen im ‘Prosalancelot’ auch Inschriften (bzw. Aufschriften) auf Gegenständen, besonders auf Schwertern. Meist handelt es sich dabei um prophetische Texte, die erklären, welche Folgen aufgrund welcher Handhabung zu erwarten sind. Ein solches Schwert überreicht eine junge Frau Gawan, nachdem dieser mit seinem Blut das Bein seines Bruders Agravain geheilt hat. Die Inschrift auf dem Schwert besagt, dass es in der Hand seines rechtmäßigen Besitzers von Tag zu Tag besser, in der Hand des falschen Mannes jedoch von Tag zu Tag schlechter würde. Gawan beabsichtigt zunächst, das Schwert an Lancelot als den besten Ritter weiterzugeben (I, S. 940,16–964,20). Bald aber lässt er es von einem besiegten Ritter zu Hector an den Artushof bringen (I, S. 970,18–21; I, S. 926,19–23[477]). Als er später, am Steindamm von Norgales, dem von ihm eroberten Eingang zu Galahots Land Sorelois, unerkannt gegen Hector kämpft, wobei der Kampf unentschieden bleibt, identifiziert er den befreundeten Ritter schließlich aufgrund der Inschrift auf dem Schwert (I, S. 1196,8–1198,4). Im Handlungsverlauf erfährt die Schrift auf dem Schwert demnach einen Funktionswandel. Sie ist nicht mehr (nur) Gebrauchsanweisung oder besser: Prophezeiung, sondern dient entgegen der ursprünglichen Intention, die wohl in der Auszeichnung des rich-

[477] Dass der besiegte Ritter Hector das Schwert übergibt, wird erzählt, bevor Gawan das Schwert in Agravains Gegenwart erhalten hat.

tigen Trägers besteht, der Anagnorisis desselben durch denjenigen, der ihm das Schwert bei einer früheren Gelegenheit überantwortete. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, musste die Schrift auf dem Schwert stehen bleiben und auch nach der langen Trennung von Gawan und Hector noch sichtbar sein. Überhaupt scheinen In- oder Aufschriften auf Gegenständen im 'Prosalancelot' tendenziell beständiger als Grabinschriften zu sein. Das gilt besonders für all die seltsamen Beschriftungen rund um das Schiff Salomos,[478] auf die im vorigen Kapitel bereits ausführlicher eingegangen wurde. Verfasst und in ihrer Materialität erschaffen zu Salomos Zeiten, überdauern sie die Jahrhunderte[479] und werden auch im Handlungsverlauf des 'Prosalancelot' nicht zerstört.

Vollkommen anders verhält es sich mit den zahlreichen schriftlichen Hinweisen, die im Zusammenhang mit – zumeist weltlichen – Aventiuren stehen. Inwiefern es sich bei ihnen, den eingangs genannten Definitionskriterien gemäß, um Inschriften handelt, müsste von Fall zu Fall diskutiert werden. So ist in Bezug auf Sornehans' Herausforderung vorüber reitender Ritter von einem *zettel* (III, S. 248,8f.) oder *zetel* (III, S. 248,12) die Rede, wobei Steinhoff im ersten Fall mit „Anschlag" (III, S. 249,9), im zweiten mit „Inschrift" (III, S. 249,11) übersetzt und dasselbe Schriftstück in der Folge auch als *brief* (III, S. 322,12–13, S. 322,20–22 und 366,24–28) bezeichnet wird. Überhaupt werden derartige schriftliche Hinweise im Text häufig als *briefe*[480] oder schlicht *buchstaben*[481] bezeichnet, ohne dass damit etwas über ihre materielle Beschaffenheit und Beständigkeit ausgesagt würde. So zum Beispiel, wenn eine Schrift an einem Kreuz Empfehlungen bezüglich des zu wählenden Weges gibt (III, S. 152,5–17), wobei der falsche Weg selbstverständlich eine Aventiure enthält, die ein wackerer Ritter um jeden Preis bestehen will, weshalb der falsche der einzig richtige Weg ist, die Inschrift nach Beendigung der Aventiure aber jegliche Berechtigung verliert und eigentlich entfernt werden müsste. Das geschieht hingegen nur äußerst selten, genau genommen nur ein einziges Mal: An *eyner wandt von marmelsteyn* (III, S. 580,13) findet Lancelot eine solche Inschrift (III, S. 580,13–22), die laut einem Einsiedler übrigens seit mehr als sechs Jahren dort zu lesen ist (III, S. 582,23) und die er, nachdem er die Tanzgesellschaft von ihrem Bann erlöst und die Aventiure damit beendet hat, den Einsiedler zu entfernen auffordert (III, S. 688,3–12). Zumeist

[478] Prosalancelot V (2004), S. 396,7–446,18.
[479] Dass es sich auch im 'Prosalancelot' um Jahrhunderte handelt, geht daraus hervor, dass Salomo – dem Alten Testament entsprechend – zwischen Sündenfall und Christi Geburt angesiedelt ist, während der 'Prosalancelot' im fünften Jahrhundert nach Christus spielt, wie unmittelbar vor der Ankunft Galaads am Artushof der Aufschrift auf dem Gefährlichen Sitz zu entnehmen ist: Dieses Ereignis findet nämlich 454 Jahre nach der Passion Christi statt. Siehe Prosalancelot V (2004), S. 14,34f.
[480] Vgl. Begriffsinventar und Textpräsentation des 'Prosalancelot'.
[481] Vgl. Begriffsinventar und Textpräsentation des 'Prosalancelot'.

werden diese In-, An- oder Aufschriften einfach nicht mehr erwähnt und verschwinden auf diese Weise aus dem Text.

Oder sie werden, einmal geschaffen, verändert oder ergänzt und den jeweils neuen Gegebenheit angepasst, wie das beim Turm zum Eingang nach Sorelois geschieht: Wer einmal den Turm erobert hat, darf in Zukunft passieren, ohne zuvor gegen einen Wächter und zehn Fußknappen kämpfen zu müssen. Damit der freie Durchgang für ihn gewährleistet ist, wird sein Name aufgeschrieben (I, S. 822,9–12). In der Folge ist es Gawans Name, der aus diesem Grund in Stein geschrieben wird, wobei sich vor ihm König Iders den Durchgang erkämpft hatte, wie Gawan der alten Inschrift entnimmt (I, S. 1192,32–1194,3). Wenig später schreibt Gawan dann Hectors Namen auf (I, S. 1198,32f.).

Egal ob – wie Steinhoff[482] übersetzt – Inschrift oder eine andere Art von Text, die Klimax einer immer wieder zu erneuernden schriftlichen Botschaft stellt wohl jene des Triquans vom Forst dar, die Hector bei dem von Kiefern umstandenen Brunnen liest (III, S. 490,10–14), insofern sie aus zweierlei Gründen der ständigen Aktualisierung bedarf: Nicht nur, dass dort die Namen der 24 von Triquans besiegten Ritter stehen, die doch sogleich um ‘Hector von Mares’ ergänzt werden müssten; der Text ist außerdem ‘datiert’, nämlich auf das vierundzwanzigste Jahr von König Artus’ Regentschaft. Abgesehen davon, dass sich „[d]ie Zahl“, wie Steinhoff anmerkt, „nicht mit dem Alter Lancelots“[483] verträgt, sorgt sie entweder dafür, dass die Figuren die Botschaft als historisch, nicht als aktuell verstehen, oder dafür, dass die Inschrift – ähnlich den prophetischen Grabinschriften auf der Dolorosen Garde und der Notiz beim Turm am Eingang von Sorelois – wenigstens einmal im Jahr erneuert oder zumindest verändert werden muss, wenn sie Aktualität gewährleisten will.

Es gibt im ‘Prosalancelot’ demnach Inschriften, deren Tilgung oder Adaptation erzählt wird, und solche, die sich anscheinend gewandelt haben müssen, weil andernfalls die Reaktionen der Figuren auf sie nicht die erzählten wären. Bleibt noch eine Art von Inschriften, die sich ganz selbständig verändern, wobei diese Veränderungen erzählt und als zumindest erstaunlich geschildert werden. Ich spreche von den Inschriften auf den Sitzen der Tafelrunde (V, S. 14,27–30), besonders von jener auf dem – ausdrücklich steinernen (IV, S. 410,32) – Gefährlichen Sitz, die in ihrem selbständigen Auftauchen und Verschwinden als die unbeständigste Inschrift des gesamten ‘Prosalancelot’ bezeichnet werden kann, wenngleich sich ihr Inhalt in allen Fällen als wahr erweist: Zunächst stirbt, wie von der Schrift prophezeit, Brumal (IV, S. 410,31–414,24), weil er nicht jener ist, von dem man, wie Artus sagt, beizeiten auf dem Ge-

[482] Prosalancelot III (2003), S. 491,11.
[483] Steinhoff (2003b), S. 798.

fährlichen Sitz den Namen gelesen hat (IV, S. 418,19–22). Als dieser eine, Galaad, dann an den Artushof kommt, kündigt die Schrift auf dem Gefährlichen Sitz das zeitgerecht an (V, S. 14,30–16,10 und V, S. 22,26–29). Wie bei Wolframs Gralsgesellschaft weiß man am Artushof des 'Prosalancelot', dass Schrift erscheinen und wahre Dinge prophezeien wird. Wie bei Wolfram die Mitglieder der Gralsgesellschaft erkennen hier die Artusritter, dass Schaden erleidet, wer gegen die schriftlichen Anordnungen verstößt. Und wie bei Wolfram erscheint auch hier die Schrift ganz von alleine: Zwar werden die *buchstaben […] geschriben* (IV, S. 410,32[484]) oder *gemacht* (V, S. 22,28f.), jedoch ohne dass der Schreibakt erzählt würde oder man einen unmittelbaren Urheber erkennen könnte. Die in diesem Zusammenhang erwähnten *schriber[]* (IV, S. 410,335f.) werden lediglich geholt, um die Buchstaben zu lesen, zu deuten und Stillschweigen über ihren Inhalt zu bewahren. In der Regel finden[485] die Artusritter die geschriebenen Buchstaben, ohne doch nach ihnen gesucht oder jemanden beim Akt der Beschriftung beobachtet zu haben. Schließlich wird die Schrift ähnlich der wolframschen Gralsinschrift wieder vergehen, wenngleich davon – wie im Fall der albrechtschen Gralsinschrift – im Text nicht ausdrücklich die Rede ist. Das unkommentierte Verschwinden der Schrift lässt sich jedoch aus dem Handlungsverlauf erschließen, denn wann immer neue Buchstaben auftauchen, ist von den alten keine Rede mehr. Besonders auffallend ist das, als die Schrift auf dem Gefährlichen Sitz am Pfingsttag des 454. Jahres nach Christi Tod ankündigt, dass er an diesem Tag seinen Meister finden werde (V, S. 14,34–36). Ein Name wird noch nicht verraten. Lancelot lässt die Inschrift mit einem seidenen Tuch verdecken, damit niemand sie sähe, bevor die Aventiure vollbracht sei (V, S. 16,6–10). Als Galaad wenig später von einem weißgekleideten Alten an den Artushof geleitet wird und dieser das Tuch von dem Gefährlichen Sitz wegnimmt, ist von der alten Inschrift keine Spur mehr zu erkennen. Aber andere *buchstaben*, die *kúrzlich gemacht waren* (V, S. 22,28f.), deklarieren den Sitz als Galaads Platz. Ihre relative Unbeständigkeit verleiht der Schrift auf dem Gefährlichen Sitz also höchste Aktualität, die prophezeiten und tatsächlich eintretenden Folgen verleihen ihr höchste Gültigkeit. Dabei erfährt der Leser des 'Prosalancelot' jedes Mal im Wortlaut, was auf dem Gefährlichen Sitz geschrieben steht.

Im Wortlaut wiedergegeben und dabei Veränderungen unterworfen sind zwei weitere Inschriften, wenngleich die Gründe für ihre Veränderung vollkommen andere als im Falle des Gefährlichen Sitzes sind. Zum einen handelt es sich um die Inschrift auf Garheiß' Grab: Enthält der wörtlich wiedergegebene Text beim ersten Mal den Namen des Bestatteten und seines

[484] Ähnlich auch Prosalancelot IV (2003), S. 412,3f., und Prosalancelot V (2004), S. 14,33
[485] Prosalancelot IV (2003), S. 418,20, und Prosalancelot V (2004), S. 14,29.

Bruders sowie den Hinweis auf eine Vergiftung als Todesursache (V, S. 670,13–15), wird anlässlich der Lektüre durch Garheiß' Bruder Mador kein Hinweis mehr auf das Verwandtschaftsverhältnis gegeben, hingegen Ginover als Täterin genannt (V, S. 682,7f.). Dieser Umstand lässt sich wahrscheinlich einerseits durch die relative Unerheblichkeit der Veränderung, andererseits durch den Handlungsverlauf erklären: Als Garheiß begraben wird, ist die 'Mörderin' Ginover persönlich anwesend. Figuren und Leser erinnern sich noch allzu gut an den Tod des Garheiß. Mador hingegen befindet sich nicht am Artushof. Die Inschrift erklärt, wie der bis dahin nicht erwähnte Garheiß aufgrund seiner Verwandtschaft mit einem bereits bekannten Artusritter zusammenhängt; sein Name allein hätte dem Toten innerhalb der Erzählung offenbar noch keine ausreichende Identität verschafft. Als später Mador vom Tor an den Artushof kommt, ist er sich der Tatsache, Garheiß' Bruder zu sein, bewusst. Was er nicht weiß, ist, wer seinen Bruder getötet hat. Darum nennt die Inschrift an dieser Stelle Ginover. Der Leser des 'Prosalancelot' hat das zwar wahrscheinlich noch nicht vergessen, aber ein neuerlicher Hinweis auf die vermeintliche Täterin schadet nicht, verdeutlicht im Gegenteil vielleicht die Gefahr, in der Ginover sich befindet, und erhöht dadurch die Spannung. Zu trennen sind hier jedoch klar die Argumentationsebenen: Dass die Inschrift innerhalb des Handlungsverlaufs variiert, ist meines Erachtens situationsbedingt und stellt eine Abweichung von der französischen Vorlage dar, obgleich sich die beiden Zitate auch dort voneinander unterscheiden, da die Inschrift bei ihrer ersten Erwähnung von *Gaheriz li Blans de Karaheu*,[486] beim zweiten Mal nur von *Gaheriz de Karaheu*[487] spricht. Die Königin als für die Vergiftung Verantwortliche wird beide Male genannt, ebenso wie die Verwandtschaft zu Mador festgehalten wird. Dass durch die Nennung Ginovers als Täterin im zweiten Zitat der Inschrift die Gefahr, in der sich die Königin befindet, betont und dadurch möglicherweise die Spannung erhöht wird, ist ein Phänomen der Wirkungsebene, das nicht vom Verfasser intendiert sein muss. Einen Übersetzungsfehler, wie Matthias Meyer ihn vermutet,[488] anzunehmen, sehe ich keinen Grund. Bestenfalls könnte man von zwei verschiedenen Teilübersetzungen des mehr oder weniger gleichen Textes sprechen.

Die zweite, im Handlungsverlauf erste, sich im genauen Wortlaut verändernde Grabinschrift ist jene auf Gawans vermeintlichem Grab auf der Dolorosen Garde. Liest Artus zunächst (I, S. 486,13f.) davon, dass hier Gawan liege und dies sein Haupt sei, erfährt Gawan aus derselben Inschrift später (I, S. 560,14f.), dass er des Königs Neffe ist. Im Gegensatz zu Lancelot, der ohne seinen Namen und seine Abstammung zu kennen aufgewachsen ist, oder zu Mordret,

[486] Mort le Roi Artu (1954), S. 78, 63,11–13.
[487] Mort le Roi Artu (1954), S. 84, 67,28f.
[488] Meyer (2011), S. 162, Fußnote 25.

dem erst durch den wenig später von ihm getöteten alten Mann offenbart wird, dass er ein unehelicher Sohn König Artus' ist (IV, 274,11–276,17), gibt es um Gawans Abstammung keinerlei Geheimnisse. Die Veränderung der Grabinschrift kann also in keiner Weise durch den Handlungsverlauf erklärt werden. Sie findet sich jedoch ganz ähnlich auch in der französischen Vorlage[489] und bestätigt außerdem den Befund, dass Inschriften im 'Prosalancelot' im Allgemeinen eine recht unbeständige Textsorte darstellen.

Die hier besprochenen sind – wie der Textpräsentation zu entnehmen ist – beileibe nicht alle im 'Prosalancelot' vorkommenden Inschriften. So gibt es weitere Grabinschriften, die sich direkt oder indirekt auf Lancelot beziehen. Darunter fallen zum Beispiel jene in der Kapelle bei der Gralsburg Corbenic (III, S. 538,3–5) oder die Inschriften in Verbindung mit der Leiche von Lancelots Großvater (IV, S. 134,27–138,2) die zwar zum Teil, wie es im Text heißt, *vor langer zytt dar gemacht waren* (IV, S. 134,28f.), aber nichtsdestotrotz futurisch formuliert sind, sodass sie alsbald geändert oder entfernt werden müssen. Vollständigkeit würde in diesem Fall also nur mehrfache Wiederholung bedeuten; die Befunde wären dieselben. Vorkommen, Funktionen und Umgang mit Inschriften bleiben im Verlauf des Romans mehr oder weniger gleich. Lediglich in Bezug auf Grabinschriften kommt es zu einer – durch die Handlung bedingten – Veränderung: Hinweise zu Lancelots Abstammung und Identität verlieren ihre Berechtigung, nachdem der Held ausreichend darüber Bescheid weiß. Umgekehrt sind es nun zunehmend die Artusritter selbst, die als Verfasser von Grabinschriften fungieren, da immer mehr der Ihren den Tod finden. Und wenn es im Artusreich gegen Ende, im 'Tod des Königs Artus', auch keine Aventiuren mehr gibt, hören die informativen Inschriften bei Wegkreuzungen und dergleichen auf.

Es zeigt sich, dass die Figuren im 'Prosalancelot' Schrift mit wenigen Ausnahmen[490] nicht in Frage stellen. Ich kann darum Rachel Raumann nicht zustimmen, wenn sie, unter Bezugnahme auf Lancelots Verschweigen des Briefinhalts (IV, S. 456,24–462,15 und IV, S. 472,31–33), der Artus' Tod durch seinen Sohn Mordret prophezeit (IV, S. 274,1–278,26), meint, Lancelot schenke dem Brief im Gegensatz zur mündlichen Prophezeiung des Einsiedlers, die Artus noch nicht als Vater Mordrets nennt, keinen Glauben, was wiederum dem Rezipienten des 'Prosalancelot' deutlich mache, „daß weder das Berichten von Selbst-Gesehenem noch Schriftlichkeit (hier präsent in Form des Briefes) von den Protagonisten als verbindlich erachtet werden."[491] Wenn die Figuren – selten, aber doch – an schriftlichen Informationen zwei-

[489] Lancelot VII (1980), S. 354, 28a,11 und S. 402, 37a,9.
[490] Mador will von einem Alten wissen, ob die Grabinschrift seines Bruders der Wahrheit entspricht (V, S. 682,12–18), und Giflet fragt, einen Einsiedler, ob Artus' Grabinschrift wahr sei (V, S. 1008,36f.).
[491] Raumann (2010), S. 185.

feln, dann wohl eher deswegen, weil sie das Gelesene nicht glauben wollen: Mador will nicht wissen, dass sein Bruder tot ist, und auch nicht, dass Ginover ihn auf dem Gewissen hat. Giflet kann fast nicht glauben, dass er vor Artus' Grab steht, hat er dessen Leiche doch gerade noch an einem anderen Ort gesehen. Und dass Lancelot nicht von der schriftlichen Prophezeiung des von Mordret ermordeten Einsiedlers erzählt, hat meines Erachtens damit zu tun, dass er weder den Artushof noch Ginover damit belasten will und sich darum einredet, dass *er es nit eigentlich wúst ob es also were* (IV, S. 472,33; er nicht wirklich wußte, ob es sich so verhielt, IV, S. 473,35). Er versucht lieber, Artus' Vaterschaft totzuschweigen bzw. seinen Tod eigenmächtig zu verhindern, wenn er zunächst überlegt, Mordret selbst zu töten (IV, S. 278,26–30).

Im Allgemeinen nämlich, um wieder zum Ausgangspunkt dieses Gedankens zurückzufinden, glauben die Figuren, was sie lesen. Auch über die Beständigkeit von Schriftstücken reflektieren sie praktisch nicht, weder in Bezug auf den Inhalt noch auf das Material; vor allem werden keine Unterschiede zwischen den einzelnen Textsorten gemacht, das heißt, dass auch die Textgattung Inschrift in Bezug auf Beständigkeit keine Sonderstellung einnimmt.[492] Dass sogar gerade die Inschriften, was ihre Formulierung, ihren Inhalt und ihre Aktualität betrifft, alles andere als beständig sind, wird von den Figuren eigentlich nicht wahrgenommen; sich über dieses Phänomen zu wundern, obliegt dem Leser des 'Prosalancelot'.

Wenn allerdings eine Information – für welchen Zeitraum auch immer – gespeichert werden und erhalten bleiben soll, wird sie aufgeschrieben. Das geschieht durch die – ohne die entsprechende Erklärung sehr rätselhaften – Beschriftungen rund um Salomos Schiff genau so wie durch die Steintafel am Eingang nach Sorelois. Artus verfährt in dieser Weise, wenn er die Aventiuren der Ritter aufschreiben lässt, damit sie der Nachwelt – vorgeblich in Form des 'Prosalancelot' (V, S. 540,21–29)[493] – erhalten bleiben,[494] welcher Brauch im Übrigen auf seinen Vater Uterpandragon zurückgeht (III, S. 610,21–25). Sich darüber verwundern, dass er auch Dinge erfährt, die etwa Lancelot vor Artus ausdrücklich nicht erzählt (III, S. 810,28–33), kann wiederum nur der Rezipient des Romans.

[492] Als Ausnahme könnte hier möglicherweise der Text auf dem Grab des Fräuleins von Challot angesehen werden, da die Artusritter in diesem Fall in eine Inschrift verwandeln (V, S. 692,29–33; die Inschrift selbst siehe V, S. 696,17–19), was sie dem der Leiche beigegebenen Brief entnommen haben (V, S. 690,29–692,12), das heißt, dass ihnen die Textgattung Inschrift eine längere Haltbarkeit der Information, vielleicht aber auch nur deren größere Angemessenheit oder Publikumswirksamkeit zu gewährleisten scheint, wollen sie doch, *das alle die nach uns koment ir gedencken* (V, S. 692,32f.).

[493] Vgl. dazu Raumann (2010), S. 176–180.

[494] Vgl. dazu u. a. folgende Textstellen: Prosalancelot I (2003), S. 1288,22–32; Prosalancelot II (2003), S. 484,20–22 und S. 726,21–25; Prosalancelot III (2003), S. 808,30–33, Prosalancelot IV (2003), 648,28–30.

In seiner Untersuchung des so genannten 'Flaschenposttopos'[495] geht Gerhard Wild auf den altfranzösischen Lancelot-Gral-Zyklus und auf die darin verfolgten Strategien der Erzähler- und Quellenfiktion ein. Er erkennt den Prosatext des 'Lancelot' als an der Schwelle zu einem neuen Umgang mit Beglaubigungs- und Fiktionalitätssignalen stehend, indem sich der Text mangels klar definierter Erzählerfigur bzw. dank der „*Ab*wesenheit der Vermittlungsinstanz"[496] über weite Strecken selbst erzählt, schließlich aber die tradierten „Diskurse […] durch ihre Autoren hindurchgehen", quasi die Tradition die vom Prosatext verfolgte nüchterne Erzählstrategie überlagert und

> sich die Verfasser nach Tausenden von Seiten auktorialer Enthaltsamkeit [mit der mehrfachen Nennung Walter Maps als dem Kompilator der von den Rittern erzählten Geschichten] nun wieder zum Topos der 'Flaschenpost' 'durchgeschrieben'[497]

… hätten. Dass der fiktive Walter Map dabei mehr schrieb, als die Ritter erzählten, findet in Wilds Aufsatz leider keine Erwähnung. Darüber wundert sich lediglich Elisabeth Schmid in ihrer im selben Sammelband wie Wilds Text publizierten Untersuchung zur Vorgeschichte zur altfranzösischen 'Estoire del Saint Graal',[498] geht in der Folge jedoch auch nicht näher darauf ein.

Dabei werden die mündlich verheimlichte Liebe Lancelots zu Ginover und der daraus resultierende Ehebruch im Handlungsverlauf des 'Prosalancelot' sehr wohl in schriftlicher Form konserviert, liest Artus bei den Bildern, die Lancelot einst an die Wände seines Gefängnisses bei Morgane gemalt hat, doch einen erklärenden Text (V, S. 642,8–30). Es stellt sich nur die Frage, wer diesen verfasst und aufgeschrieben hat. Als Lancelot die Bilder malt, ist von Schrift nämlich nur insofern die Rede, als die Vorbilder, das Werk des Malers, den Lancelot bei seiner Arbeit beobachtet, mit Überschriften versehen sind (IV, S. 46,12–14). Dass Lancelot seine eigenen Gemälde beschriftet, geht aus der Stelle (IV, S. 46,27–50,5) nicht hervor.[499]

---

[495] Wild (1993) versteht unter dem Flaschenposttopos die in Paratexten, vornehmlich Prologen aufgestellte, der Beglaubigung einerseits, der Kennzeichnung von Fiktionalität andererseits dienende Behauptung, der vorliegende Text basiere auf einem gefundenen Manuskript oder Buch und werde hier lediglich abgeschrieben, übersetzt oder in bearbeiteter Form wiedergegeben.

[496] Wild (1993), S. 217.

[497] Wild (1993), S. 219.

[498] „Allerdings kann hier die fiktive Textgenealogie […] nicht Rechenschaft über den ganzen vorhandenen Text ablegen. Wenn Bohort nur die Gralabenteuer erzählt, die er selbst erlebt hat, wie sind dann die von Perceval und Galahad (die nicht von der Queste zurückgekehrt sind) ins Buch hineingeraten? Außerdem haben sich die Berichte auf mirakulöse Weise in Latein verwandelt, so daß sie wieder zurückübersetzt werden müssen. Und der Pseudoautor (gest. 1209): hat er den Text verfaßt oder das Buch der Artuskleriker nur ins Französische rückübersetzt oder gar nur redigiert?" Siehe Schmid (1993), S. 121.

[499] Vgl. dazu auch Steinhoff (2004), S. 1182f. – Lediglich die Zeilen V, S. 642,8–10 könnten auf Lancelots Urheberschaft des Gesamtwerks, nicht nur der Bilder hindeuten: *Da begunde der konig zu sehen umb sich und sah das gedichte das Lanczlot hett gemacht die wyl das er da gefangen was gewest.* Steinhoff spricht in seiner Übersetzung von Bild und Text: „Der König sah sich um und erblickte die Gemälde und die Geschichte, die Lancelot geschaffen hatte, als er dort gefangen gewesen war" (V, S. 643,9–12). *gedihte* könnte jedoch auch einfach das

Es ist Morgane, die an den Wandgemälden erkennt, dass der von ihr gefangen gehaltene Ritter Ginover liebt, und die schwört, ihrem Bruder diesen Umstand bekannt zu machen (IV, S. 48,8–27). Darum könnte es durchaus auch sie sein, die die Bilder mit den Texten versieht um sicher zu gehen, dass ihr Bruder den Ehebruch nicht 'übersieht'. So unterstellt etwa Klaus Ridder Morgane schon sehr früh böse Absichten in Bezug auf Lancelot und sein künstlerisches Schaffen:

> Schon in der Anfangsphase der Arbeit Lancelots an seinem Bildzyklus erkennt Morgane dessen Bedeutung für die eigenen Pläne. Um die Kunstwerke gegen ihn zu nutzen, läßt sie ihn in der Gewissheit, daß er die Geschichte seiner Liebe zu Ginover vollständig aufdecken wird […], das Gefängnis ausmalen.[500]

Egal ob Lancelot selbst oder Morgane für die Bildunterschriften verantwortlich zeichnen, auch die Artusritter halten – wie oben angedeutet – das von ihnen Erlebte in schriftlicher Weise fest, wenn sie Grabinschriften anfertigen, die mehr als nur den Namen des Verstorbenen enthalten. Dies war bereits bei Garheiß' Grab der Fall, kommt aber auch an anderen Stellen des 'Prosalancelot' vor: So begraben Gawan, Hector und die Mönche des Klosters, wo er seinen Verletzungen erlag, den von Gawan aus einem Missverständnis heraus getöteten Iwein und verfassen eine Grabinschrift, die sowohl Iweins Namen als auch den seines Mörders nennt (V, S. 04,12–16). Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ebenfalls von Gawan getöteten König Bandemagus und seiner Grabinschrift (V, S. 504,34–36). Auch für die getöteten Gawan-Brüder Gaheries, Guerrehes und Agravain werden im Stefansmünster Inschriften angefertigt, die neben den Namen der Toten auch jene ihrer – vermeintlichen[501] – Mörder nennen (V, S. 768,3–10). Als Gawan seinen eigenen Tod nahen fühlt, gibt er Anweisungen für seine Grabinschrift, die außerdem die Veränderung jener des Gaheries bedingt, möchte Gawan doch in einem Grab mit seinem Bruder bestattet werden. Zwar soll die neue Inschrift immer noch Lancelots Namen enthalten, doch wird diesem allein die Tat – sowohl Gaheries als auch Gawan getötet zu haben – angelastet, wohingegen die Schuld daran Gawan zugeschrieben wird (V, S. 942,21f.). Die Artusritter verfahren nach Gawans Wunsch, wenngleich sie die Inschrift etwas anders formulieren, als von ihrem toten Freund mündlich geäußert: In dem Grab lägen die zwei von Lancelot getöteten Brüder Gawan und Gaheries, wobei Gawan aufgrund seines *übermůt[s]* erschlagen worden sei (V, S. 950,27–30), womit sie Gawan nur die Schuld am eigenen, nicht auch die Schuld am Tod seines Bruders zuschreiben. Gleich

---

Geschaffene, das Werk, in Lancelots Fall eben die Gemälde meinen und muss sich nicht zwangsweise (auch) auf das Geschriebene beziehen. Vgl. Lexer (1974a), Sp. 944.

[500] Ridder (1997), S. 79.

[501] Auf Gaheries' Grab steht Lancelots Name (V, S. 768,7f.). Auf den Gräbern der anderen beiden stehen die Namen derjenigen, von denen die Artusritter glauben, dass sie sie getötet haben (V, S. 768,8–10). Wer für die Tode von Guerrehes und Agravain verantwortlich gemacht wird, erfährt der Rezipient nicht, da die Inschriften im Gegensatz zu jener des Gaheries nicht wörtlich wiedergegeben werden.

neben den beiden wird übrigens die Herrin von Bielot bestattet, die aus Liebe zu Gawan gestorben ist, wie die Artusritter in einer weiteren Inschrift festhalten (V, S. 950,31–33).

Damit haben die Grabinschriften im 'Prosalancelot', wie Monika Unzeitig-Herzog bereits 1990[502] feststellte, im Laufe der Handlung ihre Funktion geändert: Sie informieren nun nicht mehr über mehr oder weniger lange Vergangenes (wie Lancelots Abstammung) und geben auch keine Prophezeiungen bezüglich der Zukunft (der und der Ritter werde diese oder jene Grabplatte hochheben, die Gralsaventiure beenden oder auch nicht usw.). „Die neuen Inschriften der Artusritter dokumentieren die Gegenwart als historische Vergangenheit."[503] Dass es sich dabei um keine objektiven und der Wahrheit entsprechenden Angaben handeln muss, haben die oben diskutierten Beispiele gezeigt. Vielmehr stellen die Inschriften der Artusritter deren Wahrnehmung und Interpretation der Geschehnisse dar, wie Matthias Meyer jüngst äußerte: „Oft sind Grabinschriften tendenziöse Interpretationen des Todes, in denen die Figuren ihr Leben und Sterben reinterpretieren."[504] Das tun sie allerdings nicht nur, wenn sie Grabinschriften für andere verfassen oder wie Gawan für sich selbst in Auftrag geben, sondern genau so, wenn sie vor Artus von ihren Aventiuren erzählen.

Nun ist es, wie Elisabeth Schmid anmerkt, „ein Gemeinplatz", dass „sich die Dichtung [gemeint ist die altfranzösische Vorlage des mittelhochdeutschen 'Prosalancelot'] in der Wandlung zum Prosaroman stilistisch an der Chronik orientiert",[505] und ein eben solcher Gemeinplatz, könnte man ergänzen, ist die Auffassung, dass sie selbstverständlich keine Chronik ist. Ohne die Gattungszugehörigkeit in Frage stellen zu wollen, ist es doch interessant, sich vom Gemeinplatz wegzubewegen und eine Neuverortung zu versuchen, wie Ulrich Wyss das gewagt hat.

> Fast jedes, auch das unscheinbarste Wort gibt, wenn wir zum zweiten oder dritten Mal darauf blicken, einen Doppel- oder Hintersinn frei. Dass solche Auftritte schlicht nach dem Modell irgendwelcher Adelschroniken gearbeitet sein sollen, kann ich nicht glauben. Das muss nicht heißen, es gebe in der Historiographie nichts Vergleichbares – warum soll eine gut geschriebene Chronik nicht auf narrative Methoden zurückgreifen, die wir aus der Romanlektüre kennen?[506]

Auf der Suche nach einem Grund für die Prosaform spricht er dem altfranzösischen Lancelot-Roman somit gerade die ernsthafte Orientierung am chronikalischen Erzählen ab – ein Urteil, das sich in gewisser Weise auch auf den mittelhochdeutschen 'Prosalancelot' erstreckt. Dieser

[502] Vgl. Unzeitig-Herzog (1990), S. 154f.
[503] Unzeitig-Herzog (1990), S. 155.
[504] Meyer (2011), S. 162.
[505] Schmid (2007), S. 105. Vgl. dazu auch Raumann (2010), S. 148–163.
[506] Wyss (2007), S. 99.

sei zwar betont nüchtern, in einem „irritierend unscheinbaren *sermo humilis*“[507] gehalten, verfolge damit aber gerade nicht die Identifikation mit der Textgattung der Chronik. Vielmehr

> zitiert [der Roman] Formen der geistlichen Literatur und der Historiographie – aber nur, um sie ins Pseudohistorische, Pseudoreligiöse zu wenden. ‘Die Suche nach dem heiligen Graal’ ist kein Theologoumenon, und die ‘Mort Artu’ keine bretonische Realgeschichte. Die Romane tun nur so. Der scheinbar schlichte Stil maskiert das Gegenteil der Demut. Gerade im Verzicht auf die Zeichen der Erlesenheit, die auf den ersten Blick zu entziffern wären, tut sich die unübertreffliche Exklusivität kund. Der Roman geht, indem er den rhetorischen Manierismus auszunüchtern vorgibt, aufs große Ganze. Er unternimmt die Erzählung vom Anfang und Ende einer ganzen Welt aus Liebe, Rittertum und Abenteuer, wie es sie noch nicht gegeben hatte. Schon gar nicht in Versen.[508]

Und auch nicht in der Realität. Zu der Einsicht, dass nicht einmal eine Prosaerzählung ein wahrheitsgetreuer Bericht sein muss und dass selbst Grabinschriften keine Fakten enthalten müssen, trägt auch die Darstellung von Schriftlichkeit auf der Handlungsebene des ‘Prosalancelot’ bei.

Hat diese Interpretation des ‘Prosalancelot’ beinahe zu einem Exkurs über Wahrheit und Gültigkeit von Schrift geführt, wollen wir nun zur Ausgangsfrage nach der Beständigkeit von Schrift, Schriftstücken und Schriftinhalten zurückkehren. Im Zuge der Textanalyse in diesem wie auch im vorherigen Kapitel hat sich gezeigt, dass Inschriften je nach Bedarf verändert werden oder gar von sich aus verschwinden, um mit anderem Inhalt wieder zu erscheinen, dass ein Brief aus Wut auf seine Absenderin zertrampelt wird, dass ein Büchlein seine Zerstörung befürchtet und sich ein wertvolles beschriftetes Seil in Rauch und Asche auflöst. Zudem verbrennt Keie im ‘Prosalancelot’ Gartissies Bücher, damit diese nicht mit ihrer Hilfe ihre Macht und damit die mühsam von den Artusrittern eroberte Burg Sachsenfels zurückgewinnt (‘Prosalancelot’ I, S. 1280,32–1282,8). Kann man angesichts dessen überhaupt von einem beständigen Medium Buch, einem beständigen Medium Schrift sprechen?

Man kann – mindestens in Bezug auf den ‘Reinfrid von Braunschweig’. Hier nämlich gibt es gleich mehrere Schriftstücke, die vielleicht für die Ewigkeit, jedenfalls aber für einen unbestimmten, langen Zeitraum gemacht wurden[509] und sich zum Teil auch mehr als tausend Jahre

---

[507] Wyss (2007), S. 104.

[508] Wyss (2007), S. 104. – In ähnlicher Weise endet der ‘Prosalancelot’ übrigens auch, wenngleich nicht auf die Prosaform Bezug genommen wird. Im vorletzten Absatz heißt es nämlich: *Und nu saget uns Meyster Gacziers Map nit men von Lanczlots leben, wann er hatt es alles wol zu ende erzalt nach dem das es geschah. Und hie nÿmet syn buch ein ende also mit all, wann nach dem kúnde nÿmant nicht erzelen, er must zu mal daran liegen.* (V, S. 1028,31–35). In der steinhoffschen Übersetzung: „Und nun berichtet uns Meister Walter Map nichts mehr von Lancelots Leben, denn er hat alles sorgfältig zu Ende erzählt, so wie es geschehen ist. So nimmt sein Buch hier ein Ende, denn hiernach könnte niemand mehr etwas erzählen, wenn er nicht lügen wollte.“ (V, S. 1029,31–35) – Die Behauptung, niemand könne mehr erzählen, weil hier alles von vorne bis hinten erzählt worden sei, impliziert auch, dass es – wie Wyss meint – noch niemals zuvor etwas so Umfangreiches, alles Beinhaltendes gegeben habe. Der ‘Prosalancelot’ als das – fiktionale – Nonplusultra der Artus-Lancelot-Gral-Erzählungen.

[509] Zwar liest Savilon in den Sternen, dass und sogar wann – *swel zît, ze swelen stunden* (Vers 21427) – sein Brief gefunden würde, doch will er dies offenbar nicht wahrhaben, sondern beschließt, den Brief so gut zu ver-

halten. Die Rede ist erstens von Savilons Büchern, von denen drei in der Höhlenwand versteckt sind und das vierte unter seinen Füßen ruht, zweitens von jenem kleinen Brief, den Savilon zusammengerollt in seinem Ohr stecken hatte, und drittens von dem Briefchen, mit dessen Hilfe sowohl Savilon als auch Vergil den Teufel im Glas festhielten. Und dann gibt es ja noch das Epitaph und vor allem das Buch, in dem jeder – in unserem Fall Reinfrid und der Perser – in seiner eigenen Sprache die Geschehnisse rund um Savilon und Vergil nachlesen kann.[510] Die ersten drei wurden etwa zeitgleich und von derselben Person angefertigt, nämlich rund 1200 Jahre vor Christi Geburt von dem der Astronomie und der schwarzen Magie kundigen Athener Savilon. Mit Hilfe seiner Bücher konnte Savilon den Teufel bezwingen und seinen eigenen Geist an seinen Körper binden. Mit dem Briefchen auf, in oder über dem Glas hielt er den Teufel gefangen und mit dem Briefchen im Ohr verhinderte er die Geburt jenes Kindes, durch welches das Judentum in Gefahr geraten sollte. Mehr als tausend Jahre lang geht die Sache gut. Verglichen mit anderen Schriftstücken im untersuchten Textkorpus ist das eine beachtliche Dauer. Die Bücher und Brieflein bleiben dabei sowohl in ihrem Inhalt als auch in ihrer Wirkung erhalten: Sie verlieren nichts von ihrer Macht – der Teufel bleibt im Glas, Savilon im Magnetberg und Jesus wird nicht geboren – und sie verlieren wohl auch nichts von ihrer materiellen Beschaffenheit, sodass Vergil nach *zwelf hundert jâr* (Vers 21543) den ersten Brief und den Teufel im Glas finden, den eingerollten Brief aus Savilons Ohr ziehen und das Buch unter den Füßen des Zauberers entfernen kann. Erst indem Vergil und seine Begleiter die Buchstaben sehen und die Schrift lesen, wird der Bann gebrochen, sodass *diu reine minnenclîch / Marîâ muoter magt gebar / got mensch ûf die erden har* (Verse 21678–21680; die reine liebliche Maria, Mutter [und] Jungfrau, Gott den Menschen hierher auf die Erde gebar).

Vergil baut ein Grabmal für Savilons Körper. Was er mit den Büchern und Briefen macht, erfährt der Leser nicht. Als Reinfrid und der Perser einige hundert Jahre später zum Magnetberg kommen und in sein Inneres eindringen, finden sie dort nicht mehr den Körper des Savilon mit dem Buch unter den Füßen sitzen, sondern stattdessen das mit einer Inschrift versehene Grab des Zauberers. Eine genaue Zeitangabe, wann das Erzählte spielt, fehlt im ‘Reinfrid von Braunschweig’ wie auch in den meisten anderen vergleichbaren Texten. Der anonyme

---

stecken, dass damit das in den Sternen prophezeite Schicksal abgewendet würde – was der Erzähler mit den Worten kommentiert: *der künste rîche tôre / wânde got betwingen / an sô hôhen dingen / diu man mit keinen sachen / mohte wendic machen, / sô eht kan diu rehte zît.* (Verse 21512–21517; der gewitzte Tor glaubte, Gott in so hohen Dingen zu bezwingen, an denen niemand mit keinen Mitteln etwas ändern konnte, wenn einmal die Zeit dazu gekommen war.)

[510] Die gesamte Episode auf dem Magnetberg, in dessen Innerem Reinfrid und der Perser Savilons Grabmal und seine Bücher finden, umfasst – ohne die Ankunft des Schiffes aus Ejulat – Reinfrid von Braunschweig (1871), Verse 20989–21722.

Erzähler beginnt seine Geschichte mit einem unbestimmten *Hie vor ein werder fürste was* (Vers 65), dem uns heute noch aus Märchen bekannten ‘Es war einmal…’. Erzählt wird aus einer vergangenen Zeit deutlich nach Christi Geburt – dass und wie die Geburt möglich wurde, wird ausdrücklich thematisiert, das Christentum ist schon gut etabliert und das Heilige Land *kam aber in der kristen hant / bî keiser Friderîche* (Verse 17963f.; kam durch Kaiser Friedrich wieder in die Hand der Christen), was in den Jahren 1228/29 passierte,[511] fiel danach allerdings wieder an die Heiden zurück, *als in der crônik ist geschriben* (Vers 17976; wie in der Chronik geschrieben steht). Dass es sich bei der Erzählgegenwart nicht um die Zeit der Niederschrift des ‘Reinfrid von Braunschweig’ handelt, geht – an das *hie vor* anschließend – aus der typischen *laudatio temporis acti* hervor.[512] Da der ‘Reinfrid von Braunschweig’ nach 1291 verfasst wurde, ist also theoretisch ein zeitliches Gleichgewicht – 1200 v. Chr. lebte Savilon, um Christi Geburt lebte Vergil, 1200 n. Chr. lebt Reinfrid – möglich.[513] Exakte Zeitangaben finden sich innerhalb des Textes jedoch nicht, wie es für solch eine Erzählung denn auch weder notwendig noch programmatisch wäre.[514]

Da die Zauber, die einst Vergil den Zutritt zur Höhle verwehrt hatten, zugleich mit Savilons Geist gelöst wurden, bedarf Reinfrid nicht mehr des Teufels im Glas, um in die Grabkammer zu gelangen, gleichwohl ihn die mechanischen Vorrichtungen und aufgestellten Skulpturen noch genug erschrecken. Die von Savilon verfassten Schriftstücke haben damit ihre Bedeutung verloren, auch wenn sie womöglich noch im Bereich des Magnetbergs – das Teufelsglas am Fuß des Berges, Ohrbrief und die schwarzmagischen Bücher vielleicht im Sarkophag – verwahrt sind. Die Zeiten haben sich geändert; über das Geschehene erstatten jetzt andere Texte Bericht: Das Epitaph verrät Reinfrid und dem Perser, wer in dem Grab liegt; das Buch, erzählt ihnen die Geschichte von Savilon und Vergil. Wer es verfasst hat, wird nicht verraten. Dass *ez menneclîch wol las / von aller sprâche zungen* (Verse 21304f.) lässt an das Pfingstwunder denken, in dessen Zuge die Jünger – obgleich sämtlich aus Galiläa – in verschiedenen Sprachen sprechen bzw. von jedem Zuhörer in seiner Muttersprache gehört werden.[515] Viel-

[511] Vgl. z. B. Achnitz (2002), S. 171.
[512] Vgl. auch Achnitz (2002), S. 48.
[513] Eine detaillierte Chronologie der Handlung erstellt Achnitz (2002), S. 186f.
[514] Florian Kragl, der in seiner Habilitation u. a. (S. 9–41) den Umgang von Heldenepik und Artusroman mit der Vergangenheit untersucht, meint: „Wie vergangen und wie lange vergangen das Erzählte ist, interessiert nicht.“ Siehe Kragl (2010a), S. 24. – Eine Ausnahme bezüglich genauer Datierung bilden die vereinzelten und mit der Gralsaventiure in Zusammenhang stehenden Jahreszahlen im ‘Prosalancelot’. Siehe Prosalancelot IV, S. 414,4–6 und Prosalancelot V (2004), S. 14,34f. Dabei findet sich die erste Jahreszahl nicht in allen Handschriften an derselben Stelle, wie die beiden Zahlen in den verschiedenen Handschriften überhaupt variieren und nach Steinhoff (2003b), S. 892, „offenbar inkommensurabel“ sind.
[515] Siehe Apostelgeschichte 2,4–11. – Achnitz (2002), S. 189, spricht von einem „in einer Art Universalsprache abgefasste[n] Buch“, was er in Fußnote 617 als Hinweis entweder auf die magischen Kräfte, mit deren Hilfe es geschaffen wurde, oder aber auf das Lateinische deutet. Letzteres halte ich für unwahrscheinlich, da es hier mei-

leicht ist darum auch das Buch, in dem Reinfrid und der Perser lesen, göttlichen Ursprungs. Immerhin wurden mit Savilons Tod auch all seine Zauber gebrochen – das Licht bei Savilons Körper erlischt ebenso wie die Kräfte der Bildnisse, sämtliche Tore springen auf (Verse 21685–21690) –, sodass man interpretieren könnte, Savilons heidnisch-jüdischer Geist habe dem Geist Gottes Platz gemacht. Aus heilsgeschichtlicher Perspektive gesehen, endet damit die Epoche des Irrglaubens, dem mit Christi Geburt die Macht auf Erden genommen wurde. Christus hat die alten Götter und Zauberer vertrieben – Werner Röcke spricht von den „Indikatoren des Kampfes zwischen jüdischer Weltherrschaft und christlichem Glauben“[516] –, wodurch aber auch die Autorität der Schrift von gelehrten Astronomen und Magiern auf den christlichen Gott übergegangen ist. Ein Verfasser des wunderbaren Buches, das all die Zeit in der Höhle überdauert hat, lässt sich dennoch nicht mit Sicherheit festmachen. Auch gibt der Erzähler nicht preis, was nach der Lektüre mit dem Buch geschieht. Nur was nicht darin steht, verrät er: wie nämlich Vergil den Teufel betrog und er und seine Leute wieder nachhause kamen, was Wolfgang Achnitz als Indiz dafür deutet, dass „Vergil das Buch für die Nachwelt verfaßt hat.“[517] Auch diese Möglichkeit ist in Betracht zu ziehen, zumal Vergil in der mittelalterlichen Literatur nicht selten als Zauberer dargestellt wird.[518]

Nachdem Reinfrid und der Perser das Buch gelesen haben, widmen sie sich dem merkwürdigen Magnetberg, womit sie die restliche Zeit bis zur Ankunft des Herrn von Ejulat beschäftigt sind. Über den weiteren Verbleib des Buches erfährt der Rezipient genau so wenig wie über Savilons Bücher und seine zwei Briefe. Man erfährt allerdings auch nicht, dass etwas davon vernichtet worden wäre; die Schriftstücke sind nur in der Bedeutungslosigkeit verschwunden.

Ergänzend sei hinzugefügt, dass im ‘Reinfrid von Braunschweig’ bereits vor der Magnetberg-Episode von aus Gründen der Konservierung und Bewahrung angefertigter Schrift die Rede ist: In einem durch die fingierte Nachfrage eines an den Wundern Zweifelnden motivierten Exkurs (Verse 19648–19932) klärt der Erzähler über den Ursprung der vielen merkwürdigen Völker, wie sie auf Seiten des Königs von Aschalon und des Königs von Assyrien in den Kampf ziehen, auf. Deren Missgestaltungen führt er auf die bereits den ersten Menschen bekannten Kräuter zurück. Damit das Wissen um diese Kräuter der Nachwelt erhalten bleibt, werden Vorkehrungen getroffen:

---

nes Erachtens eindeutig um etwas Wunderbares – gleich ob göttlichen oder magischen Ursprungs – geht. - Meyer (2009), S. 44, erkennt das Buch über Savilon als eindeutig heidnisch, da es „ein Werk Gottes, die babylonische Sprachenverwirrung, wieder rückgängig macht“, übersieht dabei aber, dass Gott im Fall des Pfingstwunders genau das Gleiche bewirkt.

[516] Röcke (1996), S. 299.

[517] Achnitz (2002), S. 186.

[518] Zur Rolle der Vergil-Figur in der mittelalterlichen Literatur vgl. Neudeck (1989), S. 171f. (inklusive Fußnote 12) und S. 174, Strohschneider (2006), S. 39 (inklusive Fußnote 15), und besonders Kern M. (2003c).

	dâ von sön wir besorgen	Darüber werden wir die unterrichten,
	die dâ nâ uns künftic sint.	die nach uns kommen.
	sît daz diu welt ein ende nint	Wenn die Welt einmal mit Wasser
	mit wazzer ald mit fiure,	oder Feuer ein Ende nimmt,
19780	mit hôher koste stiure	werden wir mit großem Aufwand
	sön wir zwô siule machen	nach Art der Meister
	nâ meisterlîchen sachen:	zwei Säulen machen:
	sô sol sîn diu eine	Die eine soll
	von liehtem marmelsteine,	aus hellem Marmor sein,
19785	der mac geschaden wazzer niht.	der kann Wasser nichts anhaben.
	von gebranter ziegel pfliht	Aus gebranntem Lehm
	sol diu ander sîn gemaht,	soll die andere gemacht sein,
	diu hât ûf fiures brant kein aht.	die achtet den Brand eines Feuers gering.

Handhabung und Wirkung der Kräuter werden demnach in zwei Säulen *ergraben* (Vers 19790). Auf ihnen überstehen sie – oder wenigstens die in die Marmorsäule geritzten[519] – die bald darauf hereinbrechende Sintflut. Neugierige Frauen lesen über die wirkmächtigen Kräuter und probieren sie in ihrer Wissbegierde aus. Die Folgen begegnen Reinfrid noch Tausende von Jahren später (Verse 19628–19647).

Vier Bücher und zwei Briefe, die unbeschadet mehr als tausend Jahre überdauern, und ein Buch, das ebenfalls eine sehr lange Zeit bewahrt bleibt, ohne etwas von seinem Wesen einzubüßen, im Vergleich zu nur einer Inschrift, die – zugegeben – die Sintflut übersteht, zeigen, dass Inschriften nicht *per se* haltbarer als Papier, Papyrus und Pergament, Tinte oder Tusche[520] sein müssen. Für das gesamte Textkorpus lässt sich schließlich sagen, dass die Figuren ihre Erwartungen bezüglich Haltbarkeit und Beständigkeit kaum am Material festmachen und dass auch die Kriterien der Haltbarkeit und Beständigkeit auf der einen wenig mit denen der Wahrheit und Gültigkeit auf der anderen Seite zu tun haben. Was geschrieben ist, muss noch lange nicht beständig sein, obwohl es tendenziell für wahr gehalten wird. Was aber beständig sein soll, wird nicht selten aufgeschrieben.[521] Damit seine lange Haltbarkeit tatsächlich gewährleistet ist, wäre jedoch magische (erinnert sei hier auch an die schriftlichen Prophezeiungen Merlins im ‘Prosalancelot’[522]) oder, noch besser, göttliche (man denke an die vielen Verweise auf die Bibel als die – heilige – Schrift, in der dieses oder jenes heute noch Gültige ge-

[519] Eigentlich müsste die Säule aus gebranntem Lehm ja durch die Wassermassen der Sintflut zerstört worden sein. Trotzdem spricht der Erzähler in Vers 19827 von den Säulen im Plural.
[520] Die Materialien sind im ‘Reinfrid von Braunschweig’ mit Ausnahme der beiden Säulen nicht Thema; die Rede ist nur von Büchern, Briefen und Schrift(zeichen); siehe Begriffsinventar.
[521] Vergleicht man in dieser Hinsicht die erzählten Geschichten mit den sie kommentierenden Prologen und Epilogen, fällt auf, dass die Erzähler und/oder fiktiven Autoren – zur Aufsplittung zwischen Erzähler, fiktiver Autorrolle und Autor vgl. etwa Achnitz (2002), S. 17–19 – wie Konrad Fleck oder Rudolf von Ems ihre Werke nicht schreiben, damit die darin erzählte Handlung oder Lehre oder was auch immer erhalten bleibt, sondern damit sie rezipiert werden kann. Schrift, sofern im Zusammenhang mit der Abfassung des vorliegenden Textes überhaupt davon die Rede ist, stellt für sie daher in erster Linie kein Mittel der Konservierung, sondern eines der Verbreitung dar. – Zur Selbstinszenierung der Texte vgl. auch das Schlusskapitel.
[522] Siehe ‘Prosalancelot II’ (2003), S. 66,29, und ‘Prosalancelot V’ (2004), S. 958,29–32.

schrieben steht) Hilfe nicht schlecht. Die Bibel spielt in den untersuchten Texten allerdings auch nicht als materiell greifbares Buch eine Rolle, sondern wird als Inhalt und geistiges wie geistliches Konzept tradiert: Indem dieser Inhalt immer wieder rezipiert und damit aktualisiert wird, kann das Konzept Bibel, kann das Buch schlechthin die Zeiten überdauern.

Für sich allein, ohne göttliches oder magisches Zutun, beweist Schrift schließlich dann ihren deutlich bewahrenden Charakter, wenn die Rezeption ihres Inhalts über einen gewissen Zeitraum hinweg aussetzt, sodass in den Köpfen der Menschen bestenfalls noch Spuren davon vorhanden sind, aus denen die einstigen Inhalte jedoch nicht mehr rekonstruiert werden könnten. Die inhaltliche Ebene der Texte und auch die der Erzählerinszenierung oder Autorfiktion wieder einmal verlassend, spiele ich hier auf die mittelalterlichen Handschriften an, die zum Teil während mehrerer Jahrhunderte vergessen waren, dank denen aber nicht zuletzt die höfischen Erzähltexte meines Untersuchungskorpus auf uns gekommen sind und eine Analyse wie die vorliegende überhaupt erst ermöglichen.[523]

[523] Wie prekär der (hand-)schriftliche Status von Werken dennoch ist, spricht Ursula Schaefer (2003), S. 161, an, wenn in sie in Bezug auf Ciceros ‘Res publica’, die lediglich als überschriebener Text eines Palimpsests, das ansonsten einen Psalmenkommentar des Augustinus trägt, erhalten ist, anmerkt, „daß der Umstand der schriftlichen Existenz [eines Textes] keineswegs dessen Dauerhaftigkeit über Zeit und Raum sichert.“

3. Die Erfindung der höfischen Liebe

'dorch got, wer is diu Minne?' (Vers 261,27; bei Gott, wer ist die Liebe) fragt schon Lavinia in Heinrichs von Veldeke 'Eneasroman' ihre Mutter. Auch Sigune weiß es scheinbar noch nicht besser, wenn sie sich ganz unschuldig bei Schionatulander erkundigt: *Minne, ist daz ein êre* ('Titurel', Strophe 64,1; Liebe, ist das eine Ehre)? Und sie schickt die Bitte hinterher: *maht du minne mir tiuten* (Strophe 64,1; kannst du mir Liebe erklären)? Mittelhochdeutsch *minne* ist 'Liebe' und Liebe ist – vielfältig. In diesem Kapitel wird von verschiedenen Formen von Liebe die Rede sein: von Liebe als Lust und Leidenschaft im Sinn der lateinischen *cupiditas*, von Liebe als Verehrung und Anbetung, von erhoffter, enttäuschter und zurückgewiesener Liebe. Im Zentrum steht die Frage nach der höfischen Liebe, genauer: jenem Konzept von Liebe, das in der höfischen Erzählliteratur seinen Ausdruck findet. Nicht selten handelt es sich dabei um gelesene und geschriebene Liebe. Schrift und Liebe scheinen in der höfischen Literatur nämlich nahe Verwandte zu sein, treten sie doch gerne miteinander auf, wie ein Blick auf die themenfokussierten Textpräsentationen zeigt: Da werden Liebesbriefe geschrieben, Bücher über Liebe gelesen, Liebesgedichte in schriftlicher Form verfasst und Schreibgeräte als Zeichen der Liebe getauscht.

Mit der engen Verbindung von 'Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters'[524] – so der Titel – befasst sich ein von Mireille Schnyder herausgegebener Sammelband, der Beiträge zu einem 2005 in Konstanz veranstalteten Kolloquium enthält.[525] Die einzelnen Arbeiten nähern sich dem Thema aus kommunikations- und medien-, emotions- und geschlechterhistorischer Sicht, wobei sie im Wesentlichen um die Erweiterung der historischen Emotionalitätsforschung durch eine mediengeschichtliche Perspektive bemüht sind.[526] In ihrer sehr fundierten Einleitung geht Schnyder von einem grundlegenden Wandel, vor allem von einer Zunahme der Bedeutung von Schrift und Schriftlichkeit für den volkssprachlichen Bereich im Laufe des Hoch- und Spätmittelalters aus: „Die Zeit des 11. bis 15. Jahrhunderts ist die Zeit der Verschriftlichung der Volkssprachen und des Eindringens der Schrift in die Bereiche von Verwaltung, Rechtswesen und Herrschaftsausübung."[527] Mit dem Einfluss dieser Schriftlichkeit auch auf die Sprache und ihre Beziehung zur durch sie beschriebenen Realität beschäftigten sich, so Schnyder, bereits religions- und philosophiegeschichtliche Arbeiten,[528] wobei „auf die en-

[524] Schnyder M. (2008a).
[525] Schnyder M. (2008b), S. 4.
[526] Vgl. Schnyder M. (2008b), S. 1 und 4.
[527] Schnyder M. (2008b), S. 4.
[528] Schnyder M. (2008b), S. 4f.

ge Verbindung dieser Entwicklung eines neuen Intellektualismus mit sozialgeschichtlichen und religionspolitischen Veränderungen hingewiesen“[529] werde. Dass diese Entwicklung auch auf emotionaler Ebene Einfluss ausübte, also neben dem Denken und Handeln auch das Fühlen und die Wahrnehmung der Menschen veränderte, sei bislang weitgehend unberücksichtigt geblieben:

> Die eigentlich anthropologische Frage nach dem Einfluss dieser Entwicklung auf die Welt- und Selbstwahrnehmung des Menschen, hat aber bisher mit Ausnahme von Veränderungen im Bereich der Wissenstradierung und -konstituierung (Gedächtniskonzepte und verschriftlichte Wissensordnungen), wozu auch die ausgeprägte Schrift- und Schreibmetaphorik im theologischen Denken (Gott als Schreiber der Welt; *liber naturae*), der Sprache der *artes* und der gelehrten Dichtung gehören, wenig Aufmerksamkeit gefunden.[530]

In der Folge fragt Schnyder deshalb danach, welchen Einfluss das Medium Schrift auf die emotionale Haltung einerseits, auf ihre textuelle Darstellung andererseits ausübte. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einer „Literarisierung der ‘Natur’“[531], die wiederum die Authentizität dessen, was man als echtes und ursprüngliches Gefühl bzw. seine Ausdrucksform anzusehen geneigt ist, zweifelhaft erscheinen lässt. Gerade durch die Schrift – ich würde vorausschicken: bereits durch die Sprache – werde das Gefühl abstrahiert, was in Bezug auf die Textgattung ‘Liebesbrief’ evident wird, da diese zudem auf Traditionen fußt.[532]
Schnyders Fragestellung möchte ich gegenüber den einzelnen Aufsätzen des Sammelbands zugleich ausweiten und konkretisieren, indem ich sie vornehmlich auf die Handlungsebene mehrerer, dabei aber ausschließlich literarischer Werke nur einer Textgattung und eines Jahrhunderts anwende. Meinen Ausgangspunkt hierfür bilden – ähnlich wie bei den meisten Beiträgen zum Konstanzer Kolloquium – Szenen, in denen Schrift und Liebe in der Erzählhandlung miteinander auftreten.

Wenden wir uns zunächst den bereits angesprochenen Liebesbriefen zu. Wenn man von Gahmurets wenig liebevollem Abschiedsbrief an Belakane absieht, ist die erste diesbezügliche Erwähnung im Textkorpus Amphlises Brief in Wolframs ‘Parzival’, mit dem sie Gahmuret dazu auffordert, im Turnier vor Kanvoleiz als ihr Ritter zu kämpfen. Sie legt einer-

[529] Schnyder M. (2008b), S. 5.
[530] Schnyder M. (2008b), S. 6.
[531] Schnyder M. (2008b), S. 7.
[532] Schnyder M. (2008b), S. 9f., meint: „Diese Abstrahierung durch die Schrift ermöglicht die Überlieferung und Traditionsbildung, so dass der schriftlich fixierte Ausdruck immer schon Teil einer Tradition ist, was die Frage nach der Authentizität aufwirft […]. Eine Frage, die sich gerade bei Liebesbriefen immer wieder neu stellt. Denn im Augenblick, in dem die Rhetorizität ins Spiel kommt, das Spiel mit der Intertextualität und der Anspruch auf stilistische und sprachliche Korrektheit, konzipiert sich die Liebesäußerung auf eine Allgemeinheit und Korrektheit hin und verliert die Intimität ihre Geschlossenheit. Liebesbriefe, die in literarischen Texten oder in Sammlungen überliefert sind, zielen immer auch auf eine Partizipation einer literarischen Öffentlichkeit, die an diesem Diskurs Teil haben soll und dadurch zur Empathie angeleitet wird. Die Intimität der Briefe ist immer auch eine öffentliche, damit eine rhetorisch-poetologisch zugerichtete.“ Vgl. auch Huber (2008), S. 125f.

seits ihre Liebe und Liebesfähigkeit, andererseits ihre Besitzungen, ihre Schönheit und ihre Macht in die Waagschale, da sie – wie sich bald erweisen wird – zu Recht fürchtet, sie könnte Gahmuret an Herzeloyde verlieren:

	‘dir enbiutet minne unde gruoz	‘Ich,[533] der mir nie Kummer zuteil wurde,
	mîn lîp, dem nie wart kumbers buoz	seit ich deine Liebe empfand,
76,25	sît ich dîner minne enphant.	entbiete dir Liebe und Gruß.
	dîn minne ist slôz unde bant	Deine Liebe ist Schloss und Riegel
	mîns herzen unt des fröude.	meines Herzens und dessen Freude.
	dîn minne tuot mich töude.	Deine Liebe bringt mich um.
	sol mir dîn minne verren,	Wenn sich deine Liebe jemals von mir entfernt,
76,30	sô muoz mir minne werren.	so wird sie mir fehlen.
77	Kum wider, und nim von mîner hant	Komm zurück und nimm von meiner Hand
	krône, zepter unde ein lant.	Krone, Szepter und ein Land,
	daz ist mich an erstorben:	das durch den Tod an mich gefallen ist:[534]
	daz hât dîn minne erworben.	Das hat deine Liebe erworben.
77,5	hab dir ouch ze soldiment	Nimm dir als Lohn auch
	dise rîchen prîsent	diese teuren Gaben
	in den vier soumschrîn.	in den vier Reisekisten.
	du solt ouch mîn ritter sîn	Du sollst auch in Waleis
	ime lande ze Wâleis	vor der Hauptstadt Kanvoleiz
77,10	vor der houbetstat ze Kanvoleiz.	mein Ritter sein.
	ine ruoche obez diu küngin siht:	Es ist mir egal, ob die Königin es sieht:
	ez mac mir vil geschaden niht.	Das kann mir nicht viel schaden.
	ich bin schœner unde rîcher,	Ich bin schöner und mächtiger
	unde kan och minneclîcher	und verstehe auch liebevoller
77,15	minne enphân und minne gebn.	Liebe zu empfangen und Liebe zu geben.
	wiltu nâch werder minne lebn,	Wenn du nach wertvoller Liebe leben willst,
	sô hab dir mîne krône	so nimm dir meine Krone
	nâch minne ze lône.’	nebst [meiner] Liebe zum Lohn.’

Heiko Hartmann erkennt diesen Brief als in der Tradition deutscher epischer Minnebriefe stehend, deren erster Lavinias Brief an Eneas in Heinrichs von Veldeke ‘Eneasroman’ sei, wobei man „das für die späteren Romane normbildende Strukturmuster erst seit Wolframs ‘Parzival’“ kenne.[535] Zwar sei Amphlises Brief künstlerisch überformt, lasse in seinem Aufbau aber nichtsdestotrotz die Befolgung der Dispositionsregeln der mittelalterlichen Briefstillehre erkennen: Gruß, Liebesbekenntnis, Bitte und Bekräftigung der Anliegen. Der fehlende Schluss erkläre sich aus der Einbettung in die Romanhandlung. Auffallend sei die Phrasen- und Formelhaftigkeit,[536] die besonders in Amelies Briefen an Willehalm wieder begegnen wird.[537]

[533] Ich übersetze *mîn lîp* der Konvention gemäß mit ‘ich’. Vgl. Weddige (2003), S. 115. Auffällig ist dennoch, dass Amphlises körperbetonter (siehe unten) Brief den Körper der Absenderin stellvertretend für dieselbe bereits in der zweiten Zeile nennt.

[534] Den Punkt am Ende von Vers 77,2 als Komma zu lesen, erscheint mir aufgrund des unbestimmten Artikels vor *lant* als sinnvoller.

[535] Hartmann (2000a), S. 168; vgl. auch Brackert (1974), S. 2, Fußnote 4, und S. 3f.

[536] Hartmann (2000a), S. 168.

[537] Helmut Brackert (1974), S. 3f., allerdings sieht in der Übergabe und Lektüre von Amphlises Brief vor allem ein „Szenenmuster“, wohingegen das beispielgebende „Briefmuster“ erst mit Gramoflanz’ Brief an Itonje gegeben sei. Dieses Briefmuster, das Brackert (1974), S. 4, detailliert aufzeigt, folge dann auch dem fünfteiligen

Eine genauere Untersuchung von Amphlises Brief an Gahmuret zeigt, dass die Minne in diesen 26 Verszeilen zwölf Mal beim Namen genannt wird. Die französische Königin macht also unmissverständlich klar, worum es ihr geht: um ihre Liebe und um Gahmurets Liebe. Ihrer beider Liebe hat hier deutlich den Anschein eines Tauschgeschäfts, wobei Gahmuret mit seiner Liebe sowohl Macht, Land und Reichtum, als auch Amphlises Liebe erwerben kann. Umgekehrt wäre seine Liebe bzw. der Entzug derselben quasi als Waffe gegen Amphlise einsetzbar. Amphlises Liebe hingegen ist Lohn, zeigt aber auch ihre Abhängigkeit von Gahmuret. Mit anderen Worten: Gahmurets Liebe macht ihn stark, Amphlises Liebe macht sie schwach, da sie allein als Lohn offenbar nicht einmal ausreicht, sodass die Gebende oder eigentlich erst Werbende zusätzlich noch andere Güter in Aussicht stellen muss.

Es fällt aber noch etwas anderes auf – etwas, das gerade bei Wolfram an vielen Stellen mehr oder weniger deutlich zum Tragen kommt: der körperliche Aspekt, d. h. die sexuelle Komponente. Schauen wir auf den Anfang des Briefes, enthält bereits die Grußformel den *lîp*, der sich im mittelhochdeutschen Text an Gahmuret wendet. Dem Körper geht es gut, seit Amphlise Gahmurets Liebe genossen hat. Amphlise spielt hier unverkennbar auf eine sexuelle, nicht nur auf eine platonische Liebesbeziehung an, wenn sie Gahmuret daran erinnert, dass sie *minneclicher* als Herzeloyde Liebe zu nehmen und zu geben versteht. Damit hat sie zweifellos Recht, denn Herzeloydes Mann Kastis starb, bevor seine Frau ihm ihre Jungfräulichkeit opfern, oder sagen wir lieber: schenken konnte. Dass es sich bei der Affäre zwischen Gahmuret und Amphlise weder um eine platonische noch um eine geheime Beziehung handelte, beweist der Knappe, der dem Anschevin den Brief überbringt. Die Absenderin des Schreibens nennend meint er nämlich: *die rüeret dîner minnen lanze* (Vers 76,14; die hat dein Liebesspeer getroffen). Bei Wolfram, der an späterer Stelle im ‘Parzival’ (Vers 132,8) von Jeschute, als sie vom jungen Parzival allzu ungestüm liebkost wird, sagt: *ir scham begunde switzen*, was man eigentlich nur dahingehend verstehen kann, dass ihre Scham feucht wird – bei Wolfram also kann man wohl davon ausgehen, dass er mit der *minnen lanze* auf Gahmurets erigierten Penis anspielt, der Amphlise, die *minne enphan und minne gebn* kann, tief berührt hat.[538] Zudem könnte man das bzw. die *töude* in Vers 76,28 auch als ‘Tau’ übersetzen, womit Amphlise nicht auf Sigunes Schicksal, die aus Liebe zu Schionatulander stirbt, sondern auf ihren eigenen Erregungszustand – sie würde quasi feucht vom Tau – anspielte. Indem sie dergestalt von

„Aufbau, wie er von den Artes dictaminis der mittelalterlichen Briefsteller gefordert wurde: *Salutatio, captatio benevolentiae, narratio, petitio, conclusio*.“ Siehe Brackert (1974), S. 6, Fußnote 13.

[538] Das Motiv der Minnelanze an sich stammt noch aus der antiken Literatur und wurde auch von den mittelhochdeutschen Dichtern gerne aufgegriffen. Vgl. Hartmann (2000a), S. 164f.

körperlicher Liebe schreibt, wird diese zu „einer kulturellen Formung der menschlichen Sexualität“[539] und im Sinne Schnyders literarisiert.

Dass Amphlise auf so direkte Weise ihre Vorzüge gegenüber anderen Frauen, besonders gegenüber Herzeloyde herausstreicht, ist – wie die folgenden Liebesbriefe zeigen werden – durchaus ungewöhnlich. Nach Hartmann verstößt dieses Vorgehen sogar gegen die Regeln höfischen Anstands, „die der adligen Frau Bescheidenheit und Zurückhaltung auferlegen.“[540] Vorerst tut Amphlises minneschwangerer Brief aber seine Wirkung:

78,17	aldâ wart von Gahmurete geleistet Ampflîsen bete, daz er ir ritter wære[.]	Da wurde von Gahmuret Amphlises Bitte entsprochen, dass er ihr Ritter wäre.

Auf Betreiben der Berater Herzeloydes nimmt Gahmuret, der auf seine Weise immer noch an Belakane hängt, dann allerdings die Königin von Waleis, nicht die von Frankreich zur Frau, sodass dieser erste Liebesbrief des Textkorpus, der zwischen Befehl und Werbetext schwankt, nur vorübergehend von Erfolg gekrönt ist.

Ein zweiter Liebesbrief findet sich im 14. Buch des ‘Parzival’: Gramoflanz steht unmittelbar vor dem Kampf gegen Gawan, mit dessen Schwester Itonje ihn seit geraumer Zeit eine Fernbeziehung verbindet, wie die junge Frau ihrer Großmutter Arnive und diese im Anschluss Artus erzählt, nachdem Itonje erfahren hat, dass ihr Bruder und ihr Geliebter gegeneinander kämpfen sollen (Verse 710,9–712,30). Während man im engen Familienkreis berät, was zu tun sei, bringen Gramoflanz’ Boten den Brief mit dem Ringlein zu Bene, die ihn in Artus’ Gegenwart ihrer Herrin Itonje überreicht. Diese drückt ihn an ihre Brust, küsst ihn stellvertretend für den Geliebten und gibt ihn dann ihrem Onkel Artus, der daran Gramoflanz’ ganz und gar höfische Liebe erkennt:[541]

715	‘Ich grüeze die ich grüezen sol, dâ ich mit dienste grüezen hol. frouwelîn, ich meine dich, sît du mit trôste trœstes mich.	‘Ich grüße diejenige, die ich grüßen soll, da ich durch Dienst ihren Gruß erwerbe. Kleine Herrin, ich meine dich, da du mich durch Zuversicht zuversichtlich stimmst.
715,5	unser minne gebent geselleschaft: daz ist wurzel mîner freuden kraft. dîn trôst für ander trôste wigt,	Unsere Lieben schlafen miteinander im selben Saal: Das ist die Wurzel der Kraft meiner Freude. Deine Ermutigung wiegt stärker als [alle] anderen Ermutigungen,

[539] Schnyder M. (2008b), S. 7.

[540] Hartmann (2000a), S. 172.

[541] Brackert (1974), S. 7, erkennt im formelhaften Liebesbrief der höfischen Literatur den Ausdruck des höfischen Minneverhältnisses schlechthin: „[B]eschworen werden sittliche Kräfte, die die *minne* entbindet und entbinden soll; bestätigt werden vorgegebene Formen höfischen Minnedienstes, in denen sich ein Minneverhältnis bewegen muß, um beispielhaft und damit überhaupt erst darstellenswert zu sein. So muß auch im Brief stehen, was für alle, nicht was für diese beiden Liebenden gilt. Was aber allgemein gilt, findet seinen sprachlichen Ausdruck nicht in der individuellen Prägung, sondern in der Formel und deren Variation.“ Wer das bedenke, werde sich König Artus’ Urteil über Gramoflanz’ Brief anschließen, wenn „dieser, Mitte und Maß aller höfischen Formkultur, […] gestehen [muss], daß er, der sachverständige Urteiler, niemals vorher von so vollkommener Minne gehört hätte; denn da stand geschrieben, was der wahren Minne entsprach; hier, in diesem Brief, hatte die Minne ihren adäquaten Ausdruck gefunden“.

	sît dîn herze gein mir triwen pfligt.	weil mir dein Herz treu ist.
	du bist slôz ob mîner triwe	Du bist das Schloss meiner Treue
715,10	unde ein flust mîns herzen riwe.	und der Verlust meines Herzeleids.
	dîn minne gît mir helfe rât,	Deine Liebe steht mir mit Rat und Tat[542] zur Seite,
	daz deheiner slahte untât	sodass an mir niemals
	an mir nimmer wirt gesehn.	irgendein Unrecht erkannt wird.
	ich mac wol dîner güete jehn	Ich kann deiner Güte sicherlich
715,15	stæte âne wenken sus,	solche Beständigkeit zusprechen,
	als pôlus artanticus	mit der der Südpolstern
	gein dem tremuntâne stêt,	dem Polarstern gegenüber steht,
	der neweder von der stete gêt:	der sich unter keinen Umständen von der Stelle bewegt:
	unser minne sol in triwen stên	Unsere Liebe wird in Treue bestehen bleiben
715,20	unt niht von ein ander gên.	und nicht zerbrechen.
	nu gedenke ane mir, werdiu magt,	Nun vergiss mir nicht, edle Jungfrau,
	waz ich dir kumbers hân geklagt:	was ich dir an Kummer geklagt habe:
	wis dîner helfe an mir niht laz.	Lass nicht ab von deiner Hilfe mir gegenüber.
	ob dich ie man durch mînen haz	Wenn dich jemals jemand aus Hass auf mich
715,25	von mir welle scheiden,	von mir trennen will,
	so gedenke daz uns beiden	so denke daran, dass uns beide
	diu minn mac wol gelônen.	die Liebe reich belohnen kann.
	du solt froun êren schônen,	Du sollst die Ehre der Frauen hoch halten
	und lâz mich sîn dîn dienstman:	und mich dein Diener sein lassen:
715,30	ich wil dir dienen swaz ich kan.'	Ich will dir dienen, so gut ich kann.'

Auch dieser Liebesbrief ist rhetorisch fein gearbeitet, was etwa die Wortpaarungen *grüeze – grüezen*, *trôste – træstes*, *trôst – trôste* oder die zum Teil schon bekannten Metaphern – das *slôz ob mîner triwe* oder die *wurzel mîner freuden kraft* – zeigen. Inhaltlich jedoch unterscheidet sich Gramoflanz' Brief wesentlich von jenem der Amphlise: Gramoflanz spricht Itonje nicht von körperlicher Liebe oder stellt diese bestenfalls als Lohn und zukünftige Freude in Aussicht. Er ruft die Geliebte im Gegenteil dazu auf, die Ehre der Frauen hoch zu halten. Er will ihr Diener sein, nicht der Beherrscher ihrer Länder und ihres Körpers. Er spricht von Freude, Hilfe, Trost und Treue – lauter ideellen Gütern, die nichts mit Amphlises Angeboten zu tun haben. Nun hatte Gramoflanz, so könnte man argumentieren, bisher und im Unterschied zu Gahmuret noch gar nicht die Möglichkeit, sich Itonje körperlich zu nähern; die beiden sind einander noch nicht begegnet. Schnyder beschreibt die fehlende Erotik denn auch als Charakteristikum von Fernbeziehungen zwischen Menschen, die einander noch nie zu Gesicht bekommen haben: „Die Fernliebe (die Liebe zu einem noch nie gesehenen Du) besteht im Ideal des Ungesehenen, nur Gehörten. Sie ist ein eigentlich politisch-gesellschaftlicher Habitus und kennt keine Erotik."[543] Als Symbol für diese Fernbeziehung nennt Gramoflanz denn auch *pôlus artanticus* und *tremuntâne*. Arthur Thomas Hatto merkt an, dass ersterer, der *pôlus artanticus*, im 'Willehalm' (Vers 216,6) richtig(er) *polus antarti-*

[542] Im Zusammenhang mit Wolframs 'Parzival' (Vers 108,18) merkt Hartmann (2000b), S. 327, an, die Formel *helfe und rât* (lat. *auxilium et consilium*) stamme aus dem Lehnswesen und beziehe sich auf das gegenseitige Verpflichtungsverhältnis zwischen dem Lehnsherrn und seinem Vasallen.
[543] Schnyder M. (2008b), S. 12.

cus heiße.[544] Es handelt sich somit um einen Südpolstern als Pendant zum Polarstern. In der kommentierten 'Parzival'-Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags 'übersetzt' Dieter Kühn Wolframs Formulierung mit *polus antarcticus*;[545] im Kommentarteil erklärt Eberhard Nellmann das originale *pôlus artanticus* als Entstellung des von Kühn verwendeten lateinischen Ausdrucks. Gemeint sei in der mittelalterlichen Astronomie damit ein Stern am südlichen Himmelspol.[546] Auf die folgende Versezeile bezogen erklärt Nellmann, dass die Bezeichnung *tremuntâne* vom altfranzösischen Wort *tresmontane* abgeleitet sei und den Nord- oder Polarstern meine. Und er fügt hinzu:

> Am *artanticus* und am *tremontan* ist – nach *Jüng. Titurel* 4805f. – die Achse des Firmaments befestigt. Insofern der Polarstern sich (scheinbar) nicht von der Stelle bewegt, ist er ein Musterbeispiel der *staete* […].[547]

Als solches, genauer: als letzten Garanten für Beständigkeit erkennt ihn im 'Jüngeren Titurel' nach Gamurets Tod übrigens auch Herzeloyde an, wenn sie nach Gamurets Tod klagt, dass *diu werdicheit der stæte můz sich nu richten nach dem tremontane* (Strophe 1095,4; der Wert der Beständigkeit muss jetzt am Polarstern gemessen werden), *sit man so lihticlichen den adamas zubricht mit swacher tæte* (Strophe 1095,2; da man [sogar] den Diamant so einfach durch eine niederträchtige Handlung zerstört). Zu denken gibt in Bezug auf Gramoflanz nur, dass er sich eigentlich als *polus antarcticus*, nicht als *tremuntâne* bezeichnet. Nach heutigem Wissen ist er darum der fiktive, der nur geglaubte Stern, während Itonje den (scheinbar) unbeweglichen Polarstern verkörperte. Für Wolfram und Gramoflanz wesentlich ist hingegen ein anderer Aspekt: jener der Beständigkeit bezüglich der Positionierung der Sterne, die allerdings auch bedingt, dass die beiden Sterne einander nicht treffen können. Wenn ich das mittelalterliche Welt- und Himmelsbild richtig verstehe, 'sehen' die beiden einander nicht einmal, da sich ihnen das gesamte Himmelsgerüst mit der Erde als Mittelpunkt in den Weg stellt.[548]

Die Voraussetzungen der Liebe zwischen Gramoflanz und Itonje sind demnach vollkommen andere als für nur momentan getrennte Partner, wie Amphlise und Gahmuret es waren und

[544] Hatto (2010), S. 339, Anmerkung 6.
[545] Parzival (1994), Vers 715,16.
[546] Nellmann (1994), S. 753.
[547] Nellmann (1994), S. 753.
[548] Die astronomische Metaphorik im Zusammenhang mit Liebe und (Un-)Beständigkeit hält sich im Übrigen bis in die Gegenwart, wenn etwa in dem Lied 'Stern der Erinnerung' auf dem Album 'Fünf Sterne Punks' der Band Wilde Zeiten der Refrain lautet: „Und wenn du fliegen gehst um die Welt zu sehn – Und wir Kometen sind die sich nicht wieder sehn – Wird am Himmel mal ein Stern der Erinnerung für uns beide stehn – Für uns beide stehn". Populärer ist hingegen sicherlich der mehrfach, zuletzt (?) von DJ Ötzi interpretierte Titel 'Ein Stern, der deinen Namen trägt', der die gleiche Metaphorik aufruft. Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

wie auch Willehalm und Amelie, Reinfrid und Yrkane[549] es sein werden. Der Punkt ist aber: Gramoflanz bekommt Itonje zur rechtmäßig angetrauten Ehefrau; Amphlise hat Gahmurets körperliche Liebe bereits genossen und ist im höfischen Denken, das die Keuschheit der zukünftigen Ehefrau über alles stellt, keine ideale Partie mehr.

Christoph März hat in einem Aufsatz herauszufinden versucht, warum die französische Königin nicht nur Gahmuret nicht zum Mann bekommt, sondern warum sie nach ihrem Auftritt im zweiten Buch des 'Parzival', der im Grunde gar kein Auftritt ist, weil sie am Handlungsgeschehen nur über den von ihr gesandten Brief beteiligt ist,[550] *ad acta* gelegt und (beinahe) vergessen wird. Seine Argumentation beschränkt März dabei nicht auf den 'Parzival', in den Amphlise als eine der ganz wenigen Figuren auch genealogisch nicht eingebunden ist.[551] Vielmehr interpretiert er die Amphlise-Figur bzw. Wolframs Verhältnis zu ihr auch auf Grundlage des 'Titurel', in dem Amphlise wiederum nicht persönlich, sondern nur als Erinnerung Herzeloydes in Erscheinung tritt, was März aber nicht aus der Handlung, sondern aus der Haltung Wolframs gegenüber seiner Figur erklärt:

> Schien es im 'Parzival' so, als sei Anphlise eine persona non grata für den Roman, so kann man, den 'Titurel' im Blick, den Eindruck gewinnen, Anphlise sei Wolfram selbst nicht ganz geheuer. Er läßt sie mit dem Vorwurf der schönen Rede belasten – eine Spur dahin war schon im minnegetränkten Brief an Gahmuret angelegt –, mit dem Vorwurf der literarisierten Minne. Anphlise mag also auch deswegen nicht ins Buch gekommen sein, weil sie selbst nur ein Buch darstellt, ein Minne-*know-how*.[552]

Die französische Königin gilt März demnach als schriftliche Repräsentation der Liebe, die in Wolframs dem tätigen Leben zugewandtem 'Parzival' keinen Platz gehabt habe und im 'Titurel' sozusagen kritisiert werde. Über Wolframs mögliche Konzeption des 'Titurel' als Kritik am Umgang mit Schriftlichkeit handelt ein anderes Kapitel.[553] Ich will hier deshalb nur noch ein Argument aufgreifen und damit an meine durch den Verweis auf März unterbrochene Interpretation anknüpfen.

Wie aus der zitierten Textpassage deutlich wird, wählt März die Namensform 'Anphlise'. Er begründet diese Entscheidung damit, dass diese die in den besten Wolframhandschriften nahezu einhellig überlieferte Form sei. Abgesehen von Wolfram sei der Name vor allem aus der

---

[549] Reinfrid und Yrkane vereinen beide Aspekte: die Fernliebe zwischen Unbekannten und die treue, durch Briefe bestärkte Liebe zwischen zwei Menschen, die einander bereits begegnet sind. Denn Reinfrid verliebt sich nur aufgrund von Gehörtem in Yrkane; die Briefe zwischen den beiden getrennten Liebenden werden aber erst getauscht, nachdem man einander persönlich kennen gelernt hat. Vgl. Textpräsentation des 'Reinfrid von Braunschweig'.

[550] März (1992), S. 22, schreibt: „Sie selbst hat diesen Auftritt gar nicht; sie lebt außerhalb der Buchdeckel und schickt lediglich einen Kaplan und einen Brief ins Buch."

[551] März (1992), S. 25, stellt zur Diskussion, ob Wolfram die Liebe zwischen Gahmuret und Amphlise nicht erzählt, „weil sie nirgendwohin führt, weil sie genealogisch blind bleibt? Denn […] auffällig ist als […] negative Bestimmung dieser einen, besonderen Frau in Wolframs Roman: Sie ist nicht in dem allseitigen Verwandtschaftsnetz des 'Parzival' geborgen – ja sie ist sozusagen gar nicht verwandt."

[552] März (1992), S. 36.

[553] Siehe Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'.

französischen Literatur bekannt.[554] Er kommt aber auch in dem lateinischen Liebestraktat ‘De amore’ des Andreas Capellanus[555] vor:

> Verhandelt wird da der Casus, daß ein Edelmann um eine Edeldame wirbt. Sie hält ihm vor, sein Begehren schade der Jungfrau, die, wenn sie entehrt sei, zukünftigem Unglück entgegensehen müsse. Der Mann entgegnet mit einem Griff in seinen literarischen Fundus: Eben dies hätten Anphlise, Isot und Blanceflor geschehen lassen und es habe ihnen nicht geschadet; sexuelle Erfahrung sei der Frau nur förderlich[.][556]

Damit wäre Amphlise bereits über ihren Namen als Figur mit sexueller Erfahrung, als im Unterschied zu Herzeloyde nicht mehr jungfräuliche Königin, charakterisiert. Und als solche ist sie, ich wiederhole mich, für Gahmuret keine ideale Partie mehr.

Sowohl der Brief der Amplise als auch der des Gramoflanz sind aller Wahrscheinlichkeit nach die jeweils letzten einer Reihe von Briefen, die im ‘Parzival’ selbst nicht genannt, zum Teil lediglich im ‘Titurel’ angedeutet werden.[557] Anders gestaltet sich die Sache im ‘Willehalm von Orlens’, wo wir eine ganze Abfolge von Briefen sogar in ihrem Wortlaut wiedergegeben finden, weshalb Christoph Huber von einem „erste[n] Liebesbriefwechsel“[558] und einer damit von Rudolf von Ems gesetzten „literaturgeschichtlichen Landmarke“[559] spricht. Es empfiehlt sich, diesen Briefwechsel – ebenso wie die Einzelbriefe von Amphlise und Gahmuret – in ihrer sprachlichen und inhaltlichen Erscheinung genauer unter die Lupe zu nehmen.

Auf Amelies Aufforderung hin hat sich Willehalm von seinem Ziehvater Jofrit zum Ritter machen lassen und bereitet sich jetzt auf das Turnier in Komarzi vor. Dort erreicht ihn Amelies erster Brief, überbracht von dem Boten Pitipas. Das Schreiben (Verse 6277–6320) entspricht in seinen Grundzügen der von Hartmann an Amphlises Brief aufgezeigten Gliederung in Gruß, Liebesbekenntnis, Bitte und Schluss, wobei das Liebesbekenntnis und die Bitte den Hauptteil des Briefs ausmachen. Zwischen Gruß und Hauptteil eingeschoben ist eine Selbstnennung der Absenderin, quasi der Briefkopf. Dabei fällt auf, dass Amelie sich selbst erstens über Willehalm definiert, indem sie sich als die Seine, nicht etwa als Tochter Reinhers oder Prinzessin von England bezeichnet, und dass, zweitens, der Gruß nahtlos in die Selbstnennung, diese wiederum nahtlos in die Beschwörung der gegenseitigen Liebe übergeht:

	[…]	
6285	Frúntschaft, lieb und alles gůt	Freundschaft, Liebe und alles Gute
	Und dar zů dienstlichen můt	und dazu eine dienstfertige Haltung

[554] März (1992), S. 33f.
[555] März (1992), S. 35, verweist wohl zu Recht auf die Parallele zwischen Andreas Capellanus und dem Kaplan, *kappelân* (Vers 76,8), der im ‘Parzival’ Amphlises Brief überbringt.
[556] März (1992), S. 34. – Vgl. Über die Liebe (2006), S. 126.
[557] Zu den Liebesbotschaften zwischen Amphlise und Gahmuret vgl. Kapitel ‘Einmal Schriftkritik – und zurück?’
[558] Huber (2008), S. 126f.
[559] Huber (2008), S. 127.

	Enbútet dir, vil súzer man,	entbietet dir, süßester Mann,
	Din lieb das dir wol liebes gan,	deine Liebste, die [ich] dir viel Liebes gönne,
	Ich din Amalýe,	ich, deine Amelie,
6290	Din liebú trut amýe.	deine liebe traute Freundin.
	Von schulden wil ich haisen din,	Mit Recht will ich die Deine genannt werden,
	Wan ich bin din und du min	denn ich bin dein und du mein
	Mit herzen und mit sinnen,	mit Herz und Sinn
	Mit also ståten minnen	[und] mit so beständigen Liebesgedanken,
6295	Die nieman under úns baiden	die keiner von uns beiden
	Der liebe kan geschaiden.	von der Liebe trennen kann.

Was für Amphlise die *minne*, ist für Amelie die *liebe*, denn allein in diesen zwölf Verszeilen wird fünfmal eine Form des Worts *liebe* genannt. Damit sind die Verse 6285–6296 symptomatisch auch für den Rest des Briefs: In ihm spricht Amelie 16 Mal von *liebe* und ihren Derivaten.[560] Eine genauere Lektüre zeigt allerdings, dass sich diese 16 Nennungen auf den Gruß und die Darstellung der gegenseitigen Liebe beschränken, denn in der Bitte an Willehalm, ihr, Amelie, treu zu bleiben und ihr den Sommer über als ihr Ritter zu dienen, findet sich das Wort *liebe* genau so wenig wie in der kurzen Schlussformel, mit der Amelie ihren Willehalm und sein *werdes leben […] in Gottes pfleg* (Verse 6319; wertes Leben in Gottes Obsorge) ergibt. Damit sind Gruß und Liebesbekenntnis auch sprachlich von Bitte und Schluss abgehoben.

Amelies Ziel ihrer sehr formelhaften, aber nicht zu missverstehenden Anrufung der *liebe* ist es, die Dienst- und Liebesbeziehung zu stärken, bevor Willehalm einerseits an sein gegebenes Versprechen erinnert, ihm andererseits der Lohn für seine Rittertaten in Aussicht gestellt wird. Im gesamten Brief arbeitet Amelie besonders auf der Ebene der Sprache, denn inhaltlich bietet ihr Schreiben weder dem Empfänger Willehalm noch dem Rezipienten des Romans neue Information.

Willehalm kämpft also als Amelies Ritter und kann auch einige Siege verbuchen. Anschließend verfasst er eigenhändig, wie im Text betont wird (Vers 6835), ein Antwortschreiben (Verse 6847–6906), in dem er den Formulierungskünsten seiner Geliebten um nichts nachsteht. Eine für den höfischen Minnediskurs typische Metapher folgt der anderen, wenn Willehalm seine Amelie schon in der ersten Zeile als *aller tugende an spiegel glas* (Vers 6847; ein Spiegel aller Tugend), in der zweiten als *crôn, […], blůme [und] adamas / wiplicher gůte* (Verse 6848f.; Krone, Blume und Diamant[561] weiblicher Güte) usw. bezeichnet. Im Anschluss an den so gearteten Gruß spricht Willehalm an, was Amelies Liebe an ihm bewirkt bzw. was er um dieser Liebe willen zu tun oder zu sein bereit ist. Diese indirekte Darstellung der positiven Macht der Liebe leitet über zu Willehalms Dienstversprechen, mit dem er unmittelbar auf

[560] Meyer (2004), S. 415f., bringt diese Passage mit Willehalms und Amelies Hochzeitsnacht (Verse 13947–13961), die ebenfalls durch ein sprachliches Übermaß an *liebe* beschrieben wird, in Verbindung.
[561] Zum Diamant vgl. Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’.

Amelies Brief Bezug nimmt. In dieses Dienstversprechen eingeschoben ist eine abermalige Beschwörung der Liebe und ein Lob der *vrǒwe* (Vers 6876) bzw. *frǒwe* (Verse 6881 und 6889). Ein Lob Amelies und ihrer Tugenden mischt sich sogar noch in die Schlusszeilen, mit denen Willehalm die Geliebte Gott anempfiehlt.

Willehalm vertraut den Brief dem treuen Pitipas an, der ihm denn auch alsbald Amelies Antwortschreiben (Verse 7559–7616) zukommen lässt, wobei er betont, dass der Brief Amelies Liebe und Ergebenheit besser zum Ausdruck bringe, als er, Pitipas, es je könnte (Verse 7552–7556). Der Beginn von Amelies zweitem Schreiben an Willehalm gleicht jenem des ersten, wenn in den ersten drei Zeilen viermal *liebe* bzw. *lieb* vorkommt. Auch die folgenden Verszeilen, in denen Amelie Willehalm zugleich grüßt und lobt (Verse 7562–7567), sind sprachlich dem ersten Brief vergleichbar. In den Verszeilen 7568–7563 verleiht Amelie ihrem Wunsch Ausdruck, Willehalm möge erfolgreich – oder glücklich?[562] – sein, jedenfalls aber möglichst bald wohlbehalten zu ihr zurückkehren. Es folgt eine lange Bezugnahme auf Geschehnisse in Komarzi und am Poye, wo Willehalm Turniere ritt bzw. reitet und worüber sie in seinem Brief gelesen und zusätzlich von Pitipas gehört hat. Zum Teil auch hier die bekannten Phrasen des höfischen Minnediskurses einsetzend, drückt Amelie sich doch – auch und gerade für ihre Verhältnisse – sehr klar aus, wenn es darum geht, was sie zu Willehalms Glück und ihrer eigenen Ehre zu akzeptieren bereit ist und womit die Grenze ihrer Akzeptanz gegenüber fremden Frauen überschritten wäre. Nachdem sie nämlich den Wunsch geäußert hat, Willehalm möge der Ruhm zuteil werden, dass er als Sieger des Turniers Kuss und Sperber gewinne (Verse 7592–7595), meint sie:

	Wirt dir alsolher pris genant,	Wird dir ein solcher Preis zuerkannt,
	Des bin ich herzeclichen vro	bin ich von Herzen froh
	Und gan dirs wol. geschiht ez so	und gönne es dir sehr. Kommt es,
	Das ich ez niht engelten sol,	dass ich es dir nicht vergelten kann,
7600	So gan ich dir der eren wol	so gönne ich dir die Ehre sehr
	Und ir von der si dir geschiht;	und [auch] ihr, von der sie dir zuteil wird;
	Ich gan ir aber fúrbas niht	ich gönne ihr aber nicht,
	Das si dekainen pris an dir	dass sie irgendeinen Preis an dir erjage,
	Bejage der gen dir werre mir.	der dich von mir entfernt.

Daran schließt Amelie die Aufforderung zur Beständigkeit sowie zur Rückkehr vor dem Wintereinbruch an, weil man sich andernfalls nicht auf die Schiffbarkeit des Meeres verlassen könnte (Verse 7605–7613). Fast scheint es, als wäre die Realität in die schriftlich erzeugte Idylle der ersten beiden Briefe eingebrochen.

[562] Das in Vers 7570 gebrauchte Adjektiv *salic*, standardisiert *sælic*, meint nach Lexer (1992), S. 175, '*sælde* habend oder verdienend', 'zum Glück bestimmt', 'glücklich', 'gesegnet' usw. Dabei wäre 'Glück haben' in Willehalms Fall natürlich mit 'Erfolg haben', 'glücklich sein' eben mit 'erfolgreich sein' gleichzusetzen.

Den Schluss des Briefs bilden auch dieses Mal drei Verszeilen, in denen Amelie ihren Liebsten, sein Glück und sein Leben in *Gottes phleg* (Verse 7616) ergibt.

Im Turnier am Poye gewinnt Willehalm tatsächlich den Sperber, der ihm von der Tochter des Grafen Olivier überreicht wird (Verse 7837–7896). Wenig später verfasst er – wieder eigenhändig (Vers 8020) – einen weiteren Brief (Verse 8025–8080) an Amelie. Statt eines Grußes bringt Willehalm in den ersten Verszeilen seine Sehnsucht nach der *vrŏwe* (Vers 8026) und ihrem *minneclichen lip* (Vers 8029) zum Ausdruck und geht dann dazu über, in blumigen Worten aufzuzählen, was Amelies Liebe bzw. die Liebe zu ihr bei ihm an Gutem bewirkt hat, wie sie sein Glück und seine Ehre stärkte und dass sie, Amelie, für alles verantwortlich zeichne, was er *mit ritterschefte* (Vers 8037) erkämpft hat. Erstmals richtet er dann eine Bitte an die Geliebte, nicht an ihm und seiner Liebe zu zweifeln,

	[…]	…
	Wan min sin und min gedanc	denn mein Sinnen und mein Denken
	Ståtecliche sint bi dir	sind beständig bei dir
	Und du naht und tac bi mir	und du [bist] Tag und Nacht bei mir
8055	In minem herzen tǒgen.	versteckt in meinem Herzen.

Damit, dass Amelie Tag und Nacht in Willehalms Herzen sei, ist natürlich wieder ein bekannter Minnetopos aufgerufen, ebenso damit, dass Amelies Liebe *in minem sinne / Besigelt* (Verse 8060; in meinem Geist versiegelt) ist. Anschließend reagiert Willehalm auf Amelies Aufforderung zur Rückkehr und verspricht seine baldige Heimkehr. Die offenbar obligatorische Anrufung Gottes bildet hier erstmals nicht ganz den Schluss des Briefs, da Willehalm seine Geliebte in den letzten dreieinhalb Zeilen noch dazu auffordert, ihm sein Leben lang ohne zu wanken zugetan zu sein, so wie er ihr.

In ihrem nächsten Schreiben geht Amelie allerdings kaum noch auf diesen Brief Willehalms ein, hat sie inzwischen doch andere Sorgen: Ihr Vater will sie mit Avenis von Spanien verheiraten. Auf Pitipas' Rat hin wendet sich die verzweifelte junge Frau zwar dennoch in einem Brief (Verse 8251–8286) an Willehalm, doch fällt der Text anders aus, als zumindest der heutige Leser erwartet haben mag: Auf einen vergleichsweise kurzen, nur drei Verszeilen umfassenden Gruß, folgt eine lange Beschwörung der gegenseitigen Liebe, die hier jedoch als der Vergangenheit zugehörig beschrieben wird (Verse 8254–8278). Es geht um den Abschied, den Trennungsschmerz, die topische, in der Literatur allerdings durchaus begründete[563] Befürchtung, ohne Willehalm nicht leben zu können, und schließlich die Furcht davor, Willehalm könnte eine andere Frau lieb gewinnen. Weder findet sich in diesen Zeilen eine Erklärung für die als unvermeidlich dargestellte Trennung noch eine Bitte zur Rettung oder gar ein

[563] So ist ja zum Beispiel schon Willehalms Mutter Ylie aus Schmerz über den Tod ihres Mannes gestorben. Vgl. Textpräsentation des 'Willehalm von Orlens'.

Plan, wie diese vonstatten gehen könnte. Geboten wird ausschließlich eine Liebesklage der Amelie – Klage nicht darüber, dass der Angebetete die Liebe nicht erwidert, sondern darüber, dass die gegenseitige Liebe nicht gelebt werden kann.

Den Abschluss des Briefs bildet eine auffällig lange und eigentlich doppelte Anrufung Gottes:

	[‘]Sålich lip, nu wil ich	‘Seliger Leib, so will ich dich
8280	Dem hôhsten Got ergeben dich,	dem höchsten Gott anvertrauen,
	Und wil dem lip ain urlub han,	und will dir körperlich Lebwohl sagen,
	Urlubes das herze erlan:	das Lebwohl dem Herz [aber] ersparen:
	Das sol iemer bi dir sin.	Das wird immer bei dir sein.
	Nu pfleg din Got, geselle min,	Nun nehme Gott sich deiner an, mein Freund,
8285	Und vůge dir gut und ere	und bewahre dir immer mit Glück
	Mit salden iemermere!’	Besitz und Ehre!’

Hat bislang dessen Nennung in den Schlusszeilen ausgereicht, doppelt Amelie diesen Schluss jetzt quasi, indem sie Willehalms Schicksal zweimal Gott überantwortet. Da sie in Zukunft nicht für Willehalm sorgen und sein Leben auch in keinem zukünftigen Brief mehr in Gottes Hände legen kann, kommt es hier wohl zur Wiederholung der sonst üblichen Schlussformel. Doppelt hält besser – oder sicher ist sicher, wenn man schon keine gemeinsame Zukunft hat. Warum die Liebesbeziehung ein Ende haben soll und die Geliebten Abschied voneinander nehmen müssen, verrät Amelie allerdings mit keinem Wort. Genauso wenig hat sie ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, Willehalm möge sie Avenis im Kampf abgewinnen, was doch, so Pitipas (Verse 8225–8230), der Zweck des Schreibens ist. Stattdessen geht Amelie völlig in ihrer Rolle der klagenden Liebenden auf, die bereit ist, sich dem väterlichen Willen zu unterwerfen und ihre Liebe den Konventionen zu opfern. Ohne Pitipas, der auch diesen letzten Brief überbringt und ihm eine Erklärung der Situation vorausschickt (Verse 8536–8558), wüsste Willehalm gar nicht, was Sache ist. Verwunderlich nur, dass sich innerhalb der Handlung niemand darüber wundert.

Man fragt sich, warum diese Briefe innerhalb des Romans überhaupt in ihrer gesamten und beträchtlichen Länge wörtlich zitiert werden. Der Aufbau der Briefe ist jedes Mal ähnlich: Einem Gruß folgt die Beschwörung der gegenseitigen Liebe mit nachfolgender Bitte um Dienst, Beständigkeit und/oder Rückkehr, bevor der Brief mit einem Verweis auf Gottes Sorge und Gnade endet. So weit die Entsprechung der mittelalterlichen Briefstillehre, wie Hartmann sie in Grundzügen bereits für Amphlises Brief feststellte (siehe oben), wobei es sich natürlich schon aus rein pragmatischen Gründen empfiehlt, den Gruß an den Beginn und die Schlussformeln ans Ende des Briefs zu schreiben. Zudem fließt das von Hartmann angesprochene Liebesbekenntnis bei Willehalm und Amelie in alle Teile der Briefe ein; es ist der

Grundtenor ihres Schreibens.[564] In den Hauptteil eingebaut sind im dritten und vierten Brief jeweils auch Bezüge auf etwas, das der Partner in seinem Brief geschrieben hat, sodass hier bedingt von Antwortschreiben gesprochen werden kann.

Wirft man außerdem einen Blick auf den Umfang der einzelnen Teile des Briefwechsels, lässt sich eine Steigerung, ein Höhepunkt und ein Abschwellen erkennen: Amelies erster Brief umfasst 44 Verszeilen, wird von Willehalms Brief mit 60 Verszeilen übertroffen, bevor mit Amelies 63 Zeilen umfassendem, insgesamt drittem Brief der Höhepunkt (mit der Aufforderung zur Rückkehr!) erreicht ist. Willehalms Antwort darauf hat mit 56 Verszeilen schon wieder an Länge abgenommen, bevor mit Amelies letztem Brief ein inhaltliches wie umfangmäßiges Tief von nur 36 Zeilen erreicht wird.

Damit suggeriert ist eine Zusammengehörigkeit dieser fünf Briefe. Diese Zusammengehörigkeit scheint aufgrund der Einbettung der Einzelbriefe in den Handlungsverlauf eigentlich auf der Hand zu liegen, selbst wenn die Bezugnahme auf zuvor Geschriebenes nicht in dem Maß gegeben ist, in dem man heutzutage wohl damit rechnet.[565] Sie zeigt die Übertragung der unmittelbaren mündlichen Kommunikation auf die Ebene der Schrift, obwohl es sich dabei selbstverständlich um eine zerdehnte Kommunikation handelt, da die Zeit des Lesens und Schreibens, besonders aber die des Botengangs dazwischen liegt.[566] Andererseits sind die einzelnen Briefe aber strukturell und besonders sprachlich hochgradig stilisiert. Zudem gibt es keinen markanten Unterschied zwischen Amelies und Willehalms Briefen. Beide bedienen sich einer rhetorisierten Sprache, beide sagen wenig Konkretes, beide halten sich an die Struktur von Gruß – Hauptteil – Schluss. Judith Klinger, die an der Konstanzer ‘Minnelehre’ die maskuline Monologizität des vermeintlichen brieflichen Minnediskurses aufzeigt, leugnet aus diesem Grund auch die Authentizität einer „monologische[n] Diskursstruktur“ im ‘Willehalm von Orlens’:

> Sie entleert sich selbst an jenem Punkt, wo pragmatisch orientierte Rhetorik ihre Durchschlagskraft erweisen und sprachliches in körperliches Handeln umgesetzt werden soll. Dieses Arrangement destruiert zugleich die höfische Inszenierung wechselseitigen Begehrens und eines gemeinsamen Minnediskurses im Briefwechsel, wie sie etwa im *Willehalm von Orlens* und *Wilhelm von Österreich* zu finden

[564] Brackert (1974), S. 6, Fußnote 13, stellt für die mittelhochdeutschen Autoren nach Wolfram – ausdrücklich auch für Rudolf von Ems, siehe Brackert (1974), S. 13, Fußnote 38 – die Abwendung von der strikten lateinischen Tradition des fünfteiligen Aufbaus, der der Bitte (*petitio*) einen erzählenden, zur Bitte hinführenden Teil (*narratio*) voranstellte, fest. Seiner Meinung nach „fallen bei ihnen die Kernstücke des lateinischen Briefes, die *narratio* und die *petitio* fort, bzw. sind stark generalisiert und auf ein Minimum reduziert.“

[565] Nichtsdestotrotz merkt Brackert (1974), S. 9, Fußnote 20, meines Erachtens ganz richtig an: „Es handelt sich tatsächlich um einen Briefwechsel, nicht nur um eine Sammlung einzelner Briefe, wenn man auch bei dieser Art von Briefen nicht erwarten darf, daß sich dies an sachlichen Korrespondenzen erweist. Aber durch die Weiterführung von Gedanken und die Wiederaufnahme von Begriffen bestehen feine Verbindungen zwischen den Einzelbriefen.“

[566] Speziell für den ‘Willehalm von Orlens’ vgl. Wenzel F. (2000), für das deutsche Mittelalter im Allgemeinen Wenzel H. (2007f).

> sind. Stattdessen läuft sie auf zu einer durch und durch asymmetrischen Konstruktion männlicher Selbst-Befriedigung an und in sich selbst.[567]

Gegen das Postulat der Stilisierung und Rhetorisierung der Briefe innerhalb der Romanhandlung und die möglicherweise mangelhafte Umsetzung des sprachlichen Handelns lässt sich grundsätzlich nichts einwenden. Aber kein neuzeitlicher Leser wird den Briefen vorwerfen wollen, sie seien nicht 'echt', ist doch der ganze Roman nicht 'echt'. Auch stammen selbstverständlich sämtliche aus dem 'Willehalm' zitierten Briefe aus Rudolfs von Ems Feder, haben somit einen männlichen Urheber. Ob sie deswegen aber als „durch und durch asymmetrische[] Konstruktion männlicher Selbst-Befriedigung" bezeichnet werden sollten, wage ich zu bezweifeln. Zu verurteilen, dass mittelalterliche Literatur aus einer männlich dominierten Perspektive verfasst wurde, trägt meines Erachtens wenig zu ihrem Verständnis und jenem ihrer Funktion für die – männliche wie weibliche – Rezipientenschaft bei. Um diese Funktion für die Rezipientenschaft geht es mir hier nämlich. Sowohl die einzelnen Briefe als auch der gesamte Briefwechsel im 'Willehalm von Orlens' sind nach einem bestimmten Muster aufgebaut, das die inhaltliche Komponente und den Handlungszusammenhang in den Hintergrund treten lässt.[568] Christine Wand-Wittkowski meint denn auch:

> Rudolf von Ems, einer der gelehrtesten mittelhochdeutschen Autoren und kenntnisreicher Rhetoriker, erweist sich bei der Liebesbriefkonzeption durchweg als formbewußter Briefgestalter […]. Mit der Liebesbotschaft wird formale Briefkunst vorgeführt.[569]

Möglicherweise soll oder kann sich also der Rezipient, genau so natürlich wie die Rezipientin, des Romans bei der Abfassung eigener Briefe in Bezug auf Aufbau und Sprache ein Vorbild an diesen literarischen Mustern nehmen, indem er oder sie sie – und hier geraten wir schon ins Stottern – mit eigenen Inhalten füllt.[570] Reale Personen könnten sich beim Formulieren eigener Briefe also an den in der Literatur bereitgestellten Vorlagen orientiert haben. Einen Hinweis darauf geben meiner Meinung nach auch die kurzen Erzählerkommentare zu Beginn der Schreiben, die sich direkt an die impliziten Leser oder auch Hörer des Romans wenden, so-

[567] Klinger (2002), S. 289.

[568] Mayser (1935), S. 139, spricht von „Wortfülle und Inhaltsleere". – Die Inhaltsleere beschränkt sich im 'Willehalm von Orlens' denn auch nicht auf die Liebesbriefe, sondern findet sich – sofern sich Leere überhaupt finden lassen kann – auch in dem Brief des dänischen Königs Witechin an den norwegischen König Amelot (Verse 10554–10580), insofern auf eine vergleichsweise lange Einleitung bzw. Anrede nur die Aufforderung folgt, zwei Länder, über die Amelot zu Unrecht herrsche, von Witechin als Lehen zu nehmen. Weder werden die Namen der Länder genannt, noch konkrete Vorschläge bezüglich der weiteren Vorgehensweise gemacht. Zwar ergänzen der Bote und die – nicht wörtlich wiedergegebenen – Briefe von Gierrart von Estland und Gutschart von Livland immerhin ein paar wenige Details, nennen die Namen der Länder aber auch nicht (Verse 10617–10652).

[569] Wand-Wittkowski (2000a), S. 71f.

[570] Den Vorbildcharakter des 'Willehalm von Orlens' postulieren neben Xenja von Ertzdorff (siehe unten) etwa auch Joachim Heinzle (1993), S. XII, der Rudolfs Text „als Fürstenspiegel für den jungen Stauferkönig Konrad (IV.)" verstanden wissen will, oder Matthias Meyer (2004), bes. S. 404–414, der die didaktische Absicht des Texts aufzeigt. Zur intendierten Vorbildfunktion des 'Willehalm von Orlens' vgl. auch Meyer (2004), S. 404, inklusive Fußnote 4. Brackert (1968), S. 220f., will das Werk zwar nicht als Fürstenspiegel, abgeschwächt aber als Fürstenunterweisung verstanden wissen.

dass der jeweilige Brief nicht eigentlich für die Figuren, sondern vielmehr für das höfische Publikum verfasst zu sein scheint. So heißt es vor dem zweiten Brief, dem ersten Brief Willehalms an Amelie: *Mit welchen worten und wie, / Das wil ich iu nu sagen hie* (Verse 6845f.; mit welchen Worten und wie [der Brief abgefasst war], das will ich euch jetzt hier sagen). Der dritte Brief, Amelies zweiter Brief an Willehalm, wird mit den Worten eingeleitet: *Nu hœren was er dar an vant* (Vers 7558; nun hört, was er [*scil.* Willehalm] darin fand)! Ganz ähnlich lautet die Aufforderung an das Publikum vor Beginn des vierten Briefes: *Nu hœrent wie er geschriben was* (Vers 8024; nun hört, wie er geschrieben war)! Freilich ist dieses Kriterium alleine noch nicht ausschlaggebend dafür, diese fünf Briefe als Musterbriefe anzusehen, tritt es doch beileibe nicht nur in Rudolfs 'Willehalm von Orlens' auf, sondern findet sich etwa auch im 'Reinfrid von Braunschweig', wenn es unmittelbar vor Yrkanes zweitem, langem Brief heißt: […] *dar an er vant / geschriben, daz tuon ich iuch kunt / iezent hie an dirre stunt* (Verse 24520–24522). Im Verband mit den anderen Indizien stützt es meines Erachtens aber die These, dass Rudolf von Ems seinen Rezipienten hier im Rahmen seines Romans Musterbriefe zur Verfügung stellt. So werden in den Briefen zwischen Amelie und Willehalm ja auch beinahe sämtliche Situationen, in denen Liebende sich befinden können, durchgespielt, also verschiedene situationsgebundene Muster angeboten. Die konkreten Bezugnahmen auf zuvor Gesagtes oder Erbetenes könnten von den Briefschreibern, die sich der Vorlagen bedienen, entweder ersetzt oder auch nur leicht verändert werden, wenn es sich ohnehin um für den – fiktionalen – höfischen Liebesdiskurs so topische, im realen Liebesbrief vielleicht metaphorische Wendungen wie die Bitte, sich als Minneritter zu bewähren, handelt. Gerade indem Amelies und Willehalms Briefe keinen bestimmten Zweck formulieren, sondern die Liebe mit unterschiedlichsten Worten und in unterschiedlichen Kontexten beschreiben, sind sie für entsprechend gebildete, schriftkundige Liebende in vielerlei Situationen verwendbar. Sich nicht direkt auf die Briefe, sondern auf Konzeption, Inhalt und Darstellungsweise beziehend attestiert Xenja Ertzdorff dem 'Willehalm von Orlens' in ihrer Habilitationsschrift denn auch

> eine gleichsam kulturpädagogische Aufgabe in dem Milieu hoher staufischer Reichsbeamter, in dem er entstand. Die Beispielhaftigkeit der Dichtung im gebildeten lateinischen Literaturverständnis ist hineingenommen in diesen höfischen Gesellschaftsroman.[571]

Mögliche Wechselbeziehungen zwischen literarischen und damit fiktiven/fiktionalen Liebesbriefen auf der einen und pragmatischen, also 'realen', (Vers-)Liebesbriefen auf der anderen Seite untersuchen sowohl Wand-Wittkowski[572] als auch Martin J. Schubert. Beide sprechen

[571] Ertzdorff (1967), S. 229.
[572] Die konkrete Textarbeit nimmt Wand-Wittkowski an den 'Konstanzer' und den 'Zürcher Liebesbriefen' vor und prüft dabei die These, dass es sich bei ersteren um einen Briefsteller handelt, wohingegen die zweite Samm-

die Schwierigkeit an, tradierte Briefe eindeutig einer der beiden Sphären zuzuordnen, ja Schubert meint sogar, angeblich reale Liebesbriefe würden sich schon allein aufgrund ihrer Überlieferung der Fiktionalität verdächtig machen.[573] In ihrem Aufbau durchaus vergleichbar, ließe sich der fiktionale bzw. der Status als Musterbrief, der gleichfalls an keinen 'realen' Adressaten gerichtet ist, meist nur dadurch festmachen, dass er in rhetorische Unterweisungen eingebettet sei. – Oder eben in einen Romantext, könnte man ergänzen. – Der pragmatische Brief wiederum könne sich durch eindeutige Bezugnahmen auf konkrete Kommunikationssituationen oder Briefpartner auszeichnen.[574] Die Möglichkeit, dass literarische Briefe als Musterbriefe dienten, ist demnach aufgrund ihrer beider Ähnlichkeit mit tradierten, höchst wahrscheinlich pragmatischen Briefen gegeben.[575] Indizien dafür, dass Briefe und briefähnliche Texte als Vorlagen zur Abfassung eigener Versliebesbriefe gedient haben, gibt es nach Wand-Wittkowski noch im 16. Jahrhundert.[576]

Dem Vorwurf der Inhaltsleere von Willehalms und Amelies Briefen ist jedoch noch mit einem weiteren Argument zu begegnen: damit, dass der eigentliche Inhalt von Liebesbriefen zumeist ja gerade in der Darstellung der eigenen Liebe besteht.[577] Hätte Amelie in ihrem letzten Brief ihre Situation ausführlich geschildert, Willehalm zur Hilfeleistung aufgefordert und womöglich noch einen detaillierten Plan zu ihrer Befreiung beigelegt, hätte der Brief, wie von Pitipas zuvor angedeutet, einem bestimmten Zweck gedient und dessen Formulierung bestenfalls mit Elementen des Liebesbriefs dekoriert. Walter Haug, der den 'Willehalm von Orlens' als Kontrafaktur des gottfriedschen 'Tristan' liest,[578] versteht die Briefe, besonders Amelies letzten, im wahrsten Sinn des Wortes trauervollen Brief darum auch als Ausdruck und Ort der individuellen Liebeserfahrung, dem die äußere Handlung mit ihren politischen Problemlösungsstrategien gegenüber steht.[579] Indem Amelie und genau so auch Willehalm in ihren Briefen fast ausschließlich die gegenseitige Liebe thematisieren, schreiben die beiden also die einzigen und in ihrer gesamten Länge zitierten 'echten' Liebesbriefe des gesamten Untersuchungskorpus. Von Flore und Blanscheflur steht zwar Ähnliches zu erwarten, ihre Schreiben werden in Konrad Flecks Roman aber nur erwähnt, nicht wiedergegeben.

---

lung aus Abschriften tatsächlich versandter Briefe bestehe. Siehe Wand-Wittkowski (2000a), S. 153–162, bes. S. 154.

[573] Schubert (1999), S. 35.

[574] Wand-Wittkowski (2000a), S. 144–153.

[575] Brackert (1974), S. 8, Fußnote 17, meint in Bezug auf Gramoflanz' Brief an Itonje denn auch: „Die Bedeutung, die solche Minnebriefe im Spätmittelalter hatte, erhellt daraus, daß sie in die Mustersammlungen der Briefsteller eingingen."

[576] Wand-Wittkowski (2000a), S. 149.

[577] Für diesen Hinweis auf das eigentlich Offensichtliche danke ich Michael Gerstenecker.

[578] Dagegen Heinzle (1993), S. XII.

[579] Haug (1989b), S. 649f. – Der von Haug postulierten, sich in den Briefen bemerkbar machenden Individualität widerspricht Meyer (2004), besonders S. 415.

Dass zumindest höfische Autoren sich bezüglich der Einarbeitung von Briefen in ihre Werke ein Vorbild an Vorgängern, dass sich in dieser Hinsicht konkret Johann von Würzburg in seinem 1314 abgeschlossenen[580] 'Wilhelm von Österreich' ein Vorbild an Rudolfs von Ems 'Willehalm von Orlens' genommen hat, meinen jedenfalls Eugen Mayser und Helmut Brakkert.[581] Doch auch literarische Figuren können sich bei der Abfassung ihrer Briefe ein Vorbild an anderen literarischen Figuren nehmen. Yrkane im 'Reinfrid von Braunschweig' jedenfalls tut genau das, wenn sie in ihrem Brief an den in der Ferne weilenden Ehemann wiederholt auf Ovids 'Heroiden' verweist und die schreibenden Frauen aus diesem Werk als Könnerinnen auf dem Gebiet der *ars dictaminis* anerkennt, an die sie selbst niemals heranreiche. Doch dazu später. In ihrem ersten Brief an Reinfrid beruft Yrkane sich noch nicht auf wie auch immer geartete Vorbilder. In einer ähnlichen Situation wie Amelie – sie soll zwar nicht verheiratet werden, braucht aber genau so dringend wie ihre literarische Vorgängerin einen Mann, der sich für sie einsetzt, da sie als Frau nicht selbst für ihr Recht kämpfen kann[582] – wendet auch sie sich in einem Schreiben an den von ihr geliebten und sie liebenden Mann. Dieses Schreiben hat allerdings wenig mit Amelies merkwürdig inhaltsleerem letzten Brief zu tun.[583] Schon der Beginn gestaltet sich völlig anders, da Yrkane ihren Reinfrid nicht eigentlich grüßt, sondern ihr Schreiben mit einer Aufzählung dessen, was die Liebe zu ihm ihr an Schönem und Unangenehmem zufügt, eröffnet. Es fällt auf, dass sie Reinfrid dabei in der dritten Person an-, dass sie also genau genommen nur über ihn spricht, bevor sie sich quasi selbst vorstellt:

	'Liep leit, trôst sorge, fröude klagen	'Liebe – Leid, Hoffnung – Sorge, Freude – Klage
	wil und muoz ich iemer tragen	will und muss ich immer um den
	nâch dem der mîn herze hât,	[in mir] tragen, dem mein Herz gehört,
	in des trôst mîn leben stât.	in den mein Leben seine Hoffnung setzt.
7515	mîn êre und al mîn zuoversiht	Meine Ehre und all meine Zuversicht
	hânt ze fröuden trôstes niht	haben keine andere Hoffnung
	wan an im alleine,	auf Freude, als allein durch ihn,
	den ich mit triuwen meine,	an den ich mit Herz und Verstand
	mit sinnen und mit herzen.	in Treue denke.
7520	den grundelôsen smerzen	Den bodenlosen Schmerz,
	sô ich arme dulde	den ich Arme von ihm
	von im ân al sîn schulde,	ganz ohne seine Schuld erdulde,
	den wil ich got von himel klagen.	will ich Gott im Himmel klagen.
	leit bî strenger nœte tragen	Bar aller Freuden muss ich
7525	muoz ich fröuden âne,	Leid und harte Not ertragen,
	ich sogen rîch Yrkâne	ich sorgenvolle und
	und arm an hôchgemüete.[']	an froher Stimmung arme Yrkane.'

[580] Glier (2010), Sp. 824.
[581] Mayser (1935), S. 141, und Brackert (1974), S. 13, Fußnote 37.
[582] Vgl. dazu auch die Herzogin von Brabant im Kapitel 'Rechts*chreibung*'.
[583] Nichtsdestotrotz meint Mayser (1939), S. 141, auch in Bezug auf Yrkanes Brief, dieser erzähle „so gut wie nichts, dafür wird auf den Boten verwiesen".

Warum spricht Yrkane Reinfrid hier in der dritten Person an? Peter Dreher, der Briefe als strukturelle Elemente im ‘Reinfrid von Braunschweig’ untersucht, meint, die grammatikalische Form der dritten Person sei in der offiziellen Korrespondenz als Zeichen der formalen Distanz sowie als Höflichkeitsform gebraucht worden. Wenn er in der anschließenden Begründung für Yrkanes Wortwahl aber erklärt, die junge Frau bringe in ihrem Brief Angst, höfische Etikette und Höflichkeit zum Ausdruck, indem sie die wichtige Information einen Boten übermitteln lässt, während sie selbst Reinfrid emotional aufzurütteln versuche,[584] widerspricht er sich damit nach meinem Verständnis: Gerade wenn Yrkane an Reinfrids Gefühle appelliert, wäre die zweite, nicht die dritte Person angebracht. In der zweiten Person fordert sie ihn Dreher zufolge lediglich dazu auf, die Nachricht des Boten ernst zu nehmen (Verse 7588–7592).[585] Aber auch das stimmt nicht ganz, richtet sich der Imperativ der Verse 7540–7543 (siehe unten) doch an die zweite Person und somit direkt an Reinfrid. Schubert demonstriert am Beispiel des ‘Wilhelm von Österreich’, wie sich Liebesbriefe mangels Bote verselbständigen, quasi die Funktion des Boten übernehmen und über den Absender nur noch in der dritten Person sprechen.[586] Mit einer Steigerung dieses Phänomens hätten wir es zu tun, wenn Briefe – wie im ersten Büchlein des ‘Frauendienst’,[587] den Schubert allerdings nicht nennt – über die eigene Funktion und das eigene Selbst reflektieren.[588] Auch diese, auf den ‘Wilhelm von Österreich’ bezogene Erklärung taugt nicht für Yrkanes Brief, da ja nicht der Brief über Yrkane, sondern Yrkane über Reinfrid spricht. Dass die junge Frau sich hier der formelleren, distanzierenderen grammatikalischen Form bedient, spricht meines Erachtens dafür, dass sie sich Reinfrids noch nicht völlig sicher ist. Sie muss fürchten, Reinfrids wegen ihre Ehre zu verlieren, und verhält sich dem geliebten Mann gegenüber, der jedoch noch nicht der Ihre ist, äußerst korrekt und höflich, versucht aber trotzdem, ihn auf emotionaler Ebene zu erreichen. Für die Bestätigung des rein informativen Gehalts ist, hier stimme ich Dreher bedingt zu, der Bote zuständig.

Nach dieser Einleitung beschwört die dänische Königstochter den Fürsten von Sachsen, immer noch in der dritten Person, gleichermaßen bei seiner ritterlichen Tugend und ihrer Schwäche und Ergebenheit, ihr zu helfen – anders als Amelie, die in ihrem letzten Brief nur klagt, dabei aber mit keinem Wort erwähnt, dass man, d. h. Willehalm, ihr helfen könnte oder sollte:

[584] Dreher (1980), S. 46.
[585] Dreher (1980), S. 46.
[586] Schubert (1999), S. 43f.
[587] Vgl. Kapitel ‘Zwischen Mensch und Inhalt’.
[588] Schubert (1999), S. 44f.

	sîn ritterlîche güete	Seine ritterliche Barmherzigkeit
	wel mir denn sorge wenden	möge meine Sorge abwenden
7530	und helfelîchen senden	und hilfreich Trost
	trôst, sô bin ich iemer tôt.	schicken, sonst bin ich für immer tot.
	mîn liep mîn leit, mîn fröud mîn nôt	Meine Liebe – mein Leid, meine Freude – meine Not
	stât an sînes herzen pfliht.	lege ich ihm ans Herz.
	ich gezwîvel niemer niht,	Ich zweifle bestimmt nicht daran,
7535	er helfe mir, und wirt im kunt	dass er mir hilft, und erfährt er
	mîn sache reht unz ûf den grunt,	meine Angelegenheit bis ins Detail,
	sô muoz er sich erbarmen	so wird er sich meiner erbarmen
	über mich vil armen	[und mir] sehr Armen
	mit helfelîcher stiure.	zu Hilfe kommen.

Erst danach wendet sich Yrkane direkt an Reinfrid als ihren Helden und bitte ihn, ihr Trost und Zuversicht zu spenden:

7540	ei werder helt gehiure,	Ei, trefflicher Held,
	trœst in jâmer mînen lîp.	tröste mich in meinem Jammer.
	êre an mir alliu wîp	Ehre an mir alle Frauen
	und gip mir helfelîchen muot.	und gib mir Zuversicht.

Anschließend verleiht Yrkane aber bereits ihrer sicheren Hoffnung Ausdruck, dass der edle und mutige Ritter ihr zu Hilfe käme, sobald er von ihrer Situation Kenntnis hätte. Sie führt seine Liebe, ihr Vertrauen, die Abwesenheit jeden Zweifels an Reinfrids Hilfsbereitschaft, ihre Liebe und deren ständige Erneuerung ins Rennen. Deswegen, so ist sie überzeugt, muss der geliebte Mann ihr helfen. Dennoch erwägt sie das Ausbleiben dieser Hilfe, nur um gleich darauf wieder ihr Vertrauen in Reinfrid zu bekräftigen. Wie schon zuvor spricht sie auch in diesen Versen 7576–7587 stets in der dritten Person zu bzw. über Reinfrid.

Ein zweites und letztes Mal wendet Yrkane sich schließlich noch direkt an Reinfrid, wobei sie – ganz im Gegensatz zu Amelie, die kein Wort über den Boten, der doch die eigentliche Nachricht von ihrer drohenden Heirat mit Avenis überbringt, verliert – den Freund dazu auffordert zu glauben, was ihm der Bote mündlich mitteilt, und zu tun, wie ihm geheißen (Verse 7588–7598). Ihr Brief schließt ohne Amelies und Willehalms offenbar unumgängliche Anrufung Gottes, ja es scheint beinahe, als vertraue sie ausschließlich auf Reinfrid und gar nicht auf den Herrgott. So verschiedenartig die Briefe der zwei Frauen sind, so wird mit – wenngleich nicht unbedingt in – ihnen doch das gleiche Ideal beschworen: Liebe, Treue, Abwesenheit von Zweifel und ein Ritter, der seine hilflose Dame aus den Fängen eines anderen Mannes befreit. Beide Frauen haben Erfolg; ihr Geliebter erweist sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig, kämpft tapfer und besiegt den Gegner. Reinfrids Tat erfolgt nach höfischen Verhaltensregeln und er kann die umstrittene bzw. umworbene Jungfrau als seine Braut heimführen.

Zum höfischen Ideal, das nicht zuletzt auf die Sicherung der Herrschaft bedacht ist, fehlt allerdings der Nachwuchs. Damit dieser sich einstellt, gelobt Reinfrid eine Reise ins Heilige Land, wodurch es zur abermaligen Trennung der Liebenden kommt, die schließlich einen zweiten Brief Yrkanes notwendig macht. War ihr erster Brief mit 88 Verszeilen schon um gut ein Drittel länger als Amelies längstes Schreiben, ist ihr zweiter Brief, den sie Reinfrid nach der Geburt des gemeinsamen Sohnes schickt, ein umfangreiches Plädoyer für die baldige Heimkehr des allzu abenteuerlustigen Ehemanns. Aufgerufen wird darin eine andere Facette höfischer Liebe: Es geht nicht mehr um das Vertrauen einer hilfsbedürftigen schwachen Jungfrau in den von ihr verehrten und geliebten Ritter, sondern um die Einforderung der Pflichterfüllung des Ehemannes durch die durchaus gebildete und selbstbewusste Ehefrau und Mutter, die es dennoch versteht, sich als schwach und schutzbedürftig zu stilisieren. Interessanterweise wird Reinfrid schon von seinen Gefühlen übermannt und verliert sich in Gedanken über Gut und Böse, bevor er auch nur eine Zeile des Briefs gelesen hat. Der Bote, ein Knappe, hat ihm nämlich zuerst mündlich von der Geburt des Sohnes Reinfrid erzählt; zur Verifizierung des Gesagten verweist er auf die Schrift des Briefes (Verse 24434–24440).

Yrkane beginnt ihr Schreiben, das in seiner gesamten Länge die Verse 24523–24684 umfasst, mit einem Hinweis darauf, wie gut und schön sie schreiben könnte, wäre sie nur von hehren Gefühlen erfüllt. Da ihre Gefühle aber nun einmal tief verletzt wurden und sie in Trauer versinkt, gibt sie vor, nicht so gut formulieren zu können wie beispielsweise Penelope, als sie Odysseus zurückbeordern wollte, oder wie Dido dem edlen Eneas schrieb, wie Briseida Achilles, Phyllis dem Demestico, Helena dem Paris oder Medea dem Jason schrieben. Überhaupt habe alles schon Ovid geschrieben, was sie *al an einen kus mit gediht* (Verse 24564f.) schreiben wollte. Nach dieser äußerst literarischen und unbescheiden langen Ausführung des für Briefe und Reden immer beliebten Bescheidenheitstopos heißt es weiter im Text des Briefs:

	ob von reinen wîben	Wenn von reinen Frauen
	ie manlîch herz erfröuwet wart	jemals ein männliches Herz erfreut wurde,
	ald ob ie ritterlîchiu vart	oder wenn jemals eine Ritterfahrt
	in wîbes dienest wart gebant,	im Dienst einer Frau in die Ferne führte,
24570	des würde hie der helt ermant	würde hier dazu ermahnt werden der Held,
	dem mîn herze triuwe giht	dem mein Herz die Treue hält
	und den mîn sin in slâfe siht	und den mein Verstand im Traum sieht,
	und anders niht, des muoz ich jehen.	anders aber nicht, das muss ich sagen.

Yrkane spricht hier im Konjunktiv, der aber nicht in erster Linie als Form der Möglichkeit, sondern als Ausdruck der Bescheidenheit und Diplomatie gebraucht wird. Ganz diplomatisch enthalten diese Zeilen auch noch keine Aufforderung an Reinfrid, sondern wenden sich – und auch das nur indirekt – an jenen Mann, dem Yrkanes Herz die Treue hält und den ihr Ver-

stand im Traum sieht. Das *ich* der Schreiberin verhält sich vorerst noch zurückhaltend. Erst im letzten Halbvers tritt es aktiv auf, was in den folgenden Zeilen immer mehr verstärkt wird, wenngleich Yrkane auch hier ihre Liebe, besonders ihre gemeinsame Liebe und die gemeinsame Vergangenheit in den Vordergrund stellt, nicht etwaige Tadel und Ermahnungen, die gegenüber dem Helden ja nur – von wem auch immer – ausgesprochen würden, wenn … Erstmals wendet in diesem Brief Yrkane sich hier aber direkt an Reinfrid:

	mîn herr, mîn friunt, mîn liep an sehen,	Mein Herr, mein Freund, mein geliebter Anblick,
24575	ob dîn triuwe sunder schranz	wenn deine Treue mir gegenüber
	gên mir sî beliben ganz,	ohne Bruch ganz geblieben ist,
	des ich doch kleine sorge hân,	worüber ich mir doch keine Sorgen mache,
	mîn einic hort, gedenk dar an,	mein einziger Schatz, denk daran,
	wie du in mînem herzen stâst,	wie du in meinem Herzen bist,
24580	wie du mich erarnet hâst	wie du mich mit stolzer Ritterschaft
	mit hôher ritterschefte	und mit tapferer Kraft
	und ellenthafter krefte,	errettet hast,
	und lâ mich sô verweiset niht.	und lass mich nicht länger allein.
	ob mir al der welte pfliht	Wenn mir die ganze Welt
24585	wær eigenlîchen undertân	zu eigen wäre,
	ân dich, ich wolt ê mit dir hân	du aber nicht, wollte ich lieber mit dir
	niht wan wazzer unde brôt.	nichts anderes als Wasser und Brot haben.
	wende, herre, mîne nôt	Beende, Herr, mit der Hoffnung
	mit dîner künfte zuoversiht.	auf deine Rückkehr mein Leid.
24590	wilt du durch mich komen niht,	Willst du aber nicht meinetwegen kommen,
	des triuw ich kleine dîner zuht,	was ich deinem Anstand gar nicht zutraue,
	sô kum aber durch dîne fruht	so komm deines Kindes wegen zurück,
	die ich von dîner minn enpfie	das ich von deiner Liebe empfing,
	ze jungest dô du wære hie:	als du zum letzten Mal hier warst:
24595	diu hât mîn leit zerstœret.	Es hat mein Leid zunichte gemacht.
	wan got hât uns erhœret	Denn Gott hat uns wahrhaftig
	mê denn nâ wunsche ungelogen.	besser erhört, als wir uns wünschen konnten.

Yrkane appelliert in diesen Zeilen an Reinfrids Treue, wobei dieser Appell umso zwingender erscheint, als sie nicht im Geringsten an dieser Treue zu zweifeln vorgibt. Um den Ehemann aber emotional noch stärker zu erreichen, erinnert sie ihn an die gemeinsame Vergangenheit, als er sie vor den Verleumdungen durch einen Ritter ihres Vaters rettete, und an das gemeinsame Kind, das sie in der Nacht vor Reinfrids Abreise von ihm empfangen und inzwischen geboren hat. Dieses Kind, von dem Reinfrid ja bereits der Bote erzählt hat, habe sie vor noch größerer Trauer bewahrt und soll jetzt auch das Restleid beseitigen, indem es durch seine Existenz den Vater zur Rückkehr bewegt. Im Gegensatz zu Amelie nimmt Yrkane also auf ganz konkrete Dinge Bezug. Ihr Brief ist nicht austauschbar, wenngleich Wortwahl und Formelhaftigkeit ähnlich wie in den Schreiben zwischen Willehalm und Amelie sind.

Doch nicht nur auf die gegenseitige Liebe und die Frucht dieser Liebe spielt Yrkane an, sondern auch auf zwei Träume, die sie vor Reinfrids Abreise hatte und die ihr Ehemann ihr deu-

tete: einerseits den Falkentraum, dessen gutes Ende ihr verborgen geblieben war,[589] andererseits einen Traum von zwei Löwen, in dem ihr der alte Löwe abhanden gekommen, der junge aber bei ihr geblieben war (Verse 24598–24609).[590] Sich – bzw. Reinfrid – an diese Träume und ihre Deutung erinnernd stellt sie fest: *beide tröum sint worden wâr / an valken und an löuwen* (Verse 24610f.; beide Träume sind wahr geworden, der vom Falken und der von den Löwen).

Nach einer Anrufung Gottes beginnt endlich auch Yrkane, die sich bis jetzt eher fordernd, stark und zuversichtlich gegeben hat, zu klagen und ihr Leid möglichst eindrucksvoll zu beschreiben:

	mîn sin wil mit vernünfte	Mein Sinn will dir bewusst
24615	nâ dir sterben sunder wer.	ohne Gegenwehr nachsterben.
	in jâmer grôz nâch dir ich zer	In großem Kummer um dich
	beide leben unde lîp.	schädige ich Leib und Leben.
	über mich ellendez wîp	Du sollst dich meiner erbarmen,
	fröudelôsen armen	elender, freudloser,
24620	solt du dich erbarmen,	armer Frau,
	daz du wider kêrest	[auf] dass du zurückkehrst
	und mîn herze lêrest	und mein Herz Freude
	fröude der ez wênig kan.	lehrst, die es doch kaum kennt.
	dir vil sælden rîcher man	Dir überglücklichem Mann
24625	kan ich gruozes schrîben niht.	kann ich keinen Gruß schreiben.
	mîn sin mîn muot mîn herze giht	Mein Sinn, meine Stimmung, mein Herz sagen
	dir eigenlîches willen gar	dir ganz und gar meinen aufrichtigen Willen:
	lâ herre, werden mich gewar	Herr, lass mich spüren,
	ob mîn minneclîcher munt	ob dich mein lieblicher Mund
24630	dir ie tet lieplich küssen kunt	jemals mit großer ehrlicher Treue
	mit hôher triuwe schône.	zärtlich küsste.
	gedenk daz ich die krône	Denk daran, dass ich die Krone
	ze Tenemarke dur dich lie.	von Dänemark um deinetwillen ausschlug.
	lâ mich niht alsô einic hie	Lass mich hier also nicht
24635	sus ligen und verderben,	so einsam bleiben und zugrunde gehen,
	wan zwâre ich muoz sterben,	sonst werde ich tatsächlich sterben,
	gît mir dîn kunft niht balde trôst.	wenn mir deine Rückkehr nicht bald Trost bringt.

Einerseits klagt Yrkane hier – ganz schwache Frau – ihr Leid. Andererseits verweist sie aber auch darauf, was sie Reinfrid gegeben und geopfert hat: nämlich Küsse, die hier wohl symbolisch für mehr, für ihre Jungfräulichkeit, also ihr höchstes tugendliches Gut, stehen, und die Herrschaft über Dänemark. Er ist demnach aus Gründen des Anstands wie der Politik dazu verpflichtet, zu ihr zurückzukehren und in der Heimat seinen Pflichten als Ehe- und Staatsmann[591] nachzukommen.

In den folgenden Zeilen betont Yrkane abermals ihr Vertrauen auf Reinfrids baldige Heimkehr, spätestens wenn der Bote ihm ihre sowie die Aufforderung der Vertreter seiner Länder

[589] Zum Falkentraum siehe ‘Reinfrid von Braunschweig’ (1871), Verse 13514–13703.
[590] Zum Löwentraum siehe ‘Reinfrid von Braunschweig’ (1871), Verse 14926–14986.
[591] Zur Kritik an Reinfrid als Staatsmann und Landesvater vgl. Achnitz (2002) sowie Kapitel ‘Einmal Schriftkritik – und zurück?’

zur Rückkehr überbracht haben wird. Yrkane spricht ihren Ehemann in diesen Versen 24638–24643 in der zweiten Person an. Die emotionale Distanz ist aufgehoben, jede Zurückhaltung aufgegeben. Bekräftigt wird dadurch die dringliche Aufforderung, die keine Ausreden mehr zulässt.

Nachdem Yrkane die Literatur, die Liebe, den Anstand, die Politik, ihre Schwäche und ihr Vertrauen aufgeboten hat, fehlt nun noch ein Letztes, um Reinfrid zur Heimkehr zu zwingen. Und so beruft sie sich am Ende ihres langen Schreibens schließlich doch auch auf Gott, vertraut ihm ihren Reinfrid, sein Leben und ihr Glück an und fordert Reinfrid in seinem Namen zur Rückkehr auf, da das Gelübde – längst, könnte man ergänzen – erfüllt wurde:

	[‘]du hâst vollefüeret	‘Du hast dein hohes Gelübde
24645	wol die hôchgelübde dîn	ausreichend erfüllt
	und hât ouch sîn genâde schîn	und es hat auch Gott uns beiden
	got uns beiden wol getân.	wohl seine Gnade erwiesen.
	ich bit dich aber sunder wân	Ich bitte dich nochmals inständig,
	daz du âne sûmen	dass du unverzüglich
24650	diu lant wellest rûmen	die Länder der wilden Heiden
	der wilden heidenschefte.	verlassen mögest.
	mîn lîp mîn herz ich hefte	Meinen Leib [und] mein Herz hänge ich
	an dich sunder valschen list,	ohne Hintergedanken an dich,
	swâ du in der welte bist	wo auch immer in der Welt du
24655	sunder meines schande.	ehrlicherweise bist.
	dâ von sô füer ze lande	Von dort führe mein bekümmertes Herz
	mîn riuwic herze und ouch dich,	und auch dich nachhause,
	wan ich muoz mich stæteclich	denn ich muss mich immer
	nâch dir helt ellenden.	nach dir, [mein] Held, sehnen.
24660	got der ruoche senden	Gott, der möge uns beide
	sunder sorgen leide	ohne der Sorgen Leid
	uns ze lande beide,	nachhause schicken,
	dich mir, mich dir, des bit ich got	dich mir, mich dir, darum bitte ich Gott
	und sîn götelîch gebot,	und seine göttliche Herrschaft,
24665	des kraft wol alliu dinc mac geben.	deren Macht sehr wohl alle Dinge zu geben vermag.
	mîn herz und dîn ellendez leben	Mein Herz und mein unglückliches Leben
	bevilh ich der drîvaltekeit	befehle ich der Dreifaltigkeit,
	diu einlich drî persônen treit	die drei Personen in einer vereint
	ân anevanc und endes rinc,	ohne Anfang und den Ring des Endes,[592]
24670	ân ende und ân ursprinc	ohne Ende und ohne Ursprung
	drîvalteclîch ein einic got,	dreifaltig ein einziger Gott,
	daz sîn götelîch gebot	dass seine göttliche Herrschaft
	uns sunder missewende	uns beide ohne Umwege,
	beid schiere wider sende	fröhlich und ohne Reue
24675	frœlich sunder riuwe.	wieder zurückschicke.
	ich man dich aller triuwe,	Ich erinnere dich aller Treue,
	aller liebe friuntschaft	aller lieben Freundschaft
	und aller süezen minne kraft,	und all der süßen Liebe Kraft,
	daz mîn habe dîn komen aht	auf dass dein Kommen mir Halt gibt,
24680	sô du iemer baldest maht.	sobald du kannst.
	hie mit wil ich dîn werdez leben	Damit will ich dein wertes Leben
	got und der muoter sîn ergeben.	Gott und seiner Mutter anvertrauen.

[592] Womöglich spielt Yrkane hier auf den Ring an, den Reinfrid geteilt und dessen eine Hälfte er ihr gegeben hat, während er die andere mit sich führte. Erst wenn Yrkane seine Hälfte des Rings in Händen hielte, sollte sie ja an seinen Tod glauben dürfen bzw. müssen. Nicht plausibel erklären kann ich mir allerdings die Einbindung dieses Symbols in die Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit. – Eine andere Möglichkeit wäre, den Vers als Anspielung auf Alpha und Omega, Zweiteres als den Ring des Endes, zu lesen. Für den Hinweis danke ich Matthias Meyer.

des bit ich und anders niht, sô weiz ich daz mir wol beschiht.’	Darum bitte ich und um nichts sonst, so weiß ich, dass es mir erfüllt wird. ’

Wie man an diesen insgesamt 162 Versen, die hier nicht in ihrem vollen Umfang zitiert und auch nur zum Teil in der Textpräsentation berücksichtigt wurden, sieht, zieht Yrkane sämtliche Register, um Reinfrid zur Rückkehr zu bewegen. Ihr durchaus forderndes Schreiben ist dabei nicht eigentlich ein Liebesbrief, aber es tarnt sich als solcher, besonders indem er sich des für Liebesbriefe typischen Inventars an Termini und Formulierungen bedient.

Die Verwendung dieser Phrasen in Liebesbriefen, die – glaubt man der Darstellung in den Texten, gleich ob ‘Parzival’, ‘Willehalm von Orlens’ oder ‘Reinfrid von Braunschweig’ – das Gefühlsleben der Absender unmittelbar zum Ausdruck bringen und nicht zuletzt deswegen auch bei den Empfängern eine große emotionale Wirkung hervorrufen, mag moderne Leser überraschen.[593] Zum Einen gebe ich hier aber zu bedenken, dass die Terminologie, mit der über Liebe gesprochen, geschrieben, gesungen wird, auch heute nicht besonders abwechslungsreich genannt werden kann. Ein Blick auf die Texte von Popsongs reicht aus, um die angebliche Individualität und Subjektivität unseres kollektiven Liebesempfindens, zumindest aber die seiner sprachlichen Umsetzung in Frage zu stellen. Zu bedenken ist außerdem, dass es sich in beiden Fällen, sowohl bei den mittelalterlichen, in die Romane eingeflochtenen Liebesbriefen als auch bei den modernen Popsongs, ungeachtet des persönlichen Gehalts um für die Öffentlichkeit bestimmte Texte handelt. Intime Liebesbriefe oder -geständnisse können nur schwer Thema einer öffentlichen Auseinandersetzung sein. Zum anderen aber, und hier kehre ich mit Wand-Wittkowski wieder ganz zum Mittelalter zurück, zeigt die Wiederholung bekannter Phrasen die Beständigkeit der mit ihnen beschworenen Liebesbeziehung an: „Die Wiederholung von Versatzstücken konventioneller Minneauffassung ist Ausdruck der Beständigkeit einer Liebe, die, weil sie geltender Liebesauffassung entspricht, adäquat ist.“[594] Nicht nur dass die Figuren über *stæte* und *triuwe* sprechen, sondern auch dass sie es wieder und wieder in der dafür bekannten Terminologie tun, versichert sie der Beständigkeit ihrer Liebe. Genau das, die Versicherung der Beständigkeit der Liebe, ist wohl auch einer der wichtigsten Gründe für die Romanfiguren, überhaupt Liebesbriefe zu schreiben.

Die Forschung hat jedoch auch nach den außerhalb der Erzählhandlung liegenden Gründen für den Einbau von (Liebes-)Briefen in einen Romantext gesucht. Mayser etwa sieht darin eine Mode, die nach und nach zur Manier geworden sei und im ‘Wilhelm von Österreich’ des Johann von Würzburg ihren Höhepunkt gefunden habe. Dabei seien die Briefe teilweise „nur

[593] Vgl. Wand-Wittkowski (2000a), S. 44f.
[594] Wand-Wittkowski (2000a), S. 46.

noch um der erwähnten Redefiguren willen da […], wobei der Dichter sich kaum mehr um ihre Verflechtung in die Handlung seines erzählenden Gedichts bemüht.“[595] Diese Entwicklung ließe sich, eine eingehendere Untersuchung mehrerer Text vorausgesetzt, möglicherweise bis zur Frühen Neuzeit weiterverfolgen, wobei sich die Intention des Autors auf der Handlungsebene widerspiegelt, denn Armin Schulz entwickelt am Mitte des 16. Jahrhunderts von Jörg Wickram verfassten und noch stark am höfischen Erzählmuster orientierten[596] Prosaroman ‘Gabriotto und Reinhart’ die These, Liebe sei für den Autor, wenigstens in diesem Text, gleichbedeutend mit der Kommunikation über sie: „Über weite Teile des Textes gibt es keinen Unterschied zwischen Liebe und Kommunikation. Liebe heißt nichts anders, als dem anderen mitzuteilen, daß man ihn liebt.“[597] Dabei funktioniert diese Kommunikation wesentlich über schriftliche Botschaften, deren aufwendige Inszenierungen mir bzgl. ihrer Bedeutung dem Inhalt die Waage zu halten scheinen.[598] Wand-Wittkowski wiederum meint, den „Romanautoren ist der Brief vor allem als simuliertes Gespräch interessant.“[599] Deshalb würden Briefe auch gerne in ihrem direkten Wortlaut wiedergegeben. Es gehe jedoch in keiner Weise darum, einen Gegensatz zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation zu verhandeln, noch gar darum, Vor- und Nachteile der beiden Kommunikationsformen darzustellen. Die Schrift ist einfach eine, nicht weiter diskutierte Möglichkeit neben anderen, wie Figuren miteinander in Kontakt treten und einen Austausch pflegen können, weshalb von den einzelnen, in den Handlungsverlauf eingeflochtenen Briefen auch keine direkte Entwicklung zum Briefroman stattgefunden habe.[600] Dementsprechend bezeichnet auch Huber die Liebesbriefwechsel in Rudolfs von Ems ‘Willehalm von Orlens’ und Johanns von Würzburg ‘Wilhelm von Österreich’ als „zerdehnte Liebesdialog[e]“[601] und negiert „eine Verschiebung von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit und eine Abkoppelung vom Körper“.[602] Schubert geht sogar von einer größeren Bedeutung der mündlichen gegenüber der schriftlichen Botschaft aus. Als Beispiel für den Bezug der schriftlichen auf die mündliche Nachricht dient ihm ‘Reinfrid von

[595] Mayser (1935), S. 37. – Brackert (1974) entwickelt die These, dass Rudolf von Ems das von Wolfram aus dem ‘Eneasroman’ des Heinrich von Veldeke übernommene und in seinem ‘Parzival’ angewandte Muster zur Perfektion brachte, indem er die Form der Briefe über ihren Inhalt und ihre Verankerung im Kontext der Handlung stellte. In der Folge sei nur noch die bloße Aneinanderreihung von Minnebriefen im groben Rahmen des Romans – konkret des ‘Wilhelm von Österreich’ – oder die Parodie des Verfassens von Liebesbriefen in Wittenwilers ‘Ring’ möglich gewesen.
[596] Cramer (2000), S. 310.
[597] Schulz (2007), S. 34.
[598] Vgl. Schulz (2007), S. 341.
[599] Wand-Wittkowski (2000a), S. 319.
[600] Wand-Wittkowski (2000a), S. 319f.
[601] Huber (2008), S. 144.
[602] Huber (2008), S. 145.

Braunschweig', Verse 7588–7590, als Beispiel für die Inhaltsleere schriftlicher im Vergleich zu mündlichen Nachrichten Amelies letzter Brief an Willehalm.[603]

Tatsächlich steht ja in den Briefen selten etwas, das nicht auch oder gar noch besser durch einen Boten gesagt werden könnte, zumal zur Übermittlung der Briefe ohnedies ein Bote notwendig ist. Die Schrift dient also nicht in erster Linie der Informationsübermittlung, sondern, so meine These, der Bestätigung, Bekräftigung und Versicherung der gegenseitigen Liebe. Auf den Bereich der Metaphorik bezogen meint Mireille Schnyder:

> Auffallend ist, dass in der Liebesmetaphorik die Schrift immer wieder da eine Rolle spielt, wo es um die Verstetigung und Fest-Stellung der Liebe geht. In der Schrift verwirklicht sich somit die dem Liebesdiskurs inhärente Idee einer ewigen, festen, unveränderlichen Liebe.[604]

Indem die Figuren ihre Liebe schriftlich festhalten, machen sie das bloße Gefühl also zu etwas Greifbarem, verleihen dem Flüchtigen Dauer und Beständigkeit, womit die Beständigkeit der höfischen Liebe mit der Beständigkeit von Schrift korrespondiert. Insofern gilt den Figuren das Verfassen und Lesen von Liebesbriefen als Möglichkeit, der gegenseitigen Liebe trotz der körperlichen Abwesenheit des bzw. der Geliebten ein gewisses Maß an Sicherheit und Beständigkeit zu verleihen. Eine wie zwiespältige Angelegenheit die Beständigkeit von Schrift allerdings ist, wurde bereits im Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit' gezeigt. Amphlise und Gramoflanz, Amelie und Willehalm und schließlich Yrkane vertrauen in ihren Liebesbriefen ihre Gefühle dennoch diesem Medium an und machen die Schrift auf diese Weise zum direkten Zeugnis ihrer Liebe.

Dass Schrift ein Zeugnis der Liebe abgibt, kommt allerdings nicht nur im Fall von Liebesbriefen vor. Erinnert sei hier an die Bildunterschriften zu Lancelots in Morganes Gefangenschaft geschaffenen Wandgemälden. Freilich erfüllen diese Bildunterschriften eine völlig andere Funktion als die Liebesbriefe zwischen Amphlise und Gahmuret, Itonje und Gramoflanz, Amelie und Willehalm, Yrkane und Reinfrid. Welche ihre handlungsintern beabsichtigte Funktion genau ist, hängt davon ab, ob man als Schöpfer der Schrift Lancelot oder Morgane erkennen will.[605] Wenn Lancelot für die Bildunterschriften verantwortlich zeichnet, handelt es sich bei ihnen ganz einfach um die Wiederholung desselben Inhalts mit anderen Mitteln bzw. durch ein anderes Medium. Da für Lancelot eigentlich keinerlei Notwendigkeit besteht, seine aus emotionalen Gründen geschaffenen Gemälde mittels schriftlicher Erklärungen zu vereindeutigen, übernimmt er den Aspekt der Beschriftung wohl nur von den Bildern des Malers,

[603] Schubert (1999), S. 40f.
[604] Schnyder M. (2008b), S. 15.
[605] Vgl. Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit'.

die ihn zur eigenen Arbeit animiert haben. Wenn es hingegen Morgane ist, die die Fresken erst nach Lancelots Flucht mit den erklärenden Unterschriften versieht, liegt die Funktion der Texte in der Zeugenschaft gegenüber anderen, besonders gegenüber Artus. Schrift als Träger von Wahrheit soll Zeugnis von der Liebe zwischen Lancelot und Ginover ablegen, aber nicht um die beiden der gegenseitigen Liebe zu versichern, wie das vor allem im Briefwechsel zwischen Amelie und Willehalm der Fall ist, sondern um Artus den Ehebruch vor Augen zu führen und ihm jede Unkenntnis davon zu verunmöglichen. Immerhin erkennt Artus erst aus den *buchstaben* […] *die da bezeichent die gescheffniß von den bilden* (V, S. 642,11f.) klar, dass, wie es im Text heißt, Lancelot ihm mit der Königin Schande zugefügt (V, S. 642,25f.), dass umgekehrt Ginover ihn mit Lancelot betrogen hat. Wenn Liebesangelegenheiten im Medium der Schrift festgehalten werden, kann das demnach auch Ursachen haben, die mit Liebe im eigentlichen, höfischen Sinn ganz und gar nichts zu tun haben.

Mit ähnlich bösen Hintergedanken wird auch Blanscheflurs bereits im Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’ verhandeltes Grabmal geschaffen, auf dem Figuren, Ton und Schrift Zeugnis von der Liebe zwischen Flore und Blanscheflur ablegen, wenngleich die Intention dabei wiederum eine völlig andere ist: Die Schrift als Zeugnis der Liebe soll diese Liebe zugleich ersetzen bzw. über die Unmöglichkeit ihrer Umsetzung hinwegtrösten. Dass sie gerade das nicht schafft, ist besonders interessant, war es doch erst die Schrift, die die beiden Kinder die gegenseitige Liebe erkennen und der Literatur gemäß entwickeln ließ. Doch basiert die Grabinschrift auf einer Lüge, ja sie selbst formuliert zu Beginn eine Lüge, wenn sie behauptet, *hie lît Blanscheflûr diu guote* (Vers 2111). Da sozusagen das Vorzeichen falsch ist, kann auch der Rest keine Glaubwürdigkeit beanspruchen, obwohl die in den Zeilen aufgerufene Liebe zwischen Flore und Blanscheflur durchaus der Wahrheit entspricht – aber eben als gegenwärtige, nicht als vergangene Tatsache, dass also nicht die beschriebene Liebe, sondern nur das zu ihrer Beschreibung verwendete Tempus falsch ist.[606]

Jan-Dirk Müller erkennt in dem Grabmal vor allem die Darstellung einer sensuellen und sexuellen Minne, wie sie zwischen den beiden Kinder noch nicht einmal entbrannt ist. Die Inschrift erkläre damit für beendet, was doch noch gar nicht angefangen habe. Die Absicht von

[606] Es ist dies das einzige Beispiel im Rahmen meines Textkorpus, in dem schriftliche Aussagen in Bezug auf Liebe wenigstens teilweise erlogen sind. Im Gegensatz zu anderen Schriftdokumenten, die durchaus gefälscht sein, d. h. ganz bewusst falsche Informationen enthalten können, sind Liebesbriefe und andere Formen verschriftlichter Liebe ‘echt’. Vgl. dazu Schnyder M. (2008b), S. 13: „Auffallend ist, dass die Problematik der an die Ambivalenz der Zeichen ausgelieferten Liebe, in deren Vieldeutigkeit das Du verschwimmt, das immer unsicher und proteushaft ist, kaum eine Rolle spielt.“

Flores Eltern sei es darum gar nicht, Blanscheflur zu ersetzen, „sondern aus einer gefährlichen Zukunft eine schöne Vergangenheit zu machen."[607]

Margreth Egidi betrachtet die enge Verbindung von Schrift und Liebe in 'Flore und Blanscheflur' unter dem Gesichtspunkt ökonomischer/anökonomischer Logik, man könnte auch sagen: jenem von Gabe und Gegengabe. Mit Jacques Derrida versteht sie darunter

> einerseits die Ordnung von Tausch, Rückkehr, Verrechenbarkeit, Verschuldung und Wiedergutmachung, Reziprozität und Symmetrie, andererseits die 'totale Gabe', die nicht vergolten wird, Verschwendung, Maßüberschreitung, Asymmetrie und Diskontinuität.[608]

Zwar wirkt ihre Argumentation auf mich, nicht zuletzt ihrer Kürze und mangelnden Tiefe wegen,[609] wenig überzeugend, doch charakterisiert Egidi stellenweise die Verbindung von Schrift und Liebe sehr treffend, etwa wenn sie bemerkt, dass „Liebe und Liebesliteratur, literarische und eigene 'Erfahrung' ineinander projiziert werden"[610] und die Funktion von Schriftlichkeit damit einer doppelten Logik folge:

> Die gegenläufigen Implikationen der Ermöglichung von Distanznahme und Reflexivität durch Schrift bestätigen sich am ehesten im Falle des Lesens gelehrter Liebesliteratur; das eigene Schreiben aber scheint mit einer weitgehenden Aufhebung der Distanz und der Unterscheidung zwischen Liebe und ihrer diskursiven Verarbeitung verbunden zu sein.[611]

Egidi erklärt damit gewissermaßen, wie Flore und Blanscheflur über die Lektüre gelehrter Liebesliteratur nicht nur zur eigenen Liebeserfahrung und -empfindung finden, sondern diese wiederum in das Medium Literatur rückübersetzen. Werner Röcke führt in seinem 1997 erschienenen Aufsatz 'Liebe und Schrift' aus, wie aus der zunächst quasi natürlichen und authentischen Liebe zwischen den Kindern durch die Unterweisung im Lesen und Schreiben und der damit einhergehenden Lektüre von Liebesliteratur eine literarisch geprägte und stilisierte Liebe wird.[612] Wenn Flore dann in liebreichen und werbenden Worten zu Blanscheflur spricht, ist

---

[607] Müller J.-D. (2007), S. 402.
[608] Egidi (2008), S. 147.
[609] Egidi stellt zwar, auf kurze, aber prägnante Vorüberlegungen gegründet, ihre Thesen auf und beruft sich in weiterer Folge auch auf Textzitate, jedoch mangelt ihrer Untersuchung meines Erachtens über weite Strecken der argumentative Schritt, der Text und These nachvollziehbar miteinander verknüpfen würde. Egidis Leser müssten quasi selbst die Interpretation der Textstellen vornehmen, um die Ergebnisse, die die Verfasserin aus ihnen herausliest, nachvollziehen zu können. Mit anderen Worten: Ausgangspunkt und Ziel sind klar; aber den zwischen ihnen liegenden Weg erscheint mir Egidi, vielleicht aus ökonomischen Gründen, nicht immer ausreichend zu beschreiben gewillt. Wesentlich einleuchtender stellen den ökonomischen Aspekt meiner Meinung nach Elisabeth Schmid (1997), die zudem auf die verschiedenen Fassungen, in denen der Stoff im europäischen Raum anzutreffen ist, und Katja Altpeter-Jones (2011), die in Flore den neuen Typ des edlen Kaufmanns erkennt, dar.
[610] Egidi (2008), S. 152f.
[611] Egidi (2008), S. 153.
[612] Röcke (1996b), S. 90f.

> diese Minnewerbung […] alles andere als ein subjektiver Gefühlsausdruck. Vielmehr ist sie formelhaft und außerordentlich topisch; Produkt der Rhetorik und der Tradition der Minnewerbung, nicht aber subjektiver Empfindung. Florio[613] und Blanscheflur imitieren den Gestus einer literarischen Übung, der als Minne bezeichnet wird, wohingegen ihre subjektiven Liebesempfindungen lediglich als literarisches Zitat, nicht aber als solche darstellbar sind.[614]

Darum auch erinnert sich Flore angesichts von Blanscheflurs Grabmal nicht der Liebe zwischen ihm und seiner Freundin, sondern des Diskurses über diese Liebe, wie er auf Lateinisch formuliert und als *brievel* auf *tevelîne* geschrieben wurde (Verse 2286–2298).[615] Mit dieser Sublimierung der literarischen Verbindung von Liebe und Schrift gehen Flore und Blanscheflur noch einen Schritt weiter als Sigune, die, wie im Kapitel ‘Einmal Schriftkritik – und zurück?’ noch gezeigt werden soll, aus der Literatur Verhaltensregeln für das eigene Leben herauszulesen versucht und darüber das ‘reale’ Leben vernachlässigt: Das Christenmädchen und der Heidenjunge ‘erlesen’ Liebe, erleben die eigene Liebe dem Gelesenen gemäß und verschriftlichen sie sodann im Stil des Gelesenen, wodurch auch ihre Liebe wiederum erlesbar bzw. im Lesen erlebbar wird. Egidi folgert daraus: „In wechselseitigen Spiegelungen wird die Trennlinie zwischen Liebe und […] ihrer literarischen Diskursivierung unscharf.“[616] Mit anderen Worten: Die Liebe zwischen Flore und Blanscheflur ist ein Kind der Literatur, erfährt sich selbst nach den Regeln der Literatur und bringt wiederum Literatur als Frucht hervor. Sie steht damit symptomatisch für das Konzept der höfischen Liebe an sich, denn was Egidi in Bezug auf Konrad Flecks Roman sagt, passt auf die Darstellung der Liebe in der erzählenden höfischen Literatur generell und korrespondiert mit dem, was Schnyder als Literarisierung der Natur bezeichnet hat (siehe oben).

Liebe nämlich hat, wie gezeigt wurde, in der höfischen Erzähllliteratur gar nicht selten mit Schrift zu tun. Das beginnt bei Flore und Blanscheflur genau so wie bei Albrechts Titurel bereits mit der Schullektüre: Wenn der Heidenknabe und das Christenmädchen im Zuge ihres Unterrichts Bücher über die Liebe lesen, die von *wîsen pfaffen* (Vers 717), also klugen lateinisch gebildeten Meistern überliefert sind (Verse 712–717), liegt die Vermutung nahe, dass es sich dabei um Werke von Ovid handelt. Die Rezeption Ovids im deutschen Sprachraum ist – beginnend mit Otfrid von Weißenburg[617] – ab dem 9. Jahrhundert belegt; als Schulautor nennt ihn erstmals Notker III. von St. Gallen. Sein Eindringen in den Schulbetrieb zeigt sich durch

[613] Röcke (1996b) verwendet durchwegs die Form ‘Florio’, obwohl er sich ausdrücklich auf Konrad Flecks in der Tradition der französischen *version aristocratique* (vgl. S. 88) stehenden Roman bezieht. Gründe dafür nennt er, jedenfalls in diesem Aufsatz, nicht.
[614] Röcke (1996b), S. 92.
[615] Vgl. Röcke (1996b), S. 95.
[616] Egidi (2008), S. 154.
[617] Henkel (2003), Sp. 1597.

Glossen, Kommentare und anderes mehr.[618] Rolf Köhn bekundet allerdings seine Verwunderung über die Textauswahl für den hochmittelalterlichen Elementarunterricht, der dem Trivium und Quadrivium vorausging:

> Erstaunlicherweise zählten zu den *autores minores* auch die Elegien Maximians oder Ovids 'Remedia amoris'! Ihr erotischer, gelegentlich obszöner Inhalt läßt beide Texte für die Schullektüre wenig geeignet erscheinen, zumal für Kinder. Trotz warnender Stimmen konnten sie aber ihren Platz im 'Liber Catonianus' [dem 'Schulbuch'[619] für den Lateinunterricht] behaupten.[620]

Ovids Texte seien jedenfalls im Mittelpunkt der Klassikerlektüre gestanden, jedoch nicht zuletzt aufgrund ihres nicht-christlichen Inhalts alles andere als unumstritten gewesen, wenn etwa, so Köhn, darüber debattiert wurde, ob Schüler gewisse frivol-erotische Passagen lesen durften oder die Lehrer besser auf 'Amores', 'Ars amatoria' und 'Remedia amoris' verzichten sollten, ob „der mythologische Inhalt der 'Heroides', 'Metamorphosen' und 'Fasti' um der stilistisch-literarischen Vorbildlichkeit willen in Kauf genommen werden" [621] sollte oder nicht. Ovids Beliebtheit seit dem 12. Jahrhundert hätten aber selbst sittenstrenge Eiferer kaum etwas anhaben können.[622] Nach Paul Klopsch sei Ovid sogar schon ab dem 11. Jahrhundert als Leitfigur neben Vergil getreten und zum Vorbild urbaner Lebensführung geworden, von dem man erotisches und weltmännisches Wissen genau so wie höfische Sitte und Tugend habe lernen können.[623] Auch die Dichter nahmen direkt oder indirekt auf ihn Bezug. Nichtsdestotrotz stellt Nikolaus Henkel fest:

> Für die Ausbildung der höfischen Liebe ist O[vid] nicht von zentraler Bedeutung, doch prägt er Sprachstil und Darstellung in mehrfacher Hinsicht: Entstehen der Liebe, ihr Wirken als Naturgewalt und Krankheit, Liebessymptomatik, die Schilderung der seel[ischen] Affekte sind von O[vid] beeinflußt. Minnemonologe, z. T. dialogisch geführt […], oder in die Romanhandlung eingelagerte Briefe sind lit[erarische] Versatzstücke in der Nachfolge O[vid]s.[624]

Ovid zeichne in Bezug auf die höfische Liebe demnach nicht für ihr Wesen, wohl aber für die Art ihrer Darstellung verantwortlich. Einerseits kann man Henkel zustimmen, entsteht die höfische Liebe doch aus der höfischen Literatur (siehe unten), obwohl diese sich natürlich unter anderem an Texten antiker Autoren orientiert. Richtet man das Augenmerk jedoch auf die Handlungsebene und befragt die Figuren nach ihren Vorbildern und Lehrern, sieht die Sache zum Teil anders aus. Yrkane bezieht sich in ihrem ersten Brief auf die weiblichen Figuren aus Ovids 'Heroides', an deren Schreibkünste die ihren nicht heranreichten, und nennt in

[618] Klopsch (2003), Sp. 1594.
[619] Zu Konzeption und variierendem Inhalt des 'Liber Catonianus' vgl. Baldzuhn (2009a), S. 90–105. Demnach ersetzten Ovids 'Remedia amoris' womöglich Maximians Elegien. Siehe Baldzuhn (2009a), S. 101.
[620] Köhn (1986), S. 229.
[621] Köhn (1986), S. 237.
[622] Köhn (1986), S. 237.
[623] Klopsch (2003), Sp. 1594. – Zu Ovids zahlreichen Texten, die neben den 'Remedia' Eingang in die Schullektüre bzw. die des Triviums gefunden haben, vgl. Baldzuhn (2009a) und Baldzuhn (2009b).
[624] Henkel (2003), Sp. 1597.

ihrem zweiten Brief Ovid als die Autorität, wenn es um die schriftliche Beschreibung der Liebe und anderer, mit ihr verbundener, Gefühle geht. Sie knüpft damit tatsächlich nicht das Liebeserleben und -empfinden an Ovids Texte, sondern lediglich die Art, wie über diese Liebe gesprochen wird. Anders Flore und Blanscheflur, deren Lektüre Anlass zu diesem Exkurs über Ovid als Schulautor gab, da die beiden Kinder über die Lektüre die gemeinsame Liebe entwickeln und auf Latein über selbige sprechen. Im jungen Titurel wiederum spiegelt sich die skeptische Haltung gegenüber Ovids vielleicht allzu erotischen oder gar – wie Köhn meinte – obszönen Texten, auch wenn Albrecht mit 'Ovidius puellarum' nur einen pseudoovidianischen[625] Text aufruft. Anders als Flore und Blanscheflur, Yrkane und schließlich auch Sigune[626] zeigt Titurel sich nämlich von dem Gelesenen abgestoßen, was sich vielleicht daraus erklärt, dass in 'Ovidius puellarum' von der doppelten Überlistung einer jungen Schönen und von den Schmerzen, die die Liebe bereitet, erzählt wird.[627] An Titurels Sohn Anfortas zeigt sich später denn auch die Unheil bringende Kraft der Liebe,[628] die in diesem Fall genau so wie im pseudoovidianischen Text eher als Leidenschaft zu fassen ist.

Gemeinsam ist sämtlichen hier diskutierten mittelhochdeutschen Texten die häufige und auffällige Koppelung der höfischen Liebe an Schriftlichkeit. Sie wird dann verständlich, wenn man berücksichtigt, dass die eine quasi ein Produkt der anderen ist: Die schriftlich konzipierte, auf Schriftlichkeit bauende, in der Dimension der Schriftlichkeit beheimatete höfische Literatur schafft als eines ihrer Themen und zugleich Wesensmerkmale ein Konzept von Liebe, das es ohne sie in dieser Form nicht gäbe. Dass umgekehrt die Realisierungen dieses Konzepts auf der Handlungsebene oftmals an Schriftlichkeit gebunden auftreten, scheint mir demnach eine beinahe logische Konsequenz zu sein.
Riskiert man abschließend doch noch einen Blick in die Realgeschichte und die dazu publizierten Arbeiten,[629] wird die Vermutung bestätigt, dass die in der Literatur beschriebene herzlich wenig mit der in Form partnerschaftlicher Verbindungen praktizierten Liebe zu tun hat,[630]

[625] Vgl. Lieberz (1980), S. 11.
[626] Vgl. Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[627] Siehe Ovidius puellarum (1989), S. 84–103.
[628] Vgl. Textpräsentation von Albrechts 'Jüngeren Titurel', aber auch von Wolframs 'Parzival'.
[629] Vgl. etwa Duby (1989), dessen Fokus allerdings auf dem französischen Raum liegt. Aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive fragte Ursula Peters Mitte der 1980er „nach dem spezifischen Status der literarischen Konzeption von Liebe im Rahmen einer Adelsgesellschaft, die – so scheint es – der Sexualität bestenfalls eine prokreative, der Ehe eine ökonomisch-politische Funktion, der Liebe jedenfalls keine eigenständige Rolle zuweist." Siehe Peters (1987), S. 2. Peters liefert allerdings bewusst keine neuen Erkenntnisse; es geht ihr in erster Linie um eine kritische und systematische Sichtung bisheriger Forschungsergebnisse.
[630] Wolfgang Haubrichs spricht sogar im Hinblick auf die gelebte 'höfische' Liebe von „der adligen Praxis einer privilegierten, nicht immer von Gewalt freien Kavaliers- und Herrenliebe, die neben der politischen instrumentalisierten Ehe der Aristokraten stand." Siehe Haubrichs (1989), S. 8f. – Wir haben es also im Grunde mit einer

wenngleich sich Stimmen wie jene Peter Dinzelbachers für eine Relativierung dieser Sichtweise aussprechen und, wie unten noch deutlich gemacht wird, in der erzählenden höfischen Literatur die ideale Liebesbeziehung in die Ehe mündet. Dinzelbacher[631] betrachtet Liebe, wie sie ab dem beginnenden 12. Jahrhundert in der volkssprachlichen Literatur thematisiert wird, als sozial- und mentalitätsgeschichtliches Phänomen. Als solches lasse sie sich nicht allein literaturwissenschaftlich erklären. Seiner Meinung nach

> scheiden alle Versuche aus, dieses Phänomen – wiewohl es sich primär in Texten äußert – rein literaturwissenschaftlich verstehen zu können oder in ihm nur eine 'Modeerscheinung' sehen zu wollen. Vielmehr ist es nötig, die literarischen Zeugnisse als Quellen für eine realgeschichtliche Erscheinung zu betrachten, deren Wirklichkeit sie erst ihre Existenz verdanken.[632]

Dinzelbacher geht davon aus, dass die Darstellung von Liebe in literarischen Texten auf einer „Lebensrealität" gründet, womit er in diesem Fall „emotionelle Erfahrungen vor und außerhalb der Literaturproduktion, die selbstverständlich ihrerseits auch ein Aspekt biographischer Lebenswirklichkeit ist,"[633] meint. Er versucht daher das, was er als „Entdeckung der Liebe"[634] bezeichnet und als Resultat einer „Entwicklung jener neuen Sensibilität und Ästhetik"[635] interpretiert, auf im weitesten Sinn gesellschaftliche und dadurch bedingte mentalitätsgeschichtliche Veränderungen im 11. und 12. Jahrhundert zurückzuführen.[636]

Grundsätzlich stimme ich Dinzelbacher darin zu, dass eine strikte Trennung von Literatur und dem, was gelebt und gefühlt wurde, argumentativ nicht haltbar ist. Was denkbar ist, findet sich in der Literatur; was sich in der Literatur findet, wurde mindestens einmal gedacht und zudem in jedem Rezeptionsakt rekapituliert. Was in der höfischen Literatur beschrieben wird, muss also erdacht, darum aber noch lange nicht erlebt worden sein. Im Fall der höfischen Liebe haben wir es meiner Meinung nach in erster Linie mit einem gedanklichen und – soweit man der überwiegenden Zahl der geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnisse Glauben schenkt – nur gedanklichen Konzept zu tun, einem Konzept, das in der höfischen Litera-

---

Trias von literarisch-idealer Liebe, praktisch befriedigter Lust und ihrer Legalisierung in Form der Ehe zu tun, wobei die Grenzen zwischen den dreien fließend sind. Symptomatisch zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen Sexualität, Ehe und Liebe denn auch in der literaturgeschichtlichen ebenso wie in der geschichtswissenschaftlichen Forschungsliteratur, wird das eine doch kaum jemals ohne die Erwähnung der anderen thematisch, selbst wenn die drei nach Möglichkeit zu trennen versucht werden. Vgl. stellvertretend etwa Ertzdorff (1984), Peters (1987) oder Duby (1989), besonders aber Dinzelbacher (siehe unten).

631 Dinzelbacher (1986).

632 Dinzelbacher (1986), S. 75.

633 Dinzelbacher (1986), S. 76.

634 Dinzelbacher (1986), S. 89 u. ö. – Die „Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter", wie er gleich im Titel sagt, postuliert Dinzelbacher schon in seiner 1980 gehaltenen und 1981 als Aufsatz erschienenen Stuttgarter Antrittsvorlesung. Er stützt sich darin auf weltliche und geistliche, vorwiegend literarische Quellen, erkennt die Entdeckung der Liebe aber nicht nur als literarisches, sondern primär als historisches Faktum, wobei er darunter „das Bewußtwerden des bisher eher unreflektiert und habituell gebrauchten Sexus und die Betonung der in ihm begründeten Emotion als Wert" versteht. Siehe Dinzelbacher (1981), S. 203.

635 Dinzelbacher (1986), S. 89.

636 Dass die Auffassung von Liebe im Frühmittelalter noch eine völlig andere war, zeigt Dinzelbacher (1989).

tur entwickelt wurde und sich aus ihr speist. Welche realhistorischen Umstände und mentalitätsgeschichtlichen Strömungen zum höfischen Diskurs und dessen Minnekonzept geführt haben, ist wiederum eine andere Frage – eine, die in meinen Augen selbst Dinzelbacher nicht befriedigend zu klären vermag, der aber bereits vor ihm Hans Eggers nachging. Ähnlich Dinzelbacher postuliert auch Eggers im Titel eines 1978 veröffentlichten Aufsatzes eine „Entdekkung der Liebe".[637] Diese habe im deutschen Sprachraum, der Eggers hauptsächlich interessiert, im 12. Jahrhundert, im französischen bereits eine Generation früher – was immer das konkret heißen mag – stattgefunden. Wenn Eggers dann allerdings neben anderen Texten besonders auch Wolframs 'Parzival' auf sein Verständnis von Liebe untersucht, sieht er darin schon die Reaktion des Dichters der Stauferzeit auf das von den Vorgängern entdeckte Konzept.[638] Möglich geworden sei beides, sowohl die Entdeckung der Liebe im 12. Jahrhundert als natürlich auch die Reaktion darauf um 1200 herum, durch die Abwendung von der auf Augustinus zurückgehenden und durch die Geistlichkeit propagierten Trennung zwischen der guten, keuschen, christlichen *caritas* und der verwerflichen körperlichen *cupiditas* sowie durch die „Entdeckung des Individuums"[639].[640] Ursula Schaefer übrigens sieht das Aufkommen der Individualität und der Fiktionalität im 12. Jahrhundert erstens als aneinander gebunden und zweitens als durch die Etablierung der Schriftlichkeit ermöglicht an, wobei die Etablierung der Schriftlichkeit diese Entwicklung von Individualität und Fiktionalität aber keineswegs zwingend nach sich gezogen habe.[641] Im Hinblick auf die Liebe als Thema von einem „Aufbruch um 1200"[642] spricht auch Haubrichs in der Einleitung zu einem Sammelband,[643] der verschiedene mittelalterliche Konzepte von Liebe vorstellt, wobei sich jedoch keiner der Aufsätze mit dem Liebeskonzept der erzählenden höfischen Literatur im deutschen Sprachraum beschäftigt.

Welche geschichtlichen Veränderungen auch immer dazu geführt haben mögen, das Konzept der höfischen Liebe kann jedenfalls, so die wichtigsten Ergebnisse meiner Untersuchung, erstens als untrennbar mit schriftliterarischen Texten verbunden gedacht, und zweitens gewissermaßen sogar als Erfindung durch die höfische Literatur in dem Sinn verstanden werden, dass die höfische Erzähllliteratur nicht eine wie auch immer geartete mentalitätsgeschichtliche Entdeckung widerspiegelt, sondern selbst ein neues, wenngleich auf mentalen und emotiona-

[637] Eggers (1978).
[638] Eggers (1978), S. 11.
[639] Eggers (1978), S. 15.
[640] Eggers (1978), S. 11–16.
[641] Schaefer (1996).
[642] Haubrichs (1989), S. 9.
[643] Haubrichs (1990).

len Vorgängermodellen basierendes Konzept von Liebe erfindet. Diese Erfindung der Liebe durch die Literatur wäre eventuell mit einer Entwicklung des späten 18. und des 19. Jahrhunderts zu vergleichen, als die mehr oder weniger bürgerliche Literatur im Wesentlichen unser romantisches Verständnis von Liebe, auf dem jede partnerschaftliche Verbindung beruhen muss und das vordergründig so gar nichts mehr mit einer aus wirtschaftlichen oder machtpolitischen Gründen geschlossenen Partnerschaft zu tun hat, begründete. Und schon wenn wir auf Goethes 'Werther' schauen, ist diese Liebe, die gegen gesellschaftliche Schranken aufbegehrt und das Gefühlsleben über alles stellt, eng mit Schriftlichkeit verbunden – ein Aspekt, den Ulrich Plenzdorf klar erkannt hat, wenn er seinen Edgar Wibeau „auf dem ollen Klo in Willis Laube"[644] ausgerechnet den berühmten Briefroman des Sturm und Drang finden und das eigene Liebesleben und -empfinden demgemäß wahrnehmen lässt. Aber nicht nur, dass sich Edgar von Werthers bzw. Goethes Worten so stark fasziniert zeigt, dass er in den Diskurs eintritt und sich seiner bedient, um die eigene Liebe zu erleben und zu beschreiben. Nicht-Eingeweihte glauben in Edgars Worten eine Art Code, den sie mangels Schlüssel jedoch nicht verstehen können, zu erkennen, so zum Beispiel Edgars Freund Willi Lindner gegenüber Edgars Vater, nachdem sie miteinander die Tonbänder mit Edgars Nachrichten an Willi gehört haben.[645] Als Edgar noch am Leben war, hat Willi seinen Freund nach dem „neuen Code" gefragt, diesen auch ganz richtig in der Literatur vermutet und die Frage deshalb präzisiert: „Welches Buch, welche Seite, welche Zeile?"[646] Indem er Goethes 'Werther' als Handbuch oder Ratgeber gebraucht und auf das eigene (Liebes-)Leben[647] anwendet, ist Edgar in gewisser Weise Wolframs Sigune vergleichbar. Diese bleibt allerdings auf der Stufe der Leserin stehen, während Edgar – ähnlich wie Flore und Blanscheflur – aktiv am literarischen Liebesdiskurs teilnimmt und wenn schon nicht Literatur produziert, so doch immerhin Literatur reproduziert – und zwar in einem anderen Medium reproduziert. Er liefert sozusagen eine Hörbuchfassung des 'Werther' für seinen Freund Willi. Wie bei Hörbüchern leider viel zu oft der Fall, handelt es sich auch bei dieser um eine Auswahl des Originaltextes, allerdings eine so radikale Auswahl, dass weder Willi noch die anderen Figuren den Text erkennen und den Code knacken können. Davon abgesehen hätte der 'Werther' sie auch auf eine falsche Fährte geführt, denn Edgar bringt sich ja gerade nicht absichtlich um, sondern stirbt bei einem Stro-

[644] Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 19.
[645] Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 19.
[646] Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 65.
[647] Genau genommen beschränkt Edgar die Anwendung von Werthers Worten nicht auf seine Liebe zu Charlie/Charlotte, sondern kommentiert auch andere Situationen seines Lebens mit Zitaten aus dem 'Werther', so zum Beispiel am Bau, wenn er gegenüber Zaremba seinen Kollegen Addi beschreibt. Siehe Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 99.

munfall. Obwohl er also zu Beginn und in völliger Dunkelheit Goethes 'Werther' von Umschlag, Titelblatt und Nachwort und damit quasi den Text von seiner Buchform befreit hat, ist er sich der Grenze zwischen Leben und Literatur immerhin so weit bewusst, dass er sich zwar der Worte Werthers bedient, mit seiner Sprache aber nicht auch seinen Tod imitiert. Wenn Wolfram seine Sigune, auf die später noch genauer eingegangen werden soll,[648] einen vordergründig falschen Umgang mit Literatur pflegen lässt, gewährt Plenzdorf seiner Figur Edgar einen beinahe ebenso souveränen Umgang mit geschriebenen Texten, wie er selbst ihn pflegt. Schließlich lässt Wolfram die exakten Grenzen zwischen seinen Fiktionsebenen verschwimmen, indem die sichere Zuordnung der einzelnen Figuren zu den Ebenen der Erzählung eigentlich unmöglich ist. Ähnliches geschieht in Plenzdorfs 'Neuen Leiden des jungen W.', wenn sich zwar zum Beispiel Willi/Wilhelm als innerhalb der Erzählhandlung 'reale' Person erweist, die sich selbst als „Lindner, Willi"[649] vorstellt, im Gegensatz zu ihm aber Charlie/Charlotte, deren richtigen Namen wir nie erfahren, bis zu einem gewissen Grade immer eine Erfindung Edgars bleibt, auch wenn sie die ihr von ihm verliehene Identität abzustreiten versucht.[650]

Diese 'Instantinterpretation' der 'Neuen Leiden des jungen W.' zeigt, dass Liebe und Liebeserfahrung auch in der Literatur der Gegenwart (oder doch des 20. Jahrhunderts) noch aufs Engste mit Literatur und dem Medium Schrift verbunden sind. Edgars Liebe dem Konzept der höfischen Liebe einzugliedern, käme dennoch einem ahistorischen Gewaltakt gleich.

Wie sieht nun dieses Konzept 'höfische Liebe' aus? Der Begriff wurde, so Joachim Bumke, erst im späten 19. Jahrhundert vom französischen Romanisten Gaston Paris auf der Grundlage von Chrétiens de Troyes 'Lancelot'-Roman geprägt und über vier Merkmale definiert, die sich vereinfacht bezeichnen lassen als Ungesetzlichkeit und damit verbundene Heimlichkeit, Dienst des Mannes als eines der Dame Untergebenen, Streben nach Vervollkommnung des Mannes und die Auffassung von der Liebe als nach eigenen Regeln verlaufender Kunst, Wissenschaft und Tugend.[651] Diese Minimalcharakterisierung des Konzepts der höfischen Liebe will ich auf Grundlage meiner Textanalysen nun genauer ausführen.

Als Erfindung der höfischen Literatur ist es zunächst einmal ein ästhetisiertes, was übrigens sowohl auf die Lyrik als auch auf die Epik zutrifft. Horst Wenzel, der in einer frühen Arbeit bildliche und sprachliche Ausdrucksformen der höfischen Liebe untersuchte, beschränkt sich

[648] Vgl. Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[649] Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 17.
[650] Die neuen Leiden des jungen W. (1979), S. 44.
[651] Vgl. Bumke (2005), S. 504.

bei der sprachlichen Analyse zwar auf den Minnesang, kommt aber zu einem meines Erachtens mit Einschränkungen auch für den epischen Bereich gültigen Schluss:

> Mit der Institutionalisierung des Minnesystems tritt die Demonstration höfischen Vorrangs schließlich immer mehr zurück, Liebe wird zunehmend ästhetisiert, die ästhetisierte Liebe zur höfischen Liebe schlechthin […].[652]

Die Liebe gewinnt demnach einerseits an Bedeutung gegenüber dem Hof und durchläuft dabei – andererseits – einen Prozess der Ästhetisierung. Ganz so radikal, wie Wenzel sie für den Minnesang formuliert, stellt sich die Sache in den erzählenden Texten zwar nicht dar, ist Liebe hier doch, wie oben gezeigt wurde und zusammenfassend noch einmal herausgestrichen werden soll, sehr wohl an den Hof und seine Billigung gebunden; doch sie ist zweifellos eine wichtige Kategorie, die sich gegenüber dem Rezipienten als extrem ästhetisiert darstellt, intradiegetisch aber wesentlich zum Selbstverständnis und zur Stabilisierung des Hofes beiträgt. Das heißt, dass die grundsätzlichen Züge höfischer Liebe von der literarischen Hofgesellschaft akzeptiert und sogar als die eigenen Werte anerkannt werden. Dabei scheint es mir aber wichtig zu sein, dass diese Werte und Regeln, nach denen Liebe funktioniert, als vom in der Fiktion ‘alltäglichen’ Umgang miteinander abgehoben erkannt und anerkannt werden. Liebe als Teilsystem des höfischen Systems erfordert also zugleich die Integration ins und die Separation vom Gesamtsystem. Dafür, dass das nicht immer reibungslos funktioniert und dass es oftmals um einen Balanceakt zwischen den persönlichen Interessen und denen des Hofes geht, ist Hartmanns von Aue ‘Erec’ natürlich das Paradebeispiel. Er zeigt aber auch schon, dass die ideale Liebe vom Hof gebilligt werden, die vom Hof gewünschte Liebe umgekehrt die Gefühle der Partner berücksichtigen muss. Wie so eine für beide Seiten ideale Liebe aussieht, erhellt aus den oben diskutierten Textbeispielen, wobei selbstredend nicht jede in den Texten präsentierte Form der Liebe im Sinne der literarischen Hofgesellschaft ideal ist. Das höfische Ideal sehe ich verkörpert in der Liebe zwischen Protagonisten, die – trotz anfänglicher größerer oder kleinerer Schwierigkeiten – von der im Text maßgeblichen Hofgesellschaft anerkannt wird und zum Ziel der Herrschaftssicherung inklusive Nachkommenschaft führt. Die Eigenschaften, die eine Liebe erfüllen muss, um somit als ideal gelten zu dürfen, sollen im Folgenden zusammenfassend dargestellt werden.

Dinzelbacher, obwohl er im Gegensatz zu Wenzel (siehe oben) die Existenz eines einheitlichen Systems höfischer Liebe leugnet, nennt als wichtigsten Zug die Rolle des männlichen Sprechers, der seine unerwiderte oder doch vergebliche Zuneigung zu einer unerreichbaren Frau formuliert, was ihn freilich nicht daran hindert, auf die Erwiderung seiner und die da-

[652] Wenzel H. (1986), S. 243.

durch erwirkte Gegenseitigkeit der Liebe zu hoffen.[653] Davon unabhängig erhöhe die Liebe – wie bei Paris – seinen Wert als Mensch und diene somit als „Grundlage höfischer Vollkommenheit".[654]

Der männliche Sprecher lässt es vermuten: Dinzelbacher beruft sich, wie auch Wenzel, auf die Minnelyrik, nicht auf erzählende Texte,[655] in denen die Frage nach einem Sprecher von Situation zu Situation neu gestellt werden müsste, in denen aber vor allem das Ideal nicht in der unerfüllten Liebe besteht.[656] Wer hier den gewünschten Partner nicht bekommt oder nicht halten kann, ist seinerseits nicht der oder die Richtige: Belakane ist Heidin, Amphlises nicht mehr jungfräuliches Begehren erweist sich als allzu körperlich; ähnlich verhält es sich mit jenem Ritter, der Yrkane nachstellt, versucht ihre Liebe zu erpressen und doch nicht an seinen Konkurrenten Reinfrid heranreicht; auch die zahlreichen Frauen, die sich in Lancelot verlieben, reichen nicht an die Königin heran, die wiederum nicht eigentlich die Richtige für Lancelot ist, weil sie nun einmal mit König Artus verheiratet ist, wobei der Ehestand wohl bindender als der soziale Stand ist, da Lancelot wie Artus als Sohn eines Königs geboren wurde, wenngleich er nicht wie dieser *the once and future king* verkörpert, als welchen die englische Tradition ihren Arthur so gerne bezeichnet[657] und als welcher Artus auch als d e r höfische Herrscher schlechthin in die deutsche Literatur eingegangen ist. Die Liste ließe sich noch fortführen.

---

[653] Dinzelbacher (1986), S. 77.
[654] Dinzelbacher (1986), S. 78.
[655] Wenn Dinzelbacher (1986), S. 80, dann über die höfische Liebe in der epischen Literatur spricht, bezeichnet er damit vor allem die Darstellungsweise derselben: die Beschreibung der Liebe als Krankheit, die Selbstreflexion der Liebenden, das Zwiegespräch sowie theoretische Exkurse in der Erzählerrede. Ein einheitliches Minnekonzept bzw. -system spricht er jedoch auch der erzählenden Dichtung ab: „Der Bogen reicht vielmehr von so extremen Konzepten, wie sie Ulrich von Lichtenstein sich ausmalt, und die in ihrer weiteren Entwicklung ausgestorben sind, bis zu solchen, die ein ausgewogenes Verhältnis von Geben und Nehmen intendieren[.]" Siehe Dinzelbacher (1986), S. 100. Genauer auf das Extremkonzept, das Ulrich sich ausmale, geht Dinzelbacher leider weder vorher noch nachher ein.
[656] Dennoch erinnern manche Formulierungen in der Figurenrede an den Minnesang, der auf diese Weise als rezipierte Gattung Eingang in die erzählende Dichtung gefunden hat. Verwiesen sei dabei auf den Beginn von Yrkanes erstem Brief an Reinfrid ('Reinfrid von Braunschweig', Verse 7511–7519) oder auf Sigunes Rede gegenüber Herzeloyde ('Titurel', Strophen 122–125), wenngleich letztere in einem mündlichen Dialog geäußert wird. – Matthias Meyer sieht etwa den intensiven Einsatz der *adnominatio* in Amelies erstem Brief an Willehalm als Kennzeichen besonders des späteren Minnesangs, wohingegen die Verszeile 6292 (*Wan ich bin din und du min*) entweder eine direkte Anleihe aus dem frühen Minnesang oder aber einen Hinweis darauf darstelle, dass diese Formulierung im 13. Jahrhundert bereits als Musterformel bekannt gewesen sei. Siehe Meyer (2004), S. 415, inklusive Fußnote 36. Willehalms erster Antwortbrief gilt Meyer (2004), S. 417, als „mariologisch ausdeutbares Minnelied". Generell wiesen die Formulierungen in Amelies und Willehalms Briefen kaum „über das Allgemeingut des Minnediskurses" hinaus. Siehe Meyer (2004), S. 417. – Zur Sprache im Minnesang vgl. Wenzel H. (1986).
[657] Vgl. bes. T. H. Whites Roman 'The Once and Future King' (1981).

Die in der höfischen Erzählliteratur ideale und einzig beständige Liebesbeziehung ist demnach jene innerhalb der christlichen Ehe,[658] die erst mit dem Tode eines oder – noch besser – beider Partner[659] endet. Von der von Paris postulierten Ungesetzlichkeit kann nur insofern die Rede sein, als auch ideale Liebe zwischen den Protagonisten oftmals im Verborgenen entsteht und gepflegt wird, bevor sie ihre 'Gesetzlichkeit' beweisen kann bzw. diese quasi von selbst zutage tritt, indem die Abstammung des einen Partners als der des anderen ebenbürtig erkannt wird, die Konfessionen einander angepasst – sprich: ein eventuell nicht christlicher Partner zum Christentum konvertiert – oder andere Hindernisse aus dem Weg geräumt werden.

Das Konzept der Liebesehe führt Eggers übrigens auf Wolfram zurück.[660] Er erkennt darin die oben angesprochene Reaktion auf die im 12. Jahrhundert entdeckte, vorerst auch in der Epik noch unerfüllte bzw. gesellschaftlich noch unmögliche Liebe. In der Lyrik scheint sich mir das Ideal der nicht erfüllten oder nicht erfüllbaren Liebe allerdings noch länger zu halten.

Genau so wie für die Lyrik gilt andererseits auch für die Epik, dass Liebe den wahrhaft Liebenden erhöht, unabhängig davon, ob die Liebe nun erwidert wird oder nicht: Aus Liebe zu Ginover vollbringt Lancelot große Rittertaten, aus Liebe zu Lancelot pflegt ihn das heilkundige Fräulein gesund, aus Liebe zu seiner Minnedame wird Ulrich zum Dichter, aus Liebe zu Gahmuret ließe Belakane sich taufen, aus Liebe zueinander sind Flore und Blanscheflur bereit, in den Tod zu gehen. Rein körperliches oder Besitz ergreifendes Begehren führen hingegen zu charakterlicher Schwäche und Boshaftigkeit, wie Reinfrids Konkurrent um Yrkane oder auch Morgane, die Lancelot kurzerhand einsperrt um ihn zu besitzen, zeigen.

Da wir den Stoffkreis um Tristan und Isolde außen vor gelassen haben, ist höfische Liebe freiwillig bzw. ist Liebe, besonders körperliche, im höfischen Sinn nicht ideal, wenn sie nicht freiwillig, sondern – wie besonders im 'Prosalancelot' des Öfteren der Fall[661] – aufgrund eines Zaubers oder durch Vergewaltigung erzwungen wird.

Des Weiteren ist höfische Liebe ausschließlich, basiert also auf dem Prinzip der Monogamie. Es liebt immer nur ein Partner einen anderen. Nebenbuhler müssen ausgeschaltet werden; Zweifel am Partner gibt es höchstens in Bezug auf seine Treue, nicht aber bezüglich seiner

---

[658] In Bezug auf den 'Willehalm von Orlens', den sie als die vorbildliche und vorbildhafte – vgl. Ertzdorff (1967), S. 229 und 301 – Geschichte der innigen Liebe zwischen dem makellos besten Ritter und der makellos tugendhaftesten jungen Dame liest, meint Ertzdorff denn auch, „die in allen höfischen strengen Tugenden vollkommen Liebenden führen nun die vorbildliche höfische Liebe vor – im Rahmen einer Ehe, wohlgemerkt!" Siehe Ertzdorff (1967), S. 319–328, hier S. 327.

[659] Flore und Blanscheflur, die schon am selben Tag geboren wurden, sterben – hundertjährig – durch Gottes Gnade auch am selben Tag und werden zudem in ein gemeinsames Grab gelegt. Siehe Flore und Blanscheflur (1973), Verse 589–591 und 7888–7895.

[660] Eggers (1978), S. 25.

[661] Man denke vor allem an die Zeugung der Söhne Lancelots und Bohorts. Siehe Textpräsentation des 'Prosalancelot'.

‘Liebenswürdigkeit’. Der beste – momentan verfügbare – Ritter liebt die schönste und tugendhafteste – momentan verfügbare – Dame, wobei das eine das andere bedingt, beruht doch nicht selten die Tüchtigkeit des Ritters auf der Schönheit der Dame und wird umgekehrt die Schönheit der Dame von den Kampferfolgen des Ritters abhängig gemacht. Schönheit regt zu Leistung an, ist umgekehrt aber Ansichtssache und wird schlicht behauptet. Darin präsentiert sich das Mittelalter nicht anders als die Gegenwart. Dabei sind Ritter prinzipiell nicht gleich gut, wie der ‘Prosalancelot’ mit seiner Unterscheidung zwischen dem besten Ritter und dem besten lebenden Ritter und anderen, nur auch ganz guten Rittern zeigt; genau so wenig sind Damen gleich schön oder – man denke an die Hierarchisierung im ‘Jüngeren Titurel’ – gleich tugendhaft. Die Besten sind unbestritten und sie müssen zusammenkommen. Das monogame Prinzip ist dabei so selbstverständlich, dass es kaum je thematisiert wird. Nur wenn Gahmuret von mehreren Frauen gleichzeitig zum Ehemann begehrt wird und dabei keiner von ihnen abgeneigt ist, stellt das ein Problem dar, das sozusagen per Gerichtsbeschluss aus der höfischen Welt geschafft wird. Lancelot, der seine beständige Liebe zu Ginover aufgrund deren Ehe mit Artus nicht öffentlich leben kann, löst das Problem mit der Königin und dem heilkundigen Fräulein, das an seiner Liebe zu ihm zu sterben droht, indem er der einen in erotischer, der anderen in keuscher Liebe zugetan zu sein verspricht – was freilich nicht Ginovers Eifersucht verhindern kann.

Bei der Diskussion der Liebesbriefe, Grabinschriften und anderen schriftlichen Dokumente, die mit Liebe in Zusammenhang stehen, wurden diese Charakteristika höfischer Liebe deutlich. Verschriftlichte Liebe beschreibt demnach die ideale Liebe. Umgekehrt ist verschriftlichte Liebe nicht eigentlich ideal, bedürfen die Liebenden der Schrift doch nur, wenn sie getrennt voneinander sind, d. h. wenn der ideale Zustand, die zugleich züchtige und liebende, standesgemäße und von der höfischen Gesellschaft anerkannte Gemeinschaft, noch nicht erreicht oder – vorübergehend oder endgültig – aufgehoben ist.[662] Eine Ausnahme stellen hier nicht einmal Flore und Blanscheflur dar, die einander Liebesbriefe und -gedichte schreiben, während sie gemeinsam am Hof von Flores Vater leben und lernen, wohingegen sie während der Zeit ihrer Trennung keine Briefe wechseln. Zwar ist das Lesen und Schreiben von Minne so sehr Teil ihrer Liebesbeziehung geworden, dass eine Unterbrechung dieser Beziehung auch

[662] Huber (2008), S. 130, spricht darum von der „Präsenzstiftung durch die Schrift (samt ihrem Datenträger)“ als einem wichtigen Merkmal schriftlicher Kommunikation gerade bei Liebesangelegenheiten, wohingegen in der mündlichen (Fern-)Kommunikation der Bote den Absender verkörpere. Vgl. auch Kapitel ‘Zwischen Mensch und Inhalt’. – Schubert (1999), S. 47, weist andererseits auf die Bedeutung der Distanz für die mittelalterliche Liebeskommunikation hin. Fällt der Bote als Garant für die Distanz weg, übernimmt der Brief, übernehmen die Formulierungen und Phrasen die Aufgabe der Distanzierung der beiden Kommunikationspartner: „By taking away from the immediacy of the letter, distance is re-created, the act of communication is made more indirect.“

eine Unterbrechung des Lesens und Schreibens bewirkt. Doch wird diese ihre an Schrift gebundene Liebesbeziehung noch nicht gesellschaftlich anerkannt und kann daher noch nicht als ideal bezeichnet werden. Dass in den Romanen so viel von verschriftlichter Liebe erzählt wird, liegt daran, dass das Ideal zu beschreiben keine 27.000 Verse, keine 6300 Strophen füllen könnte. Insofern hat Dinzelbacher Recht, wenn er meint, „die Hauptstruktur des Liebesromans bleibt die Überwindung einer (äusserlichen [sic] oder innerlichen) Trennung der Protagonisten“[663] – auch wenn er damit nicht von vornherein auf den Aspekt der Schriftlichkeit anspielt.

Umgekehrt lassen die untersuchten Werke den leisen Verdacht aufkeimen, dass die ideale Liebe gerade nur im Bereich der Schriftlichkeit stattfindet. Schrift stiftete dann eine Art Präsenzphantasma, das sich von der intradiegetischen Wirklichkeit abhöbe. Das Lesen und Schreiben als performativer Kommunikationsakt wäre damit keine Abstraktion des Gefühlten, sondern – ähnlich wie bei Jörg Wickram (siehe oben) – an sich ein Akt des Liebens.[664] Geliebt werden könnte oder würde nur in der Schrift, wie das ja bei Flore und Blanscheflur der Fall zu sein scheint, nachdem die beiden erst einmal damit begonnen haben, die gegenseitige Zuneigung an der Liebesliteratur zu entwickeln. Kritik an dieser Praxis des Liebens, an der Hintanstellung des Lebens nach der Schrift übt meines Erachtens Wolfram von Eschenbach, trotzdem er mit seinem ‘Titurel’ genau genommen vor jenen von mir untersuchten Texten steht, die den von ihm kritisierten Umgang mit Schriftlichkeit pflegen. Doch dazu später.

***

Vorerst wollen wir uns noch einem anderen Problem von verschriftlichter Liebe widmen. In den bisherigen Ausführungen zum Zusammenspiel von Liebe und Schrift in der erzählenden höfischen Literatur ging es um Liebesbriefe, Liebesliteratur und eine ‘minnehaltige’ Grabinschrift, zu der genau genommen noch die im ‘Prosalancelot’ erwähnten Epitaphe Galahots (II, S. 658,31–33) und des Fräuleins von Challot (V, S. 696,17–19), die beide aus Liebe zu Lancelot starben, sowie der Dame von Bielot (V, S. 950,32f.), die von ihrem Mann wegen ihrer Liebe zu Gawan getötet wurde, gezählt werden müssten.[665] Schließlich wird in Wolframs

[663] Dinzelbacher (1986), S. 79.
[664] Für den Hinweis danke ich Stephan Müller.
[665] Im Falle Galahots steht von Liebe zwar nichts auf dem Grabstein, sehr wohl aber davon, dass er Lancelots wegen gestorben ist. Ähnlich verhält es sich mit der Dame von Bielot; auch ihr Grabstein spricht nicht von Liebe, nur von Gawan als der Ursache ihres Todes. Die entsprechende Szene im ‘Prosalancelot’ (V, S. 948,3–27) bringt die Liebe der Dame zu dem Artusritter jedoch deutlich zum Ausdruck: Angesichts des toten Gawan stürzt sich die Frau über selbigen, beweint den Toten und beteuert, niemals einen anderen Mann als ihn geliebt zu haben. Woraufhin ihr Mann sie mit dem Schwert erschlägt, das durch den Körper der Frau hindurch auch noch

‘Parzival’ ein Zauber gelesen, der Utepandraguns Frau dazu bringt, ihren Mann zu verlassen (Verse 66,4–6) und 25 adelige Männer bewerben sich im ‘Jüngeren Titurel’ (Strophen 5307–5346) schriftlich um die ‘Stelle’ als Secundilles Ehemann und Herrscher ihrer Länder. Mit Liebe im höfischen Sinn haben der gelesene Zauber und nach meinem Empfingen auch die schriftlichen Werbungen um Secundilles Hand wenig zu tun, obwohl im Rahmen meines Textkorpus durchaus auch Texte verfasst und geschrieben werden, um mit ihrer Hilfe Gegenliebe zu erwirken: Ulrichs von Liechtenstein Liebesgedichte, -lieder und -büchlein zielen sämtliche darauf ab, zunächst die Aufmerksamkeit und in weiterer Folge auch die Zuneigung der angebeteten Dame zu gewinnen. Sie, ja, den ganzen ‘Frauendienst’ in die obigen Ausführungen einzugliedern, wollte aber beim besten Willen nicht gelingen.

Die Gründe dafür sind vielfältig und sie haben – wie bei der Beschäftigung mit Ulrichs ‘Frauendienst’ üblich – fast alle mit der Gattungsproblematik zu tun. Sieht man sich das von Ulrich sowohl im erzählenden Haupttext als auch in den lyrischen Einschüben, deren Zuordnung zu bestimmten Textsortenschemata schon Hubert Heinen versuchte,[666] beschriebene Minnekonzept an, entspricht dieses viel eher jenem des Minnesangs als jenem der höfischen Erzählliteratur: Ulrich besingt seine Minnedame und bittet um Erhörung, er legt in seinem Dienst eine wahrlich bemerkenswerte Treue und Beständigkeit an den Tag, ist aber offensichtlich nicht darauf aus, die Angebetete als Ehefrau und Mutter seiner Kinder heimzuführen, zumal er ohnehin über beides verfügt. Das Ich gefällt sich in der – lange Zeit vergeblichen – Anbetung des Du, das dabei doch konturlos bleibt. Wichtig ist allein Ulrich, sein Befinden, sind seine Erfolge oder Misserfolge, seine Heldentaten im Namen der Liebe. Diese Liebe hat aber keinen Adressaten bzw. ist die Adressatin vergleichsweise identitätslos, auf eine Rolle beschränkt. Sie ist der Vorwand, unter dem Ulrich seine Texte verfasst. Die jeweilige Minnedame – und hierin unterscheidet sich die erste, unnahbare nicht wesentlich von der zweiten – braucht nicht die höfischen Tugendkriterien zu erfüllen, ja, sie soll sie genau genommen gar nicht erfüllen, wenn Ulrich Erhörung finden will. Dass er das will, zeigt der Ärger über die erste Minnedame ebenso wie die Zufriedenheit mit der zweiten, die sich Ulrichs Werbungen gegenüber ganz offensichtlich als dankbarer und aufgeschlossener erweist. Ulrich ist mit dieser Art von Beziehung durchaus zufrieden. Die Liebe braucht auch nicht unbedingt gesellschaftlich anerkannt zu sein, wenngleich zu vermuten steht, dass die Dame eben eine Dame, also adelig, und damit der Anbetung durch einen adeligen Ritter würdig sein muss. Es ist ein

in Gawans Leichnam eindringt. – Sämtliche mit Liebe in Verbindung stehende Schriftdokumente im ‘Titurel’ und ihre Wiederaufnahme im ‘Jüngeren Titurel’ werden im Kapitel ‘Einmal Schriftkritik – und zurück?’ noch ausführlich diskutiert.

[666] Heinen (1986).

Spiel, so wie Ulrichs Turnierfahrten als Königin Venus und König Artus Spiel sind. Die hier beschriebene Liebe braucht sich gesellschaftlich nicht zu beweisen, braucht keine Grundlage für die Landesherrschaft zu bieten und darum auch keine Nachkommenschaft hervorzubringen. Es ist das Liebeskonzept des Minnesangs, das – und darauf kommt es an – genau so auch in den erzählenden Passagen des 'Frauendiensts' verhandelt wird. Was der Autor Ulrich hier schreibt, ist Minnesang, sofern wir uns auf die von Liebe handelnden lyrischen Einschübe in die Rahmenhandlung beziehen. Es ist zumindest Minnelyrik, wenn wir den Gattungsbegriff des Minnesangs ausweiten, dabei aber nicht überstrapazieren wollen. Womit aber haben wir es zu tun, wenn Ulrich, zwar in Strophen, aber von den lyrischen Einschüben unterschieden, von seinem Minnewerben, -leben und -leiden erzählt, dabei aber quasi in der gleichen Tonart wie in seinen Minneliedern spricht?

Die Gattungsbezeichnung 'Minneroman'[667], von welchem wir in Bezug etwa auf 'Flore und Blanscheflur' sprechen könnten, scheint mir gerade im Vergleich zu Konrad Flecks Roman nicht recht zu passen, erzählt der eine doch trotz aller Umwege auf ein konkretes Ziel hin, die Herrschaftssicherung durch ein christliches Herrscher(ehe)paar, während der andere quasi als kommentierte Edition von Minneliedern durch deren Autor bezeichnet wurde.[668] Nichtsdestotrotz singt Ulrich nicht nur im lyrischen Sinn von seiner Liebe, sondern er erzählt davon auch einem Roman gemäß. Ich möchte daher die Bezeichnung 'Minnesangroman' für den von Ulrich erzählten und mit lyrischen Einschüben wesentlich ergänzten Minnedienst vorschlagen. Sie würde auch mit einem Teilbefund Hartmut Bleumers, der die lyrisch-narrativen Transgressionen im 'Frauendienst' nicht zuletzt auf eine Gattungs- oder Werkbezeichnung hin zu deuten versucht, harmonieren: Bleumer attestiert Ulrichs Text nämlich eine „zunehmende Dominanz der lyrischen Inserate", wodurch sich die Lieder selbst „zunehmend als Handlungen des Sängers in der Geschichte" konstituierten und so die Lyrik „in der zweiten Texthälfte zunehmend auch die Narration des Erzählers" beeinflusse.[669]

Die Referenz auf Bleumers 'Teilbefund' deutet es freilich schon an: Auch die Bezeichnung 'Minnesangroman' trifft nur zum Teil auf den 'Frauendienst' zu, wird darin doch beileibe nicht nur *von minnen vil und anders niht* ('Flore und Blanscheflur', Vers 823) erzählt. Ulrichs Turnierfahrten wären eher Stoff eines Aventiureromans, seine Berichte zum politischen Geschehen gleichen einer Chronik, manche Lieder haben mit Minne nicht unbedingt etwas zu

[667] Zur Gattungsdefinition von 'Minne- und Aventiureroman' vgl. Achnitz (2002), S. 1–8, und, am Rande, auch Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[668] Vgl. Müller U. (2007) bzw. Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit'.
[669] Bleumer (2010), S. 369.

tun. Es handelt sich – wenn wir Ulrichs nach dem ‘Frauendienst’ entstandenes[670] ‘Frauenbuch’ außen vor lassen – um eine Sammlung all dessen, was Ulrich selbst im Laufe seines Lebens geschrieben hat.[671] Eine Auto-bio-grafie in etwas anderem Sinne.

[670] Müller J.-D. (2010), Sp. 1280.

[671] Sandra Linden, die in ihrer minutiös ausgearbeiteten Dissertation die verschiedenen Interaktionsmuster des ‘Frauendiensts’ und die mit ihnen verbundenen Ich-Rollen beschreibt, erkennt hingegen – mit Blick auf Inhalt und Darstellungsweise – als gemeinsamen Nenner dieser heterogenen Form den „höfische[n] Minnedienst für eine ideale Dame und in der Konsequenz die höfische *vreude* als kommunikatives Ideal.“ Siehe Linden (2004), S. 392.

4. Rechts*chreibung*

Was ist recht und was ist unrecht? Was ist Recht und was ist Unrecht? Großgeschrieben ist Recht zum Beispiel Gottes Verbot gegenüber Adam und Eva, Früchte vom Baum in der Mitte des Garten Eden zu essen; recht wäre es gewesen, sich daran zu halten. Umgekehrt war Evas Tat, dennoch von den Früchten zu nehmen und zu essen, ein Unrecht, nämlich ein Verstoß gegen das Recht. Doch war sie darum unrecht? Die Frage, ob ein Unrecht begeht, wer das Recht nicht kennt, beantwortet unser heutiges, in schriftlichen Gesetzen verankertes Recht dahingehend, dass Unwissenheit nicht vor Strafe, die das Unrecht – bzw. den Rechtsbruch – als solches bestätigt, schützt. Wohingegen die Frage, ob Eva überhaupt etwas Unrechtes begehen konnte, bevor sie – mangels Genuss der Früchte – zwischen recht und unrecht zu unterscheiden vermochte, eigentlich mit ‘nein’ beantwortet werden müsste. Während nämlich ein Kind im Zuge seiner Sozialisation zumeist auch ohne die ausdrückliche Rede der Eltern ganz gut die Dinge, die recht, und die, die unrecht sind, voneinander trennen kann, geht es im entsprechenden Abschnitt 3 der ‘Genesis’ nicht darum, dass Gott Eva das Rechte und das Unrechte erläutern würde, sondern darum, dass Eva ausdrücklich erst zwischen den beiden unterscheiden kann, nachdem sie das Unrecht, sich gegen Gottes Gebot zu wenden, begangen hat. Sanktioniert und damit bestätigt wird das Unrecht übrigens durch die Strafen, die Gott gegenüber der Schlange, der Frau und dem Mann verhängt: Die Schlange muss fortan auf dem Bauch kriechen und den Hass der Frau erdulden, die Frau unter Schmerzen ihre Kinder zur Welt bringen und dem Mann unterstellt sein und der Mann muss im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen.[672] Ein geradezu klassischer Fall von Rechtsprechung und mithin der erste der jüdischen und christlichen Menschheitsgeschichte. Darüber, ob Gott hier angesichts von Evas Dilemma recht oder unrecht gesprochen hat, wird in der Bibel selbstverständlich nicht verhandelt.

Man sieht, die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht ist leichter zu treffen als die zwischen Recht und recht bzw. Unrecht und unrecht. Vielleicht ließe sich eine Annäherung an die Thematik vornehmen, indem man Recht und Unrecht – Zweiteres im Sinne von ‘Straftat’ – als von oben, von außen festgesetzte Regeln, nach denen das Zusammenleben in einer Gruppe organisiert ist, definiert, wohingegen ‘recht’ und ‘unrecht’ von jedem Individuum womöglich immer wieder neu bestimmte und mehrheitlich emotional begründete Kategorien sind. Kluge Köpfe auf der einen, Moralisten auf der anderen Seite werden ihre Einwände gegen diese zugegeben vage Definition vorzubringen wissen, steht doch außer Zweifel, dass das kollektive

[672] Genesis 3,14–19.

Rechtsempfinden, also die Entscheidung darüber, was ‘recht’ ist, seinen Einfluss auf die Formulierung des Rechts in Form des Gesetzes ausübt, während andererseits auch das persönliche Rechtsempfinden maßgeblich durch die von der Legislative vorgegebenen Regeln geprägt wird. Dennoch mag sie für die nachfolgende Untersuchung, in der ich mich dem Recht, genauer: dem schriftlichen Recht, seiner Autorität, Anwendung und Auswirkung, in Erzähltexten des 13. Jahrhunderts widmen werde, ausreichen.

Allerdings tritt hier schon das nächste Definitionsproblem auf, denn: Was ist ‘das Recht’ im deutschen Mittelalter überhaupt? Karl Kroeschell beschreibt die Entwicklung des mittelalterlichen Rechtsbegriffs im ‘Lexikon des Mittelalters’ aus seinen lateinischen Wurzeln, die mit den Schlagwörtern ‘alt’ und ‘Gewohnheitsrecht’ zunächst herzlich wenig zu tun hätten. Vielmehr bedeute ‘Recht’ in den meisten Fällen die einzelne, subjektive Berechtigung einerseits, das tatsächlich geübte, objektive Recht andererseits. Nach Alter und Dauer habe das Mittelalter allein bei der *consuetudo*, der Gewohnheit, die einer bestehenden *lex*, dem Gesetz oder ausgeübten Recht, widersprach, gefragt.[673] Generell üben im deutschen Mittelalter drei – im weitesten Sinn – Rechtssysteme ihren Einfluss aus: das römische, das kanonische und das germanische Recht. Ihnen zugrund liegen unterschiedliche Rechtsauffassungen, wobei die Quellenlage gerade in Bezug auf das germanische Recht ausgesprochen dünn ist.[674] Für das 10., 11. und die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts lassen sich nach H. Krause gewisse Grundzüge für das Rechtsverständnis festmachen:

> R[echt] ist überall. Es ist eine Erscheinungsform der Herrschaft in Gestalt des Privilegs, charakterisiert als Einzelakt und Personenbezogenheit, aber von jedermann zu achten. R[echt] ist aber als Gewohnheitsrecht auch ein Produkt aus Zeitablauf und Vorstellungen einer größeren oder kleineren Gemeinschaft. Das R[echt] ist offen und ganz unabgeschlossen, vor allem gegenüber Gott. Jeder einzelne kann ihn durch Eid und Gottesurteil herbeirufen. Jeder, der in der Lage ist, als Aussteller einer Urkunde zu erscheinen, kann den Verletzer des beurkundeten R[echts] mit den schrecklichsten Höllenstrafen bedrohen.[675]

Dabei sei sich das Gewohnheitsrecht seines eigenen Bezugssystems und seiner Verschiebungen kaum bewusst gewesen. Im 12. Jahrhundert habe sich dieses Bild aber geändert. Indem einerseits Rechtsakte von der Person getrennt wurden, konnten sie eine größere Dauer bzw. längere Gültigkeit beanspruchen. Andererseits wurde „das R[echt] schlechthin dem Gestaltungswillen jedes lebenden Herrschers anheimgegeben.“[676] So wären einander ab dem 12. Jahrhundert im Wesentlichen zwei Rechtsauffassungen gegenüber gestanden: zum einen das *reht* im Sinne von lat. *ius* als subjektives und objektives Recht, zum anderen die kanonistische

[673] Kroeschell (2003), Sp. 510.
[674] Vgl. Krause (1990), Sp. 224f.
[675] Krause (1990), Sp. 228.
[676] Krause (1990), Sp. 229.

Ansicht, dass alles Recht letztlich aus der Gewohnheit erwachse.[677] Die Vorrangstellung des mündlich tradierten Gewohnheitsrechts vor jeglicher schriftlichen Fixierung von Gesetzen oder Rechtsakten postuliert bereits Aaron J. Gurjewitsch, der 'das' mittelalterliche Recht nicht als einheitliches System, sondern „als universelle Form der Lebenstätigkeit der Individuen und gesellschaftlichen Gruppen"[678] sieht. Gerd Althoff, der Licht in das komplexe Verhältnis von mündlich tradiertem, verschriftlichtem und schriftlichem Recht im Mittelalter bringen will, versucht dennoch eine gewisse Systematisierung, indem er die drei wichtigsten Modelle rechtlicher Ordnung – nämlich Konsens aufgrund der Rangordnung, Konfliktlösung durch Vermittler und demonstrativ-rituelle Kommunikation – aufzeigt.[679] Die geringe Bedeutung der Schrift im mittelalterlichen Rechtsleben zeige sich nach Gurjewitsch etwa dadurch, dass für die Gültigkeit eines juristischen Akts ein magisches Ritual ausschlaggebend gewesen sei und dass andererseits Schriftstücken wie Urkunden ein reiner Symbolwert zukam, sodass sie nicht einmal Schrift zu enthalten bräuchten.[680] Demgegenüber legt Althoff großen Wert darauf, dass Recht und Gesetz nicht weniger verbindlich gewesen seien, nur weil sie nicht schriftlich festgehalten wurden, dass also das Fehlen schriftlicher Gesetze keinen rechtsfreien Raum bedeutete.[681]

Bis zum Hochmittelalter gab es Rechtsaufzeichnungen zudem beinahe ausschließlich nur in lateinischer Sprache.[682] Erst ab dem 13. Jahrhundert wurden Rechtstexte vermehrt auch auf Deutsch verfasst; im Untertitel ihrer Monografie über deutsche Rechtstexte des Hochmittelalters spricht Christa Bertelsmeier-Kierst von einem „Verschriftlichungsprozeß des Rechts im 13. Jahrhundert".[683] Sie bringt das „plötzliche Anwachsen volkssprachlicher Schriftlichkeit auf dem Gebiet des Rechts" mit der „Kodifizierung des kanonischen Rechts" in Zusammenhang und stellt fest, dass eine allgemeine Verschriftlichungswelle des Rechts vor allem seit dem vierten Laterankonzil (1215) eingesetzt habe, „von der praktisch alle west- und mitteleuropäischen Länder im Laufe des 13. Jahrhunderts erfaßt wurden."[684] Jacques Le Goff erkennt in der Verschriftlichung des Rechts einen wesentlich christlichen Zug, der jedoch bald auch

[677] Kroeschell (2003), Sp. 511.
[678] Gurjewitsch (1997), S. 208.
[679] Vgl. Althoff (1997).
[680] Gurjewitsch (1997), S. 207.
[681] Vgl. Althoff (1997), bes. S. 287.
[682] Vgl. dazu auch Wolf J. (2008), S. 110, Fußnote 200, und Przybilski (2000), S. 87, wobei Letzterer aber relativierend hinzufügt: „Von einer wirklichen volkssprachigen Rechtsliteratur kann man […] erst seit den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts sprechen." Siehe Przybilski (2000), S. 88. – Friedrich Panzer (1950), S. 29, meint, dass „die Urkunde den Germanen von Hause aus völlig fremd und erst von Rom her aufgedrängt war."
[683] Bertelsmeier-Kierst (2008).
[684] Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 62.

auf den laikalen Bereich übergegriffen habe, und hebt darum „die Bedeutung der Urkunden für die Christenheit“ hervor:

> Diese rechtsgültigen Texte, die Ansprüche auf Grund und Boden, Gebäude, Personen oder Einkünfte begründen und ein wichtiges Instrument im Dienst von Recht, Reichtum und Macht darstellen, wurden in der ganzen Christenheit abgefasst und in Umlauf gebracht. Gewiss, die Hauptnutzer und Verfasser solcher Urkunden waren Kleriker, aber durch die Entwicklung der Städte und den Einsatz von Notaren zuerst im südlichen Europa wurden immer mehr Laien einbezogen. Die anschwellende Zahl der Urkunden rief Institutionen ins Leben, die bald in der ganzen Christenheit eine wichtige Rolle spielen sollten: die Kanzleien.[685]

Martin Przybilski, der sich in seiner Dissertation mit Verwandtschaftsstrukturen in Wolframs ‘Willehalm’ beschäftigt, setzt diesen Teilbereich des mittelalterlichen Rechts mit Schriftlichkeit in Beziehung, indem er den Übergang von der cognatischen, offenen Verwandtschaftsstruktur des frühen zur patrilinearen, vertikal auf einen Spitzenahn und seinen männlichen Nachfolger ausgerichteten, agnatischen des Hochmittelalters auch an der Tendenz zur Verschriftlichung von Familiengeschichte festmacht: Schriftliche Genealogien, wie sie ab dieser Zeit gerne in Auftrag gegeben wurden, tradierten die agnatische Geschlechterfolge und legitimierten nicht zuletzt auf diese Weise die Herrschaft.[686]

Die bedeutendsten deutschen Rechtstexte, die im 13. Jahrhundert geschrieben wurden, sind sicherlich die ersten Rechtsspiegel wie etwa der ‘Sachsen-’ und der ‘Schwabenspiegel’. Während Kroeschell sie als private, aus dem Gewohnheitsrecht erwachsene Aufzeichnungen versteht,[687] vermitteln sie nach Bertelsmeier-Kierst „zwischen memorialer und schriftlicher Tradition, d.h. zwischen mündlich tradiertem Gewohnheitsrecht und gelehrter Rechtstradition“[688] und sind somit keine bloßen Verschriftungen[689] mündlich tradierten Rechts.[690] Dieser Um-

---

[685] Le Goff (2004), S. 92.

[686] Przybilski (2000), S. 114–122. – In Bezug auf Rolle und Möglichkeiten der Frau innerhalb des mittelalterlichen, männlich dominierten Rechtssystems merkt Judith Klinger, die sich mit der Anwendbarkeit gendertheoretischer Fragen auf die ältere deutsche Literatur auseinandersetzt, an: „Trotz der partiellen Anerkennung begrenzter weiblicher Selbstbestimmungsrechte, etwa in der Betonung des Konsenses durch das kanonische Eherecht, wird eine fundierende Symmetrie nicht angenommen. Eine grundsätzlich ähnliche Konstruktion ist in mittelalterlichen Rechtsdiskursen zu verzeichnen, zumal Frauen nicht der Status selbständiger Rechtssubjekte zukommt; zugleich scheint sich die Organisation von Verwandtschaftsverbänden, Vererbungsregeln und Herrschaftsrechten im Verlauf des Mittelalters zunehmend zugunsten patrilinearer Prioritäten zu verengen.“ Siehe Klinger (2002), S. 277f. – Zu schriftliterarischen genealogischen Anbindungsversuchen an die Helden der Trojasage oder an überirdische Wesen in den verschiedenen Melusinentexten sowie zur Chronikliteratur besonders der Welfen vgl. Kellner (2004).

[687] Kroeschell (2003), Sp. 511f.

[688] Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 62.

[689] Als ‘Verschriftung’ versteht Oesterreicher (1993), bes. S. 272f., die grafische Notation mündlicher Aussagen bzw. die grafische Fixierung einer bislang nur mündlich existenten Sprache. Im Gegensatz dazu meint ‘Verschriftlichung’ einen Prozess mitsamt seinen Veränderungen, denen einst mündliche Inhalte und Strukturen bei ihrem Transfer in den Raum der Schrift unterworfen sind. In unserem Fall heißt das: „[B]ei der Verschriftlichung des Rechts […] interessiert gerade nicht mehr, daß und wie Lautliches im Graphischen erscheint, sondern es geht allein um die mit dem Schriftgebrauch verbundenen, von ihm induzierten sozialen, kommunikationspraktischen, diskurstraditionellen und einzelsprachlichen konzeptionellen Veränderungen.“ Siehe Oesterreicher (1993), S. 280. – Vgl. auch Ehler, Schaefer (1998a), S. 1–5, und Schaefer (2003), S. 154f.

[690] Vgl. auch Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 159f.

stand zeigt sich wohl schon in der Diskussion der beiden unterschiedlichen Rechtsauffassungen. Der 'Schwabenspiegel' nämlich „greift […] unmittelbar in die zeitgenössische Diskussion um *ius* und *consuetudo*, d.h. um das durchaus nicht konfliktlose Verhältnis von *geschriben reht* und *gvter gewonheit* ein."[691] Die Möglichkeit der Verschriftung des Gewohnheitsrechts leugnet auch Gurjewitsch, der diese Ansicht nicht zuletzt mit der regional bedingten extremen Unterschiedlichkeit von Gewohnheitsrechten begründet.[692] Schriftliches und mündliches Recht stellen demnach nicht nur zwei verschiedene Realisationsformen desselben Rechtsverständnisses dar, sondern sind in ihrer Qualität grundsätzlich zu unterscheiden. Basierend auf Jacob Grimm[693] und Aaron J. Gurjewitsch[694] analysiert Gerhard Dilcher darum den „qualitativen Sprung[] in der Rechtsentwicklung von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit […] anhand des frühen Stadtrechts"[695].[696] Die Bedeutung der Schriftlichkeit für Verwaltung und Selbstverständnis der mittelalterlichen Städte betont auch Jürgen Wolf.[697] Nach Bertelsmeier-Kierst gehört der „Prozeß der Verschriftlichung des Rechts, der seit 1200 zunehmend auch die Laiengesellschaft erfaßte, […] zu den tiefgreifendsten zivilisatorischen Veränderungen im europäischen Mittelalter."[698] Martin Przybilski schließlich begreift die „Verschriftlichung des Volksrechts" als Niederschlag des zu dieser Zeit stattfindenden „umfassende[n] Strukturwandel[s] der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung".[699]

Was aber gehört alles zum mittelalterlichen 'Recht' dazu? In welchen Formen begegnet uns 'Recht' auch heute noch? Wie bereits angesprochen, gibt es da einerseits das geschriebene oder ungeschriebene Gesetz, ein Abstraktum, an dem sich konkrete Rechtshandlungen – Gurjetwitschs „Lebenstätigkeit" – orientieren bzw. das umgekehrt aus konkreten Rechtshandlungen erschlossen werden kann. Solche Rechtshandlungen werden in durchaus unterschiedlichen Situationen gesetzt und bedienen sich ebenso unterschiedlicher Requisiten, ist eine Rechtshandlung zu setzen, Recht zu sprechen doch immer auch eine Frage der Repräsentati-

[691] Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 159.
[692] Gurjewitsch (1997), S. 217.
[693] Dilcher (1996), S. 282f.
[694] Dilcher (1996), S. 283f.
[695] Dilcher (1996), S. 285.
[696] Dass er den Bereich des Stadtrechts als für solch eine Untersuchung besonders aussagekräftig erachtet, begründet Dilcher (1996), S. 287, damit, dass „die zunehmende Tendenz zur Rechtsaufzeichnung" im 12. Jahrhundert „im Bereich der Stadt allein zu einer Lawine der Schriftlichkeit anwächst, während die anderen Quellen eher wieder versiegen. Durch die Verbindung dieser Welle der Verschriftlichung mit qualitativen Veränderung des Rechtsbereichs, des Normcharakters des Rechts könnte jene grundsätzliche Änderung von Mentalität und Gesellschaftsstruktur, die dem paradigmatischen Wechsel von Oralität zu Literalität zugesprochen wird […], deutlich werden."
[697] Wolf J. (2008), S. 121.
[698] Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 12.
[699] Przybilski (2000), S. 88.

on, da das Abstraktum, auf das sich Handlung und Spruch beziehen, auf irgendeine Weise repräsentiert und sichtbar gemacht werden muss. Mit Repräsentation und Visualisierung in der mittelalterlichen Kultur hat sich, wie bereits erwähnt, eingehend Horst Wenzel auseinandersetzt.[700] Er betont schon 2001 die Bedeutung von Gesten und Gebärden etwa bei der Leistung eines Eides bzw. Schwurs:

> Charakteristisch für die Sicherung des Eides ist das Zusammenwirken von Worten, Gebärden und Memorialzeichen.[701] Während des Schwures legte der, der ihn ablegte, seine Hand auf ein sakrales Symbol, auf einen Klumpen Erde oder auf sein Schwert, legte er die Schwurfinger an seinen Bart oder an seine Hoden, die Frauen legten eine Hand auf ihre Brust, auf ihre Haarflechten oder ihren Bauch. Damit wurde die Integrität des eigenen Körpers und die spezifische Potenz (Hoden, Bauch) eingebunden in die Sicherung der Eidformel. Das Ablegen eines Eides machte das Wort sichtbar – nicht auf dem Papier, sondern im lebendigen Leib der agierenden Personen. Der öffentliche Charakter dieses Eides machte das Forum der Anwesenden zu Zeugen und Garanten der Eidesleistung.[702]

Im Zuge der Verschriftlichung gerade des Eides aber nehmen „die Dokumente […] der Zeugenschaft durch Hören und Sehen ihre primäre Bedeutung, weil sie selbst gehört und gesehen werden können."[703] Insofern lässt sich laut Wenzel an der Verschriftlichung des Eides „die Verlagerung von der rituellen Sicherung des rechtsetzenden Wortes in die rechtskräftigere Urkunde beispielhaft verfolgen."[704] Allerdings erfolgte der Übergang von der mündlichen zur schriftlichen Realisierungsform rechtlich gültiger und verbindlicher Inhalte einerseits nicht vollständig und ausschließlich, da besonders Zeugenaus*sagen* auch heute noch zuallererst einmal mündlich getätigt werden (und ihre angebliche Verschriftung beileibe nicht dem Wortlaut des Zeugen entsprechen muss), andererseits nicht spannungsfrei, wie die Diskussion um die Glaubwürdigkeit schriftlicher und mündlicher Aussagen zeigt. Wenzel fasst zusammen:

> Lebende Zeugen waren glaubhafter als Texte, weil sie angegriffen werden konnten, ihre Argumente auf die Probe stellen und verteidigen mußten. Petrus Venerabilis (gest. 1156) dagegen betont gegenüber Bernhard von Clairvaux (1090–1153), daß der geschriebene Brief ein höheres Maß an Verläßlichkeit besitze als mündlich übermittelte Grüße: Pergamente könnten die ihnen anvertrauten Botschaften nicht mehr verändern;[705] die Zunge der Redenden hingegen sei nicht an die Schrift gebunden und habe deshalb die irritierende Möglichkeit, durch Hinzufügen und Weglassen von Wörtern und Sätzen die Wahrheit einer Aussage abzuwandeln.[706]

[700] Vgl. besonders Wenzel H. (2005b).
[701] Das bedeutsame Zusammenspiel von Worten, Gebärden und Memorialzeichen macht Wenzel H. (2005h) – wenngleich nicht direkt auf den rechtlichen Bereich bezogen – am Beispiel des 'Nibelungenlieds' sichtbar, betont jedoch, dass das Gleiche auch für die höfische Literatur gilt: Wenzel H. (2005h), S. 108 und S. 111.
[702] Wenzel H. (2001), S. 50. Siehe auch Wenzel H. (2007f), S. 54.
[703] Wenzel H. (2001), S. 50. Vgl. auch Wenzel H. (2002), S. 136.
[704] Wenzel H. (2001), S. 50. Vgl. auch Wenzel H. (2002), S. 136.
[705] Gerade das Vertrauen in die Unveränderbarkeit auf Pergament notierter Inhalte ist aber nicht unbestritten, wie ein Blick in den arabischen Raum zeigt: Der um 800 regierende Kalif Harūn ar-Rašīd soll angeordnet haben, dass seine Leute nur noch auf Papier schreiben, da man Schrift auf Häuten oder Pergament abschaben und durch andere Inhalte ersetzen könnte, wohingegen eine auf diese Weise versuchte Fälschung im Papier sichtbare Schäden hinterließe. Vgl. Serauky (2004), S. 17.
[706] Wenzel H. (2001), S. 52. – Wenzel H. (2007a), S. 18, wiederholt das Zitat beinahe wörtlich, relativiert den ersten Satz lediglich dahingehend, dass lebende Zeugen „zunächst" glaubhafter als Texte waren.

Im ‘Schwabenspiegel’ wird genau diese Problematik aufgegriffen, der schriftlichen Form aber eindeutig der Vorzug gegeben, da es im Wesen lebendiger Zeugen liege zu sterben, wohingegen *brieve* beständig seien,[707] was Wenzel zu der Annahme veranlasst, im Verlauf des 13. Jahrhunderts habe sich die Auffassung durchgesetzt, „daß eine Urkunde einen Rechtsvorgang besser bezeugen könne als Personen.“[708]

Die bisherigen Ausführungen sollen nicht eine realhistorische Folie abgeben, vor deren Hintergrund nun der literaturgeschichtliche Umgang mit dem Wandel des Rechts analysiert wird. Sie sollten aber die Begrifflichkeiten klären, mit denen im Folgenden operiert wird; und sie sollen rechtfertigen, weshalb ich mir von der Analyse vom Rechtsverständnis als der Akzeptanz von gesetzmäßigem ‘Recht’ einerseits und dem Rechtsempfinden als der persönlichen – oder in der höfischen Literatur eher: kollektiven – Auffassung von ‘recht’ andererseits in der Erzählliteratur des 13. Jahrhunderts interessante Ergebnisse auch im Hinblick auf Schriftlichkeit erhoffe.
Ein Text, der in dieser Hinsicht besonders fruchtbar zu sein verspricht, ist Konrads von Würzburg ‘Schwanritter’, geht es dort doch unter anderem um den Zusammenprall von schriftlichem und mündlichem, neuem und altem Recht im weitesten Sinn. Wenigstens ist das die Meinung eines Teils der Forschung zum ‘Schwanritter’, die sich auf unterschiedliche Bereiche konzentriert hat: Neben den Fragen nach der Chronologie von Konrads Werk, möglichen Gönnern und der stoffgeschichtlichen Verbindung zu anderen, französischen und deutschen, Ausformungen der Schwanritter- und Lohengrin-Sage beschäftigen sich eher textimmanent ausgerichtete Untersuchungen entweder mit dem im ‘Schwanritter’ dargestellten Recht im ersten oder mit dem Motiv der Mahrtenehe im zweiten Teil des Textes. Ein je nach Interpretation mehr oder weniger plausibles Bindeglied zwischen den beiden stellt der Aspekt der Genealogie dar.[709] Beate Kellner bezeichnet Genealogie in ihrer Habilitationsschrift als für das Mittelalter „dominante mentale Struktur“, die in den verschiedenen Ordnungen des mittelalterlichen Wissens eine zentrale Rolle gespielt und dabei als nahezu universales, interdiskursiv verwendetes Ordnungsmuster gedient habe.[710] Zudem treffe „die Frage nach der Genealogie in das Zentrum mittelalterlicher Legitimation und Selbstdarstellung von Macht,

[707] Vgl. Wenzel H. (2001), S. 52, Wenzel H. (2005h), S. 106f., und Wenzel H. (2007a), S. 18. – Zur Beständigkeit von Schrift, Schriftstücken und schriftlichen Inhalten vgl. Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’.
[708] Wenzel H. (2005h), S. 106.
[709] Zur verglichen mit anderen Texten spärlichen ‘Schwanritter’-Forschung vgl. bes. Brandt (1987), S. 100–105; außerdem kurz Kokott (1989), S. 17f., Van D’Elden (1990), S. 555, und Brunner (2010), Sp. 302–304, bes. Sp. 303f.
[710] Kellner (2004), S. 15.

Herrschaft und von Ansehen überhaupt."[711] Insofern stehen die Chancen gut, dass sich dieses Ordnungsmuster auch in allen Teilen des 'Schwanritters' wiederfinden lässt. Ob sich diese Teile darüber aber interpretativ zu einem homogenen Ganzen verbinden lassen, ist eine Frage, mit der sich Forscher aus unterschiedlichen Perspektiven auseinandergesetzt haben.[712]

Über die Genealogie versucht etwa Stefan Weidenkopf, den am rechtshistorischen Diskurs interessierten Teil des 'Schwanritters' interpretativ mit dem mythischen Teil zu verbinden. Er geht davon aus, dass „schon im Stoff bzw. der Sage die Einheit von Sage, Wirklichkeit und Recht vorgebildet sein muß und sich in der literarischen Transformation in modifizierter Weise erhalten hat." Erhärten will er diese These, indem er die Kohärenz von Stoff, Recht und Auftraggeber „in einer schlüssigen Verschränkung der Interpretation von Darstellung und Überlieferung des 'Schwanritter' aufzeigt."[713]

In der ersten umfassenden Monografie zum Werk Konrads von Würzburg, das sich dem Autor über die ihm zugeschriebenen Texte als Produkte ihrer Zeit nähern will, vertritt Hartmut Kokott die These,

> der ganze von Konrad [im 'Schwanritter'] erzählte Vorgang bestehe aus einer Kette von Rechtsverstößen bzw. aus Konflikten, die sich an Handlungen aller betroffenen Protagonisten des 'Schwanritter' zeigen und die mit dem herkömmlichen Recht nicht lösbar sind.[714]

Das „herkömmliche[] Recht" ist für Kokott das im 'Sachsenspiegel' verschriftlichte sächsische Landrecht. Als Argumente gegen eine streng rechtshistorische Lektüre des Textes, die Aufschluss über die 'Realität' der Rechtsprechung im Mittelalter geben sollte, verweist er deshalb auf zahlreiche Abweichungen von historischem Recht und historischer Rechtspraxis sowie auf Konrads offensichtlichen Anachronismus, Karl den Großen nach dem Tod Gottfrieds von Bouillon auftreten zu lassen.[715] Die Darstellung der genealogischen Verflechtungen und Konflikte bringt Kokott mit dem nicht nur von ihm[716] als Auftraggeber angenommenen Geschlecht derer von Rieneck in Verbindung.

Für das Recht im 'Schwanritter' interessierte sich etwa zeitgleich mit Kokott auch Stephanie Cain Van D'Elden.[717] Sie vertritt die Auffassung, hier werde ein gerichtliches Verfahren beschrieben, wie es sich so in den tradierten rechtlichen, nicht-literarischen Abhandlungen nicht finde und wie es als Präzedenzfall einen Schritt vom Gewohnheitsrecht hin zum auf schriftli-

[711] Kellner (2004), S. 104.
[712] Beate Kellner selbst erwähnt Konrads 'Schwanritter' zwar verschiedentlich, widmet ihm aber keinen eigenen Abschnitt, ja nicht einmal einen ganzen Absatz ihrer sonst sehr fundierten Untersuchung.
[713] Weidenkopf (1979), S. 304.
[714] Kokott (1989), S. 19.
[715] Kokott (1989), S. 17–22.
[716] Vgl. etwa Brunner (2010), Sp. 274.
[717] Van D'Elden (1990).

chen Verträgen basierenden Recht bedeute.[718] In ihrer Analyse stützt sie sich ausschließlich auf den ersten Teil des 'Schwanritters' und rechtfertigt die Außerachtlassung des zweiten Teils damit, dass Konrad ihres Erachtens hauptsächlich an der Darstellung des Rechtsstreits interessiert gewesen sei, während ihm das Mahrtenehenmotiv lediglich als Rahmen für sein Exempel gedient habe.[719] In Anlehnung an Richard Schröder[720] meint Van D'Elden, der gerichtliche Zweikampf komme im 'Schwanritter' erst dann zu Anwendung, als alle anderen Versuche, den Streit zu schlichten, fehlgeschlagen sind.[721]

Die Anwendung und Durchsetzung mittelalterlichen Rechts sieht auch Peter Strohschneider[722] als Hauptthema des 'Schwanritters': In Konrads schriftliterarischer Erzählung werde im Zusammenhang genealogischer und juristischer Diskurse über das Erzählen von Schrift und Körper reflektiert, wobei der gewaltfähige adlige Körper und die körperabstrakte Schrift im Interesse dynastischer Legitimität verknüpft würden.[723] Im Verlauf der Textanalyse zeigt Strohschneider die Opposition von cognatisch ausgerichtetem, schriftlich fixiertem und damit weitgehend vom Körper abstrahiertem Recht, wie es von Gottfrieds Witwe vertreten bzw. eingefordert wird, und dem agnatischen, mündlich tradierten, auf Konsens und *consuetudo* beruhenden Recht, wie es Gottfrieds Bruder durchzusetzen versucht, auf. Dabei wisse sich das neue, schriftliche Recht dank des Schwanritters mit den Mitteln des alten, mündlich tradierten Gewohnheitsrechts zu behaupten.[724]

Sowohl Kokott und Van D'Elden in ihrer Prägnanz als auch Strohschneider in seiner Ausführlichkeit klingen zunächst überzeugend. Nichtsdestotrotz will ich ihre Argumentation genauer mit Konrads Text vergleichen.

Der gerade an seinem Beginn fragmentarische 'Schwanritter' setzt ein mit dem kriegerischen Einfall des Sachsenherzogs in das Land seines verstorbenen Bruders Gottfried von Bouillon. Die auf diese Weise von ihrem Schwager nicht als solche anerkannte Landesherrin, die Herzogin von Brabant, verweist dem Eindringling gegenüber auf ihre *hantvesten unde ir brieve* (Vers 149), das heißt, auf schriftliche Dokumente, die Zeugnis dafür abgeben, *wie vor den herren was geschehen / mit rehte daz gedinge* (Verse 150f.; wie vor den Edlen die Sache rechtswirksam vonstatten gegangen sei) und dass also das Land ohne Anfechtung das ihre

[718] Vgl. Van D'Elden (1990), S. 549.
[719] Van D'Elden (1990), S. 556. – Entsprechend fasst sie die Lösung des Erbschaftsstreits bereits als Ende der Erzählung zusammen: „The Swan Knight offers to champion the Duchess; he kills the Duke, marries the Duchess' beautiful daughter, and wins the duchy. The story ends happily – justice triumphs." Siehe Van D'Elden (1990), S. 552.
[720] Schröder R. (1867).
[721] Van D'Elden (1990), S. 555.
[722] Strohschneider (1997).
[723] Vgl. Strohschneider (1997), S. 128.
[724] Vgl. Strohschneider (1997), S. 148.

sein soll. Sowohl Urkunden als auch die persönliche Zeugenschaft der zu Vertragsabschluss anwesenden *herren* sollen demnach die Rechtsgültigkeit der Erbschaft bestätigen. Freilich hilft das der Herzogin wenig: Ihr Schwager fällt nichtsdestotrotz mit einem gewaltigen Heer *mit roube und ouch mit brande* (Vers 165), also raubend und brandschatzend, über ihr Land her. Da niemand ihm Einhalt gebieten kann, tut er der Herzogin *vil ze leide* (Vers 175). Das Verhalten des Schwagers wird hier vom Erzähler eindeutig negativ bewertet: Er verhält sich nicht korrekt.

Ihre letzte Hoffnung setzt die Dame deshalb in König Karl, der ins Niederland kommt und auf der Burg Neumagen Quartier nimmt, um Gericht zu halten, wo immer das nötig ist. Für nötig erachten dies die Herzogin von Brabant und ihre Tochter, da sie mit ihren Schriftdokumenten offensichtlich nichts gegen ihren Widersacher ausrichten können. Sie ziehen also nach Neumagen und klagen Gottfrieds Bruder vor Karl an, sie *âne schult* (Vers 233) vertrieben und sich *mit worten und mit taete* (Vers 236) gegen sie vergangen zu haben, betonen also die eigene Unschuld sowie das mit Worten und Taten begangene Unrecht, das der Herzog von Sachsen ihnen zugefügt habe. Kokott weist auf zwei Abweichungen vom im ‘Sachsenspiegel’ kodifizierten Recht hin: Erstens hätte die Herzogin von Brabant König Karl längst an seinem Hof aufsuchen müssen und nicht warten dürfen, bis er quasi zufällig in die Nähe kam. Zweitens tritt sie als Frau ohne männlichen Fürsprecher vor Karl. Eine weitere Abweichung von der Norm bestehe in der Unterbrechung der bereits begonnenen Verhandlung,[725] denn noch bevor sich der Herzog, der – ebenso wie manch Herr oder Bischof – von sich aus an Karls Hof gekommen war, rechtfertigen kann, wird das Gericht unterbrochen durch die Ankunft des Schwanritters, der von allen bestaunt, von Karl willkommen geheißen und dem vom König sogar ein Ehrenplatz zugewiesen wird. Als man die Verhandlung endlich fortsetzt, erhebt sich die Herzogin von Brabant und tritt abermals vor den König. Dieses Mal führt sie ihre überaus schöne Tochter, *diu vil keiserlîche fruht* (Vers 419), mit sich, die ob der ganzen Sache gar *ungeschriben smerzen* (Vers 433) leidet. Strohschneider erkennt nicht zuletzt aufgrund der Formulierung in Vers 419 Gottfrieds Tochter als Nachfahrin und Verwandte Kaiser Karls des Großen,[726] wie ja auch Gottfried von Bouillon aus dem Geschlecht der Karolinger stamme.[727] Genealogisch richtig würden die Kinder, die aus der Verbindung der jungen Frau mit dem Schwanritter hervorgehen, später ebenso wie zuvor ihre Mutter von dieser selbst als *keiserlîche fruht* (Vers 1509) bezeichnet. Das Wissen um diese genealogischen Verbindungen vorausgesetzt, müsste den Rezipienten des Romans die Konstruktion aber tatsächlich als der

[725] Kokott (1989), S. 19.
[726] Strohschneider (1997), S. 140.
[727] Strohschneider (1997), S. 137.

von Kokott monierte Anachronismus aufstoßen. Weidenkopf löst das Problem dahingehend, dass er König Karl nicht als Figur oder Person Karl den Großen sieht, sondern „in der allgemeinen Stellvertretung für das *initium* des Reichs", als denjenigen, der das von Gott aufgestellte und von Propheten und Klerikern gelehrte Recht auf Erden vertrete. Von einer historischen Individuierung habe Konrad abgesehen, wie er auch andere historische bzw. geografische Fakten für seine Zwecke verändert habe.[728] Dennoch hält er die Topik der kaiserlichen Abstammung nicht für substanzlos: Als Tochter Gottfrieds sei die *keiserlîche fruht* ein Nachkomme Karls des Großen in der zehnten Generation.[729] Nun muss sich das Adjektiv *keiserlîch* aber nicht zwangsweise auf die Abstammung von einem Kaiser beziehen, sondern kann genau so auch auf die Verbindung zu Gott, Christus und Maria bezeichnen oder ganz allgemein 'herrlich', 'stattlich' oder 'vollkommen' meinen.[730] Demgegenüber fällt nämlich auf, dass Karl im 'Schwanritter' durchwegs als König,[731] niemals jedoch als Kaiser bezeichnet wird.[732] Und die Tochter Gottfrieds und seiner Frau gilt zwar dem Herzog von Sachsen als *mîn niftel* (Verse 537; meine Nichte), an keiner Stelle aber dem anwesenden Karl, was bei einer Betonung der Verwandtschaftsverhältnisse, wie sowohl Kokott als auch Strohschneider sie postulieren, mehr als ungewöhnlich wäre. Ich will damit nicht behaupten, dass die Figur des Königs Karl nicht mit Kaiser Karl dem Großen assoziiert werden kann und konnte, zumal im 'Schwanritter' von einem *roemsche[n] künec* (Vers 189), nicht einem *keiser*, die Rede ist. Es erscheint mir jedoch ausgesprochen problematisch, eine genealogisch ausgerichtete Argumentation an einem mit keinem Wort erwähnten Verwandtschaftsverhältnis Karls und der Tochter Gottfrieds im Text festzumachen.

Nun ist diese Tochter aber nicht nur ein, nach meiner Interpretation, herrliches oder vollkommenes Kind, sondern leidet auch *ungeschriben*, unbeschreibliche, Schmerzen – und zwar gerade deshalb, weil Geschriebenes von ihrem Onkel nicht anerkannt wird, sozusagen ungeschriebenes Recht die Anwendung des geschriebenen verhindert. Nach Wolfram erweist sich hier auch Konrad als Meister des Sprachspiels.

Mit dieser ihrer unbeschreibliche Schmerzen leidenden Tochter steht die Herzogin also vor König Karl und legt ihm erneut ihren Fall dar. *ân alle schulde* (Vers 447) müsse sie durch ihren Schwager *diz herzeleit* (Vers 446) erdulden; *âne reht* (Vers 450), aus purem Hochmut, habe der Herzog von Sachsen sie aus ihrem Land vertrieben und ihnen genommen, *des wir ze*

[728] Weidenkopf (1979), S. 316.
[729] Weidenkopf (1979), S. 318, Fußnote 65.
[730] Lexer (1992), S. 105.
[731] Siehe Schwanritter (1972), Verse 182, 229, 245, 285, 328 usw.
[732] In Vers 444 sagt die Herzogin zwar zu Karl, dass *iu nie keiser wart gelîch* (Euch kein Kaiser je gleich wurde); das kann jedoch auch heißen, dass nicht einmal ein Kaiser König Karl jemals glich.

lêhen solten hân (Vers 457; was unser Lehen sein sollte).[733] Mit *frevelicher hant* (Vers 462) wolle Gottfrieds Bruder sie von ihrem Eigentum vertreiben. Dabei

	[…] wizzen ez die liute noch	wissen die Leute es noch
465	gelîche und algemeine,	alle gleichermaßen,
	daz uns der fürste reine	dass uns der aufrichtige Fürst,
	Gotfrit sîn lant besitzen hiez	Gottfried, sein Land besitzen hieß
	und uns Brâbant zeim erbe liez	und uns Brabant als Erbe hinterließ,
	ê daz er fuor ûf gotes vart.	bevor er das Kreuz nahm.

Noch bevor die Herzogin die schriftlichen Urkunden gegenüber Karl überhaupt erwähnt hat, beruft sie sich auf das Wissen der Leute, also auf jene, die Zeugen waren oder es vom Hörensagen wissen, dass Gottfried sein Land im Fall seines Todes seiner Frau und seiner Tochter hinterließ, bevor er sich zum Kreuzzug aufmachte. Wichtig erscheint mir auch das Wörtchen *noch* in Vers 464, denn es ruft ein Wissen auf, das 'noch' in den Köpfen der Menschen gespeichert ist, in Zukunft aber womöglich vergessen werden kann und dann zur Authentifizierung und Legitimierung der Urkunden, auf die die Herzogin bald zu sprechen kommen wird, nicht mehr zu Verfügung steht. Die Rechtsentscheidung drängt daher. Die Dame hat auch abgesehen davon, dass ihr Schwager ja bereits mit der Verwüstung ihres Landes begonnen hat, nicht unbeschränkt Zeit.[734]

Von Gottfrieds *milten hende* (Vers 471; freigebiger Hand), seien ihnen *brieve* (Vers 472) mit dem Auftrag vermacht worden, das Land zu regieren und zu schützen. Allerdings habe Gottfrieds Bruder sie *mit roube und ouch mit brande* (Vers 479) vertrieben. Die Herzogin bedient sich hier der Formulierung des Erzählers aus Vers 165 bzw. zeigt der Erzähler durch seine Wortwahl von Anfang an deutliche Parteinahme für die Herzogin.

Gegen Ende ihrer Rede betont die Herzogin wiederum, dass ihr und ihrer Tochter dies alles *sunder alle schult* (Vers 481; ohne jede Schuld) widerfahre. Sie bitte Karl darum, dass er sie beide *gnâd unde reht beschouwen* (Vers 485) lasse, ihnen also Gnade und Recht erweise, auf dass ihnen an Gut, Untertanen und Land erhalten bleibe,

	['']daz uns von mînes herren hant,	'was uns von der Hand meines Herrn,
	der ein fürste was von art,	der von Geblüt ein Fürst war,
490	offenlich gemachet wart.'	öffentlich vermacht wurde.'

Wie schon am Beginn ihrer Anklage liegt auch im Abschlussplädoyer der Herzogin das Gewicht auf dem öffentlichen Wissen über Gottfrieds Vermächtnis, nicht auf den *brieven*, denen hier wie überhaupt im gesamten 'Schwanritter' eigentlich nur der von Gurjewitsch (siehe

[733] Kokott (1989), S. 19f., merkt zur Lehensfrage an: „Brabant als Herzogtum hat den Status eines Kronlehens. Es wird also nicht automatisch geerbt bzw. vererbt, sondern es unterliegt zumindest für die damalige Theorie dem Heimfallrecht. Karl als König hätte also in jedem Fall ein Mitspracherecht, wenn nicht sogar ein umfassendes Verfügungsrecht für die erneute Herrschaftsvergabe." Vgl. dazu auch Diestelkamp (2003), bes. Sp. 1810.
[734] Es ist, wie Kokott (siehe oben), betont, ohnehin schon (zu) viel Zeit seit Ausbruch des Konflikts verstrichen.

oben) postulierte Symbolwert zukommt, da ausschließlich ihre Existenz in die Waagschale geworfen wird, während die Herzogin an keiner Stelle auf ihren Inhalt oder gar dessen genauen Wortlaut verweist.

In seiner Verteidigung betont der Herzog von Sachsen, *unrehtes niht* (Vers 495; nichts Unrechts bzw. kein Unrecht) zu begehren. Denn, so erklärt er:

496	Brâbant gefüeret hât unz her	Seit vielen hundert Jahren
	daz reht vil manec hundert jâr	gilt in Brabant das Recht,
	daz drinne mac kein frouwe clâr	dass darin keine schöne Frau
	gebieten noch gewaltic sîn.	regieren oder Herrschaft innehaben kann.

Da nun sein Bruder Gottfried jenseits des Meeres gefallen sei und lediglich Frau und Tochter – *von rehter ê sîn kint* (Vers 536; sein rechtmäßiges Kind) –, jedoch keinen männlichen Nachkommen hinterlassen habe, gehe die Herrschaft automatisch auf ihn, den Herzog von Sachsen über, der als nächster männlicher Angehöriger darum *sîn erbe gar mit rehte* (Vers 521; ganz zu Recht sein Erbe) sei. Männer und Frauen, egal ob alt oder jung, müssten *dienen mîner hant* (Vers 526; meiner Hand dienen), da *dekeiner frouwen lîp* (Vers 528; keine Frau) das Fürstentum regieren soll. In diesem Tenor geht es weiter. Mehrmals beruft sich der Herzog auf das seit Jahrhunderten geltende Recht, dass Frauen nicht regieren, Töchter die Landesherrschaft nicht erben könnten. Wer dem Herzog dieses Erbe aber *ûz der hende mîn* (Vers 545; aus meiner Hand) entreißen wolle, müsste in einer kriegerischen Auseinandersetzung schon stärker als er sein. In einer solchen hätte die Herzogin jedoch keine Chance gegen ihren Widersacher; da ihrer Tochter und ihr selbst die nötige Heeresmacht fehlt, trauten sich *unser zweier lîp* (Vers 563; wir beide) nicht zu, dem Herzog und seinen Leuten standzuhalten. Ihrem Schwager, besonders aber Karl gegenüber stilisiert die Herzogin sich und ihre Tochter in dieser Weise als schwache und hilflose und somit völlig der Gnade des Königs ausgelieferte Frauen. Hilflos, aber nicht rechtlos. Denn – und hier verweist die Herzogin nun doch noch einmal auf die *brieve und der hantvesten kraft* (Vers 573) als Gegenstück zu dem von ihrem Schwager aufgerufenen alten Recht – die Landesherrschaft sei ihnen von Gottfried schriftlich zugesichert worden. Karl in seiner Gerechtigkeit möge dafür sorgen, dass *uns unser reht geschehe* (Vers 571). Wie schon zuvor der Herzog von Sachsen, wiederholt nun auch die Herzogin von Brabant ihre Argumente, indem sie etwa auf Zeugen für das Vermächtnis verweist, wobei *geziuge* sowohl Menschen als auch Schriftstücke oder Siegel, von denen im ‘Schwanritter’ allerdings nicht die Rede ist, meinen kann:

	Hie wirt geziuge vil bekant	Hier werden viele Zeugen dafür genannt,
	der dinge daz der herre mîn	dass mein Herr
	uns beiden hât daz erbe sîn	uns beiden sein Erbe
585	mit frîer hant gemachet.	aus freien Stücken vermachte.

Die weitere Formulierung legt jedoch den Schluss nahe, dass die Herzogin bereits hier auf die *lantliute* (Vers 591) und *manec herre tugentvol* (Vers 592) anspielt, *vor den geschehen ist daz dinc* (Vers 593; vor denen die Sache geschah), dass nämlich Gottfried seiner Frau und seiner Tochter das ganze Land hinterließ, sollte er von dem Kreuzzug nicht zurückkehren. Das, so betont die Herzogin nicht zum ersten Mal, sei ganz und gar freiwillig geschehen. Karl möge nun dafür sorgen, dass die Damen ihr Hab und Gut behalten und es ihnen nicht *âne reht* (Vers 621) genommen werde.

Sowohl der Herzog als auch die Herzogin haben alle Register gezogen. Sie haben ihre Standpunkte klar und deutlich dargelegt: Die Herzogin und ihre Tochter sind im Besitz schriftlicher Dokumente, deren Inhalt und rechtmäßiges Zustandekommen von Zeugen bestätigt werden kann. Gottfried habe diese Entscheidung aus freiem Willen und bei bester Gesundheit gefällt; ihm seien in keinster Weise die Hände gebunden gewesen. Weil die beiden Damen jedoch Frauen und somit zu schwach zum Kämpfen seien, zudem nicht über eine ausreichende Heeresmacht verfügten, stellen sie sich völlig der Gnade und dem Gerechtigkeitsgefühl Karls anheim. Der Herzog wiederum beruft sich auf das seit Jahrhunderten tradierte und im kollektiven Gedächtnis – weil eindeutig nicht auf Pergament (vgl. Verse 710–715) – gespeicherte Gesetz, dass Frauen nicht erben und nicht über ein Land regieren können. Er droht jedem mit Krieg, der ihm dieses sein Recht streitig mache.

Treffen demnach in Konrads ‘Schwanritter’ tatsächlich zwei unterschiedliche Rechtssysteme bzw. -auffassungen aufeinander und setzt sich das neue, schriftlich fixierte Recht mit den Mitteln des alten, mündlich tradierten durch, wie vor allem Strohschneider, aber auch Van D’Elden meinen? Den Standpunkt des Herzogs, der in der agnatischen Tradition stehe, beschreibt Strohschneider zusammenfassend wie folgt:

> Auf Seiten des Sachsenherzogs das gute, alte Recht: Es ist immer schon gegeben und mündlich weitergegeben, es ist selbstreferentiell legitimiert, also undatierbar und urheberlos. Die Autorität solcher *consuetudo* beruht darauf, daß sie gerade nicht einer individuellen Autorinstanz zugeschrieben werden kann. Dieses Recht ist insofern überpersonal und zugleich aber an den adeligen Körper und seine Gewaltfähigkeit und also je situativ gebunden, es gehorcht der Logik der Präsenz, nicht der Repräsentation. Man könnte sagen, dieses Recht habe jene mentale Struktur, die Howard Bloch als Genealogie beschrieben hat.[735]

Für die Herzogin und ihre Tochter, die sich auf eine cognatische Erbfolge beriefen, gilt laut Strohschneider hingegen Folgendes:

> Auf Seiten der Brabanter Frauen steht dem gegenüber das neue, gesetzte und verschriftlichte Recht. Es ist personal und prozedural, denn es datiert von einem individuellen Akt rechtsförmlicher Willkür, und löst sich zugleich tendenziell vom Körper des Rechtssetzers und dessen Gewaltfähigkeit, es wird als verschriftlichtes Recht situationsabstrakt, seine Legitimität ist nicht die wenig differenzierte Zeittiefe der Genealogie, sondern die jüngste Geschichte seiner Prozeduren und Schriftformen.[736]

[735] Strohschneider (1997), S. 147.
[736] Strohschneider (1997), S. 147.

Problematisch erscheint mir an diesen Zuschreibungen weniger, dass sie den Definitionen Przybilskis widersprechen, der das cognatische System für das ältere erklärt, das im Hochmittelalter vom agnatischen, sich zudem auf Schriftlichkeit stützenden System abgelöst worden sei; Ausnahmeerscheinungen brauchen die Regel nicht unbedingt in Frage zu stellen. Die Problematik bzw. der Zweifel an der strohschneiderschen Eindeutigkeit bezüglich der Lösung des Falls ergibt sich für mich vielmehr aus dem direkten Vergleich mit dem Text. Das „gute, alte Recht" steckt für den Sachsenherzog laut Strohschneider im adeligen, gewaltfähigen – zu ergänzen wäre daher: männlichen – Körper.[737] Nun ist es aber nicht der Herzog allein, der seine Argumentation auf diesen Körper stützt, denn auch seine Schwägerin nützt die Überzeugungskraft des Körpers argumentativ für ihre Zwecke: zum einen dadurch, dass sie, wie aus den entsprechenden Textzitaten deutlich geworden sein sollte, auf ihres Mannes Körper verweist, der, einst gesund und kräftig, ihren Rechtsanspruch legitimieren soll. Könnte man darin noch den Versuch erkennen, das eigene Recht mit den Mitteln des gegnerischen durchzusetzen,[738] bringt die Herzogin zum anderen aber auch ihren eigenen Körper und den ihrer Tochter ins Spiel: Beider *lîp* sei zu schwach, als dass sie gegen den Herzog kämpfen könnten. Beider *lîp*, zumal der schöne, junge und jungfräuliche der Tochter, wird aber eingesetzt, um zunächst Karl, später auch die anwesenden Ritter für die Damen einzunehmen (und schließlich den Schwanritter für seinen Dienst zu entlohnen). Dass die optischen Reize dabei die herzerweichenden verbalen Argumente der Herzogin unterstützen, können wir aufgrund der Beschreibung der Tochter (Verse 415–437) nur vermuten.

Das andere Problem liegt in der *consuetudo*, die nicht nur Strohschneider als wesentlich für mündlich tradiertes Recht ansieht:[739] Die Gewohnheit beruht auf der Akzeptanz eines Tatbestands durch beide Seiten. Gerade das Fehlen dieser Akzeptanz seitens der Damen führt aber nicht nur zu den gewalttätigen Auseinandersetzungen, sondern Karls mangelnde Bereitschaft, sich seinerseits als an das vom Herzog vertretene Recht gewöhnt zu zeigen, verhindert auch eine friedliche Lösung des Konflikts in Neumagen. Als König und oberstem Lehensherrn[740] läge es jetzt nämlich an ihm, eine Entscheidung zu fällen und Brabant entweder Gottfrieds Witwe oder seinem Bruder zuzusprechen. Karl spricht auch. Er sichert der Herzogin ein gerechtes Urteil zu, da er *unreht […] kûme dulde* (Vers 642; Unrecht nicht dulde) und Gott ihn als Richter eingesetzt habe (Vers 652f.). Er fordert den Herzog von Sachsen auf, sich aus dem Fürstentum Brabant zurückzuziehen und für den angerichteten Schaden aufzukommen – es sei

[737] Vgl. auch Strohschneider (1997), S. 145.
[738] Vgl. Strohscheider (1997), S. 148.
[739] Vgl. etwa Kroeschell (2003), Sp. 510.
[740] Vgl. Kokott (1989), S. 19.

denn, er habe ein Recht auf Brabant. In diesem Fall nehme er sich das Land möglichst schnell, auf dass der Streit geschlichtet sei.

Damit entscheidet Karl, der von Gott eingesetzte Richter, im Grunde gar nichts, denn der Herzog ist ja felsenfest davon überzeugt, das Recht auf seiner Seite zu haben. Das endgültige Urteil zu fällen, war zwar nicht Karls Intention; das wollte er den anwesenden Fürsten überlassen (Verse 646–649), deren Entscheid durch seine Autorität aber rechtswirksam machen. Doch selbst dazu kommt es nicht mehr. Das Hofgericht entscheidet nämlich nicht nur nicht in der Sache, sondern – entgegen Strohschneiders Interpretation[741] – auch nicht hinsichtlich des weiteren Verfahrens, da es der Herzog von Sachsen ist, der, da er selbst um den Preis seines Lebens nicht auf Brabant verzichten will, einen gerichtlichen Zweikampf ansetzt. Dieses Mittel der Entscheidungsfindung entspricht laut Kokott zwar sowohl der Tradition der literarischen Darstellung ebenso wie der adligen Rechtspraxis, geht aber nicht mit den Bestimmungen des sächsischen Landrechts konform.[742] Außerdem soll nach der Forderung des Herzogs von Anfang an auf Leben und Tod gekämpft werden:

706	hie muoz ein toetlich wunde bewaeren ûf ein ende und hant engegen hende, wer disen crieg beherten müge.	Hier müssen eine tödliche Wunde und der Kampf Mann gegen Mann[743] schlussendlich erweisen, wer sich in diesem Rechtsstreit behaupten kann.

Auch darin sieht Kokott eine Abweichung vom Recht des ‘Sachsenspiegels’, dem gemäß nur auf Sieg oder Niederlage durch Kampfunfähigkeit, nicht auf Leben und Tod gekämpft wird.[744] Interessanterweise ist es später aber gerade nicht der Sachse, der sich erbarmungslos gibt: Zunächst scheint der riesenhafte Herzog dem fremden Ritter nämlich überlegen zu sein und fragt den schwächelnden Rivalen sogar noch, ob dieser ihm nicht doch sein Erbe lassen möchte. Das lehnt der Schwanritter ab und tötet seinerseits den Herzog, ohne ihm noch einmal die Chance gegeben zu haben, Sicherheit zu bieten und dadurch sein Leben zu retten. Es sind die umstehenden Ritter und Fürsten, die ob dieser Brutalität entsetzt zurückweichen, während die beiden Frauen über ihren Sieg jubeln (Verse 1076–1247).

Der konkreten Kampfansage vorausgeschickt hat der Herzog eine Drohung an jeden, der beeiden würde, dass das Fürstentum Brabant ihm, Gottfrieds Bruder, nicht rechtmäßig zustehe: *dem wirt genomen ab sîn hant* (Vers 704; dem wird seine Hand abgeschlagen). Die Hand als

[741] Strohschneider (1997), S. 138.
[742] Kokott (1989), S. 19.
[743] Da man im Neuhochdeutschen schlecht ‘Hand gegen Hand’ kämpfen kann, entschied ich mich in der Übersetzung für die Formulierung ‘Mann gegen Mann’; damit scheint mir die Betonung des körperlichen Aspekts am besten wiedergegeben zu sein.
[744] Kokott (1989), S. 19.

jener Körperteil, der maßgeblich am Schwur beteiligt war,[745] soll im Falle eines falschen Schwurs entfernt werden, was dem Meineidigen einerseits alles weitere Schwören unmöglich machen, ihn aber genau so auch als Meineidigen kennzeichnen würde. Mit *frîer hant*, wie Gottfried nach Aussage seiner Frau in Vers 585 es tat, könnte derjenige dann niemandem mehr seine Länder vermachen.

Es ist also die pure Gewalt, die die Entscheidung bringen soll. Sämtliche Schriftdokumente seien wertlos, denn *man schrîbet an ein permint sleht* (Vers 712) alles, was man wolle. Dass seine Schwägerin des Öfteren auch auf lebendige Zeugen, die laut Wenzel (siehe oben) ja lange Zeit noch für glaubwürdiger als Schriftdokumente erachtet wurden, verwiesen hat, interessiert den Herzog von Sachsen offensichtlich nicht im Geringsten. Tatsächlich treten diese Zeugen während des gesamten Prozesses ja auch nicht persönlich auf und sind damit genau so tatenlos wie die von Karl zur Urteilsfindung herangezogenen Fürsten. Rechtsprechung beruht hier nicht auf der Übereinkunft mehrerer, sondern allein auf der Macht und Stärke des Einzelnen. Diese Macht und Stärke glaubt der Sachsenherzog auf seiner Seite und fordert seine Schwägerin deshalb dazu auf, sich einen Kämpfer zu wählen, auf dass der Rechtsstreit noch am selben Tag entschieden werde.

Ganz so wert- bzw. nutzlos, wie der Sachsenherzog sie darzustellen versucht, sind die *brieve* und *hantveste* allerdings doch nicht. Sie haben – wahrscheinlich im Verbund mit den anderen Argumenten der Herzogin, vielleicht auch der aufgerufenen, wenngleich nicht aufgetretenen Zeugen – immerhin dazu beigetragen, dass König Karl das Recht potenziell auf Seiten der Damen angesiedelt sah und Brabant nicht ohne Umschweife Gottfrieds Bruder zusprach. Der Herzogin gesichert haben sie das Land entgegen Gottfrieds Intention hingegen nicht. Sie erweisen sich demnach zwar als gewichtige Argumente, bewirken aber keine Entscheidung.

Die bringt letztlich der Schwanritter. Weil nämlich der Sachsenherzog so groß und stark ist, *daz er ze risen wart gezelt* (Vers 737; dass er zu den Riesen gezählt wurde), getraut sich niemand, gegen ihn anzutreten. König Karl bedauert das sehr und versucht noch einmal, den Herzog zu einer gütlichen Beilegung des Streits zu bewegen. An Karl zeigt sich, dass er gefühlsmäßig auf Seiten der Damen steht, ihm deren rechtliche Argumente aber offensichtlich nicht genügen, ihnen Brabant zuzusprechen. Er flieht somit sein Amt als Richter, versagt aber auch als Mediator, denn der Herzog von Sachsen lehnt alle weiteren Schlichtungsversuche vehement ab. Lieber wolle er sterben, als kampflos auf sein Land und Gut zu verzichten. Seine Schwägerin begreift nun, dass sie auf der Stelle einen Kämpfer braucht, wenn sie ihr Land behalten will.

[745] Siehe oben: Wenzel H. (2001), 50.

Nach Weidenkopf pochen die Herzogin und ihre Tochter gar nicht auf ein anderes Recht als der Sachsenherzog, sondern wollen ihren Fall lediglich als die – durch *brieve*, *hantveste* und Zeugen legitimierte – Ausnahme anerkannt wissen.[746] Deshalb würden die Frauen den Zweikampf als rechtliches Mittel zur Entscheidungsfindung auch akzeptieren, „nur haben sie das Unglück, keinen Kämpfer zur Hand zu haben."[747]

Darum legt die Herzogin große Verzweiflung und Hilfsbedürftigkeit an den Tag. Dennoch meldet sich niemand, der ihr Recht vertreten würde. Da klagt auch die schöne Tochter bzw. klagt sie so schön, dass sämtliche Ritter mit ihr trauern. Trauern, aber nicht mehr. Endlich erhebt sich der Schwanritter und erklärt, hierher gesandt worden zu sein, *daz ich beschirmen iuwer lant / mit kamphe wil noch hiute* (Verse 888f.; damit ich Euer Land noch heute mit Gewalt beschütze). Er vertraue auf Gott, *daz erlôst / werd iuwer lant von mîner craft* (Verse 892f.; dass Euer Land durch meine Kraft erlöst werde).

Was bewegt den Schwanritter im Gegensatz zu den anwesenden Rittern und Fürsten dazu, für die Damen zu kämpfen? Bislang ist der Held lediglich als *wünnecliche[r]* (Vers 399) als alle anderen Ritter beschrieben worden. Auf eine eventuelle besondere Körpergröße, die der Riesenhaftigkeit des Sachsenherzogs gewachsen wäre, wird erst durch die Schwierigkeit, ein ausreichend starkes Pferd für per Schwan statt mit Pferd eingetroffenen Ritter aufzutreiben (Verse 978–1009), Bezug genommen, doch auch das nicht ausdrücklich.[748] Kokott meint, es sei „nicht zu verkennen, daß Konrad seinen 'Schwanritter' als Bericht über ein besonderes Ereignis konzipiert hat, nämlich über das wundersame und hilfreiche Eingreifen Gottes in dieser Welt."[749] Tatsächlich vermutete König Karl schon bei der Ankunft des Schwanritters, *got hât uns wilde geste / gesant her ûf dem wâge wît* (Verse 318f.; Gott hat uns wunderliche Gäste über das weite Meer gesandt). Und erst als die Tochter Gottfrieds in höchster Verzweiflung sich nicht mehr auf ein wie auch immer geartetes Recht beruft, sondern Gott um Gnade anfleht (Verse 819–868), sichert der Schwanritter, der das angeblich ohnehin vorgehabt habe – *er haete sich des vor bedâht / daz er dô wolte ir kemphe sîn* (Verse 882f.; er sich [schon] vorher dazu entschlossen, dass er ihr Kämpfer sein würde) –, öffentlich seine Hilfe zu. Dennoch scheinen mir die Anrufungen Gottes nicht über die für das christliche Mittelalter üblichen Phrasen hinauszugehen, Gott keine erzählerisch bedeutsame Instanz zu sein, zumal Karl, der als einziger Gott und den Schwanritter konkret in Beziehung zueinander setzt, nicht unbedingt als Autorität taugt. Mit anderen Worten: ein *deus ex machina* ja, aber nicht Gott erweist sich

[746] Weidenkopf (1979), S. 319.
[747] Weidenkopf (1979), S. 321.
[748] Weidenkopf (1979), S. 306, nennt den Schwanritter sogar „in seiner Statur eher unscheinbar".
[749] Kokott (1989), S. 26. – Auch Strohschneider (1997), S. 148, sieht Gott wesentlich an der Durchsetzung des neuen Rechtsparadigmas beteiligt.

als dieser, sondern allein der Schwanritter, von welcher Macht auch immer er geschickt worden ist. Im Grunde herrscht damit das Recht des Stärkeren, wenngleich es, eher schwach, als Gottesentscheid getarnt sein mag. Der Stärkere ist hier zum Glück – und wie in der Fiktion zumeist üblich – der Gute. Wenn Legislative, Exekutive und Judikative versagen, wenn das persönliche Rechtsempfinden nicht mit der – ohnehin nicht gefällten – Rechtsentscheidung übereinstimmt und die Schwachen und Hilflosen trotz ihrer Unschuld zu unterliegen drohen, dann tritt ein wundersamer, irgendwie überirdischer oder mit besonderen Kräften ausgestatteter Ritter auf, um sein Leben in den Dienst der Gerechtigkeit zu stellen und diese zu verteidigen bzw. wiederherzustellen.

Bleibt noch die Frage nach der Funktion des Mahrtenehenmotivs, die Problematik des Entweder-Oder – entweder eine Interpretation des ersten, quasi juristischen, oder des zweiten, mythischen Teils – zu klären. Ursula Peters, die sich vor allem für Adelsfamilien als mögliche Initiatoren, Gönner und Themen volkssprachlicher Texte interessiert,[750] stellt den sich durch den gesamten Text ziehenden Aspekt der Genealogie in den Vordergrund und liest Konrads 'Schwanritter' als „prägnantes Beispiel höfischer Familienliteratur", als „eines der wenigen Beispiele von höfischer Dichtung als historischer 'Familientext'".[751] Auf die Problematik schriftliches vs. mündliches Recht geht sie nicht ein, was insofern interessant ist, als gerade die schriftlichen Urkunden allein nicht zur Herrschaftssicherung ausreichen, also auch Konrads schriftliche Anbindung der im Epilog genannten Herrschergeschlechter an Gottfried von Bouillon auf der einen, den Schwanritter auf der anderen Seite angezweifelt werden könnte.[752]

Auch Jan-Dirk Müller interessiert ausschließlich der Aspekt der Genealogie; Gottfrieds schriftliches Vermächtnis lässt er völlig außer Acht.[753] Das Motiv der Mahrtenehe ist dabei seines Erachtens allerdings ein blindes, da das Geschlecht dank Gottfried ohnehin schon ausreichend legitimiert und der Schwanritter entgegen den Befürchtungen seiner Frau, Gottfrieds Tochter, außerdem anerkannt sei, genau so wie die aus dieser Verbindung hervorgegangenen Kinder.[754]

[750] Vgl. Peters (1999), S. 3.
[751] Peters (1999), S. 207.
[752] Nichtsdestotrotz dient Konrads schriftlich vorliegender Text auch nach Armin Schulz' Interpretation, die im Wesentlichen Strohschneider (siehe unten) folgt, als Supplement, indem sie festzuhalten versuche, was nicht da ist: die mythische Letztbegründung und die verloren gegangene Präsenz jener, auf die das Geschlecht der Rienecker zurückzuführen sei. Siehe Schulz (2008), S. 386f.
[753] Müller J.-D. (2007), S. 93f., behauptet sogar, der Schwanritter würde Gottfrieds Frau quasi vor der Zwangsverheiratung mit einem anderen bewahren, der Anspruch auf ihre Hand erhebt.
[754] Müller J.-D. (2007), S. 92–96.

Für Kokott besteht die Funktion des zweiten, vom Motiv der Mahrtenehe dominierten Teils von Konrads ‘Schwanritter’ quasi darin, für ein offenes Ende der Geschichte zu sorgen. Gottes Schutz und Hilfe sind in seinen Augen nichts Absolutes; sie gelten nur in dieser besonderen Situation und sind keine Versprechungen für die Zukunft. So biete der von Würzburg

> keine endgültige Sicherheit, auf eine immerwährende Hilfe Gottes zu vertrauen. Konrad erzählt keine naiv und bruchlos in die Gegenwart hinüberreichende Wundergeschichte mit einer sich perpetuierenden Hilfeleistung. Denn […] der Schwanritter greift zwar in einer Situation höchster Zukunftsgefährdung des Hauses Brabant ein und rettet es, doch ist seine Hilfe nicht von ‘ewiger’ Dauer. Durch das von ihm errichtete Frageverbot ist sein Verschwinden programmiert, damit aber auch eine erneute und immer wieder mögliche Gefährdung des Hauses Brabant und seiner Nachfahren.[755]

Weidenkopf sieht den Text auf die Durchsetzung des Rechts konzentriert, wobei Konrad den Schwanritter-Stoff als einen gegenwärtigen habe inszenieren wollen und daher gezwungen gewesen sei, „ihn in den historisch gültigen Formen darzustellen.“[756] Das vom Schwanritter durchgesetzte Recht dient dazu, Herrschaft genealogisch zu legitimieren. Über den Schwanritter als mythische Figur reiche das Resultat des Erzählten bis in jede beliebige Gegenwart herein.[757] Seine Nachkommen

> sind somit der letzte Schritt der Geschichte des Schwanritter, und weil sie nicht bloß ebenbürtig, sondern von unvergleichlichem Rang sind, ist es das Recht ihrer wirklichen Abstammung, diesen Rang in Anspruch zu nehmen. Konrads ‘Schwanritter’ ist daher der Vollzug dieses Anspruchs, und die ihn stellen, werden im Epilog genannt.[758]

Im Anschluss führt Weidenkopf aus, wie die von Rieneck über die Vermittlung derer von Cleve durch die Schwanritter-Sage ihre Herrschaft in prekären Zeiten genealogisch begründet haben könnten.[759]

Noch etwas radikaler formuliert schließlich Strohschneider die genealogische Ausrichtung des Textes: Seiner Interpretation nach macht der zweite ‘Schwanritter’-Teil die genealogische Nullstelle der väterlichen Abstammungslinie der jungen Generation bewusst. Diese Nullstelle gesellt sich zum Bruch der agnatischen Abstammungslinie durch das Fehlen jeglicher männlicher Erben Gottfrieds von Bouillon. Im Zuge des Paradigmenwechsels vom alten, mündlich tradierten und agnatisch an den männlichen adeligen Körper gebundenen zum neuen, verschriftlichten und cognatisch auch auf die weibliche Erbfolge bezogenen Recht erwiesen sich beide Leerstellen jedoch als unüberbietbare Legitimationen der neuen Dynastie:

> Das Problem der bewußtgewordenen genealogischen Nullstelle auf der Seite des Schwanritters und auf Seiten der Tochter von Brabant das Problem eines Bruchs der agnatischen Deszendenz potenzieren sich dieserart zu neuer, unerhörter und schwerlich überbietbarer Würde und Legitimität der Nachkommen derer von Brabant.[760]

---

[755] Kokott (1989), S. 27.
[756] Weidenkopf (1979), S. 312.
[757] Weidenkopf (1979), S. 327.
[758] Weidenkopf (1979), S. 328.
[759] Weidenkopf (1979), S. 329–337.
[760] Strohschneider (1997), S. 152f.

Der Text zeigt auf diese Weise

> eine interessengeleitete raffinierte und […] hochreflektierte Funktionalisierung jenes Medien- und also Paradigmenwechsels des feudalen Rechts, welcher auch dessen anthropologische Fundierung verändert und welcher sich seit dem 13. Jahrhundert allenthalben beobachten läßt.[761]

So gerne ich Strohschneider zustimmen würde, da seine Interpretation die Bedeutung der Schriftlichkeit im 13. Jahrhundert auch für den juristischen Diskurs unterstreicht, so bemüht erscheint mir leider seine Argumentation. Nullstellen, die nicht nur nicht hinterfragt werden dürfen, sondern, wie er an früherer Stelle[762] schon sagt, nicht hinterfragt werden können, weil nicht nur die Tochter Gottfrieds, sondern genau so auch der Leser von Konrads Text die Herkunft des Schwanritters nicht kennt, halte ich für allzu unsichere und darum tendenziell unbrauchbare Ursprungsmythen.[763] Kellner stimmt Strohschneider zwar faktisch zu,[764] erklärt aber, sich auf Isidor von Sevilla stützend, dass Adel gerade auf der Kenntnis von Abstammung und Herkunft einer Person beruhe.[765] Bei der Berufung auf einen Spitzenahn müsse die Logik der genealogischen Sukzession durchbrochen und ein Neubeginn inszeniert werden.

> Eine ebenso wirkungsvolle wie dementsprechend auch kulturgeschichtlich verbreitete Denk- und Argumentationsform ist die Bindung der Gründergestalten an den Raum der Transzendenz: Strukturell betrachtet läßt sich hier ein breites Spektrum von Möglichkeiten erkennen: Der ‘Spitzenahn’ kann ein Halbgott, ein Heros […], entsprechend ein Heiliger (z. B. Karl der Große […]) oder auch ein Gralsgesandter (Lohengrin) oder ein Dämon (Melusine) sein.[766]

Die Anbindung an einen zwar nicht heiligen, aber in der mittelalterlichen Überlieferung doch äußerst gottgefälligen Menschen erfolgt über Gottfried von Bouillon,[767] eventuell über auch über Karl den Großen (siehe oben). Allerdings handelt es sich bei beiden Männern um Familienmitglieder, die gerade nicht mit dem Schwanritter verwandt sind und die die Kinder der neuen Herzogin von Brabant auch ohne diesen zu ihren Ahnen zählen könnten. Obwohl vordergründig von Gott gesandt, kann der Schwanritter das Attribut der Heiligkeit nicht für sich in Anspruch nehmen; ein Halbgott ist er schon allein des christlichen Grundtenors wegen nicht. Obwohl strukturell eng mit der Lohengrin-Sage verwandt, erzählt die Geschichte des Schwanritters doch weder von Lohengrin noch einem Gralsgesandten, es sei denn, Konrad ließe seine Rezipienten darüber ebenso im Unklaren wie die Figuren seiner Geschichte. Für

[761] Strohschneider (1997), S. 153.
[762] Strohschneider (1997), S. 133.
[763] Wie Kokott, Peters u. a. bezieht auch Strohschneider Konrads Erzählung direkt auf mögliche Gönner und meint, der Text biete „das Ursprungswissen einer Familie in der einzig möglichen Form der mythischen Verschleierung des Anfangs und macht zugleich – im Frageverbot als *factum brutum* – diesen Schleier als solchen sichtbar.“ Siehe Strohschneider (1997), S. 138.
[764] Kellner (2004), S. 113.
[765] Kellner (2004), S. 106.
[766] Kellner (2004), S. 110.
[767] Wie sehr Gott sich Gottfrieds von Bouillon angenommen und ihn unterstützt hat, formuliert nicht nur dessen Tochter (Verse 840–845), sondern auch der Erzähler (Verse 1622–1625). Vgl. dazu auch das Schlusskapitel.

einen Dämon fehlen ihm jegliche überirdische Fähigkeiten. Zudem zeugt er Kinder, was für Dämonen den zeitgenössischen Autoritäten gemäß ausgesprochen ungewöhnlich wäre.[768] Und handelte es sich nicht um seine Kinder, taugte er, der Schwanritter, noch weniger als Stammvater noch bestehender Geschlechter. Ist der Schwanritter ein Heros? Weder sein Körperbau noch seine Taten sprechen dafür. Er hatte ausreichend viel Glück und ausreichend wenig Skrupel, seinen Gegner zu töten, nachdem er dem ganzen vorhergegangenen Prozess lange genug schweigend beigewohnt hatte. Ein Held, auf den sich ein bestehendes Adelshaus guten Gewissens berufen kann, sieht anders aus.

Plausibler als Strohschneiders Variante des Ursprungsmythos erscheint mir daher Kokotts Postulat des offenen Endes, wenngleich mich seine historisch zwar fundierte und mit Peters' Interpretation harmonierende Anbindung der erzählten Geschlechtergeschichte an das Haus Rieneck – genauer: an die Hochzeit Ludwigs III. von Rieneck mit Udelhilt von Grumbach-Rothenfels – trotz Konrads genealogisch versöhnlichem Epilog ebenfalls nicht restlos zu überzeugen vermag.[769]

Vielleicht nicht unbedingt d a s, aber doch zumindest e i n Problem liegt meines Erachtens in der Trennung des 'Schwanritters' in zwei Teile. Gewiss, die Handlung beginnt mit einem Rechtsstreit und endet – von 'Nachgeschichte' und Epilog abgesehen – mit dem nach Kokott (siehe oben) programmatischen Scheitern einer Mahrtenehe, aber strukturell lässt sich die Zweiteilung schwer festmachen. Rund 240 Verse lang wird der Streit zwischen der Herzogin von Brabant und dem Herzog von Sachsen geschildert.[770] Dann taucht bereits der Schwanritter in der Geschichte auf. Seine Ankunft wird über ca. 150 Verse erzählt. Erst danach wenden sich Karl, seine Fürsten und mit ihnen die Erzählung – für rund 400 Verse – wieder dem Rechtsstreit zu. Als für die Herzogin schon alles verloren scheint, erhebt sich der Schwanritter und lenkt die Aufmerksamkeit abermals auf sich. E r erklärt sich zum Zweikampf gegen den Herzog von Sachsen bereit, e r tötet diesen in einem erbarmungslosen Kampf, e r heiratet die Tochter Gottfrieds und stellt das Frageverbot auf, e r zeugt mit seiner Frau zwei Kinder und verlässt alle drei aufgrund der Frage nach seiner Herkunft, indem er mit seinem Schwan über das Meer entschwindet, über das er vor Jahren gekommen ist. Davon handeln die folgenden rund 700 Verse. Es bleiben keine 100 Verse mehr, die von der alleinerziehenden Mutter, der Geschlechtergründung durch die Kinder und schließlich dem Autor Konrad erzählen. Man sieht, es ist nicht nur aufgrund des heutigen Titels die Geschichte des Schwanritters. Er

[768] Siehe Kellner (2004), S. 411.
[769] Vgl. Kokott (1989), S. 27–31.
[770] Wobei die ersten 140 Verse in der Überlieferung genau genommen gar nichts erzählen, weil sie fehlen. Vgl. Textpräsentation.

ist das bindende Glied, wenngleich genealogische Aspekte selbstverständlich eine gewichtige Rolle spielen in einer Erzählung, die um einen Helden kreist, in dessen Wesen es liegt, nicht nur die Antwort auf die Frage nach seiner Herkunft zu verweigern, sondern diese Frage von vornherein zu verbieten. Das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Rechtsvorstellungen spielt eine Rolle, da es einen Konflikt geben muss, den der Superheld alias Schwanritter lösen kann. Umgekehrt kann nur ein Superheld – sei er nun der namenlose Schwanritter oder heiße er Lancelot oder Parzival – für Gerechtigkeit sorgen in einer Welt, deren Gesetze keine fixe Größe sind und vom persönlichen Rechtsempfinden abweichen, in der das Recht des Stärkeren mächtiger als *brieve*, *hantveste* und *consuetudo* ist und somit weder Verlass auf das gesprochene noch auf das geschriebene Wort ist. Um sich von anderen abzuheben, ist es für den Superhelden jedenfalls von Vorteil, bereits durch seine Abstammung aus der Menge herausgehoben zu sein: Parzival vereint in sich das Artus- und das Gralsgeschlecht, Lancelot kann mehr biblische Vorfahren aufweisen als selbst Jesus. Beide wachsen jedoch ohne Vater und ohne das Wissen um die eigene Herkunft, ja sogar um den eigenen Namen auf. Während sie diese Daten erst in Erfahrung bringen müssen, um ihren festen Platz in der Gesellschaft zu finden, bleiben sie im Fall des Schwanritters bis zum Ende unbekannt. Der Schwanritter als Held gliedert sich nur vorübergehend in die Gesellschaft ein; mangels Stammbaum und Name kann er letztlich nicht in sie integriert werden. Als unerkannter Held muss er schlussendlich auch wieder in der Anonymität verschwinden, um vielleicht irgendwann, irgendwo wieder aufzutauchen und abermals für Gerechtigkeit zu sorgen.

Ich fasse zusammen: Aufgrund einer detaillierten Textanalyse sehe ich den Schwanritter als zentrale Gestalt der Erzählung. Um diese Gestalt oder Figur herum gruppiert sind einzelne, nicht minder wichtige Themenaspekte wie Recht und Genealogie. Nur halte ich es weder für ausreichend noch für zutreffend zu behaupten, Konrad habe den ‘Schwanritter’ verfasst, um dem Geschlecht der Rienecker einen Ursprungsmythos zu schaffen, um einen mittelalterlichen Rechtsstreit abzubilden oder auch nur um den Zusammenprall von agnatischer und cognatischer Erbfolge, mündlich tradiertem und schriftlich fixiertem Recht zu thematisieren. Ich lese den ‘Schwanritter’ als gut konzipierte und strukturell ausgewogen erzählte Geschichte eines außerordentlichen Helden, in der sowohl zeitgenössisch aktuelle Themen als auch allgemein-menschliche Wünsche – wie der nach einer dem eigenen Rechtsempfinden entsprechenden geübten Gerechtigkeit – verhandelt werden. Wenn Konrad damit außerdem einem eventuellen Gönnergeschlecht huldigen wollte oder musste, erklärt sich daraus der meines Erachtens etwas aufgesetzte Schluss (Verse 1589–1611) nach dem Motto: Wenn sie nicht gestorben sind, regieren sie noch heute.

Wie aber sieht es mit dem Recht in den anderen Texten meines Korpus aus? Treffen hier in ähnlicher Weise unterschiedliche Rechtsvorstellungen aufeinander und zu wessen Gunsten wird jeweils entschieden?

Um es gleich vorwegzunehmen: Im gesamten Untersuchungskorpus wird ein wie auch immer gearteter Gegensatz zwischen schriftlich fixiertem und mündlich tradiertem Recht nicht mehr thematisiert. Zwar wird Recht gesprochen und ausgeübt, man beruft sich auf Recht oder erklärt etwas für unrecht bzw. Unrecht. In welcher Weise dieses Recht als abstrakte Größe überliefert, ob es seit Generationen im Gedächtnis der Menschen verankert oder aber niedergeschrieben ist, spielt praktisch keine Rolle. Nur ein einziges Mal spricht eine Figur ausdrücklich von altem Recht, das über einen langen Zeitraum hinweg tradiert wurde. Sie tut dies im Rahmen eines Prozesses, des zweiten – der Chronologie nach eigentlich ersten – Prozesses des Textkorpus, dessen Zeugen wir somit sein dürfen. Die Rede ist von dem Verfahren im Anschluss an die Entdeckung Flores in Blanscheflurs Bett. Die Bezeichnung ‘Verfahren’ steht hier nicht unbedingt für einen nach bestimmten Regeln verlaufenden Gerichtsprozess, sondern meint vor allem das Vorgehen des Amirals, das Verhalten der Beteiligten, die Art, wie man mit den Beschuldigten ‘verfährt’.

Eingeleitet wird die Episode[771] durch den Bericht eines Augenzeugen, der Flore schlafend in Blanscheflurs Bett gefunden hat. Er kommt direkt aus Blanscheflurs Schlafgemach und steht nun vor seinem Herrn, dem Amiral, dem er seine Entdeckung kundtut. Der Amiral will seinen Konkurrenten, den der Zeuge seines jugendlichen Aussehens wegen für ein Mädchen gehalten hat, mit eigenen Augen sehen und lässt sich auch gleich sein Schwert geben. Der vermeintlich Geschädigte, der hier zugleich als Richter – symbolisiert durch das Schwert – auftritt, will den vom Zeugen dargelegten Sachverhalt demnach selbst überprüfen. Er eilt in Blanscheflurs Gemach und sucht dort so lange, *unz er des urkünde vant, / daz ir einez was ein man* (Verse 6497f.; bis er ein Zeugnis [dafür] fand, dass einer der beiden ein Mann war). Er verlässt sich also in doppelter Hinsicht nicht auf die Urteilsfähigkeit des Augenzeugen, sondern überprüft nicht nur die Anwesenheit eines Fremden, sondern auch dessen Geschlecht, das er im Übrigen an der flachen Brust erkennt, wie der Erzähler ergänzend hinzufügt.

Der Amiral bezwingt seinen sofort aufflammenden Wunsch, die beiden an Ort und Stelle zu töten, und lässt sie stattdessen unsanft wecken. Gefesselt werden Flore und Blanscheflur in den Palas geführt – eine Behandlung, die nach Meinung des Erzählers nur Dieben zustünde: *dazn solte niht wan dieben / geschehen sîn ze lône* (Verse 6422f.). Als einen solchen bezeich-

[771] Vom Bericht des Augenzeugen bis zur Aufhebung des Urteils umfasst die Episode: Flore und Blanscheflur (1973), Verse 6351–7378.

net der Amiral den vor ihm stehenden Flore jedoch kurz danach (Vers 6434). Es ist das erste Wort, das er an den fremden Jüngling richtet; das zweite ist die Ankündigung, ihn für sein Vergehen mit dem Tode zu bestrafen. Flore hält allerdings dagegen, indem er den Amiral an seine Ehre gemahnt. Es stünde ihm schlecht an, ihn, Flore, vorschnell und *âne reht* (Vers 6449) zu töten. Er schlägt dem Amiral deshalb vor, auf dem morgigen Hoftag die Fürsten damit zu ehren, *daz sie vernement iuwer clage / und dâ wider, waz ich sage* (Verse 6453f.; dass sie Eure Klage vernehmen und [auch] was ich darauf erwidere), auf dass sich herausstelle, ob er *von rehte* (Vers 6457) sterbe. Mit seiner Rede, die noch gar nichts mit einer Verteidigung zu tun hat, kann Flore also einen Aufschub der Urteilsvollstreckung erwirken bzw. eine Affekthandlung des Amirals verhindern. Warum er dies eigentlich tut, ist nicht ganz einleuchtend; vielleicht um Blanscheflur zu schützen, obwohl davon an dieser Stelle noch keine Rede ist. Flore nämlich, so wird der weitere Handlungsverlauf zeigen, fürchtet sich weit weniger vor dem Tod als davor, dass seiner Blanscheflur ein Leid geschehen könnte. Wenn er den Amiral also daran hindert, ihn hier und jetzt zu töten, dann wohl weniger aus Sorge ums eigene, als um Blanscheflurs Leben. Oder es geht Flore darum, einen gerechten Prozess zu erwirken, nicht in einem ehr- und zugleich aussichtslosen Kampf sein Leben zu verlieren.

Der Amiral geht darauf ein. Bis zum nächsten Tag werden Flore und Blanscheflur sicher eingeschlossen, während der Amiral mittels Boten bekannt machen lässt, in welcher Lage er eines, das liebste, seiner Mädchen erwischt hat und dass man frühmorgens in seinen eigens für Hoftage eingerichteten Baumgarten kommen möge. Und so kommen Grafen und Freie, Könige, Herzöge und andere Leute. Der Amiral erzählt den Versammelten, wie er Blanscheflur um teures Geld kaufte und sich zur Frau erwählte, dann aber mit einem anderen im Bett fand. Jetzt fordert er von den Anwesenden, dass sie ihm *ze rehte sprechen* (Vers 6590; ihm Recht geben) und sagten, *welch tôt gezæme in wære* (Vers 6595; welcher Tod ihnen zustünde). Der Amiral als Richter und Geschädigter fragt also nicht danach, ob die ihm Unterstellten Flore und Blanscheflur für schuldig halten; er will von ihnen lediglich die Bestätigung seines Urteils und das Strafmaß bzw. die Hinrichtungsart wissen. An der Übereinstimmung ihrer Urteile zweifelt er nicht oder will zumindest keinen Zweifel aufkommen lassen.

Es findet sich tatsächlich niemand, der Flore und Blanscheflur als unschuldig zu bezeichnen wagte; ein vom Amiral gekrönter König ist aber mit der Vorgehensweise nicht einverstanden und bittet, sich nicht zu übereilen. Man solle niemandem einen fairen Prozess verwehren. Hier endlich wird das tradierte Recht aufgerufen, denn der König begründet seine Forderung folgendermaßen:

	ir wizzent wol, daz reht ist alt	Ihr wisst [ganz] gut, das Recht ist alt
	und ist her komen manegen tac,	und wurde von Alters her überliefert,
	daz man nieman verteilen mac	dass man niemanden wegen
6615	umbe dekeine getât,	irgendeiner Tat verurteile,
	den man niht ze rehte lât.	den man sich nicht [zuvor] rechtfertigen ließ.

Sofort widerspricht ihm Galfier von Nubien, einer der Fürsten: In diesem Fall sähe die Sache anders aus, da die beiden *in flagranti* erwischt worden seien, noch dazu vom Amiral persönlich. Damit seien sie so gut wie verurteilt und man könne sich die Anhörung sparen. Man solle sie deshalb *verbrennen nâch rehte* (Vers 6653; dem Recht nach verbrennen), wenn niemand einen besseren Vorschlag hätte. Anders als der Amiral, der Recht haben will, oder Flore, der zu Recht sterben will (oder auch nicht), spricht Galfier hier offenbar ein bestimmtes Recht an, das die Strafe des Verbrennens für Flore und Blanscheflur vorsieht. Ob dies ein anderes Recht als jenes ist, auf das sich der König beruft, wird nicht thematisiert. Es stehen einander also nicht unbedingt wie im ‘Schwanritter’ zwei Rechtsauffassungen gegenüber, sondern die Anhörung der Beschuldigten wird vor allem aus dem Grund als vernachlässigbar empfunden, weil der Augenschein ihre Schuld ohnehin schon öffentlich gemacht hat.

Zweifler oder jene, die selbst in diesem Fall einen fairen Prozess verlangen, sind in der Minderheit, denn man hört auf Galfier, nicht auf den besonnenen König, und lässt Flore und Blanscheflur von zwei Herzögen zur Richtstatt führen. Flore klagt sich an, Blanscheflurs bevorstehenden Tod ganz alleine verursacht zu haben. Sie habe ja nichts von seinen Plänen gewusst und mit seinem Eindringen in den Turm nichts zu tun gehabt. Wenn er könnte, würde er zweimal sterben, damit sie, die Unschuldige, am Leben bliebe und nicht erdulden müsse, *daz doch nâch rehte selten / iemen guoteme geschiht* (Verse 6690f.; was doch von Rechts wegen keinem Unschuldigen widerfährt). Als Rechtsbruch empfindet bzw. empfände Flore also nur Blanscheflurs Hinrichtung. Um diese zu verhindern, gibt er ihr einen Ring, der seinen Träger vor jedem Unheil bewahrt. Blanscheflur aber entgegnet, sie allein sei schuld an der Misere, da immerhin sie es war, die in dem Turm gesessen sei, weshalb sie *von rehte […] für iuch sterben sol* (Vers 6750; von Rechts wegen für Euch sterben soll). Während die beiden sich darum streiten, wer von ihnen am Leben bleiben dürfen muss, wirft Blanscheflur den Ring von sich. Einer der Herzöge, die die beiden beaufsichtigen, nimmt ihn an sich.

Flore und Blanscheflur werden also vor die Mitglieder des Rats geführt. Diese zeigen sich von der Schönheit der beiden Fünfzehnjährigen sehr gerührt. Nicht so der Amiral, der die Anwesenden abermals dazu auffordert, das Urteil über die Übeltäter zu fällen bzw. ihm zu sagen, *wie er nâch rehte solte rechen / ein meintât alsô grôze* (Verse 6988f.; wie er dem Recht gemäß ein so großes Verbrechen vergelten sollte). Obwohl von Flores und Blanscheflurs Anblick gerührt und über ihr Schicksal trauernd, reden die Herren dem Amiral doch nach dem

Mund, da sich ihm niemand zu widersprechen traut. Der Erzähler kommentiert das mit den Worten:

	als muoz noch dicke reht sîn	So wird noch heute oftmals
	valschem richære,	einem falschen Richter Recht sein,
7000	daz eime rehten unreht wære.	was einem rechtschaffenen Unrecht wäre.

Zwar werden die mittelhochdeutschen Begriffe *reht* und *unreht* hier neuhochdeutsch als ‘Recht’ und ‘Unrecht’ wiedergegeben, jedoch verschwimmen in dieser Passage die Grenzen zwischen der substantivischen Bedeutung auf der einen, der adjektivischen Bedeutung auf der anderen Seite. Obwohl der Amiral Recht spricht, empfinden seine Untergebenen dies als unrecht. Oder auch anders herum: Was dem Amiral recht ist, ist in den Augen der anderen ein Unrecht. Das Rechtsempfinden kann demnach vom Ergebnis der Rechtsprechung abweichen. Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Urteils weckt allerdings die Rede des Amirals selbst, spielt Recht, egal ob schriftlich oder mündlich, doch nur vordergründig eine Rolle; vielmehr scheint es dem Amiral um Rache und die Wiederherstellung seines verletzten Stolzes zu gehen, kann doch das Wort *rechen* neben der Bestrafung des Unrechts auch die pure Rache oder Vergeltung meinen und sich damit dem eigentlichen Rechtsgeschehen entziehen.[772]

Da zeigt der Herzog dem Amiral den lebensrettenden Ring und erzählt ihm, wie keines der beiden Kinder ihn aus Liebe zum anderen haben wollte. Was die körperliche Schönheit der beiden nicht geschafft hat, bewirkt nun dieser materielle Zeuge ihrer Liebe: Immer noch über die Maßen zornig, lässt der Amiral Flore dennoch zu sich rufen und fragt ihn nach seiner Herkunft. Flore gibt Auskunft, erzählt auch seine ganze Geschichte und betont Blanscheflurs Unschuld. Der Amiral möge ihn töten; sich an Blanscheflur zu vergehen, stünde der Ehre eines Mannes aber schlecht an. Doch da nimmt Blanscheflur jede Schuld auf sich. Sie ist sogar bereit, einen Eid darauf zu schwören:

	bedürfent ir mîns eides,	Wenn Ihr meinen Eid [dafür] braucht,
	ich tuon iuchs sicher unde swer,	gebe ich Euch Sicherheit und schwöre,
	daz er nie über mer	dass er niemals übers Meer
7115	komen wære wan ich.	gekommen wäre außer meinetwegen.

Ein Eid interessiert den Amiral aber genau so wenig wie Flores Schönheit, die Blanscheflur als letztes Argument dafür anführt, dass man ihrem Geliebten das Leben lassen solle. An seiner statt möge der Amiral sie töten. Der hebt auch schon sein Schwert, doch Flore wirft sich vor die Freundin und hält nun seinen Kopf hin. Da aber zerrt Blanscheflur den Amiral von ihm weg. Das Gerangel rührt die Anwesenden. Der Herzog, der den Ring aufgehoben hat, schlägt vor, den Amiral gemeinsam um Gnade zu bitten und auch zu fragen, wer Flore überhaupt in den Turm eingelassen habe.

[772] Lexer (1992), S. 164.

Der Tatbestand ist zu offensichtlich; er kann nicht geleugnet werden, wenngleich niemand weiß und niemand fragt, wie weit die Tat gedieh. Aber allein dass Flore in den Turm und in Blanscheflurs Gemach eingedrungen ist, macht ihn zum *diep* am Amiral. So versuchen die beiden Liebenden auch nicht, die Tat zu leugnen, sondern vielmehr die Schuld vom jeweils anderen weg und auf sich zu nehmen. Das zunächst von Flore, dann vom besonnenen König eingeforderte Recht bezieht sich denn auch nur auf einen fairen Prozess, nicht auf das Ergebnis desselben. Der Herzog mit dem Ring schließlich beruft sich auf gar kein Recht mehr, sondern bittet schlicht, aber ergreifend um Gnade. Als Zeuge der Anklage gilt dem Amiral, was er mit eigenen Augen gesehen hat; als Zeugen der Verteidigung führt der Herzog den Ring an. Sowohl der Herzog als, auf seinen Vorschlag hin, auch der Amiral versuchen schließlich, die Schuld abzulenken. Wenn schon der Tatbestand nicht geleugnet werden kann, die beiden Liebenden aber doch nicht sterben sollen, muss ein Sündenbock her. Flore soll also seine Helfer ans Messer bzw. ins Feuer liefern. Das verweigert der schöne Jüngling aber prompt und bittet stattdessen auch für sie um Gnade. Erst als ein Bischof als die erste geistliche Instanz in diesem Prozess Flores Ansinnen unterstützt, gibt sich der Amiral geschlagen, erfüllt Flores Wunsch und vergilt ihm auf diese Weise nicht, was er, Flore, ihm, dem Amiral, angetan, sondern was Flore um der Liebe willen gelitten hat.[773]

Obwohl die Prozessausgänge in beiden Romanen im Sinne der Erzähler und der Protagonisten sind, weichen die Prozessverläufe eklatant voneinander ab: In ‘Flore und Blanscheflur’ werden zwei Personen von einer angeklagt, wobei diese eine zugleich als Richter fungiert. Im ‘Schwanritter’ klagen zwei Personen eine dritte vor einem mehr oder weniger unparteiischen Richter an. Beide Richter werden zwar durch einen Rat unterstützt, der sich insgeheim auf die Seite der vom Erzähler präferierten Protagonisten schlägt, aber die Fürsten im ‘Schwanritter’ zeichnen sich – sogar noch nach dem Zweikampf – in erster Linie durch Schweigsamkeit und Feigheit aus, während die anwesenden Herren in ‘Flore und Blanscheflur’ den Amiral immerhin von seiner unbarmherzigen Haltung abzubringen versuchen. König Karl als Richter ist eine trotz seiner nominellen Macht eher schwache Persönlichkeit; der Amiral hingegen kann sich in seiner Wut nur mit Mühe beherrschen und zeigt sich im Gegensatz zu seinen Untergebenen auch lange Zeit resistent gegenüber Flores und Blanscheflurs herzerweichenden Lie-

[773] In der spätmittelalterlichen Fassung ‘Florio und Biancafiora’, einer Übersetzung von Boccaccios Liebesroman ‘Filocolo’, der wie Konrad Fleck aus französischen Quellen schöpft, greifen die Götter ein und sorgen für das glückliche Überleben des Paares. Vgl. Rupprich (1970), S. 578. – In der französischen Fassung kauft Flore den Pokal, der, wie Elisabeth Schmid (1997), S. 45–47, ausführt, sinnbildlich für Blanscheflur steht, vom Torwächter zurück und schenkt ihn dem Amiral, wodurch dieser nicht als der gnädige Herrscher gelten kann, da das Tauschgeschäft ein ausgeglichenes ist. Vgl. Schmid (1997), S. 55.

besbezeugungen. Im Unterschied zum Herzog von Sachsen verfügt er aber über die nötige Selbstbeherrschung; der Herzog schlägt zu, der Amiral würde das nur gerne tun. Während sich der Herzog von Sachsen einfach über Karls Urteil, wenn es denn überhaupt eines sein soll, hinwegsetzt, kann der Amiral sich nur selbst dazu bringen, als Geschädigter seine Klage zurückzuziehen.

Weder in Konrads von Würzburg 'Schwanritter' noch in Konrad Flecks 'Flore und Blanscheflur' konnte sich das Recht auf dem Verhandlungsweg durchsetzen. Die Gründe dafür sind jedoch völlig verschiedene: Während der Prozessausgang im Fall von Flore und Blanscheflur allein auf die – hier unbewusste – Fähigkeit, über die in der Opferbereitschaft sichtbar gemachte Liebe Mitleid zu erregen, zurückzuführen ist, wird die Entscheidung darüber, was Recht ist, im 'Schwanritter' gar nicht getroffen. Zwar siegt am Ende dank des Kampferfolgs des Schwanritters die Seite der Damen, aber ob dieses Ergebnis rechtens ist oder nicht, wird nicht mehr diskutiert. Auch die *briefe* und *hantveste* interessieren niemanden mehr. Dem durch Gewalt herbeigeführten Ergebnis wird also zuteil, was den schriftlichen Urkunden versagt blieb: Anerkennung, wobei diese wesentlich an die geheimnisvolle Superheld-Persönlichkeit des Schwanritters gebunden ist.

Die Akzeptanz der Gegebenheiten beruht auch in 'Flore und Blanscheflur' auf der Stärke bzw. der Macht der Protagonistin, die hier allerdings keine Person, sondern ein Abstraktum ist: die Liebe. In beiden Romanen wird 'das Recht' somit aufgerufen, dient jedoch nur dazu, den Prozessverlauf zu verzögern, nicht dazu, eine Entscheidung über den Ausgang zu treffen. Im Grunde erweist sich das Recht damit als ebenso unsichere Größe wie *briefe* und *hantveste* Gottfrieds von Bouillon. Die höfische Welt funktioniert nach anderen Regeln.

Gänzlich anders läuft ein Gerichtsprozess am Ende des dritten Buchs von Rudolfs von Ems 'Willehalm von Orlens' ab (Verse 9274–9616): Nachdem Willehalm Amelie entführt und König Avenis im Kampf zu Fall gebracht hat, wird er von Graf Stefan, einem Verwandten des spanischen Königs, der diesen nach England begleitet hat, besiegt, indem Stefan ihm seine Lanze durch die Achsel sticht. Willehalm muss *siccherhait* (Vers 9305) leisten und sich Graf Stefan gefangen geben. Damit ist die Sache jedoch noch nicht getan. Darüber, was mit dem Gefangenen weiter geschehen soll, geraten Graf Stefan und König Reinher nämlich in Streit, sodass man *lanlúte* (Vers 9383) zwecks Entscheidungsfindung zu Rate zieht. Anders als im 'Schwanritter' und in 'Flore und Blanscheflur' haben diese aber mehr als nur eine Statistenrolle inne. Sie ziehen sich nämlich tatsächlich zur – heimlichen! – Beratung zurück:

	An die der rat nu was gesat,	Diejenigen, die man mit der Beratung betraut hatte,
	Die giengent sa an aine stat	gingen sogleich an einen Ort,
	Diu dar zů was genůc hainlich,	der dafür abgeschieden genug war,
9400	Und wolten des beraiten sich	und wollten dort darüber eins werden,
	Wie si des fúrsten schulde	wie sie die Schuld des Fürsten
	Nach des kúneges hulde	zur Ehre des Königs
	Mǒhten da verkeren,	und des Grafen,
	Und nach des graven eren	der ihn [*scil.* Willehalm] gefangen hatte,
9405	Der in gevangen hate.	umwandeln könnten.

Der *wisest* (Vers 9406; weiseste) von ihnen formuliert das Urteil (Verse 9412–9502), das im Anschluss an die Beratung dem König, Willehalm und den anderen vorgelegt wird. Mit umfänglichen Worten (Verse 9511–9608 [mit Unterbrechungen]), die für lange Zeit seine letzten sein werden, nimmt Willehalm das Urteil an, nicht ohne um freies Geleit für seine Leute sowie darum zu bitten, dass man seine Verwandten und nächsten Freunde von ihm grüßen lassen möge. Schließlich empfiehlt er sie alle einschließlich seiner selbst Gott und Maria an, wie er das bereits in seinen Briefen an Amelie zu tun pflegte.[774]

Anders als in den beiden anderen, detailliert geschilderten Prozessen ist von *reht* hier überhaupt nicht die Rede. Auch verlaufen die Auswahl der Landleute, deren Beratung und schließlich die Annahme des Urteils völlig problemlos.[775] Einwände gibt es lediglich von Willehalms Leuten (Verse 9585–9589), die aber von ihrem Herrn schnell zum Verstummen gebracht werden, sowie vom Erzähler, der sich, offenbar mit dem Ausgang der Beratung und dem harten Urteil der Herren, jedenfalls aber mit dem Unglück der Liebenden unzufrieden, an Frau Minne wendet (Verse 9661ff.) und damit zum nächsten Buch überleitet. Reinher und Stefan, deren Uneinigkeit über die Behandlung des Gefangenen den Rat erforderlich machte, werden gar nicht mehr nach ihrer Meinung gefragt. Allein Willehalm obliegt es, das über ihn gefällte Urteil anzunehmen oder nicht.

Die Vorschläge und Entscheidungen von Räten sind im ‘Willehalm von Orlens’ übrigens nicht nur in dem Prozess gegen Willehalm von Bedeutung, sie haben auch wesentlichen Einfluss auf seine Rehabilitierung. Als nämlich König Reinher erfährt, dass Willehalms Zuwendung seine Tochter Amelie geheilt habe, schickt er nach seinen Landfürsten, um ihre Meinung über die Ereignisse zu hören und sich von ihnen bezüglich der weiteren Vorgehensweise beraten zu lassen (Verse 14352–14382). Eine noch wichtigere Rolle spielt der bzw. ein Rat bei der Herrschaftsübernahme durch Willehalm (Verse 14923–15010): Als dieser mit seiner jungen Frau und einem Gefolge von 500 Rittern nach Brabant kommt, wird er dort zwar als neuer Herrscher empfangen, jedoch müssen zur endgültigen Sicherung der Herrschaft auch die ent-

[774] Vgl. Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’.
[775] Martin Baisch (2000), S. 66, meint denn auch, dass der Rat die schwierige Aufgabe, „bei der anstehenden Rechtsfindung einer Vielzahl von Interessen und Ansprüchen gerecht zu werden“, in idealer Weise meistere.

sprechenden rechtlichen Schritte unternommen und Schwüre geleistet werden. Die Art, wie dieser *lantfride* (Vers 14987) geleistet wird, entspricht nach Brackert genau dem Mainzer Landfrieden von 1235, wie Rudolf von Ems überhaupt bestrebt gewesen sei, in der sein Werk abschließenden Darstellung des perfekten Herrschers die – ideale – rechtliche Situation seiner Zeit möglichst detailgetreu abzubilden.[776]

Bevor sich Jofrid von Brabant in die Eremitage verabschiedet, ermahnt er seinen Ziehsohn Willehalm noch, als perfekter Herrscher auch ein gerechter Richter zu sein:

	Swie du rehte rihtest,	Wenn du gerecht richtest
15180	Unreht ze rehte slihtest,	[und] Unrecht zu Recht wandelst,
	So richest du und dinú lant	bereicherst du dich und dein Land
	Und wirt dir doch der lop benant	und es wird dir das Lob zuteil,
	Der iemer wert und sich niht drumet.	das ewig währt und nicht zerbricht.
	Von unrehtem gerihte kumet	Von unrechter Rechtsprechung kommen
15185	Untrúwe, lait und armůt;	Illoyalität, Leid und Armut;
	Ere, lip, sele und gůt	Ehre, Körper, Seele und Gut
	Verderbet ungerihte gar.	verdirbt unrechte Rechtsprechung ganz.

Das Recht und der gerechte Herrscher bilden im ‘Willehalm von Orlens’ demnach die Grundlage für das Funktionieren von Herrschaft und Gesellschaft.[777]

In anderen Werken verläuft Rechtsprechung nicht ganz so komplikationslos, wie zum Beispiel der Prozess gegen Ginover im ‘Prosalancelot’ zeigt, nachdem Madors Bruder Garheiß an dem ihm von der Königin gereichten Obst gestorben ist. Im Unterschied zu den bisher skizzierten Gerichtsverfahren ist Ginovers Prozess zeitlich zerrissen und wird auch erzählerisch immer wieder durch andere Stränge der Handlung unterbrochen: Zunächst erhebt Mador vor König Artus Anklage gegen Ginover, fordert einen Gerichtskampf und akzeptiert eine Frist von 40 Tagen, in denen die Königin einen Kämpfer suchen kann (V, S. 682,24–688,4). Dann erfährt Lancelot von der Sache und ist sofort bereit, Ginover zu verteidigen (V, S. 698,16–704,21). Kurz vor der Entscheidung bittet Artus seinen Neffen Gawan, sich als Ginovers Verteidiger dem Kampf zu stellen. Um diesen zu sehen, kommen die Adligen des ganzen Landes. Mador wiederholt seine Anklage, Lancelot nimmt die Königin in Schutz und erweist sich seinem Gegner in der anschließenden Tjost überlegen, sodass Mador seine Niederlage anerkennt und Ginover freigesprochen wird (V, S. 710,7–720,19).

Das Verfahren ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zunächst aufgrund des Rechtsbegriffs, dessen sich die Figuren bedienen. Als Mador vor Artus Anklage erhebt, beruft er sich in gleich mehrmals auf das *recht*:

[776] Siehe Brackert (1968), S. 72–79.

[777] In der intradiegetischen Realität ist dazu außerdem die Einberufung eines Rates unerlässlich, sodass dieser Rat vielleicht als notwendiger Teil des *rehten gerihtes* angesehen werden muss.

V, S. 682,29–34 ‘Konig Artus, bistu eyn gerechter richter also das du solt syn von recht, so halt mich zu recht in dynem hoff in der wyse, ob mich wolt ymand anesprechen, so will ich im thun recht gnung nach dynem willen. Und kan ich auch ÿmands zusprechen der hie sy, so thůn mir auch recht nach dynem willen, also als des hoffes gewonheit und recht ist.’

V, S. 683,28–35 ‘König Artus, wenn du ein gerechter Richter bist, wie du es von Rechts wegen sein mußt, dann wirst du mich an deinem Hof mit Recht dazu anhalten, daß ich einem, der mich beschuldigt, nach deinem Willen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Wenn aber ich einen zu beschuldigen habe, der hier anwesend ist, dann verschaffe auch mir nach deinem Willen Recht, wie es der Brauch und das Recht des Hofes verlangen.’

Recht dient als Legitimation von Artus’ Funktion als Richter; es verpflichtet Mador dazu, einem eventuellen Kläger nach Artus’ Willen Recht widerfahren zu lassen, wie es umgekehrt auch verlangt, dass Artus nach seinem eigenen Willen dafür sorgen möge, dass Mador Recht geschehe. Am Anfang steht das Recht und das Recht liegt bei Artus und das Recht ist Artus nach der Gewohnheit und dem Recht des Hofes.

Nachdem Artus ihm zugesichert hat, er wolle ihm *recht thun nach syner macht* (V, S. 682,36/684,1; ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es in seiner Macht stehe, V, S. 683,37/685,1), gibt Mador Artus sein Lehen zurück und formuliert seine Anklage: Die Königin habe *in verretniß und ungetrúwekeit* (V, S. 684,8; mit Verrat und in Untreue, V, S. 685,8f.) seinen Bruder getötet. Sollte sie das leugnen, wolle er, Mador, es im Kampf beweisen. Ginover, mit diesen Vorwürfen konfrontiert, fragt nach:

V, S. 684,32–34 ‘Wie ist dem’, sprach sie, ‘sprechent ir das ich uwern bruder gedötet hab mit mynem wißen?’

V, S. 685,34f. ‘Was heißt das’, sagte sie, ‘wollt Ihr behaupten, daß ich Euren Bruder wissentlich getötet habe?’

Mador beharrt darauf: Sie habe seinen Bruder *in verretniß und in ungetruwekeit* (V, S. 684,35) getötet. Wer das im Kampf gegen ihn abstreiten wollte, würde von Mador getötet oder zum Lügner gestempelt. Da sich niemand freiwillig meldet und alle nur betreten schweigen, wendet die Königin sich an ihren Ehemann:

V, S. 686,13f. ‘Herre, ich bitten uch das ir mich zu recht halten wollent als des hoffes recht und gewonheit ist.’

V, S. 687,13–15 ‘Ich bitte Euch, Herr, mir nach Recht und Gewohnheit dieses Hofes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.’

Artus erklärt seiner Frau beinhart, wenngleich nicht ungerührt, nach dem Recht des Hofes müsse sie sterben, sollte sie sich im Sinne der Anklage schuldig bekennen. Andernfalls müsse sie binnen 40 Tagen einen Kämpfer auftreiben. Auf die Frage, ob Artus ihr nicht anders gegen Mador helfen könne, erhält Ginover zur Antwort:

V, S. 686,22–25 ‘Frauwe,’ sprach er, ‘neyn es, wann ich mag im nit unrecht gethun noch umb uwern willen noch umb ander lute willen, wann hie sint viel guter lúte die es hant gesehen.’

V, S. 687,24–26 ‘Nein, Königin,’ sagte er, ‘ich darf ihm nicht Unrecht tun, weder Euch noch anderen zuliebe, denn hier sind viele Vornehme, die es gesehen haben.’

Man ist versucht zu fragen: Was, wenn sie es nicht gesehen hätten? Sie haben ‘es’ aber gesehen und Artus fühlt sich an das Recht des Hofes, das er selbst repräsentiert und verkörpert, gebunden.

Durch einen namenlosen Ritter erfährt Lancelot von der Sache. Als er hört, dass niemand sich für die Königin zu kämpfen bereit gefunden hat, will er wissen, ob denn keiner von der Tafelrunde dort gewesen sei. Doch, entgegnet der Ritter, aber auch die hätten sich nicht gemeldet; und er fügt hinzu:

V, S. 700,14–17 Und sie hetten recht, wann sie enwolten nit falsch noch meyneydig werden, in dem das sie wol wústen das sie unrecht hett und das sie den ritter gedötet hett.

V, S. 701,14–16 Sie hatten aber recht damit, denn sie wollten nicht lügen oder meineidig werden; sie wussten ja, daß sie im Unrecht war und den Ritter getötet hatte.

Die Tafelrunder haben Recht, Ginover hat Unrecht. Der Ritter formuliert es klar und deutlich. Das interessiert Lancelot allerdings gar nicht. Ihn empört schlicht die Tatsache, dass niemand von all denen, die im Laufe der Zeit Ginovers Unterstützung genossen haben, bereit ist, seine Helferin und Königin in dieser Situation zu beschützen. Es berührt ihn darum auch nicht, was der Ritter über einen, der sich dennoch zur Ginovers Verteidigung bereit fände, sagt:

V, S. 702,1–4 ‘So sagen ich uch, der jhener der das thůt, mag nit began keyn ere; wann úberwindet er den kampff, so wústen doch alle die wol von dem hoff das er wiedder recht und bescheidenheit wer gewest.’

V, S. 703,1–4 ‘Dann sage ich Euch aber, daß der, der das tut, nicht ehrenvoll handelt. Denn auch wenn er den Kampf gewinnt, wüßten doch alle am Hof sehr wohl, daß er ungebührlich und gegen das Recht gehandelt hätte.’

Genau das aber fordert Artus von Gawan. Dieser lehnt nicht direkt ab, bittet Artus aber, als sein König zu entscheiden, ob er, Gawan, *mit eren* (V, S. 710,20 und 21) in diesen Kampf gehen könnte, wo doch alle wüssten, *das die koniginne den ritter dot* (V, S. 710,18f.; daß die Königin den Ritter getötet hat, V, S. 711,19f.). Auch bei den anderen Rittern stößt Artus mit seiner Bitte auf taube Ohren, da niemand *keyn ungetrúwekeit noch keyn unrecht wolten thun* (V, S. 710,26f.; eine Treulosigkeit oder ein Unrecht zu begehen [bereit war], V, S. 711,28f.).

Der Tag des Gerichtskampfes ist gekommen, ebenso viele Schaulustige und natürlich Mador, der gespannt auf einen Gegner wartet. Artus erklärt:

V, S. 714,17–20 ‘Mador, die clag ist also off sie komen in der wyse das, enkan sie noch hůt nit finden eynen ritter der sie beschúdde und verantwůrt, so důt man mit irme libe als des hoffes recht ist. […]’

V, S. 715,17–20 ‘Die Klage gegen die Königin ist mit der Maßgabe zugelassen worden, daß man sie nach dem Recht des Hofes verurteilen wird, wenn sie bis heute niemanden findet, der sie verteidigt und entlastet. […]’

Da tritt – wieder einmal unerkannt – Lancelot auf den Plan und fragt nach jenem Ritter,

V, S. 716,5–9 der da myn frauw die kóniginne anspricht vn verretniß. Und ist das ware, so hort ich nye von einem als dörechten ritter sagen, wann das wißen wir wol, heymsch und fremde, das in aller der welt keyn als biederbe frauwe enist als sie.

V, S. 717,6–9 der die Königin des Verrats bezichtige. Wenn das wahr ist, habe ich nie von einem törichteren Ritter gehört, denn das wissen wir alle, Einheimische und Fremde, daß es auf der ganzen Welt keine edlere Frau gibt als sie.

Daraufhin wiederholt Mador seine Anklage, Ginover habe seinen Bruder getötet, und Lancelot erwidert, er sei bereit zu beweisen, dass sie *nye ungetruwekeit noch falscheit daran gedacht* (V, S. 716,17f.; dabei weder an Treulosigkeit noch an Verrat gedacht hat, V, S. 717,17f.).

Und da erkennt endlich Gawan, was eigentlich von Beginn an, schon in der Formulierung von Madors Anklage, offensichtlich war: Das ganze Verfahren ist eine Farce. Daran ändert selbst die Rechtsgeste des Handschuhreichens nichts mehr, die sowohl Mador als auch Lancelot jetzt (V, S. 716,19–21) praktizieren.[778] Auch dass Mador, bevor er Anklage gegen Ginover erhoben, Artus formal sein Lehen zurückgegeben hat,[779] soll der Klage nur den Anschein eines rechtlich korrekten Vorgangs verleihen. Was Gawan nämlich erkennt und was wohl auch Ginover schon erkannt hat, ist die Nichtigkeit der Anklage, wie Mador sie wiederholt formuliert. Als Ginover nämlich hörte, was Mador ihr vorwarf, fragte sie nach, ob er allen Ernstes meine, sie habe seinen Bruder *mit mynem wißen* (V, S. 684,34) getötet. Er ging damals jedoch nicht auf diesen feinen Unterschied ein, sondern wiederholte nur seine zuvor schon gegenüber Artus formulierte Anklage. Und tatsächlich streitet auch Lancelot in V, S. 716,17f. nicht ab, dass Ginover den Garheiß tötete, sondern nur, dass sie es vorsätzlich und mit Absicht tat.[780] Damit liegt aber Lancelot richtig, Mador hingegen falsch. Genau das erkennt Gawan, wenn er zu Artus sagt:

V, S. 716,21–27 ‘Sicherlich herre, nů mag ich wol gleuben das Mador in eyner bösen ansprach ist. Wann wie doch das sin brůder starb, ich schwúre wol off die heiligen, nach mynem gedanck das sie nit boßheit nach verretniß daran gedechte. Darumb möcht es im licht bald úbel gan, hette der ritter dheyn macht oder byderbekeit an im.’

[778] Der Handschuh, so schreibt Louis Carlen im ‘Lexikon des Mittelalters’, „macht Rechtsvorgänge sinnlich wahrnehmbar und kann die Hand einer Person vertreten.“ Siehe Carlen (2003), Sp. 1909. – Im Falle eines Zweikampfs, wie Mador ihn bereits bei der Anklageerhebung fordert, symbolisiert die Handschuhübergabe nach Steinhoff (2003b), S. 1190, zudem die Bereitschaft, auf Leben und Tod zu kämpfen.

[779] Da das Lehensrecht den Lehensherrn an seine Vasallen band und umgekehrt, musste die Lehenstreue aufgekündigt werden, bevor etwa der Vasall dem Herrn Fehde ansagte, wie Mador das ja vorhat, wenn er Ginover, Artus’ Ehefrau, anklagt. Vgl. Spieß (1978), bes. Sp. 1723.

[780] Steinhoff (2003b), S. 1193, sieht in Lancelots Formulierung in V, S. 716,16–18 lediglich die Wiederholung von Madors Formulierung.

V, S. 717,21–27 ‘Wirklich, Herr, nun will ich wohl glauben, daß Madors Anklage nichts wert ist. Denn obwohl sein Bruder gestorben ist, würde ich auf die Reliquien schwören, daß sie [*scil.* Ginover] nach meiner Einschätzung an nichts Böses und an keinen Verrat dabei gedacht hat. Deshalb könnte es ihm gewiß bald übel ergehen, wenn der Ritter nur ein wenig Kraft und Tapferkeit besitzt.’

Gawan versteht das und auch die anderen Artusritter, die gesehen haben, wie Ginover Garheiß das Obst reichte, hätten es verstehen können. Allein Lancelot kann es nicht wissen, da er nicht anwesend war und die Sache nur über den namenlosen Ritter, der lediglich von Madors Vorwurf der *verretniß*[781] (V, S. 698,31), nicht auch dem der *ungetruwekeit* sprach, erfahren hat. Ohne die näheren Umstände des Vorgangs oder der Anklage zu kennen und ohne selbst dabei gewesen zu sein, geht er einfach davon aus, dass Ginover Madors Bruder nicht absichtlich tötete. Das Argument, das er dafür ins Spiel bringt, ist hingegen gerade eines, das er selbst am besten entkräften könnte, ist Ginover, da sie mit Lancelot Ehebruch begangen hat, ja alles andere als eine *biederbe frauwe*. Vielleicht beruft Lancelot sich deshalb auch auf keinerlei Recht – weil er einerseits zu viel, andererseits zu wenig weiß und ihm dieser Umstand im Gegensatz zu den anderen bewusst ist. Er folgt seinen Gefühlen, aufgrund derer es ihm eine Selbstverständlichkeit ist, Ginover zu verteidigen.

Auf *recht* berufen sich der Kläger, der Richter und die Zeugen, um ihr Vorgehen bzw. ihre Tatenlosigkeit zu *recht*fertigen. Dieses Recht ist unumstößlich, aber es ist weder alt noch verschriftlicht noch Gewohnheit, mit der es in den Reden Madors und Ginovers im selben Atemzug genannt wird.[782] Es ist durch nichts begründet außer durch sich selbst. Es ist eine unbekannte Größe, die jedem der am Verfahren Beteiligten Deckung bietet außer Ginover.

[781] Steinhoff (2003b), S. 1191, erklärt, *verretniß* könne im Mittelalter jeden Verstoß gegen Verhaltensregeln meinen, „auf deren Einhaltung man vertrauen darf“. Indem Ginover Mador zur Präzisierung seiner Anklage zu bewegen versucht, zeigt sie aber, wie später Gawan, dass für sie im Vorwurf der *verretniß* jener des Verrats mitschwingt.

[782] Bei *gewonheit und recht* (V, S. 682,34) bzw. *recht und gewonheit* (V, S. 686,14) könnte es sich zwar um eine Doppelformel handeln, die mit zwei Wörtern denselben Inhalt, hier das Gewohnheitsrecht, bezeichnet, zumal der in beiden Fällen vorangestellte besitzanzeigende Genitiv *des hoffes* denselben Ursprung für *recht* und *gewonheit* anzeigt. Dennoch ist im ‘Prosalancelot’ nicht jede *gewonheit* automatisch auch *recht*, wie Freytag (1986), S. 187, deutlich macht. So suggeriert die Koppelung von Recht und Gewohnheit zwar eine enge Bindung der beiden Begriffe, trennt sie aber wenigstens sprachlich voneinander. – Die Gewohnheit bzw. *costume* als Rechtsbrauch untersuchte bereits Erich Köhler (1962) an den Romanen des Chretien de Troyes. Entgegen Köhlers Intention zeigt sein Aufsatz meines Erachtens aber, dass eine *costume* oder Gewohnheit zwar eine gewisse bindende Kraft besitzt, indem sich die Figuren auf eine bestimmte Art und Weise zu handeln gezwungen sehen und die *costume* auch nur durch ihre Befolgung überwunden werden kann; doch sind es in nicht wenigen Fällen gerade unrechte oder doch unziemliche Bräuche, die es aus der Welt zu schaffen gilt. Das führt Köhler an Chretiens Romanen vor, das zeigt sich in meinem Textkorpus aber zum Beispiel in ‘Flore und Blanscheflur’ an des Amirals Gewohnheit, jedes Jahr eine neue Frau zu nehmen und ihre Vorgängerin hinrichten zu lassen (siehe oben): An keiner Stelle wird diese Gewohnheit des Herrschers als Recht bezeichnet; es geht im Prozess lediglich um die Tat Flores, die der Amiral als Rechtsbruch wertet. Ob sei eigenes Handeln, seine eigene Gewohnheit Recht ist oder einem Recht entspricht, thematisiert der Amiral nicht. Nur weil gewisse Strukturen verbindlich erscheinen, müssen die deswegen noch lange kein Recht sein. Wenn, um zum Ausgangspunkt der Überlegungen zurückzukehren, Mador also Artus gegenüber von Recht und Gewohnheit spricht, versucht er den König auf mehreren Ebenen zu erreichen; die Gewohnheit nämlich kann nicht automatisch mit dem Recht gleichgesetzt werden.

Diese Widersprüchlichkeit findet sich in ihrer schönsten Blüte schon in Madors Rede gegenüber Artus. Indem Mador Artus als das personifizierte Recht anspricht, von dem er sich, weil es rechtmäßig ist, Recht erwartet usw., bindet er den König und mit ihm den ganzen Hof an ein Phantom, dem niemand beikommen kann, gerade weil es in seinen Konturen nicht fassbar ist. Worum es Mador in Wahrheit geht, sagt er, noch bevor er vor versammelter Mannschaft vor den König tritt, gegenüber dem Ritter, der ihm die Grabinschrift bestätigt hat: *Und sicherlich, ich sol yn rechen als ich mag* (V, S. 682,22; [u]nd wahrlich, ich werde ihn rächen, so gut ich nur kann, V, S. 683,21)! Nicht Recht, Rache ist die Devise, wie es auch schon dem Amiral in 'Flore und Blanscheflur' um Rache ging. Die Lehensaufkündigung, der Handschuh, auch die 40 Tage, die, so Steinhoff, „eine im mittelalterlichen Rechtsleben übliche Größe"[783] sind, erweisen sich als irreführend, weil es das, wofür sie zu stehen vorgeben, gar nicht gibt: ein faires oder auch nur rechtmäßiges Gerichtsverfahren. Das einzige Recht, das hier wie im gesamten 'weltlichen'[784] 'Prosalancelot' gilt, ist das Recht des Stärkeren, das nur oberflächlich – wie von Gawan angedeutet und von Kokott in Bezug auf den 'Schwanritter' ausgesprochen (siehe oben) – als Gottesurteil getarnt sein mag.[785] Und daher ist es auch nicht ein wie immer geartetes Recht im heutigen Sinn, das die Ritter davon abhält, für Ginover einzutreten. Es ist schlicht ihre Angst, dem als ungewöhnlich groß und stark beschriebenen Mador[786] zu unterliegen, sich auf diese Weise lächerlich zu machen und ihre *ere* zu verlieren.

Der beschriebene ist jedoch gar nicht der erste Prozess, der gegen Ginover geführt, Madors Anklage nicht die erste, die gegen Ginover erhoben wird. Bereits am Beginn des zweiten 'Prosalancelot'-Bandes kommt nämlich schon einmal jemand an den Artushof und bringt öffentlich seine Beschwerde vor. Die nicht unkomplizierte Verlesung dieser Anklageschrift wurde bereits im Kapitel 'Zwischen Mensch und Inhalt' dargelegt: Eine junge Frau kommt in Begleitung des alten Ritters Bertelac an den Artushof und fordert den König dazu auf, einen Brief, den ihre Herrin, Ginover von Tamelirde, geschickt habe, verlesen zu lassen. Wir haben

[783] Steinhoff (2003b), S. 1191.
[784] Für die geistlichen, von Religion und Christentum geprägten Passagen des 'Prosalancelot' gelten andere Regeln.
[785] Vgl. dazu Steinhoff (2003b), S. 1191: „Der Gerichtskampf hat seine Grundlage nicht (wie das Gottesurteil) in der Gewißheit, daß Gott dem Gerechten zum Sieg verhelfen wird (auch wenn das die Beteiligten oft so sehen), sondern in der Vorstellung vom Recht des Stärkeren: Der Sieg erscheint regelmäßig als Ergebnis ritterlicher Kampfkraft."
[786] In 'Prosalancelot V' (2003), S. 714,13–15, heißt es von Mador, *er was wůnderlich groß und vol also großer tugende das man in alle des konig Artus hoff keynen wúst der da als eyn starcker ritter were als er was*. (Er war ungewöhnlich groß und von solcher Kampfkraft, daß man am Artushof keinen kannte, der ihm an Stärke gleichgekommen wäre; V, S. 715,13–15.)

es hier mit der einzigen schriftlichen Anklage zu tun, die freilich mündlich bestätigt und ergänzt werden muss, bevor über das weitere Verfahren entschieden werden kann.[787]

Besonders interessant an dieser Anklageerhebung erscheint mir ihre im Kapitel ‘Zwischen Mensch und Inhalt’ angedeutete Aufteilung auf verschiedene Personen bzw. Instanzen: Die falsche Ginover erhebt schriftlich Anklage;[788] ihre Verwandte bringt das Schreiben an den Artushof, wo ein Kaplan es vorlesen, die Botin und der Ritter Bertelac es bestätigen und ergänzen müssen. Als Hörer der Anklage angesprochen ist der gesamte Hof, weil das Schreiben ja ausdrücklich öffentlich, für alle hörbar, vorgelesen werden muss. Doch auch die Geklagten erscheinen genau genommen im Plural: Zunächst schmäht die junge Frau, die mit ihrer Ankunft am Artushof Galahots Bitte um Traumdeuter unterbricht, nämlich den König. Erst die Verlesung des Briefs bezieht auch die Königin mit ein bzw. stellt diese und ihr vermeintliches Vergehen in den Vordergrund. Dennoch ist nach den Worten, mit denen der Kaplan den Inhalt des Briefs wiedergibt, genau so auch Artus gemeint:

II, S. 38,9–12 Sie spricht furter, sie wolle das all die welt wiße das sich der konig Artus von Britanie ungetrúclichen halt wiedder sie und darnach wiedder got und wiedder die welt nach den großen truwen die sie im gethan hatt.

II, S. 39,9–12 Sie sagt dann weiter, sie wolle, daß die ganze Welt erfahre, daß König Artus von Britannien ihr die Treue gebrochen habe, ihr und damit auch Gott und der Welt, gemessen an der großen Treue, die sie ihm geschenkt hatte.

Geklagt werden demnach sowohl Ginover als auch Artus, wobei Artus zugleich als Richter aufgerufen wird. Als Geschädigte nennt die falsche Ginover neben sich selbst aber auch Gott und die Welt.

Mador versucht Artus durch die im Grunde paradoxe Überfunktionalisierung des *rehtes* zu binden. Ihr Recht fordert unmissverständlich auch die falsche Ginover ein, indem sie ihre Verwandte sagen lässt:

II, S. 46,5–17 [‘]Also wart myn frau verraten, herre‘, sprach sie, ‘und bit uch das irs durch got thút und durch die truwe die ir ir gelobetent, das sie wiedder zu ir kerent als ir gerecht man, und berecht sie so ersam das alle die welt sprech das ir umb die gefengniß noch verretery nit wustet die mit miner frauwen gethan wart. Wil uch iemant darwiedder icht sprechen, myn frau enwurd also verraten als ich gesprochen han, ich finde den wol der off yn beredet, als er zu recht sol, uff den tag der yn beiden bescheiden wirt, das ers mit syner augen sah. Und wiedderredet es aber nymant, so bittet uch myn frau, herre konig, das ir myner frauwen recht thut von der möderin die da siczet, die myn gerecht frau ermorden wolt hat, ob sie hett gemöcht.[’]

II, S. 47,6–19 So ist sie verraten worden, Herr, und ich bitte Euch um Gottes und um der Treue willen, die ihr mir gelobt habt, als ihr rechtmäßiger Gemahl zu ihr zurückzukehren und sie so ehrenvoll in ihre Rechte einzusetzen, daß alle Welt erklärt, Ihr hättet weder vom Betrug

[787] Die Episode von der Ankunft der Botin und Bertelacs am Artushof bis zur Ansetzung des Gerichtstags umfasst, einschließlich der Hintergrundinformation durch den Erzähler, ‘Prosalancelot II’ (2003), S. 32,5–54,7.
[788] Dass die Anregung dazu eigentlich von Bertelac stammt und dieser auch den Brief verfasste, erfährt der Leser des ‘Prosalancelot’ erst durch den Erzähler: ‘Prosalancelot II’, S. 52,18–54,7.

> noch von der Gefangenschaft gewusst, die meine Herrin erduldet hat. Wenn aber jemand etwas dagegen vorbringen will, daß meine Herrin so betrogen worden ist, wie ich es berichtet habe, werde ich den zu finden wissen, der am dafür festgesetzten Gerichtstag gegen ihn bezeugt, wie das Recht es verlangt, daß er es selbst gesehen hat. Wenn es aber niemand bestreitet, dann läßt Euch meine Herrin bitten, Herr, ihr zu ihrem Recht gegenüber der Mörderin zu verhelfen, die hier sitzt und die meine rechtmäßig Herrin hätte umbringen lassen, wenn sie es gekonnt hätte.

Abgesehen davon, dass der Inhalt dieser Rede frei erfunden und die Klägerin, in deren Namen die Botin spricht, gerade nicht im Recht ist, treten hier keine Widersprüche auf. Das Recht ist das Recht. Gebrochen wurde es durch die Geklagte(n), wiederhergestellt werden soll es durch Artus. Direkt im Anschluss an diese Worte und um ihren Brief damit abzuschließen, wendet sich die falsche Ginover an die Ritter der Tafelrunde, denen sie die Tafel, die die Königin als Mitgift mit in die Ehe gebracht hat, streitig macht, da es sich ja um die falsche Königin und mithin um die falsche, nicht rechtmäßige Tafel handelt. Die Strategie, die Bertelac und die falsche Ginover verfolgen, ist eine völlig andere als jene, mit der Mador Artus dazu bringen will, seinem, Madors, Willen gemäß zu verfahren: Die falsche Ginover und Bertelac verteilen die Anklage auf so viele Instanzen, dass sich schließlich alle davon betroffen glauben und sich gegen Ginover wenden müssen. Auch Artus.

Schon hier ist es Gawan, der die Nichtigkeit und Verworrenheit der Anklage als Erster zu durchschauen scheint. Während Artus nur *ußermaßen unfrölich* (II, S. 42,1; tiefbestürzt, II, S. 43,1) zur Königin blickt und sich so sehr schämt, *das er sins sinnes ein gut teil da mit verlose und siner wißheit* (II, S. 46,29f.; daß er ein Gutteil seines Verstandes und seiner Weisheit darüber verlor, II, S. 47,32f.), fragt Gawan – bei Artus – nach:

II, S. 48,3–7 ‘Herre’, sprach myn herre Gawan und ging mit großem zorn vor den konig stan, ‘wir han der jungfrauwen clag wol gehort, wir wolten gern wißen ob sie diße clag von myner frauwen gethan hab oder von wem sie sie gethan hab.’

II, S. 49,4–7 ‘Herr’, sagte Gawan und trat voller Zorn vor den König, ‘wir haben die Anklage dieser jungen Frau gehört. Nun möchten wir wissen, ob sie diese Klage gegen unsere Herrin hier erhoben hat, oder gegen wen sie sie richtet.’

Mit der Formulierung seiner Frage zeigt Gawan, dass die falsche Ginover ihr Ziel zumindest teilweise erreicht hat: Anstatt zu sagen, dass e r eine Präzisierung der Anklage wünscht, spricht Gawan von *wir*, einem Kollektiv, das sich herausgefordert fühlt. Allerdings wendet sich dieses – vorerst nur sprachliche – Kollektiv gegen die falsche, nicht gegen die echte Ginover, womit die Verteidigung quasi ihre Arbeit aufnimmt. Gawan ist sofort bereit, für seine Königin zu kämpfen. Wie schon im ‘Schwanritter’ und wie auch in dem zeitlich späteren Prozess gegen Ginover, als Lancelot für sie gegen Mador antritt, soll die Entscheidung auch dieses Mal durch einen Zweikampf getroffen werden. Wie in der Folge von Garheiß’ Tod wird auch in diesem Fall der Prozess vertagt. Nur liegt das nicht daran, dass Ginover – trotz

Lancelots Abwesenheit: er befindet sich bei Galahot in Sorelois – keinen Kämpfer fände, sondern daran, dass Gawan den Bertelac schlicht als zu alt empfindet. Dieser Meinung ist auch Dodinel der Wilde:

II, S. 50,21–23 ‘Geuneret sy der gut ritter’, sprach er, ‘der wiedder yn vehten, er wer ummer geschant der yn dot slug, er ist recht ein dot man![’]

II, S. 51,23–25 ‘Schande über den Ritter, der gegen ihn kämpfte – er wäre für alle Zeit entehrt, wenn er ihn erschlüge, er ist ja schon so gut wie tot![’]

Artus entscheidet daraufhin, dass der Gerichtskampf an Mariä Lichtmess in dem nahe dem Land der falschen Ginover gelegenen Bedigran stattfinden soll. Ob es sich damit wieder um eine Frist von 40 Tagen handelt, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Mariä Lichtmess wird jedes Jahr am 2. Februar, 40 Tage nach Weihnachten, gefeiert. Da, wie Steinhoff im Kommentar anmerkt,[789] der letzte Hoftag bis zum 1. November dauerte und Weihnachten noch bevorsteht, spielt sich diese erste Episode um die falsche Ginover zwar wahrscheinlich im meteorologischen Winter, aber wohl mehr als 40 Tage vor dem Gerichtskampf ab. Dennoch deutet die von Artus gewährte Frist auf den Versuch hin, diesem Prozess den Anschein von Rechtmäßigkeit zu verleihen. Dafür sprechen noch weitere Indizien: Als Gawan sich dazu bereit erklärt, Ginover im Kampf zu verteidigen, tritt Bertelac als der einzige männliche Vertreter der Anklage ihm entgegen und *bot mym herren Gawan sin wette* (II, S. 50,8; bot Gawan sein Unterpfand, II, S. 51,10). Zwar ist hier nicht konkret die Rede von einem Handschuh, aber die Geste ist die gleiche, wie Mador und Lancelot sie vollführen. In ihrem Brief behauptet die falsche Ginover, Artus habe sie *zu recht* (II, S. 58,14) zur Frau genommen:

II, S. 58,23–32 […] wann er mich gekaufft hatt ewiclich und recht, als gewihet konig zu recht gewihet konigin kauffen sol, in der stat zu Logres, die heubt ist von sim konigrich, in Sant Steffans múnster; und der gut erczbischoff Egene, der heilig man, verkaufft mich im. […] In der ersten nacht darnach das diß gescheen was wart ich verraten und wart von dir getragen da ich bi dir lag, und wart diße Genuvere, die du iczunt hast, an myn stat geleget[.]

II, S. 59,26–36 […] denn er hat mich zu Logres, in der Hauptstadt seines Königreichs, im Sankt-Stephans-Münster nach Recht und Gesetz und auf ewig zur Frau genommen, wie ein geweihter König eine geweihte Königin von rechtswegen zur Frau nehmen soll, und der edle Erzbischof Eugen, dieser heilige Mann, hat mich ihm angetraut. […] In der ersten Nacht nach der Trauung wurde ich verraten und von dir fortgeschleppt, als ich bei dir lag, und jene Ginover wurde an meine Stelle gelegt, die du jetzt bei dir hast.

Artus habe die falsche Ginover also rechtmäßig erworben und rechtmäßig sei auch die Ehe – nämlich öffentlich, im Münster und durch einen Bischof geschlossen und im Privaten vollzogen, wie der Erklärung, dass die beiden Frauen ausgetauscht wurden, während die eine bei Artus lag, zu entnehmen ist: In der Hochzeitsnacht liegt Ginover nämlich bei Artus, der offenbar schläft, sonst hätte man ihm die Gefährtin ja schlecht unbemerkt entwenden können.

[789] Steinhoff (2003a), S. 971.

Vor dem Geschlechtsakt wird dieser auch außerhalb der Ehe potente König[790] aber wohl kaum eingeschlafen sein. Zwar kennen weder das römische noch das kanonische Recht im Mittelalter eine allgemein gültige Form der Eheschließung,[791] doch erfüllt die durch einen, zumal hohen, Geistlichen sanktionierte und körperlich vollzogene, zwischen zwei nicht miteinander verwandten Personen gleichen Standes geschlossene und öffentlich anerkannte Ehe auch die strengsten rechtlichen Ansprüche.

Wie die Herzogin von Brabant zieht auch die falsche Ginover bzw. ziehen ihre Verwandte und der alte Bertelac alle Register, können damit aber genau so wenig eine Entscheidung zu ihren Gunsten bewirken: Artus setzt einen Gerichtstag zur Urteilsfindung an. Zu diesem Gerichtstag[792] begleiten neben anderen Galahot und Lancelot die Königin nach Bedigran. Dort tritt erstmals auch die falsche Ginover persönlich in Erscheinung. Die Anklage wird jedoch nicht von ihr, sondern von Bertelac, der als ihr Fürsprecher auftritt, wiederholt. Anschließend bietet Bertelac abermals *sin wette* (II, S. 96,26; sein Unterpfand, II, S. 97,27) und zeigt damit, dass er das Recht seiner Herrin im Kampf zu beweisen bereit ist. Da erhebt sich Bandemagus und fordert im Namen Ginovers die versammelten Vasallen des Königs auf zu bestimmen, auf welche Weise man diesen Fall entscheiden solle. Artus als Herr und Richter möge in einem fairen Verfahren dem Recht zu seiner Durchsetzung verhelfen. Beide Damen lassen sich, wie von Kokott gemäß dem sächsischen Landrecht für den ‘Schwanritter’ gefordert, von einem männlichen Sprecher vertreten. Auch bietet Bertelac abermals sein Unterpfand und ist auf diese Weise bemüht, den Rechtsgestus einzuhalten. Bandemagus wiederum schließt in seine Rede den Hinweis auf Gewohnheit und Recht mit ein, die hier als einander begründend genannt werden:

II, S. 96,32–36
II, S. 98,1–5
['Alles das sie hie geclaget hat und off myn frauwen die konigin spricht, des ist myn frau die konigin unschuldig, als ein reyne frau und ein edel frau zu recht sol, und biedet des uwer man umb ein urteil, wie sie sich des zu recht entschuldigen sol, mit kampff oder mit urteil, selb zu thun oder mit urkunde, wann sie lang gewichte koniginn was gewesen one allerhande ansprache und noch hut den gewalt und die gewere hat; und bittet uch als yren gerechten herren das ir ir uwers hofes recht heroff thút, so das sie zu recht werd gehalten und die frauw auch.'

II, S. 97,35–37
II, S. 99,1–6
['Und nun bitte sie Eure Vasallen zu entscheiden, auf welche Weise sie diesem Vorwurf begegnen soll, ob durch Zweikampf oder durch Urteilsspruch, durch eigene Tat oder durch fremdes Zeugnis, denn sie ist seit langem die geweihte Königin, ohne daß irgendein Einspruch erhoben worden wäre, und hat bis zum heutigen Tag die Gewalt und die Gewähr. Und sie bittet Euch als ihren rechtmäßigen Herrn, nach dem Recht Eures Hofes darüber zu richten, damit ihr und auch dieser Frau ihr Recht wird.'

[790] Mordret etwa entsprang einer außerehelichen Beziehung des Königs. Vgl. Textpräsentation.
[791] Vgl. Weimar (2003), Sp. 1621, und Weigand (2003), Sp. 1624.
[792] Die Erzählung vom Gerichtstag und der Entführung des Königs umfasst 'Prosalancelot II' (2003), S. 94,25–104,32.

Ginover ist im Recht, nicht zuletzt weil sie schon so lange unangefochten Königin war.[793] Interessant sind hier außerdem die verschiedenen Möglichkeiten der Urteilsfindung. Während nämlich im Prozess um Garheiß' Tod der Gerichtskampf von Mador gefordert und von Artus – ähnlich wie von Karl im 'Schwanritter' – als Mittel der Entscheidungsfindung akzeptiert wird, ist nach der ersten Anklageerhebung Gawan zwar bereit zu kämpfen, doch wird diesem Wunsch nicht sogleich entsprochen, sondern es muss, nach einer Frist von mehr als 40 Tagen, erst ein Rat über die weitere Vorgehensweise entscheiden. Doch auch das geht nicht so einfach, denn Artus fragt zuvor noch die Klägerseite, ob sie gewillt sei, sich dieser Entscheidung des Rats zu beugen. Damit aber löst er große Sorge bei Bertelac und der falschen Ginover aus, denn was, wenn Artus' Vasallen für eine Feuerprobe oder eine Zweikampf wären?

II, S. 98,26–30
II, S. 100,1–3
'Frauw', sprach er, 'ir wißet wol wie dem ding ist und das ir unrecht hant an dißen dingen; wil die konigin Jenuevre urteil thun, es sy von heißen ysen zu tragen oder von fure, das man sie wiset mit rechtem urteil, das weiß ich wol, so sint ir geuneret und dot, wann sie an dißen dingen unschuldig ist. Mit dem kampff verlieren wir aber: sie hat die besten ritter mit ir die man weiß lebende. Sie hant euch recht und wir unrecht, urkund geben sie auch gein uch, da mit sind wir aber verlorn.'

II, S. 99,30–37
II, S. 101,1–3
'Ihr wißt gut, Herrin', sagte er [*scil.* Bertelac], 'wie die Dinge liegen und daß Ihr im Unrecht seid. Wenn man die Königin Ginover durch Urteilsspruch anweist, das Urteil selbst herbeizuführen, sei es, indem sie das glühende Eisen trägt, oder durch die Feuerprobe, dann bin ich mir sicher, daß Ihr der Schande preisgegeben werdet und sterben müßt, denn sie ist in dieser Sache ja unschuldig. Beim Zweikampf unterliegen wir ebenfalls: sie verfügt über die besten Ritter der Welt. Sie sind im Recht, und wir sind im Unrecht; wenn sie also Zeugnis gegen Euch ablegen, so sind wir ebenfalls verloren.'

Diese Mittel, die Unschuld einer Person zu beweisen, lassen wieder an ein Gottesurteil denken. Gott wird in den Reden der Figuren allerdings an keiner Stelle genannt; es geht zunächst allein um das Recht. Steinhoff erklärt im Kommentar zu den zitierten Textzeilen, das „heiße Eisen zu tragen, in einen Kessel mit kochendem Wasser zu greifen oder gegen einen Gerichtskämpfer anzutreten, sieht der *Sachsenspiegel*, Landrecht I 39, für Angeklagte vor, die nicht gerichtsfähig sind."[794] Damit erkennen die Figuren, Kläger wie Geklagte, zwar ein über ihnen stehendes Recht in seiner Existenz an, aber mindestens die Kläger setzen sich bewusst über selbiges hinweg. Nachdem Bertelac und die falsche Ginover nämlich keine vorgeblich legale Möglichkeit mehr sehen, ihr Unrecht durchzusetzen, entführen sie kurzerhand König Artus und versuchen ihn – zunächst erfolgreich – mit anderen Mitteln nicht nur körperlich (als Entführungsopfer), sondern auch emotional auf ihre Seite zu ziehen. Mit der Entführung

[793] Die mögliche Doppelformel *recht und gewonheit* bzw. *gewonheit und recht* wird hier aber gerade nicht verwendet.
[794] Steinhoff (2003a), S. 983.

des Richters ist aber auch dieser zweite bzw. erste Gerichtsprozess im ‘Prosalancelot’ *ad absurdum* geführt und zum Scheitern verurteilt.

Als am eigentlichen Prozess gänzlich Unbeteiligter versucht Papst Stefan, Artus mittels einer schriftlichen Aufforderung zur Vernunft zu bringen, doch Artus ignoriert das päpstliche Schreiben schlichtweg, obwohl Stefan ihn deswegen mit dem Kirchenbann belegt (II, S. 148,26ff.). Das endgültige Urteil in dieser Sache fällt trotz Steinhoffs Veto Gott, indem er Bertelac und die falsche Ginover erkranken lässt:

II, S. 150,4–8 Des nachtes geschach ein groß zeichen, als es got selb wolt, das die falsch konigin lam wart, beide an fußen und an henden und an allem irm libe biß an die augen und die zunge, und dasselb geschach Bertelac irm ratgeben.

II, S. 151,4–8 Eines Nachts geschah nach dem Willen Gottes ein großes Zeichen. Die falsche Königin wurde gelähmt an Händen und Füßen und am ganzen Leibe bis auf die Augen und die Zunge, und dasselbe geschah ihrem Ratgeber Bertelac.

Selbst alle Ärzte der Welt können nicht helfen, so dass die beiden Missetäter sterben. Artus erkennt schließlich seine Schuld und kehrt nach Camelot zurück.

Wiebke Freytag hat sich in einem Aufsatz dem Recht im ‘Prosalancelot’, dessen erster Teil ihres Erachtens eine besondere Affinität zur detaillierten Darstellung der mittelalterlichen Rechtspraxis aufweise, gewidmet. Ausgehend vom Vorkommen des Wortes *recht* untersucht sie die Bedeutung des Rechts im Roman und die verschiedenen Formen, in denen Recht in Erscheinung treten kann, und kommt zu folgendem Zwischenergebnis:

> Indem die Wörter bald mehr auf den forensischen und bald mehr auf den allgemeiner urteilenden Bedeutungsbereich zielen, formulieren *recht* und seine Verwandten, die so häufig gebraucht werden im Prosaroman, das Problem des rechten Handelns als eines der zentralen Themen, die das Werk aufwirft.[795]

So seien „Artus und seine Widersacher“[796] zwar allesamt um juristisch korrektes Handeln bemüht, jedoch „vermögen sie ihre Rechtssatzungen kaum zu erfüllen; sie schaffen keine Gerechtigkeit.“[797] Damit stufe der ‘Prosalancelot’

> das Rechtsstreben seiner Ritter als ein erfolgloses Streben ein[…], als ambivalent in seiner Fallibilität. Zugleich mit dem Bemühen um das Recht läßt der Roman die menschliche Unfähigkeit offenbar werden, das Recht anderer zu wahren, selbst ohne Unrecht zu leben, Gerechtigkeit zu schaffen.[798]

So weit stimme ich Freytag zu. Sie setzt, von der vordergründigen, aber auf nur einen Teil des ‘Prosalancelot’ (siehe oben) beschränkten Geistlichkeit und Religiosität des Romans verführt, die ungerechte Welt des – ‘weltlichen’ – ‘Prosalancelot’ mit göttlichem Recht, Gottes Gerechtigkeit und der Sündhaftigkeit des Menschen in Beziehung. Dementsprechend beurteilt sie auch das Eingreifen Gottes etwa im Fall der falschen Ginover:

[795] Freytag (1986), S. 174.
[796] Freytag (1986), S. 174.
[797] Freytag (1986), S. 175.
[798] Freytag (1986), S. 176.

> Über dem natürlichen Recht und seiner Pervertierung, über dem biblischen Gesetz und seiner Mißachtung erscheint in der ungerechten Welt des Prosa-Lancelot die göttliche Gerechtigkeit, nämlich Barmherzigkeit und Gnade als Zuflucht der Recht Suchenden […], aber auch Strafe, zum Beispiel in der Episode von der falschen Ginevra[.][799]

Dass Gott hier in das weltliche Geschehen des 'Prosalancelot' eingreift, stellt jedoch die Ausnahme dar, auch wenn die Figuren, wie das an Gawan im Prozess um Garheiß' Tod gezeigt wurde, die Möglichkeit eines Gottesurteils verschiedentlich andeuten mögen. Gemeinhin ist auch und gerade im 'Prosalancelot' Körperkraft verbindlicher als jedes Recht und sämtliche Vor*schriften* – Körperkraft und das für die höfische Literatur bedeutsame Konzept der Ehre, auf die schon Flore den Amiral zu verpflichten suchte und in die Willehalms Schuld zu verwandeln auch der *lanlúte* oberstes Ziel war, das zu verhandeln hier aber nicht mehr der Ort ist.

Ich habe mich im Zuge meiner Interpretationen weit von schriftlichem Recht, das es so in der mittelhochdeutschen höfischen Erzähllliteratur nicht gibt,[800] entfernt. Nun kann man zwar nicht behaupten, dass Schrift grundsätzlich keine Autorität hätte. Immerhin wohnt Schriftdokumenten ein gewisses Machtpotenzial inne, wenn die Autorität ihres Absenders auf sie übertragen wird, wie das Kapitel 'Zwischen Mensch und Inhalt' zeigt. Die Verbindlichkeit schriftlicher Inhalte wird auch dann evident, wenn eine nicht-menschliche Kraft oder Macht hinter ihnen steht, wie das etwa beim Gefährlichen Sitz im 'Prosalancelot', besonders aber bei Wolframs und Albrechts Gralsinschrift der Fall ist.[801] Die Gralsordnung ist – sieht man von den im 'Jüngeren Titurel' anzitierten Zehn Geboten (Strophe 350)[802] ab – auch die einzige Schrift, die wenigstens mit Einschränkungen als Gesetzestext bezeichnet werden kann.[803] Generell zeigen dieses und die anderen Kapitel aber, dass es nicht die Schrift allein ist, die ihrem Inhalt Verbindlichkeit verleiht. Schrift ist lediglich das Medium, das neben dem Inhalt auch – oder eben nicht – die Macht und Autorität seines Verfassers transportiert. Für die abstrakte Größe 'Recht', die in der höfischen Literatur selten bis gar nicht auf eine bestimmte Person oder Instanz zurückgeht,[804] taugt dieses Medium deshalb nicht.

---

[799] Freytag (1986), S. 183.
[800] Peter-Udo Rosenau, der sich in seiner Dissertation mit 'Wehrverfassung und Kriegsrecht in der mittelhochdeutschen Epik' auseinandersetzt, kommt für diesen Teilbereich des Rechts im Grunde ebenfalls zu dem Ergebnis, dass schriftlich lediglich die Aufforderungen des Königs oder der 'Großen' zur Heerfolge waren. Siehe Rosenau (1959).
[801] Vgl. dazu die Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit' und 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[802] Vgl. am Rande Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[803] Titurel sagt ja, dass er am Gral *al mîn orden* ('Titurel', Strophe 6,3) geschrieben fand, wobei *orden* u. a. 'Regel', 'Anordnung', 'Verordnung' oder 'Auftrag' bedeuten kann. Siehe Lexer (1992), S. 155.
[804] Madors Zuschreibung des Rechts an Artus ist ja schon in ihrer Formulierung widersprüchlich und absurd.

5. Einmal Schriftkritik – und zurück?

> Wer sein Augenmerk auf dieses Werk richtet, […] wird nicht die Hoffnung haben und haben dürfen, ein entscheidendes, lösendes Wort oder gar das entscheidende, abschließende Wort sprechen zu können. Er wird, wenn er überhaupt Neues in den Blick bekommt, dies vorsichtig als Möglichkeit hinstellen, als Entwurf, als Vorschlag zum Überdenken oder bestenfalls zum Weiterdenken.[805]

Das Werk, von dem die Zeilen sprechen, ist Wolframs 'Titurel'. Der dieses Urteil abgibt, ist Helmut Brackert in seinem Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel 'Sinnspuren'. Soll man den 'Titurel' nun überhaupt zu verstehen versuchen oder kann man ihn ohnehin nicht verstehen und ist jeder dahingehende Versuch nur vergebliche Liebesmüh wie Schionatulanders Suche nach dem Brackenseil? Die Frage erübrigt sich eigentlich angesichts der zahlreichen Interpretationen oder wenigstens Interpretationsversuche, wie ja auch Brackert selbst – trotz seiner zitierten Zweifel gänzlich unverzagt – einen unternimmt.

Gemeinsam mit dem 'Parzival' reicht der gebotene Text des 'Titurel' aus, dass wir uns den Gang der Handlung erklären können, und die „'Lücke' zwischen erstem und zweitem Teil ist zwar eine der Handlung, nicht notwendig aber eine des Erzählens"[806], wie Christian Kiening zu bedenken gibt. Offene Rätsel wie die Umstände von Schionatulanders Tod, das Problem, wie Sigune und Schionatulander auf die Waldlichtung gekommen sind, oder was denn nun wirklich auf dem Brackenseil steht, ändern am grundsätzlichen Verstehen nichts. Das Verständnis des Handlungsverlaufs wird freilich durch die komplexe sprachliche Form des 'Titurel' erschwert. Der metrische Aufbau der Strophen an sich wäre für einen erzählenden höfischen Text zwar ungewöhnlich, für sich allein dem Verstehen desselben aber noch nicht abträglich; er zwingt keineswegs zu dieser „sprachlich-metrische[n] Füllung […] von bestürzender, widerständiger Freiheit"[807], wie Volker Mertens sie konstatiert. Dass Wolfram es nicht besser konnte, darf ausgeschlossen werden. Ein Autor seines Formats hätte durchaus einfacher dichten können, selbst wenn ihm nie jemand einen 'kristallklaren Stil' attestiert hat. Ich würde im Gegenteil so weit gehen zu behaupten, er dichtete so kompliziert, *weil* er es konnte; einerseits weil er seine Sprache in hervorragender Weise beherrschte, andererseits weil er es sich als Wolfram von Eschenbach, als Autor des 'Parzival', leisten konnte. Dennoch mag dies nicht der einzige Grund für die merkwürdige Form des 'Titurel' sein.

Zwar ist der Text nicht gerade das, was man als vollständig oder lückenlos zu bezeichnen pflegt, doch ist die Handlung immerhin erschließbar. Ein tieferer Sinn kann meines Erachtens darum nicht ausschließlich in ihr zu suchen sein. Sie allein liefert nicht den Grund für Wolf-

[805] Brackert (1996), S. 155f.
[806] Kiening (2003), S. 250.
[807] Mertens (1996), S. 371.

rams Erzählen. Denn, so fragt auch Walter Haug in Bezug auf die These, der ‘Titurel’ enthalte die leider nur fragmentarische Erklärung der Sigune-Szenen im ‘Parzival’, „was hätte es für einen Sinn, diese Geschichte noch einmal, extensiver zu erzählen?“[808] Dieser liegt vielmehr, so meine ich, im Erzählen bzw. ist zu einem guten Teil das Erzählte selbst.

An den Beginn meiner Überlegungen stelle ich das Ende des ‘Titurel’, die Strophe 175:

175 Sus hêten si mit worten ein ander ergetzet,
unt ouch mit guotem willen. der anevanc vil kumbers, wie wart der geletzet!
daz freischet wol der tumbe unt ouch der grîse
von dem verzageten sicherboten, obe der swebe oder sinke an dem prîse.

Joachim Heinzle deutet in seinem Stellenkommentar von 1972 *mit worten* als Gegensatz zu ‘mit Werken’ und verweist auf Strophe 73,1f.,[809] wo ebenfalls von einer *gesellescheft / mit worten* die Rede ist, wobei Heinzle dort auch den Gegensatz zu ‘mit Gedanken’ für möglich hält.[810] Die Verbindung zu Strophe 73 sehen auch Brackert und Stephan Fuchs-Jolie in ihrem Kommentar zur Studienausgabe des ‘Titurel’. Sie merken an, die „große Ähnlichkeit“ verweise

> auf ein vielgestaltiges und stets mehrdeutiges erzählerisches Reservoir, Korrespondenzen und Sinnstrukturen anzudeuten und suggestiv zu unterstellen, indem diese nicht ausdrücklich formuliert werden bzw. jede konkrete Benennung von Bedeutung und Konsequenz sogleich determiniert wird.[811]

Damit halten sie offensichtlich eine von Wolfram geschickt in seinen Text hineingelegte und beide ‘Fragmente’ mit einbeziehende Struktur für gegeben.

ergetzen interpretieren Heinzle, Brackert und Fuchs-Jolie als ‘entschädigen’ bzw. ‘entschädigen, vergüten, entgelten’.[812] Mit Joachim Bumke plädiert Heinzle in der gemeinsamen Ausgabe von 2006 jedoch für die Bedeutung ‘erfreuen, erquicken, laben’.[813] Als beiden Meinungen gerecht werdenden Ausdruck ließe sich ‘aufheitern’ in Erwägung ziehen, weil damit eine vorangegangene Verstimmung (vgl. ‘entschädigen’) sowie ein jetzt besserer Zustand (vgl. ‘erfreuen’) impliziert wird. Eine Übersetzung der ersten eineinhalb Verse könnte demnach lauten: ‘So hatten sie einander mit Worten und auch mit gutem Willen aufgeheitert.’

Der zweite Teil der zweiten Zeile stellt für die Übersetzung kaum ein Problem dar, obwohl interessanterweise sowohl Heinzle als auch Brackert und Fuchs-Jolie das Passiv zum Aktiv wandeln. Außerdem lässt das mhd. *kumber* mehrere Varianten zu, doch ist die genaue Entsprechung hier meiner Meinung nach vernachlässigbar. Ich würde als Übersetzung für den

[808] Haug (1994), S. 314.
[809] Heinzle (1972), S. 117.
[810] Heinzle (1972), S. 217.
[811] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 273.
[812] Heinzle (1972), S. 217; Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 273.
[813] Titurel (2006), S. 492.

zweiten Teil der Strophenzeile 175,2 daher vorschlagen: ‘Der Anfang großer Mühsal, zu welchem Ende wurde der geführt!’

Schwieriger gestaltet sich die Interpretation. Heinzle sieht einen Zusammenhang zur Vorausdeutung in Strophe 17,3f.[814] Brackert und Fuchs-Jolie bringen die Zeile zusätzlich mit den beiden auf sie folgenden sowie mit sämtlichen früheren Vorausdeutungen in Verbindung:

> Irritierend bleibt, daß diesen Worten, die zunächst kaum anders als als ahndungsvolle Ankündigung eines düsteren Endes in traditionellem, heldenepischen Stil verstanden werden können, zwei Zeilen folgen, die eine Ungewissheit über den Fortgang der Geschichte formulieren und damit Sinn und Bedeutung dieser und aller vorangegangenen Vorwegnahmen und Vorausdeutungen untergraben oder zumindest ignorieren […].[815]

Auf jeden Fall gehen alle drei Kommentatoren – Heinzle und Bumke äußern sich nicht näher dazu – in ihren Interpretationen über die vermeintliche Fragmentgrenze hinaus und stellen eine übergreifende Gesamtstrukturierung in Rechnung.

Die folgenden und zugleich letzten zwei Zeilen haben es nun in sich! Der *tumbe und der grîse* meinen wohl den Unerfahrenen und den Greisen im Sinn von ‘Jung und Alt’ bzw. ‘alle’, wie sowohl Brackert und Fuchs-Jolie als auch Bumke und Heinzle erwägen, die alle außerdem auf Strophe 70 verweisen, in der eine ganz ähnliche Formulierung zu finden ist.[816] *tump* und *grîs* finden sich als Gegensatzpaar aber zum Beispiel auch in Konrad Flecks Roman ‘Flore und Blanscheflur’, wenn nämlich der Liebesgott die Kinder weise macht, die Jungen alt und die *tumben grîs* (Vers 612), also die Unerfahrenen erfahren. Somit wären mit Wolframs Formulierung im ‘Titurel’ nicht nur ‘alle’ angesprochen, sondern auch die Bandbreite bzw. der Gegensatz ihrer kognitiven Fähigkeiten hervorgehoben.

Die meisten Diskussionen, die sich in den Kommentarteilen zum ‘Titurel’ widerspiegeln, gibt es rund um den *verzageten sicherboten*.[817] Da man im *sicherboten* den tapferen Schionatulander zu erkennen glaubte, wollte eine wie auch immer interpretierte Verzagtheit nicht so recht zu ihm passen,[818] weshalb der *sicherbote* nicht selten durch ein hinzugefügtes *un-* ermutigt wurde.[819] Das Wort selbst war übrigens

> ein rechtsterminologischer Begriff, der einen Bürgen, Vormund oder Zeugen bezeichnet, und […] in der erzählenden Literatur des Mittelalters, außerhalb von Rechtstexten, ausschließlich bei Wolfram und Albrecht belegt [ist].[820]

---

[814] Heinzle (1972), S. 217.
[815] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 273.
[816] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 217; Titurel (2006), S. 492.
[817] Heinzle (1972), S. 218; Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 273f; Titurel (2006), S. 492.
[818] Alexander Sager (2006), S. 148–150, meint allerdings, Schionatulander sei entgegen besserem Wissen auf Sigunes Bedingungen zur Gewährung ihrer Liebe eingegangen und werde darum vom Erzähler als *verzageter sicherbote* kritisiert.
[819] Vgl. etwa Brackert (1996), S. 162, Fußnote 23, und S. 175, Fußnote 57.
[820] Fuchs-Jolie (2003b), S. 208, Fußnote 42.

Allerdings, so ergänzen Bumke und Heinzle, ist es vor Wolfram überhaupt nicht belegt und als Rechtsbegriff erst aus der Zeit nach Wolfram bekannt.[821]

Zur letzten Halbzeile verlieren die Kommentatoren kaum ein Wort: Heinzle verweist auf ähnliche Stellen in 'Parzival' und 'Willehalm',[822] Brackert und Fuchs-Jolie führen die von der Forschung in Erwägung gezogenen Metaphern der Waage, der Schifffahrt und des Rads der Fortuna an,[823] während Bumke und Heinzle lediglich erklären, die ganze Zeile meine Schionatulander.[824] Die Bedeutung der letzten beiden Zeilen bleibt nach all diesen Erklärungsversuchen jedenfalls gänzlich unklar. Beinahe noch merkwürdiger erscheint mir allerdings Fuchs-Jolies Bemerkung zu diesem Problem: „Alles hängt an der Frage, was genau *verzaget* heißt oder heißen kann."[825] Abgesehen davon, dass Fuchs-Jolie trotz seiner diesbezüglichen detaillierten Untersuchung keine wesentlich neuen Ergebnisse liefert, hängt meiner Meinung nach alles an der Frage, wer mit dem *sicherboten* gemeint ist.

Bevor ich zu meinen Ausführungen komme, möchte eine vorläufige Übersetzung – und damit zugleich eine erste Interpretation – der letzten Strophe anführen:

175 So hatten sie einander mit Worten und auch mit gutem Willen aufgeheitert. Der Anfang großer Mühsal, zu welchem Ende wurde der geführt! Sowohl der Unerfahrene als auch der Greise erfragen von dem flüchtigen Wahrheitsträger, ob der in seinem Ansehen steige oder falle.[826]

Wer ist nun wer in diesen rätselhaften Zeilen? Wer hat wen mit Worten und gutem Willen aufgeheitert und warum? Die Antwort lautet meines Erachtens ganz klar: Sigune und Schionatulander einander. Dabei lassen sich diese eineinhalb Zeilen sowohl auf den Gesamttext als auch auf die unmittelbar vorangegangenen Strophen beziehen: Sigune und Schionatulander heiterten einander im Verlauf des Textes durch Worte und guten Willen, nicht aber durch die körperliche Erfüllung ihrer Liebe auf[827] und überstanden auf diese Weise sogar die Trennung während Schionatulanders Orientfahrt mit Gahmuret. Ganz konkret trösten sie einander aber auch über ihre körperlichen Wunden, die sie sich beim Versuch, den Bracken festzuhalten bzw. einzufangen, zugezogen haben, hinweg und zeigen guten Willen für eine gemeinsame Zukunft, indem Schionatulander den begehrten Hund samt seiner noch begehrteren Leine

[821] Titurel (2006), S. 492. – Er findet sich z. B. im um 1270 [Kroeschell (2003), Sp. 511f.] entstandenen 'Schwabenspiegel', meint dort *der chinde vnd der frouwen phleger* [zitiert nach Bertelsmeier-Kierst (2008), S. 149], also jemanden, der sich um Kinder und Frauen kümmert, und wird mit dem *vogt*, *vormvnt* oder *behalter* gleichgesetzt.
[822] Heinzle (1972), S. 274.
[823] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 218.
[824] Titurel (2006), S. 492.
[825] Fuchs-Jolie (2003b), S. 194.
[826] Für den Hinweis, den Konjunktiv des letzten Halbverses als Indiz für indirekte Rede zu lesen, danke ich Matthias Meyer.
[827] Andrea Lorenz (2002), S. 170, spricht zu Recht von einer „Dominanz der Minne*gespräche* über den Minne*dienst* im erhaltenen Text".

zurückzubringen und Sigune sich dem Geliebten anschließend hinzugeben verspricht. Jedenfalls nehmen diese eineinhalb Zeilen auf zuvor innerhalb der Erzählung Geschehenes Bezug. Der folgende Halbvers ist deutlich schwieriger zu interpretieren. Der Anfang von was wurde zu welchem Ende geführt? Welche Mühsal – Kummer oder Leid? – meint Wolfram hier? Meiner Meinung nach kommen zwei Möglichkeiten in Frage. Einerseits könnte die von Beginn an tragisch inszenierte Geschichte rund um das Gralsgeschlecht, besonders aber um Sigune und Schionatulander gemeint sein. Andererseits halte ich es für möglich, dass Wolfram hier einen Schritt zurücktritt und nicht die Handlung seiner Erzählung, sondern in gewisser, metatextueller Weise seine Erzählung selbst meint. Um diese Möglichkeit zu verdeutlichen, sei an dieser Stelle noch einmal auf die oben erwähnte Verbindung zwischen den Strophen 175 und 73 hingewiesen, denn in Strophe 73 heißt es:

73 Diz was der anevanc ir geselleschefte
mit worten an den zîten, dô Pompeirus für Baldac mit krefte
het ouch sîne hervart gesprochen
unt Ipomidôn der werde. ûz ir her wart vil niwer sper zebrochen.

Dies war der Anfang ihrer Beziehung mit Worten zu jener Zeit, als Pompeirus und der edle Ipomidon ihren Kriegszug gegen Bagdad ausgerufen hatten. Von ihrem Heer wurden viele neue Speere zerbrochen.

Die *geselleschefte* meint im hier nicht weiter auszuführenden Kontext eindeutig die Liebesbeziehung zwischen Sigune und Schionatulander. Die Formulierung *mit worten […] unt ouch mit guotem willen* der Strophe 175 deutet darauf hin, dass sich diese Beziehung mittlerweile nicht mehr nur auf die in Strophe 73 genannten *worte* beschränkt, sondern bereits einen Schritt weiter ist, wofür die erzählte Geschichte den Beweis liefert. Eine Verbindung zwischen den zwei Strophen schafft außerdem der sicherlich nicht zufällig in beiden genannte *anevanc*. Während es in Strophe 73 aber der *anevanc ir geselleschefte* ist, lesen wir in Strophe 175 vom *anevanc vil kumbers*. Das widerspricht der Deutung, mit *kumber* sei die bisher erzählte Liebesgeschichte gemeint, oder weist zumindest darauf hin, dass Wolfram hier auf einen größeren Zusammenhang anspielt, denn abgesehen von der Trennung während Schionatulanders Orientfahrt muss die Beziehung zwischen den beiden Liebenden bis zum Verschwinden des Bracken eher eine glückliche genannt werden. Aus diesem Grund entschied ich mich bzgl. des *kumbers* für die Übersetzung ‘Mühsal’: Mühsal für Wolfram, der harte Arbeit in sein Werk investierte, und Mühsal für den Leser, der sich bestimmt schon im 13. Jahrhundert durch die schwierige sprachliche und metrische Form und den verworrenen Inhalt kämpfte, bevor er die letzte Strophe erreichte. Mit Blick auf die kommenden Ereignisse könnte Wolfram mit *kumber* hier schließlich auch auf die durch den ‘Parzival’ begründete Hoffnung seiner Leser, etwas über die tragische Geschichte der beiden Liebenden zu erfahren,

anspielen – eine Hoffnung, die er enttäuschen wird. Das würde eine Reflexion des Dichters nicht nur über den von ihm verfassten Text, sondern auch über die Erwartungshaltung und Leseintention seines Publikums bedeuten.

In jedem Fall ist ‘das Ende vom Lied’ unbefriedigend: Sigune hat nichts von dem bekommen, was sie wollte: Der Text auf dem Brackenseil ist mit dem Hund entschwunden und Schionatulander verlässt die Geliebte und folgt dem Bracken, jagt quasi den Jagdhund. Wolframs Leser ergeht es ähnlich, denn auch er kann weder den Text auf dem Brackenseil noch den des ‘Titurel’ in befriedigender Weise zu Ende lesen. Das Ende des Textes ist erreicht, das Ende der Handlung aus dem ‘Parzival’ bekannt. Dennoch – die Erwartung wurde enttäuscht, da Wolframs ‘Titurel’ entgegen der Behauptung der letzten Strophe – *der anevanc vil kumbers, wie wart der geletzet!* – gerade das nicht bietet, was sich der Rezipient von dem Text erhoffte: ein befriedigendes Ende. *Geletzet* wurde hier nämlich gar nichts.

Eine interessante Interpretation dieses Umstandes liefert Fuchs-Jolie, der, indem er im *sicherboten* den Leser erkennt und von einer Aufforderung an denselben, die Geschichte weiterzudenken und selbst zu einem Ende zu bringen, spricht:

> Die Antwort auf die mit dem letzten Vers des ‘Titurel’ gestellte Frage, wer eigentlich *sicherbote*, Bürge der Handlung, ihres Fortkommens und Sinns ist, lautet vielleicht nicht ‘der Held’ und auch nicht ‘der Erzähler’, sondern lautet: ‘der Leser selbst’, den der Erzähler zu seinem Komplizen beruft. Sinnstiftung ist dem Leser überantwortet, und wo ihm diese Verantwortung so raffiniert und ironisch zugespielt wird wie hier, hat dieser vielleicht das größte Anrecht auf das Attribut *verzaget*.[828]

Diese Interpretation ist durchaus interessant, wirft jedoch auch Zweifel auf, da ein Bote im Normalfall ein Überbringer von Nachrichten ist und kein Empfänger, wie wir ihn im Leser zu verstehen geneigt wären. Als Überbringer von Nachrichten, als Bote, fungierte Schionatulander, als er Liebesbotschaften zwischen Gahmuret und Amphlise überbrachte. Als solcher fungiert im zweiten Teil des Werkes aber besonders der Bracke, der mit der Schrift auf Halsband und Leine von einem zum anderen läuft und auf diese Weise Nachrichten überbringt: von Clauditte an Ehkunat, an Sigune und – an den Leser des ‘Titurel’. Dem Fürsten entläuft der Bracke ebenso wie Sigune. Und auch Wolframs Publikum kann den Hund und damit den Text auf dem Brackenseil nicht fassen. Sigune, so lässt der gesamte Text des zweiten Teils schließen, sieht in der Geschichte auf dem Brackenseil eine Art Lebenshilfe, zumal sie sich in einer ähnlichen Lage wie die Absenderin des Briefes, Clauditte, befindet: Auch sie, eine Angehörige des Gralsgeschlechts, liebt einen Mann unter ihrem Stand.[829] Aus den Minnedialogen des ersten Teils geht hervor, dass Sigune sich durchaus Gedanken über ihre Liebe und eine mögliche Beziehung zu Schionatulander macht. Von dem Text auf der Hundleine erhofft sie sich

[828] Fuchs-Jolie (2003b), S. 213.
[829] Vgl. Brackert (1996), S. 164.

offenbar Rat. Sie vertraut auf die Wahrheit der Schrift, weshalb Wolfram den lebendigen Träger dieser Wahrheit einen *sicherboten* genannt haben könnte. Dieser *sicherbote* entweicht nun mit dem Text auf dem Brackenseil aus dem Text, was das Ende des Textes oder genauer: beider Texte zur Folge hat.

Der *tumbe* und der *grîse* schließlich fragen ganz umsonst danach, ob *der* in seinem Ansehen steigt oder fällt. *Der* muss Schionatulander meinen, von dessen Aufbruch zur Suche nach dem Brackenseil, das er doch für wertlos hält, wir im 'Titurel' gerade noch erfahren. Was wir nicht erfahren, ist einerseits, ob Schionatulander mit seiner Einschätzung der Lage Recht behält und damit in seinem Ansehen steigt, oder ob Sigune den Wert des Brackenseils besser erkannte und Schionatulanders Ruhm aus diesem Grund sinken wird. Wir erfahren andererseits auch nicht, ob Schionatulander sich im Zuge der Suche als Minneritter bewähren und vielleicht deshalb des Lobpreises würdig sein wird, selbst wenn er – den 'Parzival' vorausgesetzt – schlussendlich stirbt. Der *verzagete sicherbote* verrät nichts darüber.

Sigune jedenfalls schickt Schionatulander auf die Suche nach dem Bracken, weil sie sich von der Schrift auf dem Seil Ratschläge für ihr Leben verspricht. Sie hält das Gelesene oder eigentlich gerade das Noch-nicht-Gelesene für relevant für die eigene Lebensführung. Sie ist es jedoch selbst, die diese Relevanz erst schafft: Indem sie ihren Geliebten auf die Suche nach dem Brackenseil schickt, lässt sie den darauf geschriebenen – genauer: genieteten (Strophe 146,4) – Text Einfluss auf ihr Leben nehmen. Dass Schionatulander dabei den Tod finden wird, macht die Sache besonders tragisch, steht aber, wohl gemerkt, nicht im 'Titurel'. Dass dessen Rezipienten diese Wendung der Ereignisse aus dem 'Parzival' kennen, setzt Wolfram voraus. Hätte er im 'Titurel' einfach die Vorgeschichte dazu erzählen wollen, hätte ihn niemand daran gehindert, aber das Ergebnis wäre ein mehr oder – in Wolframs Fall eher – weniger banaler höfischer Roman gewesen, eine Neuauflage des 'Parzival', die uns nach 800 Jahren bestimmt nicht mehr in dieser Weise beschäftigen würde. Es muss also einen Grund haben, warum Wolfram uns nicht von Schionatulanders Tod erzählt. Wahrscheinlich ging es nicht um diesen oder sollte nicht allzu offensichtlich um ihn gehen. Der Leser muss schon genauer suchen, bevor er einen Sinn im 'Titurel' finden kann. Dennoch, das lässt sich nicht leugnen, liefert das Brackenseil einen wertvollen Hinweis darauf. Davon wird später noch die Rede sein.

Doch gehen wir nach diesen einleitenden Überlegungen jetzt der Reihe nach vor und wenden wir uns dem Anfang des Textes, genauer: der 6. Strophe zu, in welcher der alte Titurel davon spricht, wie er von einem Engel Gottes den Gral in Empfang nahm, den vor ihm kein Mensch

je in Händen gehalten hatte. Darauf (das *dâ* in Strophe 6,3 deutet auf den Gral als Träger der Schrift) fand Titurel die Regeln geschrieben, nach denen er sich richten sollte. Damit ist der Beginn des ‘Titurel’ noch ganz in der Manier des ‘Parzival’,[830] in dem der Gral seinen Willen in Form einer auf ihm erscheinenden Inschrift kundtut. Die wechselnden Inschriften werden als unumstößliche Wahrheiten gelesen und erfahren. Wer dennoch gegen sie verstößt, muss wie Anfortas dafür büßen. Angezweifelt wird der Wahrheitsgehalt der Inschriften nicht, auch ist kein Fall bekannt, in dem auf die Schrift nicht wenigstens kurzfristig Verlass gewesen wäre. Dass sie je nach Anlass wechselt, spricht, wie wir gesehen haben,[831] nicht gegen ihre Zuverlässigkeit und Relevanz für das Leben derer aus dem Gralsgeschlecht, sondern gewährleistet im Gegenteil ihre Aktualität. Insofern kann es auch Sigune späterhin nicht als persönliche Schuld ausgelegt werden, dass sie der Schrift auf dem Brackenseil eine solche überragende Bedeutung beimisst: Als Angehörige des Gralsgeschlechts muss sie gewohnt sein, ihre Lebensregeln in schriftlicher Form zu erhalten.

Den ersten Zweifel an Schrift bzw. an ihren Erzeugern, den Schreibern, äußert der Erzähler bezüglich der Beschreibbarkeit der Minne, als er sich – aufgebracht wegen der allzu frühen Liebe zwischen Sigune und Schionatulander – an die Minne persönlich wendet:

49 Owê, minne, waz touc dîn kraft under kinder?
wan einer der niht ougen hât, der möhte dich spehen, wârer blinder.
minne, du bist alze manger slahte!
gar alle schrîbære künden nimer volschrîben dîn art noch dîn ahte.

O weh, Minne, was taugt deine Macht unter Kindern? Denn [selbst] einer, der keine Augen hat, könnte dich erblicken, wahrer Blinder.[832] Minne, du bist gar zu vielfältig! Nicht einmal alle Schreiber [zusammen] könnten deine Art und Weise voll und ganz beschreiben!

---

[830] Parzival (2003), Verse 470,21–30, 478,13–16, 483,20–21, 484,9–12, 781,15–16, 788,13–16, 796,17–21 und 818,24–30.

[831] Vgl. Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’.

[832] Entgegen z. B. Brackert und Fuchs-Jolie (2003) beziehe ich *wârer blinder* auf die Minne, die – blind gegenüber dem Unheil, das sie damit anrichtet – ihre Macht an Sigune und Schionatulander gelegt hat und damit im Vergleich zu jenem, der zwar keine Augen hat, die Minne aber dennoch erkennen kann, der wahre Blinde ist. Die Assoziation zum auch im Mittelalter oftmals blind gescholtenen Liebesgott Amor – etwa in Heinrichs von dem Türlin ‘Die Krone’ [siehe Krone (2005), Verse 17251–17253; für weitere Beispiele vgl. Kern M. (2003a), S. 61–69] – liegt nahe, da der antike (blinde) Amor im deutschen Raum zur (blinden) Minne mutierte und „an der Gestalt einer nackten Frau – mit oder ohne Augenbinde – in zahllosen spätmittelalterlichen Darstellungen der rein sinnlichen Liebe festgehalten“ [siehe Panofsky (1997), S. 163] wurde. Panofsky spricht sogar zweimal (S. 159 und 163) davon, dass Thomasin von Zerklaere in seinem ‘Welschen Gast’ die Minne blind und blind machend [siehe Welscher Gast (2004), Vers 1197] nenne. Ersteres konnte ich leider auch im Volltext des ‘Welschen Gasts’ auf www.mediaevum.de nicht bestätigt finden. – Dem Einwand, dass das grammatikalische Geschlecht von *wârer blinder* nicht zur femininen *minne* passt, möchte ich mit nur drei von vielen möglichen Hinweisen begegnen: In Vers 27 des ‘Erec’ (2005) von Hartmann von Aue bezeichnet die Formulierung *sîn geverte, daz magedîn* eine Jungfrau, wobei der *geverte* grammatikalisch männlich, *daz magedîn* grammatikalisch sächlich, die Jungfrau biologisch aber eindeutig weiblich ist. Im Rahmen meines Textkorpus bezeichnet die Grabinschrift Blanscheflur als Flores *friunt* (Verse 2114 und 2226), obwohl die *friundîn* im Mittelhochdeutschen beinahe ebenso geläufig ist und Flore seine Blanscheflur u. a. in Vers 1328 auch so nennt. Und bezüglich des Falkenmotivs haben wir es in dem spätmittelalterlichen Text ‘Der Minne-Falkner’, so Matthias Meyer am 4. November 2010 während einer Vorlesungssitzung zur Literatur des 14. Jahrhunderts, mit „merkwürdige[n] Interferenzen des grammatikalischen Geschlechts“ zu tun. Im Übrigen begegnet in ‘Der Minne-Falkner’ sogar eine blinde

Der Erzähler zweifelt also daran, dass die Arbeit der Schreiber der Realität gerecht werden könnte. Meiner Meinung nach wird der Aspekt der Schriftlichkeit an dieser Stelle betont, denn sonst hätte Wolfram auch das etwas neutralere Wort *tihtære* verwenden können, wenngleich *alle schribære* laut Brackert und Fuchs-Jolie ein weit verbreiteter Unsagbarkeitstopos[833] und wenigstens das Verb *tihten* laut Matthias Lexer[834] auch für Wolframs Zeit schon mit 'schreiben, schriftlich abfassen' zu übersetzen ist.

Trotz der Klagen des Erzählers entwickelt sich die Liebe zwischen den beiden jungen Leuten. Dabei hat Schionatulander in dieser Hinsicht den Vorteil, dass ihm das Wesen der Minne zum Teil schon aus den Liebesbotschaften[835] zwischen seinem Herrn Gahmuret und dessen einstiger Geliebter, der französischen Königin Amphlise, bekannt ist:

54 Schoynatulander moht ouch sîn wîse
von manger süezen botschaft, die diu Franzoyse küngin Anphlîse
tougenlîche enbôt dem Anschevîne.
die erwarb er unt wande in vil dicke ir sorge. nu wende ouch die sîne!

Schionatulander konnte auch [gu] erfahren sein aufgrund mancher Liebesbotschaft, die die französische Königin Amphlise heimlich dem Anschevin entboten hatte. Die hatte er überbracht und ihnen oftmals ihr [Liebes-]Leid gewendet.

Brackert und Fuchs-Jolie deuten an, dass die Erfahrenheit Schionatulanders wie die „durch die Minnelehre erwerbbare oder erworbene *wîsheit* der Liebenden" im 'Titurel' generell nur auf den ersten Blick von Vorteil sein könnte:

> Sie erscheint niemals als Anspruch, einer Situation besser begegnen zu können kraft erlernten Wissens; im Gegenteil, sie wird, wenn sie, wie hier, gelegentlich eingeführt wird, aus dem Kontext begründet und zugleich auch wieder durch den Kontext gebrochen […].[836]

Tatsächlich verweigert sich Schionatulanders – zumindest nach Brackert und Fuchs-Jolie erlesenes[837] – Wissen im zweiten Teil des 'Titurel' der erfolgreichen Anwendung. Dieser zwei-

---

Minne, denn gleich in der ersten Zeile der ersten Strophe heißt es: *Man spricht die minne sei blinde*, auch wenn hier – leider – nichts auf ein grammatikalisches Maskulinum schließen lässt. Ein letztes Beispiel stammt schließlich aus dem 'Titurel' selbst, wo in Handschrift G der Erzähler von sich sagt, er sei durch *frȍde noch div clagende*, sich also gewissermaßen als weibliche Klagende bezeichnet, wohingegen man im Allgemeinen davon ausgehen würde, dass die Erzähler mittelalterlicher Texte männlich sind. Vgl. Titurel (2003), S. 108, Apparat zu Strophe 137,4; vgl. dazu Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 245f.

[833] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 176.

[834] Lexer (1974b), Sp. 1436.

[835] Im Kommentar sprechen Brackert und Fuchs-Jolie von „Liebesbriefbotschaften". Siehe Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 179. Ich schließe mich dieser Auffassung in meiner Interpretation an, obwohl Sager zu bedenken gibt, dass es sich nicht zwingend um schriftliche Nachrichten handeln muss. Die Liebesbotschaften „were obviously some sort of text, possibly written letters but probably in oral form: songs, poems, or other words Schionatulander committed to memory – internalized – and secretly (*tougenlîche*) conveyed to his guardian. That they were written and sealed letters would not accord well with the fact that Schionatulander becomes 'knowledgeable' (*wîse*) by means of them." Siehe Sager (2006), S. 78.

[836] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 179.

[837] Brackert, Fuchs-Jolie (2003), S. 179.

te Teil beginnt mit Strophe 137,[838] in welcher der Bracke in die Geschichte läuft bzw. von Schionatulander hineingetragen wird, denn der junge Mann selbst ist es, der Sigune den Hund und mit ihm einen eigenartigen Text überbringt. Bemerkenswert an dem Tier ist nämlich die seidene Leine, die es mit sich durch die Wildnis schleift. So nimmt Sigune denn auch den Hund in Empfang, wendet sich aber schnell der Schrift auf der Leine zu und beginnt zu lesen. Sie erfährt, dass der Träger der Leine Gardeviaz heißt, zu Deutsch *Hüete der verte!* (Strophe 148,4). Sodann folgt der eigentliche Text. Sigune liest endlich den Anfang der *mære*, auf die zu warten sie schon Strophe 124,3 vorgab; da kommt ihr jetzt, wo der Geliebte nach seiner Orientfahrt wieder im Lande und damit verfügbar ist, der Bracke natürlich gerade recht: Indem sie die Geschichte von Clauditte und Ehkunat liest, hofft sie, Auskunft über Schionatulander und sich selbst zu erhalten. Auf dem Halsband findet sie vorerst allerdings nur eine allgemeine Moralsentenz (Strophe 150,2–4).

Der Bracke heißt Gardeviaz, *Hüete der verte*! Was läge da näher, als gerade in ihm einen zu sehen, der auf dem richtigen Weg bleiben und geradlinig sein Ziel verfolgen soll? Der Hund als lebendiger Träger des Textes scheint jedoch nicht auf seiner Fährte zu bleiben, sondern ein äußerst unsteter und flüchtiger, eben ein *verzageter* Zeitgenosse zu sein, einer, der ständig auf der Flucht ist und sich nicht halten lässt. Der Name ist demnach eine Aufforderung an ihn selbst, der nachzukommen er jedoch verabsäumt. Zwar folgte er der Fährte des Wildes, wie es einem Jagdhund ankommt (Strophe 158,2f.) – obwohl dieser nach getaner Arbeit natürlich auch zu seinem Herrn zurückkehren sollte –, doch dieses Verhalten läuft dem eines zuverlässigen Textträgers zuwider. So meint Classen, „Gardevîaz [repräsentiert] nichts anderes als einen lebendigen Textträger, der schon von Natur her nicht unbeweglich ist und statt dessen davon eilen möchte.“[839] Das ist zugegeben nicht die Schuld des Hundes; viel eher hat Clauditte einen inadäquaten Boten ausgewählt, einen, der sich gerade nicht als *sicherbote* eignet. Darum nennt der Erzähler die Verbindung von Bracke und Schrift auch einen *wiltlîchen brief* (Strophe 158,2), in dem Sigune von der Königin Clauditte und ihrem Geliebten, dem Herzog oder Fürsten Ehkunat *von der Bluome diu wilde* (Strophe 157,4), liest.

Nachdem Sigune der Hund samt Seil entlaufen ist, nicht ohne dass dieses ihr die Handflächen verletzt hätte, und Schionatulander sich bei dem Versuch, den Bracken einzufangen, ebenfalls Verletzungen zugezogen hat, sitzen die beiden versehrten Geliebten im Zelt und bemitleiden einander. Da spricht Sigune Schionatulander auf das beschriftete Brackenseil, das sie um alles in der Welt wieder haben möchte, an. Hat er die Geliebte eben noch wegen ihrer Verletzungen

[838] Er und mit ihm auch die Brackenseilepisode sowie der ‘Titurel’ überhaupt enden mit der oben diskutierten Strophe 175.
[839] Classen (1995), S. 97.

bedauert, so stellt sich Schionatulander Sigunes Wunsch jetzt entgegen, indem er die seltsame Geschichte mit einem Verweis auf Bücher und Briefe – die französischen Texte in Strophe 169,2 könnten die Liebesbriefe zwischen Amphlise und Gahmuret meinen[840] – abtut. Sigune solle sich die Schrift auf dem Seil *unmære* (Strophe 169,4) sein lassen. Doch gerade das verweigert die Geliebte. Sie will den Hund, das Seil, genauer: die *âventiure* (Strophe 170,1) auf dem Seil! Im Wortlaut an Schionatulanders Aussage von Strophe 169 anknüpfend, fordert Sigune die Geschichte auf dem Brackenseil und stellt sie damit über ihre Herrschaft; sie gibt der Literatur den Vorzug vor der Realität ihres Lebens.

Was macht Wolfram in seinem 'Titurel'? Er lässt ein Paar über Liebesbriefe kommunizieren und dann doch nicht zusammenkommen. Er lässt seine Figuren Erfahrungen über Liebe sammeln und daran zugrunde gehen. Er lässt eine Königin einen Brief schreiben, der mit sämtlichen Konventionen bricht[841] und sich der Lektüre verweigert. Er lässt seine Figuren auf Schrift vertrauen, nur um sie anschließend zu enttäuschen. Er lässt eine junge Frau eine Geschichte nicht zu Ende lesen und enthält seinem Leser sogar den genauen Inhalt des Gelesenen vor.[842] Er beschreibt eine wunderbare Hundeleine, die so wunderbar ist, dass sie so gar nicht sein kann.[843] Er gibt Ratschläge in Liebesangelegenheiten, die zum Tod führen. Er leugnet die Möglichkeit, Minne zu beschreiben, und tut es dennoch. Er erzählt dem Leser eine Geschichte und erzählt sie doch nicht, da er den Weg zum aus dem 'Parzival' bekannten Ende unterschlägt.

Ulrich Wyss zeigt in seinem Aufsatz 'Selbstkritik des Erzählers', wie der Erzähler im 'Titurel' Erzählkonventionen ironisch bricht, wie er als letzte Instanz über seinem Text steht und sogar „seine eigene Allmacht"[844] reflektiert. Wyss konstatiert eine „allegorische Verrätselung und Verwirrung aller Relationen"[845], eine Dekonstruktion literarischer Normen und Schemata als Selbstkritik des Erzählers. – Gegen Wyss' Ergebnisse an sich wäre nichts einzuwenden; sie können im Gegenteil als Basis weiterer Überlegungen dienen. Doch die Interpretation der

[840] Wand-Wittkowski (2000a), S. 100, liest *brieve* und *buoch* als ein Wort und zieht aufgrund dieser *brievebuoch* die Existenz von Briefsammlungen in Buchform bereits um 1200 in Erwägung.
[841] Brackert (1996), S. 168.
[842] Vgl. Brackert (1996), S. 158–160. – Bzgl. der Frage, ob Sigune nur von Clauditte und Ehkunat oder auch von Florie und Ilinot liest, äußert sich meines Wissens allein Elisabeth Schmid (1988) eindeutig. Denn sie geht nicht nur wie selbstverständlich davon aus, Sigune lese „[z]unächst […] die traurige Geschichte von Florie, die aus Kummer darüber starb, daß ihr Geliebter Ilinot in einer Tjoste umkam" (S. 82f.), und spricht von der „Geschichte der Florie, die Sigune vollständig kennenlernen darf" (S. 83). Sie betont wenig später sogar: „[I]n der Geschichte, die Sigune auslesen darf, erblickt sie sich nicht, und diejenige, in der sie sich sucht, entzieht sich ihren Augen." (S. 84).
[843] Vgl. Johnson (1989), S. 515–518.
[844] Wyss (1974), S. 253.
[845] Wyss (1974), S. 286.

ironischen Brechung literarischer Normen als Kritik am Erzähler erscheint mir nicht zutreffend. Dafür war Wolframs Selbstbewusstsein als Autor bzw. Erzähler wohl schlichtweg zu groß, selbst wenn wir in Erwägung ziehen, dass er sich als Autor so souverän wähnte, dass er den von ihm selbst geschaffenen konventionellen Erzähler – und damit das in der höfischen Literatur praktizierte Erzählen im Allgemeinen – angriffe. Ich tendiere darum zu einer anderen Interpretationsmöglichkeit.

Haug fokussiert das im 'Titurel' verhandelte Verhältnis zwischen Fiktion und Realität, besonders in Bezug auf die Liebe. Auch er stellt eine Dekonstruktion des Erzählens fest und erklärt sie dadurch, dass Wolfram gerade keine Lösungen bieten wollte:

> [E]s geht allein um Problembewußtsein; das Ziel ist also nicht Imitatio, sondern Reflexion. Und dazu gehört das Bewußtsein der prinzipiellen Unlösbarkeit der zentralen Fragen, der Unlösbarkeit jenseits der sauberen fiktionalen Konstruktion, wiederum konkret: es geht um das Offenlegen der Aporien im Verhältnis zwischen der Utopie und der absoluten Forderung des Eros wie im Verhältnis zwischen der Utopie und der Widersprüchlichkeit menschlichen Tuns. Der fiktionale Prozeß führt die Figuren und die Hörer oder Leser in diese Aporien hinein; die Intention dieses Romantypus ist die, daß man die Aporien als solche erkennt und annimmt.[846]

Haug sieht im 'Titurel' also einen Romantypus, eine bestimmte literarische Gattung. Die Gattungszuordnung wird kritisch von Mertens untersucht. Er spricht nicht vom wie auch immer gearteten Roman, sondern vom Experiment der „'Ausbürgerung' des höfischen Erzählthemas 'Minne' in den offenen Fatalismushorizont der Heroik."[847] Eine Annäherung an die Gattung Heldenlied zeige sich in der Strophik, wobei „die Tatsache der Umgestaltung der Form […] erkennbar das Werk eines gestaltenden Autors [ist], der die heroische Tradition nur quasi 'zitiert', sich nicht unmittelbar in sie stellt."[848] Mit der spezifischen sprachlichen Füllung (siehe oben) unterlaufe Wolfram jedoch die Mündlichkeit der Heldendichtung, wie sie z. B. im 'Nibelungenlied' evoziert werde.[849] Der 'Titurel' stehe demnach zwischen Heldenepik und höfischem Roman und verweigere sich jeder eindeutigen Zuordnung, was Mertens zu dem Schluss führt: „Daraus resultiert die Unmöglichkeit, den Text auf einen bestimmten Sinn hin zu deuten."[850] Sofern man in dem „bestimmten Sinn" den einen einzigen, richtigen versteht, stimmt Brackert mit Mertens überein, wenn er bzgl. des 'Titurel' meint: „Der Text ist nicht festlegbar auf einen einzigen übergreifenden Sinn."[851] Dem Vorsatz, solch einen ermitteln zu können, spricht er in seiner eingangs zitierten Aussage jede Möglichkeit zur Umsetzung ab. Nun kommt es aber – wie bei jedem anderen literarischen Text auch – nicht darauf an, den r i c h t i g e n Sinn, die r i c h t i g e Interpretation zu finden, sondern nach einer m ö g l i c h e n

[846] Haug (1994), S. 308.
[847] Mertens (1996), S. 370.
[848] Mertens (1996), S. 370f.
[849] Mertens (1996), S. 371.
[850] Mertens (1996), S. 376.
[851] Brackert (1996), S. 174.

Interpretation zu suchen. Zahlreiche Literaturwissenschaftler haben Deutungen des ‘Titurel’ geliefert; ob diese Brackert überzeugen oder nach Mertens’ Ansicht richtig sind, ist eine andere Frage. Haug beispielsweise sieht den ‘Sinn’ des Textes in der Bewusstmachung der durchaus problematischen Beziehung zwischen Fiktion und Realität. Allerdings ist nicht allein dieses Verhältnis von Störungen dominiert: Clauditte und Ehkunat sind auf der Erzählebene Sigunes und Schionatulanders reale Personen, doch auch ihre auf dem Brackenseil erzählte Geschichte ist nicht nur wegen des Umstandes, dass Clauditte ihrem Geliebten die eigene Geschichte samt seiner Herkunft darzulegen scheint,[852] durchaus merkwürdig. Der *wiltlîche brief* bleibt nicht bei seinem Empfänger, sondern läuft zu Sigune, die ihn für sich zu nützen versucht, was ebenfalls schief geht. Schionatulander spricht denn auch abfällig über beschriftete Hundeleinen, wobei ihm die Briefe und Bücher, die er las, genauso wenig helfen. Der innerhalb der Erzählung durchaus reale, wenngleich großteils nur rückblickend erzählte Briefverkehr[853] zwischen Gahmuret und Amphlise verfehlt insofern sein Ziel, als Gahmuret nicht die französische Königin, sondern Herzeloyde aus dem Gralsgeschlecht ehelicht.[854]

Mertens versteht in seinem oben zitierten Aufsatz die Opposition zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit als einen Teilaspekt der Gattungsverweigerung. Haugs Problembewusstsein in Bezug auf die Fiktionalität aufgreifend und mit Mertens’ Überlegungen verbindend, gelange ich zu der These, dass Wolfram im ‘Titurel’ – zumindest auch – das Thema Schriftlichkeit verhandelt.

Mertens zeigt Fälle auf, in denen der Sänger eine Voraussetzung der adäquaten literarischen Rezeption darstellt.[855] Die höfische Epik ersetzt in ihrer Orientierung an der Schriftlichkeit den Sänger, Classens „lebendigen Textträger“ (siehe oben), durch das Buch[856] oder besser: die Schrift. Im ‘Titurel’ thematisiert Wolfram diesen Schritt, indem er den Text wiederum einem lebendigen Träger anvertraut, dem Bracken, der dafür allerdings ungeeignet und obendrein alles andere als zuverlässig ist. Oder eben zuverlässig in Bezug auf die Intention des Dichters, dem daran gelegen ist, das Publikum wenn schon nicht zu enttäuschen, so doch im-

[852] Brackert (1996), S. 160 bestätigt, „daß die Absenderin des Briefes dem Empfänger nur solche Dinge mitteilt, die ihnen beiden, sei es aufgrund ihrer Familiengeschichte, sei es aufgrund eigenen Erlebens, nur allzu bekannt sein dürften“.

[853] Wenigstens eine Liebesbotschaft im ‘Parzival’, jene vor dem Turnier von Kanvoleiz (Verse 76,1–77,19), ist ausdrücklich schriftlich, wie in der Textpräsentation gezeigt und im Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’ besprochen wurde. Allerdings ist es hier nicht Schionatulander, der den Brief überbringt, sondern Amphlises *kappelân* (Vers 76,8).

[854] Zu Christoph März’ Interpretation der Amphlise-Figur als Vertreterin des „Literatur gewordene[n] Wissen[s] darum, wie Liebe anzugehen sei“ [März (1992), S. 35] vgl. Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’.

[855] Mertens (1996), S. 358.

[856] Mertens (1996), S. 361.

merhin aufzurütteln. Denn immer wieder konfrontiert er seine Leser mit dem Versagen von Schrift.

In Strophe 147 fragt er scheinbar rhetorisch, auf wen seine Wahl im Fall des Falles wohl fiele – auf den Hund oder die wertvolle Leine. Es geht ihm, so nimmt man gemeinhin an, um die wertvollen Edelsteine, das Gold und die Seide, die er dem nicht gerade wertlosen Jagdhund vorzöge, nicht wie Sigune um die aus den Edelsteinen gestaltete Schrift. Doch ein Mann, ein nur laienhaft gebildeter Ritter, der von sich selbst sagt, *schildes ambet ist mîn art*[857] und *ine kan decheinen buochstap. […] disiu âventiure / vert âne der buoche stiure*,[858] könnte durchaus auch den Jagdhund wählen, der ihm angemessen, *gebœre* ist, wie den *werden*, unter denen ich nicht nur die Figuren des 'Titurel', sondern v. a. auch Wolframs Publikum verstehe, *das wort* (Strophe 149,2). Freilich stammen die zitierten Zeilen aus dem 'Parzival', doch ohne diesen ist der 'Titurel' nicht denk- und schon gar nicht verstehbar.[859] Dass Wolfram seinen Namen im 'Titurel' nicht nennt, bedeutet nicht, dass man ihn nicht kennt, im Gegenteil. Einen Haken hat diese Interpretation allerdings: Zwei Strophen zuvor sagt der Erzähler ausdrücklich, das Seil bliebe bei ihm, selbst wenn er des Hundes verlustig ginge: *gevâhe ich imer hunt an solhez seil, ez belîbet bî mir, swenne ih in lâze* (Strophe 145,4; fange ich jemals einen Hund an einem solchen Seil, bleibt es bei mir, selbst wenn ich ihn [laufen] lasse). Warum aber die Doppelung dieser Aussage? Aus welchem Grund sollte Wolfram in Strophe 147,4 wiederholen, was er in Strophe 145,4 bereits sagte bzw. warum gibt er die Antwort zuerst und schiebt die – rhetorische? – Frage erst hinten nach? Könnte es womöglich sein, dass Strophe 146, in der erstmals die Schrift auf dem Brackenseil erwähnt wird, den Erzähler zur Revision seines Urteils bewegt? Dass also die Entdeckung der Schrift den Wert der sie bildenden Edelsteine so sehr mindert, dass der von Buchstaben angewiderte Erzähler nun doch lieber den Jagdhund besäße?

Die Leser des 'Titurel' sind jedenfalls nicht – zumindest nicht primär – an Jagd oder für sie unerreichbaren Edelsteinen interessiert, sondern an Literatur. Möglicherweise erhoffen sie sich – wie Sigune – daraus Ratschläge für die eigene Lebensführung. Aus diesem Grund rechtfertigt Bumke, der die Moralsentenz auf dem Halsband als didaktische Maxime versteht, das Verhalten der jungen Frau: „Von daher ist das Verlangen, den Text zu Ende zu lesen, keine kindische Laune von Sigune, aus der heraus sie den Geliebten um einer Hundeleine willen in den Tod schickt."[860] Er liest den 'Titurel' aber auch als Kritik:

[857] Parzival (2003), Vers 115,11.
[858] Parzival (2003), Verse 115, 27–30. – Vgl. dazu auch das Schlusskapitel.
[859] Die Fragwürdigkeit solcher Versuche betont Sager (2006), S. 17–19.
[860] Bumke (2004a), S. 179.

> Die höfische Stilisierung der Minne ist so überzogen dargestellt, daß man Distanz und Kritik zu spüren meint. Es gibt im 'Titurel' keine explizite Gesellschaftskritik. Aber je deutlicher es wird, daß gerade die strenge Beachtung höfischer Formen in die Katastrophe führt, um so mehr gerät das ganze Gebäude der höfischen Formkultur ins Zwielicht.[861]

Meiner Meinung nach ist es weder die Stilisierung der Minne noch die Beachtung höfischer Formen, die Wolfram dekonstruiert, sondern das Vertrauen seiner Zeitgenossen in die Schrift. Als Sigune ihren Geliebten trotz seiner und ihrer Verletzungen auf die Suche nach dem Brakkenseil schickt, kommentiert der Erzähler diese Wendung mit den Worten: *nu wil sich diz mære geunsüezen* (Strophe 168,2; nun wird diese Geschichte unschön). Diese Aussage bezieht sich wohl nicht nur auf die Handlung im 'Titurel', denn in ihm ist weder von Schionatulanders noch von Sigunes Tod die Rede. Gemeint ist darum mit Sicherheit auch die Lektüre durch den Rezipienten, denn dieser, der den Inhalt des 'Parzival' und natürlich ganz besonders die Sigune-Szenen kennt, befindet sich nun in einem Zustand höchster Erregung: Wie geht es weiter? Wie kommt es, dass sich Schionatulander auf die Spur des Bracken begibt und dabei umkommt? Was muss man selbst tun, damit einem nicht dasselbe Schicksal widerfährt? Mit der Geschichte rund um das Brackenseil gibt Wolfram ein Beispiel für den falschen Umgang mit Schrift, indem die Figuren ihr Vertrauen in Schriftdokumente nicht hinterfragen und dadurch Enttäuschungen erfahren. Diese Deutung ließe sich noch weiter zuspitzen, wenn man Andrea Lorenz' gleichermaßen interessante wie plausible Vermutung, dass Fürst Ehkunat durch den *wiltlîchen brief* auf dem Brackenseil erst von Claudittes Entscheidung, ihn zu ihrem künftigen Ehemann und damit zum König zu machen, erführe:

> Die Leine enthielte demnach eine Nachricht vom Ergebnis des Hoftages zu Beuframunde, aber keine 'Fortsetzung' der Liebesgeschichte von Ehkunat und Clauditte, da diese noch gar nicht existiert.[862]

Sigune würde daher ihr bzw. ihres Geliebten Leben einer nicht einmal existenten und nur von ihr ersehnten Fortsetzung einer – schriftlichen – Liebesgeschichte opfern. Indes verhalten sich die Leser des 'Titurel' nicht anders: Auch heute noch suchen sie verzweifelt nach der Geschichte des 'Titurel' und der Geschichte des Brackenseils, die es so nicht gibt und nach heutigem Wissensstand wohl auch nie – womöglich nicht einmal in des Autors Gedankenwelt – gegeben hat. Sidney M. Johnson meint, Wolfram scherze stellenweise mit seinen Zuhörern;[863] Brunner spricht gar von einem „geradezu bärbeißigen Humor."[864] Ich denke, Wolfram macht sich im gesamten 'Titurel' mit höfisch-gebildeten Mitteln über sein schriftgläubiges und auf die eigene literarische Bildung stolzes Publikum lustig, was so wiederum nur in einer zumindest im Bereich der Literatur an Schrift orientierten Gesellschaft funktioniert. Somit wäre der

[861] Bumke (2004a), S. 179.
[862] Lorenz (2002), S. 180f.
[863] Johnson (1989), S. 519.
[864] Brunner (2003), S. 220.

grîse der letzten Strophe zugleich der *tumbe*, denn gerade der Erfahrene geht Wolfram auf den Leim, indem er sich vom ‘Titurel’ eine wie auch immer geartete Lösung erhoffte, und wird auf diese Weise zum Einfältigen, Törichten.

Zu ähnlichen Interpretationen des ‘Titurel’ gelangen – wenngleich über zum Teil andere Argumentationswege – auch Christian Kiening und Susanne Köbele,[865] Matthias Meyer, Alexander Sager und, am Rande, Horst Wenzel.[866] Kiening und Köbele nähern sich dem Text u. a. aus semiotischer Sicht, indem sie sich mit Bedeutung und Missdeutung der im ‘Titurel’ gebotenen Zeichen auseinandersetzt: Sigune und Schionatulander suchen ihres Erachtens das Signifikat hinter den sowohl sprachlichen (v. a. Metaphern) als auch schriftlichen Zeichen, können es aber trotz aller Bemühungen nicht fassen und müssen darum scheitern. Kiening interpretiert diesen Befund zunächst medienhistorisch „als Krisen- und Reflexionsmoment in der Ausbreitung volkssprachiger Schriftlichkeit“,[867] geht dann jedoch darüber hinaus:

> Wichtig für das Verständnis des Textes dürfte sein, daß die Schrift auf der Leine des Hundes, indem sie unvollständig bleibt, zwar metapoetische Bedeutung besitzt für einen Text, der seine Bewegung aufs vorgegebene Ziel hin selbst ins Ungewisse führt, daß sie aber in dieser Bedeutung nicht aufgeht. Die Darstellung des Lesens, das an kein Ende kommt, eines Textes, der sich im Nirgendwo verliert, wird nicht einfach zur Allegorie der Unlesbarkeit. Sie behält ein Moment der Uneindeutigkeit des Bezeichnens, das den *Titurel*-Stücken insgesamt eigen ist.[868]

Dieses Moment der Uneindeutigkeit führt Kiening besonders auf die Wirkung der Metaphern zurück, entdeckt „Unschärfen und Leerstellen“ aber auch auf der erzählweltlichen Textebene und in der Struktur des Gesamttextes,[869] d. h. er schließt die spezifische Form des ‘Titurel’ in seine Überlegungen mit ein. Dennoch sei es nicht in erster Linie „der Fragmentarismus *des* Vorhandenen“, also des tradierten Textes, der die Besonderheit des ‘Titurel’ ausmacht; vielmehr dienten „die Fragmentarisierungen *im* Vorhandenen der Komplexitätssteigerung des poetischen Prozesses“.[870] Mit anderen Worten: Eine mögliche Aussage des ‘Titurel’ gründet auf poetischen Prozessen, die sich weniger aus der fragmentarischen äußeren Form des Werks, als vielmehr auf Grund von intratextuellen, aber auch intertextuellen Fragmentarisierungen ergeben. Darum liegt für Kiening die „Kühnheit des Textes […] darin, daß er als Prä-

[865] Das in Kienings Monografie ‘Zwischen Körper und Schrift’ aufgenommene Kapitel ‘Metapher und Erzählwelt’ stellt die überarbeitete Fassung eines ursprünglich unter dem Titel ‘Wilde Minne. Metapher und Erzählwelt in Wolframs ‘Titurel’’ erschienen und gemeinsam mit Susanne Köbele verfassten Aufsatzes dar. Vgl. Kiening (2003), S. 383.
[866] Wie Wenzel (2005k), S. 131–137, ausführt, zeigt der ‘Titurel’ die Folgen auf, die aus dem falschen Umgang – d. h. dem *wilden* Lesen (vgl. Kapitelüberschrift S. 131) – mit „verschriftetem Wissen“ (S. 136) resultieren.
[867] Kiening (2003), S. 271.
[868] Kiening (2003), S. 271.
[869] Kiening (2003), S. 272.
[870] Kiening (2003), S. 274.

text zu einem Prätext [*scil.* 'Parzival'] mit der Überschreitung einer Grenze spielt, die er selbst erzeugt und an der er eine neue Stufe literarischer Reflexivität erreicht."[871]

Einen Prätext, genauer: einen „prologue to *Parzival*"[872] sieht auch Meyer im 'Titurel', der mit seiner Strophenform sogar Gottfrieds strophischen 'Tristan'-Prolog[873] zum anschließenden Haupttext in Reimpaarversen imitiere. Dabei sei dieser 'Parzival'-Prolog alias 'Titurel' eine Leseanweisung bzw. -korrektur des 'Parzival', insofern er nämlich das unreflektierte Vertrauen der Rezipienten in höfische Literatur als Lebenshilfe oder -anweisung kritisiere:

> It makes no sense to follow the dog/the romance, since its promise of fulfillment (explicitly underlined by Sigune) is false: there is only death at the end. Literature cannot fulfill its promise since it is as disconnected from life as Sigune, a child of literature, herself.[874]

Die Interpretationen von Wolframs 'Titurel' als Kritik am Umgang mit Zeichen, mit (aus Zeichen bestehender) Schrift oder mit (auf Schrift bzw. Schriftzeichen beruhender) höfischer Literatur haben einiges gemeinsam: Sie setzen die Verbindung zwischen dem erzählten Inhalt und der Lebenswirklichkeit des Rezipienten, zu der sowohl die eigene Erwartungshaltung und das eigene Leseverhalten, als auch die äußere Form des Textes zählen, voraus, d. h. sie verwischen die Grenzen zwischen literarischer Fiktion und außerliterarischer Realität bzw. attestieren Wolfram, genau das zu tun („to negotiate the boundary between fact and fiction"[875]).[876] Und sie gehen alle davon aus, dass Wolfram gerade das dekonstruiert, wessen er sich selbst bedient bzw. was er selbst schafft: Zeichen, Schrift, Literatur. Meyer schließt daraus, dass es dem Dichter nicht allein um Dekonstruktion und Kritik geht, sondern um die Etablierung eines neuen, reflektierten Umgangs mit höfischer Literatur:

> […] Wolfram deals not with the end of courtly book, but with the end of simple understanding and with the end of the belief that fictions (like the Grail) can guarantee a fulfilled life. But having done that, Wolfram returns fiction to its own rights: as a very energetic dog who carries the most precious object with him. Thus, fiction is described as thriving, alive, following an erratic, but always interesting path to illuminate courtly culture, and, in its wake, it carries with it the production of courtly precious objects. It is the epitome of the culture that produces it. But fiction has its place: it is lovely read in a tent on a summer day, but do not hold onto it, or you will be scarred for life (or death) […].[877]

Laut Sager zeige Wolfram im 'Titurel' denn auch einen richtigen Umgang mit literarischer Fiktion – nämlich in der Figur des Schionatulander. Wie Meyer interpretiert Sager den 'Titurel' in unmittelbarem Zusammenhang mit dem 'Parzival', indem er die Ansicht vertritt, der 'Titurel' demonstriere das in den Erzählerexkursen des 'Parzival' angeprangerte negative Rezeptionsverhalten adliger Damen, die der Literatur den Vorzug vor dem Leben, genauer: den

[871] Kiening (2003), S. 274.
[872] Meyer (2006), S. 474.
[873] Tristan (2003a), Vers 1–44.
[874] Meyer (2006), S. 474.
[875] Meyer (2006), S. 472.
[876] Vgl. Kiening (2003), S. 264; Meyer (2006), S. 472.
[877] Meyer (2006), S. 474.

ritterlichen Taten ihrer Verehrer gäben.[878] Die Sigune des 'Titurel' lege ein solch falsches, durch literarische Überidentifikation geprägtes Rezeptionsverhalten an den Tag. Begründet werde dieses durch die Sozialisation[879] des jungen Mädchens am literarisch geprägten Hof in Kanvoleiz,[880] wohingegen Schionatulander durch seinen Erzieher Gahmuret einen völlig anderen, lebensnäheren Umgang mit Literatur, besonders aber mit dem höfischen Minnediskurs, wie er gerade durch die höfische Literatur vermittelt wird, erlerne und darum anders als Sigune auf den Verlust des Brackenseils reagiere:

> Schionatulander, observing his role model Gahmuret's example, came to understand the literary language of *minne* – both oral and written […] – in distanced, rational, instrumental terms. He developed an 'accidental' relationship to literary courtly discourse, and this disposes him to react with cool indifference to the *âventiure* on the leash. For Schionatulander, the story on the *brackenseil* is a random piece of script, unusual perhaps in its manner of appearance, but otherwise just like any other kind of written *kunst* and, therefore, of no particular interest.[881]

Zeichen, Schrift und Literatur – um über Sager hinaus und auf Kiening, Meyer und meine eigene Interpretation zurückzuweisen – haben also ihren Platz, können das Leben aber nicht ersetzen. Gerade dieser Einsicht entbehrt Sigune Sager zufolge:

> […] Sigune's self-image has been, from her earliest childhood, enveloped in and determined by the literary image of the courtly lady, with the result that she has developed a quasi-ontologically 'substantial' relationship with courtly love language, a relationship that disposes her to identify directly and existentially with the story on the *brackenseil*.

Sigunes Fehler liege darin, dass sie – obwohl ihre Beziehung zu Schionatulander alle gesellschaftlichen Konventionen erfüllt hat und die Figuren bzgl. ihrer weiteren Ausgestaltung über völlige Handlungsfreiheit verfügen[882] – aufgrund ihrer Sozialisation immer noch auf eine dritte Instanz, nämlich den Text auf dem Brackenseil, vertraut, die ihr sagt, was sie tun soll.[883] Brackert spinnt seine Überlegungen in seinem – übrigens von Sager kritisierten[884] – Aufsatz 'Sinnspuren' noch weiter, wenn er die Vermutung anstellt,

> es ginge der Sigune gar nicht um die Lösung von Lebensproblemen im Kontext einer aporetisch gewordenen Ritterkultur; es ginge vielmehr darum, daß sie diese von vornherein literarisiert und nur noch als solche überhaupt wahrzunehmen fähig ist.[885]

---

[878] Vgl. besonders Sager (2006), S. 10 und S. 17–32.
[879] In Grundzügen verhandelt Sager das Thema der Sozialisation Sigunes und Schionatulanders bereits früher. Siehe Sager (2003).
[880] Vgl. besonders Sager (2006), S. 33–58. – Sagers These von der Sozialisation als Grundlage für den – wenigstens: Sigunes – Umgang mit dem Text auf dem Brackenseil ist bereits bei Brackert (1996) angedeutet, wenn der Verfasser diesen mit „den von Sigune seit dem frühesten Kindesalter ausgebildeten Verhaltensformen" (S. 164) und mit „der Festlegung ihres [*scil.* Sigunes] Handelns auf die tradierten, überlebten und Leben verhindernden Muster und […] ihrem gewaltigen, aus der beklagenswerten Verfassung der Gralsfamilie und ihrem eigenen Lebensmangel herauswachsenden, Veränderung einfordernden Textbegehren" (S. 175) in Verbindung bringt.
[881] Sager (2006), S. 141.
[882] Vgl. bes. Sager (2006), S. 143f.
[883] Sager (2006), S. 147.
[884] Sager (2006), S. 17f.
[885] Brackert (1996), S. 173.

Schuld daran ist jedenfalls Sigunes Sozialisation – ihr Umfeld, ihre Erziehung und ihr fehlender Kontakt zum ‘wirklichen’ Leben:

> If isolated reading and an obsession with narrative experience are the direct catalyst and proximate cause of her behavior towards Schionatulander, its ultimate grounding lies in Sigunes own isolation in a process of socialization animating the female subject to realize herself as literature, or to realize that she is literature.[886]

Aber – ein Schritt zurück und aus der Fiktion heraus zeigt: Sigune hat Recht; sie i s t ja Literatur! Wolfram konstruiert demnach eine literarische Figur, die sich dem literarischen Liebesdiskurs unterwirft und die literarische Fiktion zu einem entsprechenden Ende – dem Tod des Geliebten im Dienst für seine Minnedame – führt.

Mit seiner Kritik an fiktionaler Literatur bzw. dem falschen Umgang mit ihr stünde Wolfram zu seiner Zeit nicht alleine da: Thomasin von Zerklaere etwa erklärt in seinem Lehrgedicht ‘Der Welsche Gast’, dass literarische Texte, *âventiure* (Vers 1088 u. a.), zwar für junge Leute von moralischem Nutzen seien, insofern sich die jugendlichen Rezipienten und Rezipientinnen – Thomasin unterscheidet hier ausdrücklich! – gewisse literarische Figuren zum Vorbild nähmen.[887] Erwachsenen jedoch gezieme sich andere, wahre Lektüre:

	Ir habt nu vernomen wol,	Ihr habt nun wohl vernommen,
1080	waz ein kint hoern und lesen sol.	was ein junger Mensch hören und lesen soll.
	ave die ze sinne komen sint,	Aber die schon zu Verstand gekommen sind,
	die suln anders dann ein kint	die sollen anders als ein Kind
	gemeistert werden, daz ist wâr,	gelehrt werden, das ist wohl wahr,
	wan si suln verlâzen gar	denn sie sollen die Erzählungen,
1085	diu spel, diu niht wâr sint.	die nicht wahr sind, hinter sich lassen.

Wenn wir bei Seite lassen, dass Sigune eventuell noch zu den von Thomasin genannten *kint*, für welche die Lektüre fiktionaler Texte – noch – legitim ist und die sich sogar ein Beispiel an gewissen literarischen Figuren nehmen sollen (Verse 1029–1078), gezählt werden dürfte, gilt es noch einen Punkt zu bedenken, der zwar bereits angesprochen wurde, von Sigunes Kritikern aber allzu gerne übersehen wird: Indem Clauditte und Ehkunat auf derselben Erzählebene wie Sigune angesiedelt sind, ist der Brief auf dem Brackenseil für Sigune eigentlich Realität und damit *wâr*. Problematisch gestaltet sich die Sache nur insofern, als die junge Frau selbst gegenüber Tschinotulander erklärt: *da stuont âventiure an der strangen* (Strophe 170,1). Es wäre demnach Sigunes Fehler, einen eigentlich wahren als fiktionalen Text zu missdeuten, sich von dem vermeintlich fiktionalen Text aber – ebenso – fälschlicherweise Bedeutendes für ihr eigenes Leben zu erhoffen, womit der Fehler vielleicht wieder aufgehoben wäre. Wäre für Sigune als literarische Figur ein literarischer Text demnach nicht adäquat?

[886] Sager (2006), S. 123f.
[887] Welscher Gast (2004), Verse 1023–1078.

Der Leser des 'Titurel' ist im Gegensatz zu ihr jedenfalls nicht Teil dieser literarischen Fiktion und möge sich deshalb auch tunlichst anders verhalten als Sigune.[888] *Hüete der verte!* ist darum auch eine Aufforderung an ihn, unter Wolframs zahllosen Bezügen und Verweisen auf die richtigen zu achten und den roten Faden nicht zu verlieren. Und den roten Faden verkörpert eindeutig nicht der Text auf dem vierfarbigen Brackenseil, der – wie Fuchs-Jolie in Bezug auf den zweiten Teil des 'Titurel' schreibt – „ganz gelesen werden will, weil er unvollständig gelesen wurde; ein Text, von dem nicht klar ist, was er bedeutet, und von dem zu befürchten steht, daß das, was eigentlich gelesen werden will, gar nicht in ihm steht […]."[889] Obwohl nach all diesen Überlegungen eigentlich klar ist, was auf dem Brackenseil steht: der 'Titurel'. Freilich nicht inhaltlich, aber doch in seiner Form und Wirkung.

Den Gedanken der Schriftkritik formuliert – durchaus nachvollziehbar – Annette Volfing: Die Bedeutung, die Schrift im späten 12. und im 13. Jahrhundert auch für die Literatur in der Volkssprache erlangt hatte, brachte es mit sich, dass sich die Verfasser innerhalb ihrer (schrift-)literarischen Werke mit dem medialen Status dieser Werke auseinandersetzten, sodass Schriftlichkeit nicht nur für die Autoren, sondern auch für die Erzählinstanzen der Prologe und Epiloge sowie für die Figuren relevant wurde. Schriftkenntnis, besonders die Fähigkeit zu Lesen, bedeutete Macht und Ansehen.[890] Aber nicht nur: „On the other hand, the written word was not universally associated with power and prestige."[891] Grund dafür sei die dem – lange für den theologischen Bereich bezeichnenden – Medium der Schrift inhärente und durch den menschlich-weltlichen Gebrauch geförderte Möglichkeit der Falschaussage, wie sie denn auch von einem so prominenten Dichter wie Wolfram von Eschenbach moniert wurde:

> Whilst the opposition between the *logos* and the material fallibility of human writing had formed a long-standing topos amongst ascetically-minded Latin philosophers and theologians, Wolfram's vernacular recognition of the disjuncture of divine inspiration and human writing preempts a more fundamental unease experienced in the thirteenth century with regard to the increasing mundane uses of writing.[892]

Volfing bezieht diese Aussage auf Wolframs Stilisierung als Analphabet im 'Parzival' sowie auf eine ähnlich gelagerte Stelle im 'Willehalm'.[893]

---

[888] Dass der reale Leser bzgl. des Textes auf dem Brackenseil und dessen Kontextualisierung im Handlungsgeschehen möglicherweise einen Vorteil gegenüber der fiktiven Leserin Sigune genießt, betont Brackert (1996), S. 165: „Der Hund als Liebesbote bringt eine Botschaft, deren Sinnzusammenhang […] der Erzähler allenfalls dem Hörer/Leser eröffnet, nicht aber seiner lesenden Figur."
[889] Fuchs-Jolie (2003b), S. 213f.
[890] Volfing (2007), S. 1f.
[891] Volfing (2007), S. 2.
[892] Volfing (2007), S. 2. – Generell dehnt Volfing (2007) den Schriftlichkeitsbegriff auch auf andere Zeichen(-systeme) aus, wenngleich der Fokus auf der eigentlichen Schriftlichkeit liegt.
[893] Vgl. Parzival (2003), Verse 115,25–116,4, und Willehalm (2003), Verse 2,19f.

> With this irrevocable dissociation of script and Scripture, writing seemed increasingly untrustworthy and unreliable, capable of taking on as many meanings as a harlot takes on partners […].[894]

Als schlagendes Beispiel für literarische Kritik an diesem Umstand präsentiert Volfing in der Folge auf mehr als 100 Seiten allerdings keinen wolframschen Text, sondern – Albrechts ‘Jüngeren Titurel’. Albrecht übernimmt von Wolfram das Grundgerüst der Strophenform, die vorhandenen Strophen des ‘Titurel’,[895] den Handlungshintergrund des ‘Parzival’, Heidendarstellung und Orientbeschreibung des ‘Willehalm’,[896] ja sogar – über 5000 Strophen lang – den Erzähler ‘Wolfram’. Dazu viele sprachliche Wendungen, Phrasen und Charakteristika des Erzählstils. Dennoch – das Ergebnis ist gerade in seiner Form und Wirkung ein völlig anderes als die drei uns von Wolfram überlieferten Erzählwerke, völlig anders darum auch und gerade als der ‘Titurel’ mit seinem Brackenseil. Der eklatante Unterschied zwischen Wolframs und Albrechts ‘Titurel’ zeigt sich nicht zuletzt am Umgang mit Schrift und Schriftlichkeit. Was macht Albrecht aus Wolframs Gral, seinem Brackenseil und seiner Kritik an der Schriftgläubigkeit seiner literarischen und nicht-literarischen Zeitgenossen?[897]

Da Albrecht Wolframs Strophenbestand im Wesentlichen übernimmt, hält der alte Gralskönig Titurel auch im ‘Jüngeren Titurel’ eine Rede, in deren Zuge er davon erzählt, wie ihm einstmals ein Engel den Gral brachte und dieser die Regeln, *orden* (Strophe 512,3), nach denen die Gralsgesellschaft leben sollte, schriftlich kund tat.[898] Gleichwohl handelt es sich hier nicht um die erste Erwähnung der Gralsschrift. Diese erfolgt schon in Strophe 370, als die genaue Anleitung zum Bau des Gralstempels – der Grundriss findet sich ja bereits in den Boden geritzt (Strophe 340,1) – in schriftlicher Form erscheint, während das benötigte Baumaterial jeweils vor dem Gral aufgefunden wird. Wie aus dem ‘Parzival’ bekannt, gibt der Gral nicht nur nützliche architektonische Tipps, sondern mischt sich auch in das Privatleben der Figuren ein, so etwa in den Strophen 442ff., wenn die ohne menschliches Zutun erscheinende Schrift publik macht, Titurel sei erlaubt, eine Frau, d. h. eine bestimmte Frau, nämlich Richaude von Spa-

[894] Volfing (2007), S. 2.
[895] Vgl. Einführung zur Textpräsentation des ‘Jüngeren Titurel’.
[896] Detailliert herausgearbeitet hat die Bezüge zu Wolfram bereits Borchling (1897).
[897] Eine nochmalige Rekapitulation der den Gral und das Brackenseil betreffenden Erzähleinheiten erscheint mir angesichts eines Detailvergleichs mit Wolframs ‘Titurel’ gerechtfertigt – weil der Teufel, wie Florian Kragl (2010b) überzeugend ausgeführt hat, im Fall des ‘Jüngeren Titurel’ gerade nicht im Detail steckt –, zumal in Albrechts Text weder die Geschichte des Grals noch die des Brackenseils kontinuierlich erzählt werden, sondern nur jeweils einen, mit den anderen verflochtenen Erzählstrang darstellen.
[898] Im Gegensatz zu Wolfram steht bei Albrecht auf dem Gral allerdings zusätzlich eine, genauer: die Tugendlehre (*der tugend ler*, Strophe 512,3) geschrieben. – Hier wie bei allen anderen Abweichungen Albrechts von der Formulierung der von Wolfram übernommenen Strophen darf allerdings nicht vergessen werden, dass die Gründe für diese Abweichungen – vom Binnenreim der ersten und zweiten Strophenzeile einmal abgesehen – auch in der von Albrecht verwendeten und der Forschung bis dato in ihrem genauen Wortlaut unbekannten ‘Titurel’-Handschrift – vgl. Lorenz (2002), S. 130 – liegen könnten, weshalb die Interpretation keinesfalls allein an ihnen festgemacht werden darf. Auch kann die Ausgabe, Jüngerer Titurel (1955–1992), selbstverständlich keinen diplomatischen Abdruck sämtlicher Handschriften bieten.

nien, zu ehelichen. Die junge Dame wird zunächst von ihrem zahlreichen Gefolge begleitet, jedoch erlaubt der Gral nicht allen, auf der Gralsburg Muntsalvasch zu bleiben. Titurel findet die Namen von lediglich 400 geduldeten Jungherren und 80 Jungfrauen geschrieben (Strophe 448), die auf diese Weise zum Gralsdienst berufen werden (Strophe 450,4). Dass die namentliche Nennung durch die Gralsschrift unumstößliche Bedingung für diesen Dienst sei, betont der alte Titurel denn auch in seiner Rede: Wessen Name nicht genannt würde, der habe ebenso große Chancen darauf, zum Gralsdienst zugelassen zu werden, wie jemand, der sich einer Todsünde schuldig gemacht habe, aufs Paradies (Strophen 520f.). Nämlich gar keine.

Dass die Schrift, die hier über das Leben der Figuren entscheidet, am Gral erscheint, lässt sich nur aus Strophe 370, die ja wesentlich von Wolfram übernommen ist, erschließen. In den restlichen zitierten Strophen schweigt Albrecht sich über den genauen Erscheinungsort aus.

Der Gral selbst besteht bei Albrecht aus einem Saphir (siehe Strophen 6292ff.). Aus Saphir sind bei ihm auch jene Tafeln, auf denen Gott Mose einst die Zehn Gebote übergab (Strophe 350). Göttliche Schrift auf Saphir muss daher als unumstößliche Lebensregel betrachtet werden.

Noch zweimal (Strophen 604 und 637f.) werden die schriftlichen Anweisungen des Grals – ohne genaue Angabe über den Ort ihres Erscheinens – erwähnt, bevor Sigune das Wesen dieser Schrift indirekt in Frage stellt, indem sie in Strophe 2546 Tschinotulander gegenüber erklärt, der Engel hätte *zem grale* (Strophe 2546,1) geschrieben, Titurels Gralsgeschlecht würde niemals untergehen. Abgesehen davon, dass *zem grale* offen lässt, wo die Schrift zu lesen ist (auf/an oder nur bei?), verwundert die Aussage, der Engel hätte diese geschrieben. Als der Engel Titurel den Gral übergab, war Sigune als Titurels Urenkelin noch gar nicht geboren. Sie kann ihr Wissen also nur aus Erzählungen haben. Nun spricht der Gralskönig in seiner oben erwähnten Rede zwar davon, dass die Schrift *dran*, also am Gral, gestanden sei, nicht jedoch davon, dass der Engel sie dorthin geschrieben habe. Nach Tschinotulanders Tod wagt Sigune es beinahe, Kritik an der Gralsschrift, die sie allerdings nicht mehr dem Engel zuschreibt, zu üben (Strophen 5455f.): 400 junge Leute habe die Schrift zum Gral berufen, nicht aber Tschinotulander, der sie doch alle überträfe, er, der *ungeschribene* (Strophe 5456,1). In gleicher Weise vom Gral *vergezzen* (Strophe 5784,2) wurde übrigens auch Floramie, gegen deren Vater Flordiprintze Parcifal erfolgreich kämpft und so die Schönheit Kondwiramurs bestätigen kann. Gegen die von der Gralsschrift Genannte hat die ‘Ungeschriebene’ keine Chance.

Zwei weitere Erwähnungen der Gralsschrift sind im Groben aus dem ‘Parzival’ bekannt: Kundrie erzählt, wie *des grales heilic art mit schrift* (Strophe 5270,2) prophezeit habe, ein Ritter, der zufällig zur Gralsburg käme und von sich aus Anfortas nach seinem Leid fragte,

werde diesen davon erlösen. Nachdem der junge Mann diese Gelegenheit ungenutzt verstreichen ließ, ist die Gralsgesellschaft verzweifelt, bis *do wart gelesen schiere zem gral* (Strophe 5864,2), dass Anfortas' Qual doch noch gelindert würde. Danach, so scheint es, schweigt der Gral. Dass man – auch heute noch – *an dem Grale geschriben da mit golde* (Strophe 6327 (C),4) lesen könne, wer Gralskönig bzw. Priester Johannes werden soll, findet sich in Hs. A, die der Edition von Wolf und Nyholm als Leithandschrift dient, nicht mehr.[899]

Wolframs zweiter, wohl noch bedeutenderer Schriftträger ist das Brackenseil. Dominiert es im 'Titurel' den gesamten zweiten (allerdings weit kürzeren) Teil, wird es im 'Jüngeren Titurel' nach einem Sechstel des Textes anlässlich eines verfrüht abgebrochenen Besuchs Sigunes und Tschinotulanders bei Herzelaude eingeführt. Damit stellt Albrecht, der wiederum die einzelnen Strophen in ihren Grundzügen von Wolfram übernimmt, die Szene zwar in einen größeren Erzählkontext, ändert sie in ihrer Gestaltung aber kaum ab. Er führt lediglich genauer aus, um welche Steine es sich bei den auf das Brackenseil genieteten Edelsteinen handelt: Als wären Wolframs Smaragde, Rubine, Diamanten, Chrysolithe und Granate ('Titurel', Strophe 147) nicht genug, ergänzt Albrecht sie noch um *torkoiten*, *sardine* und *jochant*[900] (Strophe 1189,1f.). Davon abgesehen erfolgt die Beschreibung des Seils und des auf ihm gebotenen Textes (Strophen 1185ff.) in ganz ähnlicher Weise wie im 'Titurel' (Strophen 144ff.): Auch Albrecht lässt anfangs offen, was Sigune denn nun wirklich liest, ob nur von Clauditte und Ekunat, oder auch von deren Schwester Florie und ihrem Geliebten Ylinot. Und wie der Ehkunat des 'Titurel' wird auch der Ekunat des 'Jüngeren Titurel' nach der *wilde* ('Titurel', Strophe 158; 'Jüngerer Titurel', Strophe 1200) genannt. Nur ist bei Albrecht er es, der *do hůt […] siner verte, als er solde* (der da auf seinen Weg achtete, wie er sollte; Strophe 1200,3), nicht der Bracke ('Titurel', Strophe 158,2f.).

Tschinotulander angelt, während Sigune liest. Als sie zu dem Knoten gelangt, mit dem das Seil an der Zeltstange befestigt ist, löst sie ihn – und der Bracke läuft wie bei Wolfram davon. Sigune fordert nun von ihrem Geliebten, ihr die Schrift auf dem Seil wiederzubeschaffen (Strophe 1212). Wie im 'Titurel' versucht Tschinotulander zunächst, den Text als unwichtig abzutun und Sigune von ihm abzubringen. Interessant ist hier aber, dass der junge Mann in Strophe 1213,1f. – zumindest nach Wolfs Interpunktion – davon auszugehen scheint, dass der Text auf dem Brackenseil nur französisch oder heidnisch sein könne, wohingegen Schionatulander im 'Titurel' die Angabe der Sprache auf die eigene Lektüre bezieht ('Titurel', Stro-

[899] Vgl. Textpräsentation des 'Jüngeren Titurel'.

[900] Unter *turkîs* oder *turkoys* versteht Lexer (1992), S. 234, einen blaugrünen Edelstein, also wohl den Türkis, unter *sardîn* einen Edelstein, der mlat. *sardinus* heiße (S. 176). *Jôchant* oder *jâchant* ist laut Lexer (1992), S. 101, der Hyazinth.

phe 169). Albrechts Sigune erklärt ihrem Geliebten außerdem, er selbst würde das gesamte Römische Reich gering achten, wäre ihm die *reine* Schrift auf dem Seil bekannt (Strophe 1214,3f.) Mit dieser Vermutung liegt sie jedoch falsch, wie die Strophen 5028ff. zeigen: Nach Tschinotulanders zweiter Orientfahrt und dem Verlust von Parcifals Ländern an Orilus wird der junge Mann von Kaylet und Ekunat dazu überredet, Sigune am Artushof wenigstens zu besuchen. Als sie ihm dort endlich den Text auf dem Brackenseil vorlesen kann (Strophe 5029), befördert das zwar Tschinotulanders Freude, hält ihn aber trotzdem nicht von seiner Trauer um Gamuret und Herzelaude ab. Vom Römischen Reich ist nicht mehr die Rede.[901] Das Brackenseil übt auf Tschinotulander also offensichtlich nicht dieselbe Wirkung aus wie auf Sigune, die sich von der Lektüre so fesseln ließ, dass sie nicht nur um den Hund und das Seil, sondern auch – und wohl: vor allem – um die Schrift auf dem Seil trauert (Strophe 1225), die mit dem Tier und seiner Leine entschwunden ist. Damit Sigune jemals wieder froh wird, soll Tschinotulander ihr das Seil mit der Schrift wiederbringen (Strophe 1229). Will er nach der überstandenen Trennung im Zuge der ersten Orientfahrt nicht eine ernsthafte Beziehungskrise riskieren, bleibt dem jungen Mann gar nichts anderes übrig, als alles daran zu setzen, der Geliebten ihren Wunsch zu erfüllen.

Albrecht erzählt nun den weiteren Weg des Brackenseils, das von dem flüchtigen Hund über Stock und Stein geschleift wird, bis es auch diesen fesselt – allerdings nicht aufgrund der Edelsteinschrift, sondern einfach dadurch, dass es sich in einem Dornengestrüpp verfängt (Strophe 1293), wo Bracke und Seil von Teanglis von Theserat gefunden werden. Nun ist Teanglis des Lesens nicht mächtig. Dennoch erkennt er, dass es sich bei der Verzierung aus Edelsteinen um Schrift handelt, stellt er doch die Vermutung an, *dirre vremde brief ist uz gesant durch aventiure wunder* (Strophe 1296,4). Er folgt also dem Bracken, der zwar nur einem Wild nachjagt, seinen Verfolger aber trotzdem zu *aventiure* führt, indem er ihn mit Orilus, der das gejagte Tier fängt, zusammentreffen lässt.

Über Orilus gelangen das Brackenseil und der Streit darum an den Artushof. Die Schrift auf dem Seil wird der Mehrheit der Anwesenden zunächst verschwiegen, wobei Ekunat besonderes Interesse an der Geheimhaltung zeigt, fürchtet er doch, er und Clauditte, die namentlich auf dem Seil genannt werden, könnten dadurch in Misskredit geraten (Strophen 1469–1471). Andererseits möchte er seinem Neffen Tschinotulander zu Seil und Sigune, die ja die Gewährung ihrer Liebe an die Rückgewinnung der *aventiure* geknüpft hat, verhelfen (Strophen 1472ff.). Im Zuge der Diskussion um den rechtmäßigen Besitzer des Bracken und seiner Lei-

[901] Von Tschinotulanders Reaktion auf die insgesamt dritte, öffentliche Verlesung des Brackenseils am Artushof, bei der er anwesend sein müsste – vgl. Strophen 1870 und 1931 – erfährt man lediglich, dass er über das Wesen der Schrift grübelt, die eine derartige Wirkung bei den Rezipienten hervorruft; siehe unten.

ne springt Ekunat schließlich über seinen eigenen Schatten und bringt Sigunes Wunsch nach der Schrift zum Ausdruck, woraufhin Jeschute den Text laut vorliest. Die Anwesenden erfahren dadurch große Freude, die aber nicht aus dem Inhalt der Schrift, sondern im Gegenteil aus ihrem Material, den wirkmächtigen Edelsteinen, resultiert. Und auch Ekunats Befürchtungen werden zerstreut, da Clauditte und ihm selbst aufgrund des Vorgelesenen großes Lob zukommt. Nur Artus entzieht sich – stärker noch als Tschinotulander (siehe oben) – der Wirkung des Brackenseils und lässt sich die Stimmung verderben, weil er sich Flories und Ylinots erinnert. Dennoch stimmt er zu, als ihn die Anwesenden darum bitten, die Edelsteinschrift auch in größerer Runde beim Hoffest verlesen zu lassen. Überhaupt hat die Verlesung der Schrift alle, sogar Orilus, versöhnlich gestimmt (Strophen 1504–1517). Ginover möchte auch Sigune zum Hoffest einladen und macht ihr – erfolgreich – das Kommen mit dem Hinweis auf die Verlesung des Brackenseils schmackhaft (Strophen 1623f.).

Als im Zuge des Hoffests drei der 80 Ehrenjungfrauen verheiratet werden, bittet man Sigune, sich an ihrer statt zur Verfügung zu stellen. Doch Sigune lehnt zunächst ab:

1854,2 […] ‘ir sult durch got bedenken,
manger hande leit sich an mir vlihtet
umb Herzeloud, min mům̊el. des bin ich solcher vreuden unberichtet.

1855,1 Ein anderz mich nu twinget an aller vreuden teile:
daz so min herze ringet nach dem edeln, tiuren bracken seile,
daz mir ungelucke virren kunde.[’]

‘Ihr sollt bei Gott bedenken, dass sich vielerlei Leid an mich heftet um meine Tante Herzelaude. Deshalb bin ich für solche Freuden nicht geeignet. │ Etwas Zweites nun enthält mir jegliche Freude vor: dass mein Herz so sehr nach dem edlen, teuren Brackenseil lechzt, das mir [mein] Unglück vertreiben könnte.’

Als dritten Grund, warum sie der Freude und Ehre, in den Kreis der 80 Jungfrauen aufgenommen zu werden, nicht teilhaftig werden sollte, nennt sie ihren Schmerz über Tschinotulanders bevorstehende zweite Orientfahrt (Strophen 1855,4ff.). Erst als Artus sie noch einmal drängt, ihnen allen die Freude zu machen, stimmt Sigune zu – unter der Bedingung, die Schrift auf dem Brackenseil lesen zu dürfen (Strophe 1858). Man gewährt es ihr. Sigune ergreift diese Gelegenheit beim Schopf und liest das Brackenseil gleich dreimal, wenigstens einmal im Kreis der 80 Jungfrauen. Über der Lektüre wird sie ganz frohgemut, sodass Tschinotulander sich fragt, welcherart die Schrift auf dem Seil wohl sei. Auch Keye zeigt sich bass verwundert. Darum holt man einen gelehrten Schreiber, der – endlich – öffentlich den Edelsteintext auf dem Brackenseil verliest (Strophen 1868–1873). Und hier nun erfährt schließlich auch der Leser des ‘Jüngeren Titurel’, worauf derjenige des ‘Titurel’ vergeblich gewartet hat: den Inhalt der Schrift, nach dem er mindestens so sehr lechzte wie Sigune.

Am Beginn des Textes nennt sich die Auftraggeberin, Clauditte von Kanadick, die Ekunat von Berbester *disen brief* (Strophe 1874,4) schickt und darin ihrer Liebe und seinem Lob auf blumige Weise Ausdruck verleiht (Strophen 1874–1881). Dem geliebten tugendhaften Mann sendet Clauditte mittels des wilden Boten, des Bracken, diesen *wilden brief mit wilder boteschefte* (Strophe 1882,3). So *wild* ist die Botschaft in der Folge aber gar nicht. Die Absenderin erklärt:

1882,4 der bot genant Gardivias. der nam hat richeit vil und tugend krefte.

1883 Waz dirre nam beherte, daz merke werde diete!
iz sprichet: ‘hůte der verte’. swer gern im selber selde und ere biete,
der hůte siner verte zallen stunden,
so daz er var di richte. so wirt sin pris vil selten veile vunden.

Der Bote heißt Gardivias. Der Name ist reich an Pracht und an Tugendkräften. ⎪ Was dieser Name repräsentiert, sollen edle Leute beachten! Es heißt: ‘Achte auf den Weg’. Wer sich gerne Heil und Ehre erwerbe, der achte allezeit auf seinen Weg, sodass er den rechten wähle. So wird sein Lob niemals feilgeboten.[902]

Es folgt eine 44 Strophen umfassende Tugendlehre (Strophen 1884–1927), mit deren letzter Strophe auch der Text auf dem Brackenseil endet. Nachdem man ihnen die ganze Tugendlehre vorgelesen hat, ist die Freude unter den Anwesenden groß. Allerdings beruht diese Freude – wie schon bei der ersten Verlesung im kleinen Kreis – auf der Kraft der Edelsteine (Strophe 1930). Die Tugendlehre scheint zweitrangig zu sein. So vergisst Tschinotulander in seinem Rachewahn gegen Ypomidone während der Kämpfe der zweiten Orientfahrt denn auch auf sie bzw. darauf, auf seinen Weg zu achten (Strophe 3575), was zum Glück nichts am Sieg des Baruchs und der mit ihm verbündeten Christen über Ypomidone und seinen Bruder Pompeirus ändert.

Nach Tschinotulanders Rückkehr aus dem Orient stellt er sich dem Kampf mit Orilus, wobei es nicht mehr nur um das Brackenseil, sondern auch um die Länder, die der von Lalander unrechtmäßig in seine Gewalt gebracht hat, geht. Jeschute wird angesichts der Härte, mit der die beiden Männer gegeneinander kämpfen, angst und bange. Sie bietet Tschinotulander quasi das Brackenseil im Tausch gegen das Leben ihres geliebten Orilus, doch beide Männer lehnen den Handel ab. Da schickt Jeschute das Seil heimlich an die am Artushof weilende Sigune (Strophen 4937ff.). Diese nimmt die Gabe zwar entgegen, liest den Text abermals vor und wird darüber auch wieder einmal ganz glücklich (Strophe 4953), doch weitere Kämpfe zwischen Tschinotulander und Orilus kann selbst sie nicht verhindern.

Erst nach Tschinotulanders und auch Sigunes Tod kommt es zwischen Orilus und Ekunat, der Tschinotulander rächen will, zum letzten Kampf um das Brackenseil (Strophen 5874ff.), das

[902] Vgl. Strophe 1192 (siehe Textpräsentation).

Ekunat ebenso schützend wie symbolträchtig um seinen Helm gewunden hat, sodass Orilus zwar darauf einzuschlagen, Ekunat dadurch aber keinen Schaden zuzufügen vermag. Allein – das Seil geht dabei in Flammen auf, die Edelsteine fallen zu Boden, das Brackenseil ist zerstört (Strophen 5886ff.).

Das Brackenseil und der Gral sind denn auch die beiden wichtigsten Schriftstücke (im weitesten Sinn), an denen Volfing ihre Argumentation festmacht. Darüber hinaus zieht sie die den Dingen, Namen und Körpern – nicht selten von Gott oder jedenfalls von einer höheren, nicht unbedingt menschlichen Instanz – eingeschriebene Sprache heran, um die erzählerische Welt des Textes und die Rolle, die Schrift und Schriftlichkeit darin spielen, zu beschreiben. Sie zeigt, „an almost obsessive preocupation with the written word is one of the most striking features of the courtly cultures represented in the J.T." und dass „this over reliance on efficacy and social prestige of human writing is presented as fundamentally misguided."[903] Dabei resultierten aus der obsessiven Lektüre der Schrift auf dem Brackenseil weit größere Probleme als aus der (Nicht-)Beachtung oder dem (Miss-)Verstehen der Gralsschrift, da es sich bei dem Seil um eine „purely human construction"[904] handelt.

Im zweiten Teil ihrer Monographie sucht Volfing die am Erzähltext gemachten Beobachtungen durch Aussagen aus der paratextuellen Erzählerrede zu stützen, um auf diese Weise zu zeigen, wie der 'Jüngere Titurel' über den eigenen schriftliterarischen Status reflektiert und welches poetologische Programm er vertritt. Sie attestiert dem Werk eine ambivalente Haltung dem Medium Schrift gegenüber: Auf der einen Seite stehe „God as a writer and […] the universe as an interpretable script with which human beings have a duty to engage intellectually."[905] Auf der anderen Seite jedoch zeige der 'Jüngere Titurel' die Fehleranfälligkeit von Schrift (im traditionellen wie im übertragenen Sinn), sobald es auf der Produktions- oder Rezeptionsseite 'menschelt', d. h. die Probleme, die daraus resultieren, wenn sich der Mensch des eigentlich göttlichen Mediums bedient, wobei der Dichter das eigene Werk natürlich davon ausgenommen sehe:

> The J.T. has thus found a careful formula that allows it to concede to sharing some of the general fallibility of the written word (and particularly of courtly literature), whilst at the same time invoking the spezial grace of God in order to separate itself from 'Wolfram' and all that he stands for.[906]

Gegen Volfings Standpunkt wäre nicht allzu viel einzuwenden, obwohl sie das Phänomen Schrift in einem weiteren Sinn als nur dem des – natürlich menschlichen – Kulturphänomens begreift, beträfe ihre Interpretation Wolframs 'Titurel' und nicht Albrechts 'Jüngeren Titurel'.

[903] Volfing (2007), S. 6.
[904] Volfing (2007), S. 6.
[905] Volfing (2007), S. 125.
[906] Volfing (2007), S. 9.

Zunächst unterscheidet sie zwar zwischen den Dichtern, besonders zwischen den Erzählern Wolfram und Albrecht, lässt bei der Interpretation der Textstellen aber unberücksichtigt, dass viele von ihnen auf (dem Dichter) Wolfram basieren und von Albrecht – wie gezeigt – inhaltlich schlicht aus dem 'Titurel' übernommen wurden. Aus ihnen auf das poetologische Programm des Dichters Albrecht zu schließen, halte ich für durchaus problematisch. Zum anderen – und hier wird meine eigene Argumentation angreifbar – unterstellt sie dem 'Jüngeren Titurel' eine durchgängige Konzeption, die dem Werk meines Erachtens nicht innewohnt, gleichwohl sich der 'Jüngere Titurel' auf den ersten Blick weit konsistenter als Wolframs 'Titurel' präsentiert. So schließe ich mich Ulrich Wyss darin an, den 'Jüngeren Titurel' „nicht als ein Ganzes zur Kenntnis zu nehmen, sondern als ein[en] Gegenstand, an dem es dies und das zu beobachten gibt"[907] – in meinem Fall eben den Umgang mit Schrift. Gestützt wird diese Sichtweise durch die mangelnde Überzeugungskraft, die meiner Meinung nach sämtlichen auf einer durchgängigen Konzeption und kausallogischen Ausarbeitung des 'Jüngeren Titurel' beharrenden Gesamtinterpretationen innewohnt, wohingegen Florian Kragl deutlich macht, dass Albrechts Text gerade nicht als Gesamtkonzeption, sondern aufgrund seines Detailreichtums zum Lesegenuss gereichen kann: „Wer den 'Jüngeren Titurel' mit Genuss lesen will, muss sich hoffnungslos im Detail verlieren und alles Drumherum vergessen können."[908]
Diese Detailverliebtheit im 'Jüngeren Titurel' zielt meiner Meinung nach in erster Linie auf die Sinne ab: Exemplarisch ist in dieser Hinsicht die Beschreibung des Gralstempels (Verse 329ff.) mit seiner Wirkung gleich der einer von Licht durchfluteten gotischen Kathedrale oder einer byzantinischen Basilika voll technischen Wunderwerks, seinen Edelsteinen und Tönen, die alle der höheren Ehre Gottes und der Bestärkung der Tugenden dienen.[909] Wer sich hier auf die einzelnen Worte und ihren Inhalt konzentriert, um in dieser Weise zu einem Bauplan des Gralstempels zu gelangen, läuft Gefahr, sich der eigentlichen Wirkung des Textes zu entziehen, wie dies Artus bei der Verlesung des Brackenseils passiert. Mertens erklärt den Umstand, dass Artus im Gegensatz zu den anderen Rezipienten der Tugendlehre durch die Lesung nicht froh wird, sondern sich an Florie und Ilinot erinnert und dadurch in Trübsal versinkt, folgendermaßen: „Er entzieht sich der Magie des Vortrags, weil er die Worte inhaltlich

[907] Wyss (1983), S. 100.
[908] Kragl (2010b), S. 181.
[909] Vgl. auch Wegner (2000), S. 281. – Ähnlichkeiten weist der albrechtsche Gralstempel meines Erachtens auch zum von Assmann J. (1997) beschriebenen, aus der ägyptischen Hochkultur erwachsenen Tempel der griechisch-römischen Zeit auf, einem Tempel, „der viel mehr ist als nur ein Bauwerk" (S. 293), dessen Wände über und über beschriftet sind und der das Gehäuse einer Lebensform bildet, „die in ihrer strengen Regelgebundenheit bereits alle Züge einer 'methodischen Lebensführung'" (S. 293) aufweise. Zudem wurde dieser Tempel der Legende zufolge nach den Vorgaben eines Buches geschaffen, das vom Himmel fiel. Vgl. Assmann J. (1997), S. 177–185 und 293.

aufnimmt: er reagiert auf die Bedeutung der Namen, nicht auf den Klang […].“[910] Möglicherweise wären jene neuzeitlichen Rezipienten, die den ‘Jüngeren Titurel’ mit Karl Lachmann als gähnend langweilig empfinden und sich durch seine Lektüre die Stimmung verderben lassen,[911] daher mit König Artus zu vergleichen und ihre Art der Rezeption in Anlehnung an Mertens als falsch oder zumindest inadäquat zu bezeichnen. Mertens nämlich stellt – ähnlich wie Britta Bußmann in Bezug auf Albrechts Ekphrase[912] – das Wie über das Was der ganzen Erzählung, wenn er meint,

> dass ein kognitives Verständnis gar nicht Ziel des Autors war, die Sprache also weder primär intellektuell kommunikativ oder als abrufbarer Wissensspeicher eingesetzt wird, sondern vornehmlich klanglich, wohl auch semantisch evokativ. Die Darstellung Albrechts von der Verlesung des Brackenseils und ihrer emotiven Wirkung hat als Beispiel für die Rezeption des Werkes zu gelten. Die *lectores et lectrices auditoresque in fabula* sind Modell für die Leser des Romans.[913]

Schrift als rationales und damit menschlich fehlgeleitetes, zumindest fehlleitbares Element scheint damit überwunden: Nachdem sich die Menschen des einst dem göttlich-religiösen Bereich vorbehaltenen Mediums der Schrift bemächtigt haben, müssen Religion und Philosophie (und mit ihnen die religiösen Tugendlehren[914]) wieder auf das Mittel der Sinnlichkeit zurückgreifen. Ich sehe den ‘Jüngeren Titurel’, hierin der Mystik ähnlich, darum als Symptom einer Entwicklung, die als Antwort auf die Rationalisierung der Theologie und Philosophie im 12. Jahrhundert verstanden werden muss und als deren Ausdruck die Gotik mit ihrem Streben nach göttlichen Sphären, ihrer Verbindung von Form und Inhalt bzw. der Überhöhung der Form gilt. Die sinnliche Gotik – nicht nur die Architektur, sondern die sie begründende Weltanschauung und Geisteshaltung – stellt sich der rationalen Scholastik entgegen.

Ich würde allerdings nicht, wie Volfing dies gewissermaßen tut, behaupten, dass Albrecht Kritik an Schriftlichkeit, nicht einmal an der vom Menschen ge- bzw. missbrauchten Schriftlichkeit übe. Hinzuweisen wäre etwa auf die in der Textpräsentation nicht berücksichtigten, weil den paratextuellen Aussagen im Rahmen der Erzählerrede zugerechneten Strophen 2958ff.:[915]

---

[910] Mertens (2010), S. 194.
[911] Vgl. dazu etwa Neukirchen (2006), S. 11.
[912] Bußmann (2010), S. 38. – In ihrer Dissertation, die sich dem ‘Jüngeren Titurel’ als ekphrastischem Roman widmet, kommt Bußmann zu dem Schluss, dass Beschreibungen in Albrechts Text einen wesentlichen Beitrag zur Sinnkonstituierung leisten, was sie als Resultat einer Entwicklung innerhalb der mittelalterlichern Literatur deutet: „[M]it der ihm inhärenten Koppelung von Ekphrase und Exegese setzt der *Jüngere Titurel* einen Schlußpunkt unter einen Prozeß des sukzessiven Verlagerung von Deutungsaspekten, die in den früheren Artusromanen noch durch die strukturelle Anlage der Erzählung ausgedrückt worden sind, auf deskriptive Werkpartien.“ Siehe Bußmann (2011), S. 324. Demnach läge ein Teil des Was auch im Wie.
[913] Mertens (2010), S. 183.
[914] Zum im Unterschied zu Wolframs ‘Titurel’ religiös-klerikalen Charakter von Albrechts ‘Jüngerem Titurel’ vgl. etwa Wegner (2000), S. 274f.
[915] Zur paratextuellen Inszenierung des ‘Jüngeren Titurel’ vgl. auch das Schlusskapitel.

2958 Swer ritterlich geverte sol ritterlichen triben
in schimpf und ouch in herte, der sol daz nimmer gerne lan beliben,
ern hȍre davon lesen, sagen, singen.
daz git im kunst und ellen noch mere dann mit toren gampel ringen.

2959 Sprechen und gebaren mit hovschen siten riche,
des sol man gerne varen, daz man zu hove kunne hoveliche
werben gen den herren und den vrowen.
erdaht durch tugende schulde wart diutscher bůch mit triwen unverhowen.

2960 Tugend, manheit jehende ist man den hohen werden,
di wilent waren spehende niht wan daz si werdicheit begerden.
manheit, triwe, zuhte, maz und milte,
der vrowen zuht mit kůsche, ir beider wirde sich hie mit hohe zilte.

2961 Daz selbe, wene ich, hůte in al der werlde priset.
alle werde lůte werdent des hie vil wol under wiset.
swachiu dinc, di lert iz niemand werben.
di diutsch nie lesen horten, der siht man tusent stunde mer verderben.

> Wer im Spiel und auch im Ernstfall eine ritterliche Lebensweise betreibt, der soll das ungern bleiben lassen, es sei denn, er höre davon lesen, erzählen und singen. Das gibt ihm noch mehr Kunstfertigkeit und Tapferkeit, als mit Einfältigen scherzhaft zu streiten. │ Mit viel höfischem Anstand zu sprechen und sich zu verhalten, dem soll man gerne nachkommen, sodass man sich bei Hof höflich gegenüber Herren und Damen zu verhalten weiß. Im Dienste der Tugend wurden mit unverbrüchlicher Treue deutsche Bücher erdacht. │ Tugend [und] Männlichkeit sagt man den hohen Edlen nach, die früher danach strebten, nichts als Edelkeit zu erwerben. Männlichkeit, Treue, Anstand, Maß und Freigebigkeit, bei den Frauen [auch] keuscher Anstand, ihrer beider Würde strebte hier nach oben. │ Ich glaube, dasselbe verschafft [noch] heute auf der ganzen Erde Ansehen. Alle edlen Leute werden hier darin sehr gut unterwiesen. Niedrige Dinge lehrt sie niemand zu erwerben. Die nie auf Deutsch lesen hörten, die sieht man tausendmal öfter untergehen.

Abgesehen von der Betonung der deutschen Sprache, kommt hier eindeutig Albrechts hohe Meinung von der Funktion von Büchern zur Beförderung der ihm so wichtigen Tugenden zum Ausdruck, auch wenn ich nicht so weit gehen würde, darin ein „poetologisches Programm“[916] zu sehen. Dennoch sind die soeben zitierten Strophen nicht die einzigen, in denen Schrift im Dienste der Tugend steht. Erinnert sei hier wiederum an den Gralstempel, dessen Pracht und Herrlichkeit in ihrem Zeichencharakter und Symbolgehalt durchaus von Schrift ergänzt werden: So erklärt Schrift die Eigenschaften der für den Bau des Gralstempels verwendeten Edelsteine (Strophe 389), die Bilder, Statuen oder Reliefs der Heiligen in den Kanzelbögen (Strophe 417) sowie die Bilder der tugendhaften Ritter und Damen an der Außenseite des Gralstempels (Strophen 577f.), ohne dass der Erzähler etwas daran auszusetzen hätte.
Schrift ist bei Albrecht also zum Teil von Wolfram übernommen: allem voran das Brackenseil und der Gral, dann aber auch die Strophe 712, die der 49. Strophe des ‘Titurel’ entspricht, obgleich Albrecht Wolframs Aussage noch weiter begründet:

[916] Kragl (2010b), S. 178, meint nämlich in Bezug Strophe 2958: „Wenn mitten in einem Lob der bzw. einer Reflexion über die Dichtkunst zu lesen ist, dass jene, die Ritterschaft treiben wollen, gefälligst auch von Ritterschaft lesen mögen […], wird man das als poetologisches Programm lesen dürfen.“

712 Ey minne, diner krefte rat, waz toug der under kinder?
wan einer, der nicht ougen hat, mocht dich spuren, gieng er also blinder.
minne, du bist also manger slachte.
alle schriber nicht volschriben mohten al din art und ouch din ahte,[917]

713,1 Sit man di religiosen beswert in der minne
in kloster und in klosen, daz si sin gehorsam mit ir sinne
manger ding, di si doch leistent kume.

Ei Minne, deiner Mächte Rat, was soll der unter Kindern? Denn einer, der keine Augen hat, könnte dich wahrnehmen, ginge er auch wie ein Blinder.[918] Minne, du bist so vielgestaltig. Alle Schreiber könnten deine Art und Weise nicht erschöpfend beschreiben, | weil man die Geistlichen in Klöstern und Klausen in der Minne behindert, auf dass sie mit ihren Sinnen gehorsam sind in manchen Sachen, die sie doch kaum befolgen.

Wären die geistlichen Schreiber der erschöpfenden Beschreibung der Liebe fähig, würde man ihnen deren Ausübung gewähren? Fast scheint es, als würde Albrecht hier die Unzulänglichkeit der wolframschen Schreiber zu entschuldigen versuchen. Allerdings stammt auch Strophe 713 in ihren Grundzügen aus dem 'Titurel'. Dass die beiden Strophen hier durch ein Komma verbunden, nicht durch einen Punkt getrennt sind, ist den Ausgaben geschuldet. Dennoch scheint mir die Aussage der albrechtschen Strophe 713 bei Wolfram allgemeiner zu sein und sich nicht unbedingt auf die Schreiber zu beziehen:

50,1 Sît daz an den rehten münch in der minne
unt och den wâren klôsenære wol beswert, sint gehôrsam ir sinne,
daz si leistent mangiu dinc doch kûme.

Der erste Teil der Strophe dürfte kaum ein Übersetzungsproblem darstellen: 'Da man den gewissenhaften Mönch und auch den ehrlichen Klausner in der Minne wirksam niederdrückt, …' An der Übersetzung und damit Interpretation der folgenden eineinhalb Zeilen hängt meines Erachtens jedoch die Bezugnahme oder eben Nicht-Bezugnahme auf die *schrîbære* ('Titurel', Strophe 49,4). Einerseits könnte man sagen: 'Da man den gewissenhaften Mönch und auch den ehrlichen Klausner in der Minne wirksam niederdrückt, sind ihre Sinne gehorsam, wobei sie manche Dinge doch kaum einzuhalten vermögen.' Damit schiene mir etwa auf ein Keuschheitsgelübde, das doch nur schwer einzuhalten sei, angespielt. Übersetzt man die fraglichen Zeilen jedoch anders, ließe sich vielleicht doch ein Zusammenhang mit den Schreibern herstellen: 'Da man den gewissenhaften Mönch und auch den ehrlichen Klausner in der Minne wirksam niederdrückt, sind ihre Sinne so gehorsam, dass sie manche Dinge doch nur schwer leisten.' *mangiu dinc* könnten dann nämlich sehr wohl die Bestrebungen, überzeugend

[917] Vgl. Strophe 737.
[918] Der 'Jüngere Titurel' sieht hier eindeutig nicht die Minne als Blinden und hält sich somit an die Formulierung der 'Titurel'-Handschrift H; vgl. Titurel (2003), S. 60.

und erschöpfend von Liebe zu schreiben, sein. In diese Richtung interpretierend und vereindeutigend wirkt jedenfalls Albrecht.

Kurt Nyholm interpretiert in seiner an der zeitgenössischen Rezeption des Werks interessierten Untersuchung die wolframschen und albrechtschen *schriber* präziser als Auf-schreiber, die im Gegensatz zu den Abschreibern den nur gehörten, weil vom Dichter aus dem Gedächtnis vorgetragenen Text aufgeschrieben hätten, wobei natürlich leicht Fehler unterlaufen konnten.[919] Wenngleich ich Nyholms Auffassung von der hochmittelalterlichen Produktion und Rezeption – zumal solch umfangreicher – epischer Werke nicht teile, befördert seine Deutung der Zeile 712,4 die Möglichkeit, etwaige Verfälschungen, die zur Wertminderung des Originalwerks, das „nur im Kopf des Dichters existierte"[920], beitrügen, den Schreibern in die Schuhe bzw. in die Feder zu schieben. So heißt es denn in Strophe 499,4 A:[921] *her Wolfram si unschuldic, ein schriber dicke recht unrihtic machet* (Herr Wolfram sei unschuldig; ein Schreiber macht oft Richtiges falsch). Damit deutet sich eine weitere Übernahme Albrechts aus Wolframs Werken – diesmal aus dem 'Parzival' – an: Wolframs vermeintliches Analphabetentum. So erklärt der 'Wolfram'-Erzähler:

68 Almehtic got der krefte, di nie wart ubersterket,
kunstlos, an meisterschefte bin ich der schrifte, iedoch min sin wol merket:
din kraft fur aller krefte wunder zeichet,
di nie wart uber hôhet noch mit tiefe niemand underreichet.

Allmächtiger Gott der Kraft, die nie übertroffen wurde, unkundig, ohne Kenntnis der Schrift bin ich,[922] jedoch erkenne ich sehr wohl: Deine Macht, die nie überragt wurde und die niemand an Tiefe unterbot, bewirkt vor allen [anderen] Mächten Wunder.

Dieser von Wolfram übernommenen Stilisierung des Erzählers steht allerdings die beiläufige Erwähnung der eigenen Schreibtätigkeit eben durch Albrechts Wolfram-Erzähler gegenüber.[923]

In Bezug auf Schriftlichkeit neu eingeführt hat Albrecht das *schapel*, den kronenartigen Kopfschmuck, den Sigune ihrem geliebten Tschinotulander mit in den Kampf gibt, und auf dem ihre Liebe und Jungfräulichkeit in schriftlicher Form dokumentiert sind (Strophen 1243ff.). Ganz so neu ist Albrechts Erfindung aber auch wieder nicht, denn genauer betrachtet lässt sich in dem ritterlichen Aufputz ein Pendant zum Brackenseil erkennen, der – wie auch Gardivias' Leine – aus zwei Teilen besteht, nämlich einem Kranz, vergleichbar der *halse* (Strophe

[919] Nyholm (1983), S. 116.
[920] Nyholm (1983), S. 116.
[921] Die Strophenzählung deutet hier lediglich darauf hin, dass diese und die fünf folgenden Strophen in den Handschriften A, B, D und E an anderer Stelle zu finden sind, nicht dass sie in diesen Handschriften gar nicht enthalten sind. Siehe Jüngerer Titurel I (1955), S. 133.
[922] Schöner klänge in meinen Ohren, das Komma der Edition außer Acht lassend: *der Kunst der Schrift bin ich unkundig*.
[923] Siehe Strophen 2526,2 und 4016, die hier nicht eigens zitiert werden. Vgl. dazu auch das Schlusskapitel.

1192,1), um den sich Buchstaben winden (Strophe 1247,1), und einer Art Schleier, der wie das Brackenseil aus Seide besteht; in ihn gewebte Goldfäden bilden eine Schrift (Strophe 1248). Wie im Falle des Brackenseils nennt die Schrift auf dem *schapel* die Geberin (*ein herzogin*, Strophe 1247,2) sowie den Empfänger (den *jungen*, Strophe 1247,2) und betont die Tugendhaftigkeit der jungfräulichen Absenderin (Strophe 1247,3f.), während die Schrift auf dem Schleier oder Wimpel[924] den in Aussicht gestellten Lohn für den erfolgreichen Minneritter (Strophe 1248,2–4) anspricht. Und wie später Ekunat das Brackenseil, so trägt auch Tschinotulander das *schapel* über dem Helm (Strophe 1246,1). Demnach korrespondieren sowohl die äußere Form als auch jene der Schrift samt Inhalt und die Verwendung oder Funktion (Bestärkung des Geliebten) von der kostbaren Ausrüstung des Ritters und der nicht minder kostbaren Leine des Bracken.[925] Allein – der prunkvolle Aufputz verhilft seinem Träger nicht zum durch die Schrift auf ihm versprochenen Lohn, da sich Tschinotulander – für andere als ihn selbst nicht unbedingt nachvollziehbar, wie v. a. Sigunes Versuche, ihn von seinem Erfolg zu überzeugen, demonstrieren – nicht am Ziel wähnt, nachdem Sigune das Brackenseil in ihre Hände bekommen und die Schrift darauf zu Ende gelesen hat.

Überhaupt hält die Schrift oder eher: die Inszenierung der Schrift auf dem Brackenseil nicht, was sich zumindest der Leser des ‘Titurel’, wahrscheinlich auch der des ‘Jüngeren Titurel’ und vielleicht sogar der des ‘Parzival’ versprochen haben mag: Trotz Ekunats Bedenken wegen der Nennung seines und Claudittes Namen wird der Text auf dem Seil am Artushof in kleinerem Kreis von Jeschute vorgelesen. Den beiden Genannten kommt dadurch angeblich große Ehre zu, sodass man sich fragt, weshalb Ekunat dann verhindern wollte, dass die Schrift vorgelesen wird. Die Zuhörenden werden durch die Lesung jedenfalls froh und glücklich, was jedoch – fast (siehe unten) – nur auf der Wirkung der Edelsteine[926] beruht. Gründet der Ehrzuwachs der Absenderin und des Adressaten ebenfalls nur auf der Kraft der Steine und ist der Text damit vollkommen belanglos? Oder muss der Text laut verlesen werden, damit die Stei-

[924] Vgl. Lorenz (2002), S. 190.

[925] Andrea Lorenz, die ebenfalls auf diese Parallele hinweist, geht in ihrer Dissertation sogar so weit, Tschinotulander und den Bracken gleichzusetzen – womit Wolframs *sicherbote* (‘Titurel’, Strophe 175,3) zugleich der junge Mann und das flüchtige Tier wäre. Vgl. Lorenz (2002), S. 190.

[926] Dabei sind wirkmächtige Edelsteine an sich nichts Ungewöhnliches in der höfischen Literatur. Es gibt sie zum Beispiel auch in Wolframs ‘Parzival’ (2003), wenn Feirefiz in den Versen 743,5–8 im Zweikampf gegen seinen Halbbruder durch die Kraft von Edelsteinen geschützt wird, auf Beaflors Mantel in ‘Mai und Beaflor’ (2006), Verse 1588f., im ‘Prosalancelot I’ (2003), S. 166,5–23, wenn die Botin der Frau vom See den Kindern Bohort und Lionel Spangen mit wirkmächtigen Edelsteinen anheftet, um sie sicher aus Claudas’ Händen zu befreien, oder im ‘Reinfrid von Braunschweig’ (1871), Verse 15072ff., wenn der Edelstein auf dem Ring, den Yrkane ihrem Reinfrid mit auf die Reise gibt, mittels Wärme und Speise für das Überleben des Ringträgers sorgt.

ne ihre Kraft entfalten können?[927] Vielleicht ist es auch erst der Vorleser, der dem geschriebenen Text durch seine Inszenierung seine „Aura“ verleiht, wie Mertens – in Bezug auf betörende Gesangsdarbietungen in ‘Tristan’ und ‘Dukus Horant’ – die Bedeutung des Sängers beschreibt.[928] Albrecht gibt uns darüber weder in den Paratexten noch im Rahmen der Erzählhandlung Auskunft.

Sigune jedenfalls liest den Text gleich dreimal hintereinander, nachdem sie ihn endlich in die Finger bekommen hat. Auch sie wird froh und glücklich. Als der Text im größeren Kreis am Artushof durch einen gelehrten Schreiber verlesen wird, erfährt endlich auch der Leser des ‘Titurel’ seinen Inhalt. Aber – liegt es an der auf dieser Realitätsebene naturgemäß nicht wirksamen Kraft der fehlenden Edelsteine oder tatsächlich am allzu tugendhaften, monotonen und darum tendenziell langweiligen Inhalt der Schrift? – beeindruckt zeigt er sich davon höchstwahrscheinlich genauso wenig wie späterhin Tschinotulander, nachdem Ekunat und Kaylet ihn zur vorübergehenden Rückkehr an den Artushof überredet haben und Sigune ihm den Text – noch einmal – vorliest. Die geradezu inflationäre Verlesung der bei Wolfram geheimnisvollen Schrift auf dem Brackenseil kann die ausbleibende Faszination durch ihren gerade für die Erzählhandlung belanglosen Inhalt nicht wettmachen. Die Kraft der Edelsteine zur Erklärung der euphorisierenden Wirkung auf die Figuren erscheint beinahe so an den Haaren herbeigezogen, wie die Erklärung, zu jener Zeit seien solch wundervolle Tugendlehren noch nicht so verbreitet und ihre Wirkung darum umso stärker gewesen:

1928 Nu was do solcher mære niht vil mit wiser lere.
gůter pfaffheit lære was diu werlt dannoch einvalt in ere.
des gie di ler in zeherzen solcher wise,
sams an den stunden weren geborn zu vreuden vruht in paradise.

Nun gab es damals [noch] nicht viele solcher weise belehrenden Geschichten. Guter geistlicher Lehre war die Welt damals noch aufrichtig und ehrenvoll zugetan. Deshalb ging ihnen die Lehre so zu Herzen, als wären sie in dieser Stunde zur Frucht der Freude im Paradies geboren worden.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Albrecht an Wolframs Brackenseil ein Erbe angetreten hat, mit dem er in seiner Komplexität nichts anzufangen wusste: Mit seiner beinahe überzogenen Inszenierung des Brackenseils weckt Albrecht Erwartungen, denen sein Text nicht gerecht zu werden vermag.

[927] Lorenz meint, „die Lehre der Brackenseilinschrift entfaltet ihre didaktische Wirkung über den visuellen Reiz.“ Siehe Lorenz (2002), S. 107. Abgesehen davon, dass zwar vielleicht der Inhalt der Schrift, nicht aber deren Wirkung didaktisch ist, kann man meines Erachtens nicht vom diese Wirkung auslösenden visuellen Reiz sprechen: Wenn bei der Verlesung des Brackenseils so viele Menschen anwesend sind, dass man den Text gar nicht allen auf einmal zu Gehör bringen kann (Strophe 1871,2–4), darf man wohl auch vermuten, dass nicht alle in den Genuss des visuellen Reizes gelangen. Umgekehrt sieht beispielsweise Tschinotulander das Brackenseil sehr wohl, zeigt sich davon aber – wie bereits angemerkt – wenig beeindruckt. Die visuelle Komponente ist darum für die – zumal didaktische! – Wirkung des Brackenseils wohl vernachlässigbar.

[928] Mertens (1996), S. 359.

Um den Bogen zurück zu Volfing und ihrer Interpretation des ‘Jüngeren Titurel’ als Schriftkritik zu schlagen: Brackenseil und Gral, die für Volfing wichtigsten Schriftdokumente, hat Albrecht in ihrer Konzeption wie in ihrer Darstellung von Wolfram übernommen, dessen vergleichsweise prägnante und vielleicht gerade deshalb umso geheimnisvollere Charakterisierung aber zu einem guten Teil abgeschwächt oder gar banalisiert. Andere, von Albrecht in den Text eingebrachte Erwähnungen von Schriftlichkeit sind wiederum zu vielfältig und in ihrer Funktion zu verschiedenartig,[929] als dass man aus ihnen ein spezielles Programm herauslesen oder auf eine dem ‘Jüngeren Titurel’ eingeschriebene schriftlichkeitsbezogene Poetik schließen könnte. Mit einigen Ausnahmen, zu denen neben dem Brackenseil und dem Gral zweifellos das *schapel*, eventuell auch Secureiz’ Brief an die acht christlichen Ritter sowie die ‘Bewerbungsschreiben’ um Secundille zählen, handelt es sich zumeist um eher beiläufige Erwähnungen von Schriftlichkeit, wie sie in fast sämtlichen Texten der höfischen Erzählliteratur zu finden sind – ein Urteil, das die paratextuellen, eher unspezifischen Aussagen über angebliche Quellen, den medialen Status des vorliegenden Werks und dessen mögliche Rezeptionsformen bestätigen.[930]

Eines zeigt die Untersuchung der schriftlichen Mitteilungen aller Art im ‘Jüngeren Titurel’ meiner Meinung nach hingegen ganz deutlich: die überragende Bedeutung, die dabei der materiellen wie sprachlichen Form zukommt. Die Bedeutung der materiellen Form schriftlicher Mitteilungen wird am Brackenseil evident, das nicht zuletzt aufgrund seiner wertvollen Beschaffenheit – Seide, Perlen, Edelsteine – heiß begehrt und heftig umkämpft wird. Noch wichtiger aber sind die Kräfte der Edelsteine, die diese beim Vorlesen der Schrift entfalten. Der wieder und wieder verlesene Inhalt des Textes selbst macht auf die Zuhörenden vergleichsweise kaum Eindruck.

Die Faszination der sprachlichen Form von Schrift betrifft v. a. den ‘Jüngeren Titurel’ selbst, muss dieser doch gerade wegen seiner hochartifiziellen Strophenform Aufsehen erregen. Dabei korrespondiert der von Danielle Buschinger postulierte „geblümte Stil als eine manieristische Überbietung von Wolframs verschrobenem Stil“[931] meines Erachtens mit der gesteigerten Komplexität der Strophenform. Mehr als 6000 dieser metrisch und sprachlich komplexen

[929] Man denke an die Beschriftungen in Verbindung mit dem Gralstempel und auf Ackerins Rüstung, an Motti auf Fahnen, die vielen Briefe (etwa von Artus, Ackerin, Tschinotulander, Pardiscale, Secureiz und den zahlreichen Bewerbern um Secundille), die schriftlich fixierten Schlachtaufstellungen, die Niederschrift der Erzählung Ekubas usw. Um hier nicht alle Textstellen extra anführen zu müssen, verweise ich auf die themenfokussierte Textpräsentation des ‘Jüngeren Titurel’. Zu Lesestellen im ‘Jüngeren Titurel’ vgl. auch Wegner (2000), S. 276.
[930] Vgl. dazu das Schlusskapitel. – Dass Schrift im ‘Jüngeren Titurel’ nur ein Medium neben anderen ist und das ‘eigenäugige’ Lesen der Rezeption mittels Vorlesen durch jemand anderen weder über- noch untergeordnet ist, zeigt, wenngleich in anderem Kontext, auch Wegner (2000), S. 275–284.
[931] Buschinger (1989), S. 525.

Strophen hat Albrecht gedichtet! Reim und Rhythmus fesseln den Leser, sodass der – aufgrund der sprachlichen Form auch nur schwer zugängliche – Inhalt beinahe ins Abseits geraten könnte, zumal man die wichtigsten Erzählstränge ohnehin aus 'Parzival' und 'Titurel' kennt.[932] Über die Art und Weise, in der Albrecht Wolframs 'Titurel' fortsetzt, meint Ulrich Wyss denn auch:

> Wenn dann allerdings im sogenannten 'Jüngeren Titurel' nach 1200 Wolframs Form modifiziert wird – vor allem durch die Einführung von Zäsurreimen in den Langzeilen – und die beiden alten Fragmente in eine weitgespannte Epenhandlung […] eingebettet werden, dürfte sich die spezifische ästhetische Qualität der Lyrisierung verändern: Der *sound* emanzipiert sich von seinem subversiven Potential, er wird indifferent gegenüber der Thematik. Der Reiz des Textes besteht dann nur noch in den Klangeffekten […].[933]

Und indem er sich auf die Lektüre des Brackenseils bezieht, erklärt Mertens: „[W]enn wir auf die Verlesung zurückblicken, so geht es nicht um Inhalte, sondern um metasemantische Wirkungen."[934] In dieser Hinsicht, in seiner Wirkung, ist der 'Jüngere Titurel' darum durchaus seinem Brackenseil vergleichbar: Er erregt Staunen ob seiner künstlerischen Komposition und erfreut durch seine Form, weniger durch die erzählte Geschichte und schon gar nicht durch die integrierten Tugendlehren. Die Überwindung der Schrift und des von ihr transportierten Inhalts durch die Wirkung der sprachlichen und/oder materiellen Form wäre dem 'Jüngeren Titurel' als Symptom eben dieser Entwicklung somit eingeschrieben, ist aber nicht zugleich sein vom Autor intendiertes poetologisches Programm. Und inwieweit Albrecht die Masse seines Textes durch das Mittel der sprachlichen und metrischen Form beherrscht oder umgekehrt von der Form seines eigenen Textes überwältigt wird, bleibe dahingestellt.

Ein Nachsatz drängt sich schließlich noch auf, der die intertextuelle Verkettung dreier Werke innerhalb meines Textkorpus betrifft. Wolfram kritisiert in seinem 'Titurel' den unreflektierten Umgang seiner Zeitgenossen mit Schrift, besonders, wie Meyer[935] zeigt, jenen mit dem in schriftlicher Form vorliegenden 'Parzival'. Thomas Neukirchen nun vertritt in seiner Habilitation mit dem bezeichnenden Untertitel „Der 'Jüngere Titurel' Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des 'Parzival' Wolframs von Eschenbach"[936] die Auffassung, Albrecht kritisiere – großteils in der Rolle Wolframs – die unvollständige und ungenaue Darstellung der *aventiure*, in deren vollem Besitz er, Albrecht, sei (Strophe 5961,1), im 'Parzival'. Ein Werk ersetzt oder ergänzt, kritisiert oder vereindeutigt das jeweils andere, nimmt jedenfalls auf es

[932] Zu Bedeutung und Wirkung der strophischen Form in Albrechts 'Jüngerem Titurel' im Gegensatz zu Wolframs 'Titurel' vgl. Martschini (2011), S. 165–178.
[933] Wyss (2009), S. 147. Vgl. dazu bes. auch Mertens (2010).
[934] Mertens (2010), S. 197.
[935] Meyer (2006), bes. S. 474.
[936] Neukirchen (2006).

Bezug. Ein Dichter verhandelt das eigene Werk oder das eines anderen. Dabei kritisiert Wolfram, wie oben gezeigt, die Rezipientenseite, Albrecht hingegen die Produzentenseite, wie Neukirchen ausführt.[937] Vereinfacht ausgedrückt: Wolfram moniert das – falsche – Lesen, Albrecht das – gleichermaßen mehrdeutige wie unvollständige – Schreiben/Erzählen.[938] Im 'Reinfrid von Braunschweig' begegnet uns schließlich ein Dichter, der genau das macht, was Wolfram im 'Titurel' verurteilt: das Gelesene als uneingeschränkte Autorität anerkennen. Er beruft sich dabei nicht selten gerade auf Wolfram – und auf den 'Titurel', womit er den 'Jüngeren Titurel', den er Wolfram, nicht Albrecht, zuschreibt, meint und also quasi beiden Dichtern/Erzählern auf den Leim geht. In den Versen 10418–10425 spielt der Erzähler nämlich auf das an, was *Wolferan von Eschilbach / in Titurelles buoche sprach* (Verse 10421f.; was Wolfram von Eschenbach im 'Titurel' sagte), meint damit aber wohl Albrechts 'Jüngeren Titurel', weil es um die Speisung durch den Gral geht, die im 'Titurel' nicht vorkommt, nur im 'Parzival' und daher auch im 'Jüngeren Titurel'. Ebenso wenn der 'Reinfrid'-Dichter in den Versen 16582–16587 von Kämpfern aus weit entfernten Königreichen erzählt,

16585	die ich doch sicherlîchen	die ich Euch nicht mit Sicherheit
	iuch nennen sol noch nennen kan,	[so] nennen werde noch nennen kann,
	als der werde Wolfran	wie der edle Wolfram
	sprüche rîch von Eschibach	von Eschenbach wortreich
	in Titureles buoche sprach	im 'Titurel' namentlich von gut
	wol von zweihundert künge namen	zweihundert Königen sprach.[939]

Zweihundert Namen von heidnischen Königen kommen allerdings nicht im 'Titurel' vor, sondern annähernd im 'Willehalm' und wurden von Albrecht in seinen 'Jüngeren Titurel', dessen Erzählen auch eher als der Fragmentarismus des 'Titurel' als *sprüche rîch* bezeichnet werden kann, übernommen. Und noch ein drittes Mal beruft der Erzähler des 'Reinfrid von Braunschweig' sich ausdrücklich auf Wolfram von Eschenbach, wenn er nämlich von Anfortas' Leiden erzählt, das dank Parzival geheilt worden sei, *als ich in sîme buoche vant / von dem von Eschibach geschriben* (wie ich in seinem [wohl: Parzivals] Buch von dem von Eschenbach geschrieben fand).

[937] Selbst wenn ich Neukirchen in den Details seiner Interpretation nicht folgen möchte, stellt sich Albrechts 'Jüngerer Titurel' doch unleugbar als Verhandlung der wolframschen Werke dar. Und hätte der Dichter Albrecht dabei nicht den Eindruck gehabt, er könne an diesen Texten etwas verbessern oder doch wenigstens genauer erzählen, ergänzen, hätte er trotz Gönnerauftrag wohl kaum ein Werk von solchen Ausmaßen, wie der 'Jüngere Titurel' sie aufweist, geschaffen.

[938] Zur von Wolfram übernommenen Stilisierung als Analphabet und der gleichzeitigen Schreibtätigkeit des Erzählers siehe oben bzw. 'Jüngerer Titurel I' (1955), Strophe 68, 'Jüngerer Titurel II' (1964), Strophe 2526 und 'Jüngerer Titurel III' (1968), Strophe 4016, sowie das Schlusskapitel.

[939] Oder, aufgrund der fehlenden Verneinung: *die ich euch glaubhaft nennen soll [und] noch nennen kann, da der edle Wolfram von Eschenbach im 'Titurel' ausführlich namentlich von gut zweihundert Königen sprach*. Allerdings werden im 'Reinfrid von Braunschweig' keine zweihundert König aufgezählt.

Darüber hinaus sind die literarischen Bezüge im ‘Reinfrid von Braunschweig’ vielfältig und wurden zum Teil von Wolfgang Harms herausgearbeitet, der seinen diesbezüglichen Aufsatz denn auch mit dem Satz beginnt: „Gelehrte Belesenheit, gute Kenntnisse der höfischen deutschen wie auch lateinischer Literatur, hat man dem für uns anonymen Dichter des *Reinfried von Braunschweig* nie bestritten.“[940] Er schöpfte fleißig aus zahlreichen literarischen und geistlichen Texten[941] und nützte damit für seinen Roman das Buchwissen seiner Zeit, wobei diese Verweise, wie Harms zeigt, nicht nur illustrativen, sondern durchaus auch sinnkonstituierenden Charakter haben. Was auf einer metapoetischen Ebene interessiert, zeitigt auch Auswirkungen auf der Handlungsebene, besonders für den zweiten, den Reiseteil des Romans. Dieser Reiseteil nämlich, so Werner Röcke,

> zeichnet sich dadurch aus, daß die Erzählungen von der Fremde in Gestalt von Erzählungen in der Erzählung dargeboten werden und sich darüber hinaus der unterschiedlichsten Medien der Verschriftlichung und der Lektüre bedienen.[942]

Die Lektüre der verschriftlichten Texte – Erzählungen im weitesten Sinn – verläuft allerdings nicht immer nach Wunsch ihres Verfassers. Man denke etwa an das Briefchen in Savilons Ohr oder an das in Form der Inschriften an den Säulen gespeicherte Wissen über die wirkmächtigen Kräuter. Im ersten Fall entwendet Vergil das Briefchen aus dem Ohr und ermöglicht dadurch die Geburt Christi (Verse 21666–21680), im zweiten wird das tradierte Wissen missbräuchlich verwendet (Verse 19820–19837). Wie Röcke in Bezug auf die Inschriften an den Säulen erklärt, „verlangt die Schrift ihren adäquaten, und d. h.: ihren verantwortungsbewußten Gebrauch, wenn die schriftliche Fixierung des Wissens nicht Schaden hervorrufen soll.“[943] Indem die Frauen das Gelesene unbedingt selbst ausprobieren wollen, erweisen sie sich als verantwortungslose und damit inadäquate Rezipientinnen. Es ist ihre *curiositas*, aus der der falsche Umgang mit Schriftzeugnissen resultiert und die ihnen und ihren missgestalteten Kindern zum Verhängnis wird. Und es ist auch diese Neugier, die Reinfrid zu einem guten Teil seiner Handlungen – besonders im Reiseteil – bewegt: Er will selbst erfahren, wovon man ihm erzählt. Dabei sind, wie Otto Neudeck erklärt, gerade die Phänomene der Orientreise Buchwissen des 13. Jahrhunderts.[944] Es handelt sich also um Wissen, das auch dem kurz nach 1200[945] ‘lebenden’ Reinfrid zur Verfügung stünde und – zum Teil in mündlich tradierter

[940] Harms (2006), S. 233.
[941] Dabei stammen viele der von Harms bezüglich ihrer Herkunft und Funktion analysierten Figuren und Motivkomplexe aus Wolframs Texten – siehe auch Harms (2006), S. 233. Und auch Achnitz (2002), S. 89, meint, der ‘Reinfrid’-Autor sei ein „ausgesprochener Wolfram-Kenner“.
[942] Röcke (1996b), S. 289.
[943] Röcke (1996b), S. 296.
[944] Vgl. Neudeck (1989), S. 167, inklusive Fußnote 9.
[945] Zur Zeitfrage im ‘Reinfrid von Braunschweig’ siehe Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit - Vergänglichkeit’.

Form – ja auch steht. Seine *curiositas* zielt demnach nicht auf die Erfahrung neuen Wissens, sondern dient lediglich der Bestätigung oder gar nur dem Bedürfnis, von sich sagen zu können, man habe es selbst gesehen, sei also gewissermaßen eine Autorität auf diesem oder jenem Gebiet.[946]

So oder so ähnlich stellt jedenfalls Achnitz die Sache in seiner Habilitationsschrift, in der er sich um eine gattungstheoretische Neuverortung des 'Reinfrid von Braunschweig' bemüht, dar. Was Reinfrid schließlich nicht – mehr – selbst erfahren kann, will er wenigstens selbst lesen. Das tut er gemeinsam mit dem Perser im Inneren des Magnetbergs mit jenem für alle verständlich geschriebenen Buch.[947] Die darin enthaltene Binnenerzählung von Savilon und Vergil, in dem Achnitz ein Werkzeug Gottes erkennt,[948] sei als Warnung vor übermäßiger *curiositas* und daraus entstehender *superbia* zu begreifen.[949] Reinfrid allerdings bringe das Gelesene nicht mit der eigenen Situation in Zusammenhang, beziehe die Warnung also nicht auf sich, weshalb Achnitz von einer „offensichtliche[n] Fehlrezeption des Buches"[950] spricht. Seine Einschätzung der *curiositas* der Figur Reinfrid gründet er wesentlich auf ein Kapitel der Dissertation Otto Neudecks.[951] Während Neudeck diese Neugier jedoch einerseits als vom Erzähler nur mäßig kritisiert empfindet und ihre mangelnde Verurteilung durch die Erzählinstanz auf eine „Inkonsequenz in der Figurenkonzeption"[952] zurückführt, erkennt Achnitz darin einen, wenn nicht gar den größten Fehler Reinfrids, der sich als Landes- wie Kindsvater auf andere Dinge als die Erfahrung des ohnehin schon Bekannten[953] besinnen sollte. Mit dieser Aufgabe, der Erfahrung der Wunder Gottes, war einst der irische Abt Brandan betraut worden. Zwar hatte auch er diese Wunder in einem Buch gelesen, sie aber für völlig absurd gehalten und das Buch darum verbrannt, weshalb Gott ihm den Auftrag erteilt hatte, all das Gelesene selbst zu erfahren, um es wiederum schriftlich festhalten und der Menschheit auf diese

[946] Vgl. Achnitz (2002), S. 220.
[947] Vgl. dazu Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit - Vergänglichkeit'.
[948] Achnitz (2002).
[949] Vgl. Achnitz (2002), S. 188, der sich hier auf Neudeck (1989), S. 176f., Fußnote 25, bezieht. – Die Geschichte des Zauberers Savilon bzw. Zabulon und Vergils Besuch von dessen magischem Grabmal wird übrigens im 'Wartburgkrieg' erzählt, den Hannes Kästner und Bernd Schirok gerade in Bezug auf diese Episode an Wolframs 'Parzival' rückbinden. Vgl. Kästner, Schirok (2000), S. 133–137. Somit beriefe sich der 'Reinfrid'-Dichter in einer Schlüsselepisode auf Buchwissen, das seinerseits Buchwissen aufgreift, das sich zugleich als Buchwissen tarnt (Wolframs Quellenfiktion) und verleugnet (Wolframs so genannte 'Selbstverteidigung'). Vgl. Schlusskapitel.
[950] Achnitz (2002), S. 189.
[951] Siehe 'Reinfried zwischen menschlicher *curiositas* und heilsgeschichtlich-kosmologischer Ordnung: Zum gefährdeten Idealstatus des Romanhelden'. In: Neudeck (1989), S. 164–204.
[952] Neudeck (1989), S. 203.
[953] „Alles, was der Held erlebt, ist aus theologischen, literarischen und naturkundlichen Werken der Zeit wohlbekannt; er will […] lediglich das aus der schriftlichen Überlieferung Bekannte und zu Erwartende selbst erfahren, d. h. sehen und hören." Siehe Achnitz (2002), S. 199.

Weise bekannt machen zu können.[954] Reinfrid hätte das alles nicht mehr notwendig gehabt und sich stattdessen, so Achnitz, besser auf die verantwortungsvolle Ausübung der Landesherrschaft besonnen.

Achnitz' gesamte Argumentation basiert auf der Annahme, dass hinter dem 'Reinfrid von Braunschweig' – ebenso wie hinter dem 'Apollonius von Tryland' des Heinrich von Neustadt – mehr steckt als eine epigonale Minne- und Abenteuererzählung. Seiner Meinung nach werde im 'Reinfrid' das richtige Verhalten eines Herrschers und Staatsoberhauptes bzw. „das im Artusroman weitgehend ausgeblendete Verhältnis des adligen Herrschers zu Gott und die daraus resultierende Legitimation von Herrschaft"[955] verhandelt.[956]

Auf Schrift und Schriftlichkeit und das dadurch tradierte Wissen bezogen geht es im 'Reinfrid von Braunschweig' nach Achnitz, dem ich hierin gerne zustimme, um die Vorrangstellung des – mittelalterlichen – Buchwissens vor dem – neuzeitlichen – Erfahrungswissen.[957] Bezüglich der *curiositas* Reinfrids meint Achnitz deshalb: „Die Neugier des Helden ist nicht positiv charakterisiert als Erwerb von Wissen, das die mittelalterlichen Denk- und Lebensordnungen in Richtung naturwissenschaftlicher Welterfahrung der Frühen Neuzeit überschreiten würde."[958] Dabei ist dem Mittelalter nicht die Neugier an sich verwerflich, wie Sonja Glauch anhand der Rezeption des spätantiken Lehrbuchs 'De nuptiis Philologiae et Mercurii' des Martinus Mineus Capella vorführt.[959] Wissbegierde ist kein Privileg der Neuzeit oder gar der Moderne. Die mittelalterlichen Denker und Gelehrten akzeptierten im Gegenteil sehr wohl, dass

> dem menschlichen Geist ein natürlicher Drang und eine Berechtigung zugeschrieben werden, Weltwissen zu erlangen, indem dieser die Natur und sogar das Übersinnliche bis an seine Grenzen auslotet. Aber mir scheint es außerordentlich wichtig, eine Eigenart der hierin legitimierten Neugier hervorzuheben: sie richtet sich nur nominell auf die Naturerscheinungen. In der Praxis zielt sie vielmehr auf ein Universum der Wissensüberlieferung, d.h. der Bücher.[960]

Diese Ansicht vertritt offenbar auch der Erzähler des 'Reinfrid von Braunschweig'. Er wendet sich damit ab von Wolframs Schriftkritik und stellt sich und seinen Roman gewissermaßen in die Nähe von Hartmanns Erzähler im 'Iwein', der lieber gewinnbringend von Artus und seiner Zeit erzählt, als damals gelebt – und all das Erzählte erlebt – zu haben.[961] Natürlich stößt der

---

[954] Brandan (2002), Verse 17–72. – Sogar den Magnetberg besucht Brandan vor Reinfrid, wenngleich davon nur im 'Brandan', Verse 296ff., nicht im 'Reinfrid von Braunschweig' die Rede ist.
[955] Achnitz (2002), S. 380.
[956] Deshalb schlägt Achnitz (2002), S. 8, als ein Ergebnis seiner Untersuchung denn auch „die Gattungsbezeichnung 'Herrschafts- und Staatsroman'" vor. Vgl. auch Achnitz (2002), S. 380f.
[957] Vgl. Achnitz (2002), S. 219–221.
[958] Achnitz (2002), S. 220.
[959] Glauch (2010a).
[960] Glauch (2010a), S. 86.
[961] Siehe Iwein (2006), Verse 54–57: *ichn wolde dô niht sîn gewesn, / daz ich nû niht enwære, / dâ uns noch mit ir mære / sô rehte wol wesen sol* (ich wollte damals nicht gelebt haben, sodass ich nicht jetzt nicht lebte, da uns noch durch die Geschichten von ihnen [*scil.* Artus' und seinen Leuten] Gutes zuteil werden wird). Nhd. Überset-

Erzähler seinen Rezipienten nicht mit der Nase darauf, denn genau so wie im ‘Reinfrid von Braunschweig’ der richtige Umgang mit Geschriebenen gefordert wird, fordert der ‘Reinfrid von Braunschweig’ selbst von seinem Rezipienten einen verantwortungsvollen Umgang mit dem Gelesenen:

> Gefordert ist eine selbständige Bewertung der sich einstellenden Diskrepanz zwischen dem, was der Rezipient erfährt und dem, was Reinfried tut, durch die aktive Deutungsleistung des Rezipienten.[962]

Es obliegt somit dem Leser zu entscheiden, ob, erstens, der ‘Reinfrid’-Dichter den selbst gesetzten Maßstäben gemäß handelte und wie, zweitens, er selbst mit dem soeben Gelesenen umgehen wird – quasi: ob der ‘Reinfrid’-Dichter das gepredigte Wasser auch trinkt und ob des Lesers Interpretation des ‘Reinfrid von Braunschweig’ ruhigen Gewissens als ein verantwortungsbewusster Umgang mit dem schriftlich tradierten Text bezeichnet werden kann. Die Frage, was Wolfram dazu gesagt hätte, ist freilich auch damit nicht beantwortet.

---

zung von E. M. – Die Meinung, dass der ‘Reinfrid’-Dichter auf Hartmanns Romane Bezug nahm, vertritt auch Achnitz (2002), S. 378, insofern er ihm „eine produktive Auseinandersetzung mit der Symbolstruktur des Hartmannschen Artusromans“ attestiert. – Horst Wenzel verweist in der Einleitung zu seinem unter dem Titel ‘Medienengeschichte vor und nach Gutenberg’ erschienenen Sammelband [Wenzel (2007c)] auf die Gedichte Heinrich des Teichners, in denen zum Ausdruck komme, dass die Jungen den Alten aufgrund des Buchwissens und der Möglichkeit, aus Büchern zu schöpfen, überlegen sind. Siehe Wenzel H. (2007a), S. 19.

[962] Achnitz (2002), S. 190.

6. Schlussworte

Nachdem ich fünf in meinen Augen wichtige Themenkomplexe, die im 13. Jahrhundert mit dem Phänomen Schriftlichkeit verbunden gedacht werden konnten, genauer unter die Lupe genommen habe, will ich abschließend die Selbstinszenierung der zehn untersuchten Werke, wie sie sich uns vor allem in Prologen und Epilogen, aber auch in Erzählereinschüben darstellt, an die Ergebnisse der Interpretationskapitel rückbinden. Es ist mir dabei nicht um eine detaillierte Auseinandersetzung mit mehr oder weniger etablierten Forschungsmeinungen zu Erzählerrede oder Rezeptionsformen zu tun. Vielmehr frage ich danach, in welchem Verhältnis die Werke zu den in ihnen propagierten oder ihnen eingeschriebenen Haltungen gegenüber Schriftlichkeit stehen und welche Schlüsse auf eine außerliterarische Realität aus diesem Verhältnis gezogen werden können.

Wolfram, dessen ‘Parzival’ chronologisch am Anfang des von mir untersuchten Textkorpus steht, will sein Werk keinesfalls als *buoch* verstanden wissen, wenn er in einem Erzählereinschub sagt:

116,1	ê man si hete für ein buoch,	Bevor man sie [*scil*. die erzählte Aventiure] für ein Buch hält,
	ich wære ê nacket âne tuoch,	wäre ich lieber nackt, ohne Tuch,
	sô ich in dem bade sæze,	so wie ich in der Wanne sitze,
	ob ichs questen niht vergæze.	wenn ich [nur] die Badequaste nicht vergessen hätte.

Vorangegangen sind dieser Aussage die Selbstnennung Wolframs (Vers 114,12), der *ein teil mit sange [kan]* (Vers 114,13; ein bisschen singen kann), und die Selbststilisierung dieses singenden, also wohl mündlich vortragenden, Erzählers als (Minne-)Ritter (Verse 115,11–20), der gerne bereit ist, die angefangene *âventiure* weiterzuerzählen, nämlich *vort ze sprechen* (vgl. Vers 115,24). Wer die Geschichte aber weiter hören wolle,

	dern zels ze keinem buoche.	der rechne sie nicht zu den Büchern.
	ine kan decheinen buochstap.	Ich kann keinen [einzigen] Buchstaben.
	dâ nement genuoge ir urhap:	Da nehmen genug ihren Anfang[963]:
	disiu âventiure	Diese Geschichte
115,30	vert âne der buoche stiure.	verläuft ohne die Weisung von Büchern.

Das stimmt so natürlich nicht; und ich meine gar nicht in erster Linie Wolframs vorgeblichen Analphabetismus – davon, dass Wolfram lesen und schreiben konnte, gehe ich aus, denn nur wer die guten Sitten kennt, kann sich getrost darüber hinwegsetzen. Auf die *âventiure* bezogen stimmt die Aussage der Verse 115,29f. auf mehreren Ebenen nicht: Zunächst basiert der

[963] Interessant erscheint mir, dass *urhap* nach Lexer (1992), S. 260, neben ‘Anfang’, ‘Ursprung’ und ‘Ursache’ auch ‘Aufstand’, ‘Streit’, ‘Zank’ o. Ä. bedeuten kann.

‘Parzival’ natürlich über weite Strecken auf Chrétiens de Troyes ‘Perceval’, der somit als direkte Vorlage gelten kann.[964] Davon, dass auch Elemente anderer schriftliterarischer Werke wie besonders des ‘Eneasromans’ des Heinreich von Veldeke in Wolframs Text eingegangen sein mögen,[965] will ich hier gar nicht sprechen. Das uns vorliegende Werk ist ohne die ihm als Quellen dienenden Bücher jedenfalls nicht vorstellbar.

Es geht mir aber gar nicht so sehr um die außerliterarische Realität; sogar auf die metatextuelle Ebene beschränkt, trifft die Behauptung des Erzählers, seine Geschichte komme ohne die Grundlage von Büchern aus, nicht zu. Denn der Erzähler selbst gründet seine Geschichte auf Schrift, wenngleich er deren direkte Verbindung zur von ihm erzählten *âventiure* zu verwischen sucht. Ihren Ursprung hat die Geschichte vom Gral, wie die Erzählerfigur Wolfram sie präsentiert, nämlich einerseits in den Sternen:

	Flegetânîs der heiden sach dâ von er blûweclîche sprach, im gestirn mit sînen ougen 454,20 verholenbæriu tougen. er jach, ez hiez ein dinc der grâl: des namen las er sunder twâl inme gestirne, wie der hiez.	Der Heide Flegetanis sah, – wovon er [nur] zaghaft sprach – am Sternenhimmel mit eigenen Augen rätselhafte Geheimnisse. Er sagt, es gäbe ein Ding namens ‘Gral’: Dessen Namen, [also] wie der hieß, las er ohne Zweifel in den Sternen.

Zu sprechen getraute Flegetanis sich nur hinter vorgehaltener Hand über das, was er in den Sternen gelesen hatte; am Schreiben hinderte ihn aber scheinbar nichts, denn er *schreip vons grâles âventiur* (Vers 453,30; schrieb von der Geschichte des Grals). Diesen Text *in heidenischer schrifte*[966] fand der Provenzale Kyot, der vor der Lektüre freilich noch einige Schwierigkeiten zu bewältigen hat:

453,15	der karakter â b c muoser hân gelernet ê, ân den list von nigrômanzî. ez half daz im der touf was bî: anders wær diz mær noch unvernumn.	Davor musste er ohne die Hilfe der Nigromantie die Buchstaben des Alphabets lernen. Dabei half ihm das Sakrament der Taufe: Andernfalls wäre diese Geschichte [heute] noch unbekannt.
453,20	kein heidensch list möht uns gefrumn ze künden umbes grâles art, wie man sîner tougen innen wart.	Keine heidnische List könnte uns dazu dienen, das Wesen des Grals zu verkünden, wie man seiner Wunder innewurde.

Wenn Wolfram nun mit seiner Aussage, dass er bzw. sein Erzähler nicht einen einzigen Buchstaben kenne oder zu schreiben vermöchte, nicht auf ein vermeintliches Analphabeten-

[964] Vgl. Einführung zum Inhaltsreferat des ‘Parzival’; zur Inszenierung des Werks im Raum der Schriftlichkeit einschließlich Quellenfiktion vgl. außerdem Martschini (2009), S. 60–78. – Zur Forschung über Chrétiens de Troyes ‘Perceval’ als Vorlage Wolframs siehe etwa Bumke (2004b), S. 271.

[965] Vgl. Bumke (2004b), S. 10–12, sowie Fußnote zum Brackenseil im Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’.

[966] Gemeint sind wahrscheinlich entweder hebräische oder arabische Schriftzeichen, denn einerseits stammt Flegetanis *ûz israhêlscher sippe* (Vers 453,27; aus jüdischem Geschlecht), andererseits fand Kyot das Schriftstück *ze Dôlet* (Vers 453,12), also in Toledo, in dem auch nach seiner Rückeroberung durch den christlichen König Alfons VI. von den Arabern das Arabische noch bis zum Ende des 13. Jahrhundert die übliche schriftliche Verkehrssprache war. Siehe Molénat (2003), Sp. 844.

tum oder den Vorzug der mündlichen gegenüber der schriftlichen Literatur(re)produktion, sondern trotz Heiko Hartmanns Zweifeln[967] auf den Bibelpsalm *non cognovi litterarum* anspielte,[968] in dem die göttliche Inspiration vor die Nichtigkeit der weltlichen Wissenschaft gestellt werde,[969] fände sich in den Versen 453,20–22 eine Parallele dazu: Nicht heidnische Schrift, sondern göttliche Gnade und Erleuchtung führten zum Ziel.[970]

Flegetanis schrieb vom Gral allerdings nur, dass er von einer *schar […] ûf der erden* (Vers 454,24) zurückgelassen worden sei und seither von besonders edlen und reinen Menschen gehütet werde (Verse 454,24–30). Diese Information reichte Kyot offensichtlich noch nicht, denn er

	[…] begunde suochen	… begann in lateinischen
	in latînschen buochen,	Büchern zu suchen,
455,5	wâ gewesen wære	wo es ein Volk gegeben
	ein volc dâ zuo gebære	hätte, dass dazu taugte,
	daz ez des grâles pflæge	dass es den Gral hütete
	unt der kiusche sich bewæge.	und sich um Keuschheit bemühte.
	er las der lande chrônicâ	Er las die Chroniken der Länder
455,10	ze Britâne unt anderswâ,	in Britannien und anderswo,
	ze Francrîche unt in Yrlant:	in Frankreich und Irland:
	ze Anschouwe er diu mære vant.	In Anschou fand er die Erzählungen.
	er las von Mazadâne	Er las ganz wahrheitsgemäß
	mit wârheit sunder wâne:	von Mazadan:[971]
455,15	umb allez sîn geslehte	Über sein ganzes Geschlecht
	stuont dâ geschriben rehte,	stand da alles richtig verzeichnet,
	unt anderhalp wie Tyturel	und wie auf der anderen Seite Titurel
	unt des sun Frimutel	und sein Sohn Frimutel
	den grâl bræht ûf Amfortas,	den Gral an Anfortas vererbt hätten,
455,20	des swester Herzeloyde was,	dessen Schwester Herzeloyde war,
	bî der Gahmuret ein kint	mit der Gahmuret ein Kind
	gewan, des disiu mære sint.	zeugte, von dem diese Geschichte erzählt.

Erst auf Grundlage auch der lateinisch[972] geschriebenen Chronik in Anschou konnte Kyot jene Geschichte *en franzoys* (Vers 416,28; auf Französisch) verfassen, die die Erzählerfigur Wolfram nun *tiuschen* (Vers 416,30; auf Deutsch) erzählt.

Die Inszenierung seines ‘Parzival’ gelingt dem Autor Wolfram nahezu perfekt: Der Heide Flegetanis liest in den Sternen vom – christlichen? – Gral und schreibt das Gelesene in heidnischer Schrift auf. Der Provenzale Kyot kann mit Gottes Hilfe die heidnische Schrift entziffern

[967] Hartmann (2000b), S. 387.
[968] Vgl. dazu Kästner, Schirok (2000), S. 80. – Meyer (2009), S. 38, zitiert den Vers als *non cognovi litteraturam.*
[969] Bumke (1991), S. 7; vgl. Martschini (2009), S. 65.
[970] Walter Haug (1989c), S. 616, spricht – anlässlich des ‘Willehalm’-Prologs – von der „Singularität der literaturtheoretischen Position Wolframs, die in der These von der Wirkung des göttlichen Geistes im Dichtergeist jenseits von aller Gelehrsamkeit ihren so pointierten Ausdruck findet“.
[971] Mazadan ist gemeinsam mit Terdelaschoye der Urahn des Artusgeschlechts. Vgl. den Stammbaum nach Elisabeth Schmid in: Parzival (2003).
[972] Dazu, dass das Adjektiv *latînsch* sowohl die Sprache als auch das Schriftsystem meinen kann, vgl. Martschini (2009), S. 76.

und das von ihm Gelesene durch einen lateinischen Chroniktext zu einer umfassenden Geschichte über Gahmurets und Herzeloydes Sohn ergänzen. *[O]p der Provenzâl die wârheit las* (Vers 805,9; wenn der Provenzale die Wahrheit las), erzählt Wolfram also recht. An keiner Stelle entschlüpft Wolfram, er habe gelesen, was Kyot geschrieben habe.[973] Sein 'Parzival' wird als genuin nicht schriftliches Werk inszeniert, wobei es freilich gelesen[974] werden kann und mittelbar auf Gelesenes, Geschriebenes und wieder Gelesenes zurückgreift. Und wenn Wolfram seinen Roman in doppelter Weise, also aufgrund des Psalmworts und der göttlichen Hilfe beim Entziffern des heidnischen Alphabets, als vom christlichen Gott inspiriert sieht, übergeht er dabei gekonnt, dass gerade das Christentum eine Buchreligion ist und bei der Berufung auf *buoch* nicht selten die Bibel gemeint ist,[975] wie ja auch der heiligmäßige Einsiedler Trevrizent in seinen Büchern zu lesen pflegt (Vers 459,22). Somit ist die Inszenierung des 'Parzival' in bzw. außerhalb der Sphäre der Schriftlichkeit ein hübsch konstruierter Widerspruch, den zu übersehen gerade jene geneigt sind, die allzu sehr auf das geschriebene Wort vertrauen.[976] Unter Berufung auf Hans Blumenberg sehen Hannes Kästner und Bernd Schirok diesen vielleicht nur scheinbaren Widerspruch aber „auch vor dem Hintergrund eines generellen Spannungsverhältnisses von Buch und Wirklichkeit".[977] Es ginge Wolfram demnach nicht in erster Linie um die Opposition von Belesenheit vs. Inspiration oder Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit und die Bevorzugung der jeweils zweiten, wie sie sich für den gesamten Roman ja auch schlecht aufrechterhalten lässt, sondern um den Vorzug der Wirklichkeit vor der reinen Fiktion, wie sie in Büchern zur Verfügung gestellt wird. Auch im 'Titurel' gründet die Kritik am Umgang mit Schriftlichem darauf, dass durch Schrift vermittelte Inhalte unreflektiert geglaubt werden, ohne dass man sie zuvor mit Blick auf die Wirklichkeit kritisch hinterfragt hätte. Somit wäre die im 'Titurel' evident gemachte Präferenz der – freilich ebenso fingierten – Wirklichkeit gegenüber den schriftlich verbreiteten 'G'schichterln' bereits dem 'Parzival' eingeschrieben.

Der 'Titurel' entbehrt – nicht zuletzt aufgrund seines fragmentarischen Charakters, selbst wenn dieser, wie ich meine, beabsichtigt ist – eines Prologs oder Epilogs, der seine Positionie-

[973] Vgl. Bumke (2004b), S. 6.
[974] Bzw. geschrieben gesehen werden kann, denn in den Versen 337,1ff. heißt es: *Nu weiz ich, swelch sinnec wîp, […] diu diz mære geschriben siht, …*
[975] Vgl. Begriffsinventar. – Kästner, Schirok (2000), S. 89–97, meinen unter Anführung zahlreicher Beispiele zwar zu Recht, dass der „*buoch*-Begriff als solcher […] zu dieser Zeit bereits in jeder Beziehung (Inhalt, Sprache, Wertung) weitgehend offen zu sein" (S. 95) scheint und damit durchaus auch andere schriftliche Quellen gemeint sein können, ein Blick ins Begriffsinventar im Anhang zeigt jedoch, dass die geistliche und besonders biblische Konnotation aber wenigstens für die von mir untersuchten Werke nicht zu vernachlässigen ist.
[976] Zur Widersprüchlichkeit der Quellenberufungen gerade an jenen Stellen, die nicht aus Chrétiens 'Perceval' stammen, vgl. Martschini (2009), S. 66.
[977] Kästner, Schirok (2000), S. 150.

rung im Raum der Schrift erklären würde. Dazu kommt die strophische Form, die tendenziell eher auf (inszenierte) Mündlichkeit – etwa des Minnesangs oder der Heldendichtung – verweist.[978] Könnte es sich nicht auch dabei um eine Kritik an genau dieser paratextuellen und formalen Inszenierung von Schriftwerken handeln? Wichtig zu sagen scheint mir jedenfalls, dass auch im 'Parzival' diese Angaben nicht im eigentlichen Prolog zu finden sind und der Epilog dem Verfasser nur dazu dient, *von Troys meister Cristjân* (Vers 827,1), also den Verfasser der über weite Strecken tatsächlichen Vorlage, gegenüber dem Provenzalen Kyot als Stümper zu bezeichnen, der die Geschichte nicht richtig erzählt habe, weshalb er, *Wolfram von Eschenbach* (Vers 827,13), sich lieber an diese – von ihm selbst geschaffene – Instanz halte. Erzählereinschübe im 'Titurel' sind allerdings kurz und mit Ausnahme des Zweifels an der Fähigkeit der Schreiber, über diese besondere Minne zwischen Sigune und Schionatulander zu erzählen,[979] haben sie nichts mit Schriftlichkeit zu tun; der Erzähler spricht lediglich von der *âventiure*, die er *künden* wolle (Strophe 59,3) und von dem *mære*, das sich *geunsüezen* will (Strophe 168,2). Beide Begriffe beziehen sich in erster Linie auf den Inhalt und sagen nichts über die Schriftlichkeit oder Mündlichkeit weder des Werks noch seiner Quellen aus. Ich wende mich deshalb dem nächsten Text, Konrad Flecks Roman 'Flore und Blanscheflur', zu.

Hier gibt es, wie es sich gehört, einen Prolog und einen Epilog, die miteinander die eigentliche Erzählhandlung einrahmen und – vorgeblich – die 'technischen Daten' zum Werk liefern: Im Prolog ist zunächst recht allgemein die Rede von Nutzen und Gründen des Erzählens sowie, damit zusammenhängend, von menschlichen Tugenden. Schriftlichkeit ist zunächst kein Thema. Erst wenn der Erzähler erklärt, darüber, wie *einen iegelichen man* (Vers 87; einen jeglichen Mann) *hôhiu minne* (Vers 92; hohe Minne) zu Tugend anregen und zu Freude verhelfen könne, müsse er *leider schrîben / in eime wâne* (Verse 96f.; leider aufs Geratewohl davon schreiben), wird die schreibende Tätigkeit des Verfassers kurz thematisiert. Es dauert allerdings noch einige Verszeilen, in denen die Geschichte von Flore und Blanscheflur – noch ohne Namensnennung – bereits angedeutet wird, bevor der Erzähler seinen Rezipienten bittet, *daz er von disem buoche / disiu mære verneme* (Verse 132f.; dass er aus diesem Buch diese

[978] Vgl. Mertens (1996), bes. S. 371, und Martschini (2011) – Müller U. (2009), S. 356, geht davon aus, „dass im Mittelalter so gut wie alle Texte, die in Strophenform organisiert waren, auch ursprünglich für eine gesungene [also mündliche] Vermittlung bestimmt waren." Fuchs-Jolie (2003a), S. 23, hält dem Postulat der quasi realen Mündlichkeit entgegen: „Der 'Titurel' ist ein Text, der die Künstlichkeit mündlicher Sangstrophe so weit vorantreibt, daß sie umschlägt in Schriftlichkeit: Sie scheint einen Leser zu verlangen, einen Text mit Buchstaben, die sich gleichbleiben."

[979] Vgl. Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'

Geschichte vernehme), womit die inhaltlichen *mære* im materiellen *buoch* verankert sind. Und:

	ez hât Ruopreht von Orbênt	Ruprecht von Orbent hat
	getihtet in welschen	in romanischen, unverfälschten
	mit rîmen ungevelschen,	Reimen gedichtet,
145	des ich in tiuschen willen hân.	was ich auf Deutsch erzählen werde.

Im Epilog (Verse 7971–8006) bezeichnet der Erzähler, der in diesen Zeilen zwar sehr präsent ist, hier aber von sich in der dritten Person spricht und seinen Namen aus Gründen der Bescheidenheit bewusst verschweigt, sein Werk abermals als *buoch*, das er *getihtet hât* (Vers 7971) und das man *hæren oder lesen* (Vers 7979) könne. Die Verantwortung für die Wahrheit des Inhalts schiebt er auf seinen *welsche[n] meister* (Vers 7975), von dem er die Geschichte *geschriben las* (Vers 7976), während sein Name nur dank Rudolf von Ems bekannt ist.[980]

Wir haben damit eine schriftliche französische Quelle eines von der Forschung bislang nicht identifizierten[981] und darum möglicherweise – wie Wolframs Kyot – fiktiven Ruprecht von Orbent. Diese Quelle las und übersetzte der Erzähler, dessen Werk nun seinerseits gehört oder gelesen werden kann. Da die Referenzen auf Schriftliches nur geringe Teile von Prolog und Epilog, in denen beileibe nicht jeder Erzähl- und Rezeptionsakt schriftbasiert sein muss, ausmachen, versucht Konrad mit der Inszenierung seines Werks wohl beide Seiten zu bedienen: Er erwartet und wünscht offenbar gleichermaßen eine auditive wie eine lesende Rezeption. Die Glaubwürdigkeit des eigenen Werks stützt er zwar auf eine vorgebliche schriftliche Quelle, jedoch kommt über eine merkwürdige Rahmenerzählung (Verse 147–272) auch der Aspekt des mündlichen Erzählens zum Tragen. Obwohl er die Geschichte der liebenden Kinder im Prolog nämlich schon angesprochen hat (Verse 119–126), unterbricht er sich quasi selbst und legt die Geschichte einer Dame aus Karthago in den Mund, die in einem idyllischen Baumgarten einer auserwählten Gesellschaft von Flore und Blanscheflur erzählt. Die Merkwürdigkeit der Rahmenerzählung rührt daher, dass sie am Ende nicht geschlossen wird, genau so wie auch vollkommen unklar ist, weshalb Konrad zwei Schwestern als gute Erzählerinnen auftreten lässt, wenn dann doch nur deren eine spricht. Diese aber erzählt so schön, dass *man möhte wol schrîben / von minnen sô spæhiu wort* (Verse 248f.; man so schöne Worte über die Liebe gut und gerne aufschreiben könnte) – was Konrad ja auch tut oder was vor ihm schon Ruprecht von Orbent getan hat. Angedeutet wird dadurch, dass nur schöne Rede wert ist, aufgeschrieben zu werden. Damit gewännen aber auch die Minnebücher, die Flore und Blansche-

[980] Außer im ‘Willehalm von Orlens’ (siehe unten) nennt Rudolf seinen Dichterkollegen noch im ‘Alexander’. Siehe Alexander (1928), Verse 3239–3245. Vgl. außerdem Einführung zum Inhaltsreferat von ‘Flore und Blanscheflur’.
[981] Ganz (2010), Sp. 745.

flur in der Haupthandlung lesen, einen größeren Wert, als wenn den beiden Kindern nur mündlich von Minne erzählt worden wäre. Und sogar Konrads *buoch* gewinnt dadurch an Wert. Das höchste Lob der Mündlichkeit besteht darin, dass sie es wert sei, in Schriftlichkeit überzugehen. Angedeutet ist hier aber vielleicht auch der Prozess der Verschriftlichung, der, wie Oesterreicher[982] zeigt, eben nicht in der reinen grafischen Fixierung mündlicher Äußerungen besteht, also nicht nur Verschriftung ist, sondern eine inhaltliche und strukturelle konzeptionelle Veränderung der Rede erfordert. Um eine mündlich erzählte Geschichte in den Raum der Schrift transferieren zu können, bedarf es daher ihrer Adaption. Indem die Dame redet 'wie gedruckt', trägt sie als Sprecherin bereits zu dieser Adaption bei: Ihre der geschriebenen Sprache angenäherte Rede kommt aufgrund ihrer Form schriftlich erzählten und womöglich für ein Lesepublikum geschriebenen Geschichten schon ein Stück weit entgegen.

Ich möchte den Blick noch einmal zurücklenken auf des Erzählers Bemerkung, über die Macht der Liebe schriebe er, mangels eigener Erfahrungen, nur *in eime wâne*. Er kann demnach nur wiedergeben, was andere über die Liebe – schriftlich oder mündlich bzw. schriftlich u n d mündlich – erzählen. Das unterscheidet ihn von Flore und Blanscheflur, denn diese beiden lesen zwar sehr wohl, was man, vielleicht Ovid,[983] über die Liebe schreibt, erleben das Gelesene aber am eigenen Leib – oder, vorerst noch ganz keusch, in den eigenen Gefühlen. Die Figuren der Erzählhandlung können die, wahrscheinlich fiktionale, Literatur damit auf ihr, ebenfalls fiktionales, Leben umlegen. Der Erzähler, obwohl bis zu einem gewissen Grade auch Figur, aber mit dem Bestreben, der 'Realität' zugerechnet zu werden, kann das nicht oder konnte das bisher jedenfalls noch nicht. Die höfische Liebe, wie Flore und Blanscheflur sie erlesen und erleben und wie sie in 'Flore und Blanscheflur' geschildert wird, bleibt also auf die Literatur beschränkt. Sie bleibt eine Erfindung der höfischen Literatur, die nicht einmal auf der dem Leben der Rezipienten am nächsten stehenden Ebene des Erzählers realisiert werden kann. Die Abgrenzung zur Handlungsebene, auf der allein eine Realisierung der erlesenen Liebe möglich scheint, erfolgt umso schärfer, als Konrad noch die Rahmenhandlung einschiebt und somit schreibt, wie der Erzähler die von Ruprecht von Orbent verschriftete Rede einer Dame aus Karthago übersetzt, in der Flore und Blanscheflur von der Liebe lesen. Weiter entfernt von der Realität kann Liebe kaum sein.

Dennoch hat das Erzählen von Liebe einen unmittelbaren Nutzen für das 'reale' Leben – wenigstens nach Ansicht des Erzählers Rudolf im 'Willehalm von Orlens'. Im Anschluss an eine

[982] Oesterreicher (1993); vgl. Kapitel 'Rechts*chreibung*'.
[983] Vgl. Kapitel 'Die Erfindung der höfischen Liebe'.

recht allgemeine Tugendlehre, die als Träger des Akrostichons RVODOvLFIOHAeNNES[984] dient und in einem Lob der Bescheidenheit endet (Verse 1–16), wendet sich dieser Erzähler nämlich an versammelte Anwesende. Wer nur gekommen sei um zu spotten, möge gleich wieder gehen. Wer aber

	[…] gůte mȅr erkennen kan	… gute Erzählungen erkennen kann
35	Und der liht ist also gemůt	und der vielleicht in einer Stimmung ist,
	Das sůze rede im sanfte tůt[]	dass schöne Rede ihm Erleichterung verschafft,

… der sei hier gerne gesehen. Von der aufrichtigen und herzerweichenden Liebe zweier edler Menschen wolle er erzählen:

	Wer der sålden wunsches kint	Wer die Kinder dieses Wunschtraums,
70	Von dem dú måre erhaben sint,	von dem die Erzählung handelt,
	Von gebúrte wårin,	ihrer Abstammung gemäß sind,
	Des wil ich úch búmåren,	will ich euch erzählen
	Swer es gerůchet hȍren hie,	– wer auch immer es hier hören mag –
	Und wil úch beschaiden wie	und will euch kundtun, wie
75	Der stolze degen wart geborn	der stolze Held, dem diese Erzählung
	Dem disú måre sint erkorn[.]	zuerkannt ist, geboren wurde.

Auch wie sein Vater starb, er selbst Ruhm und Ehre erwarb und um einer Frau willen litt, wolle der Sprecher erzählen,

86	Als úns das måre tet erkant,	wie uns die Erzählung bekannt machte,
	Der sú in wålsche geschriben vant	der sie auf Französisch geschrieben fand
	Und sú her braht her [sic] in túsche lant.	und hierher in den deutschen Sprachraum brachte.

Wenn der Erzähler schön zu sprechen vermöchte, werde die Geschichte den Edelmütigen von Nutzen sein. Um ihnen einen Gefallen zu tun und ihr Lob zu erringen, nehme er die Mühe auf sich. Er schließt seine Einführung, die im Schriftwerk den Prolog bedeutet, mit den Worten:

	Uf der sålden bejag	Auf der Suche nach Glück
	Wil ich, so ich beste kan,	will ich, so gut ich kann,
130	Die aventúre griffen an	die Geschichte angehen,
	Wie disú måre hůoben sich,	wie diese Erzählung sich gestaltet
	Als dir [sic] warhait måre wisent mich.	und die wahre Erzählung mich anweist.

An den wenigen zitierten Verszeilen lassen sich bereits wesentliche Merkmale von Rudolfs paratextueller Inszenierung seines Werks aufzeigen: Ein fiktiver mündlicher Erzähler wendet sich an ein ebenso fiktives Auditorium, dem er die deutsche Fassung einer eigentlich französisch geschriebenen Geschichte erzählen will, auf dass diese Geschichte von Liebe und Leid edler Menschen ihnen nütze und ihm Ruhm einbringe, wobei die Geschichte zumeist als *måre*, seltener und semantisch zum Teil um Nuancen abweichend, als *aventúre* bezeichnet wird.[985] Dass die mündliche Erzählsituation Fiktion ist und als solche erkannt werden will

[984] Die Kleinbuchstaben stehen jeweils über den ihnen vorangehenden Großbuchstaben.
[985] Eine klare Unterscheidung zwischen den beiden Begriffen – etwa gemäß Stoff und Plot – scheint Rudolf mir weder hier noch später zu vollziehen. Florian Kragl vermutet aber, dass *diu mære* die einzelnen Erzähleinheiten des Texts bezeichnen. Siehe Kragl (2008), S. 356.

und muss, zeigen die nur aus dem Schriftbild ersichtlichen Akrosticha, wie sie nicht nur in den ersten fünfzehn Zeilen des Werks, sondern am Beginn jedes Prologs der einzelnen fünf Bücher des 'Willehalm von Orlens' aufscheinen.

Die Prologe, zum Teil auch die Epiloge der (anderen) Bücher enthalten weitere Charakteristika der rudolfschen Erzählweise. So wendet sich der Erzähler am Ende des ersten Buchs vorwurfsvoll an *vro Rúwe* (Vers 2095; Frau Leid), die der *Aventúre* (Verse 2100 und 2118) ihre Helden genommen habe. Wenn das zweite Buch aber mit der Frage eröffnet wird: *Wer hat mich gůter her gelesen?* (Vers 2143; welcher gute [Mensch] hat mich bis hierher gelesen), ist es nicht *vro Rúwe*, die sich gegenüber *Růdolf*, wie er in Vers 2164 namentlich angesprochen wird, rechtfertigt, sondern es ist *Vrŏ Aventure* (Vers 2169), die dringend darum bittet, in angemessener und rechtschaffener Weise weitererzählt zu werden, und so in einen Dialog mit dem Erzähler tritt. Dabei formuliert sie einerseits den Wunsch *gelesen*, andererseits 'gesprochen' und 'gesagt' zu werden. Sie lässt nämlich ihren Meister bitten,

	[…]	…
	Der mich biz her getihtet hat,	der mich bis hierher gedichtet hat,
	[…]	…
	Das er mich vollebringe,	dass er mich vollende;
2160	Wan ich an in gedinge	weil ich auf ihn hoffe,
	Sol er min vurspreche wesen,	soll er mein Fürsprecher sein;
	Er frume mich also gelesen	er möge mich so lesen,
	Das man fúr gůt ŏch dulde mich.	dass man mich als gut anerkennt.
	Růdolf, nu sprich du mich	Rudolf, nun erzähle du mich
2165	Und sage der mære mere von mir[.]	und berichte mehr Geschichten von mir.

Dass die Aventiure *her gelesen*[986] wurde und auch noch weiter *gelesen* werden will, lässt darauf schließen, dass die fingierte mündliche Vortragssituation als an einen schriftlich vorliegenden Vortragstext gebunden gedacht wird. Dafür sprechen auch spätere Bemerkungen des Erzählers, er habe im Zuge seines Vortrags bereits das eine oder andere (vor-)gelesen.[987] Dass die mündliche Dimension des Erzählens bzw. Vorlesens zur Inszenierung des fingierten Rezeptionsakts mindestens ebenso wichtig ist, zeigen neben Frau Aventiures Bitte auch vereinzelte Einwürfe des Erzählers Rudolf.[988]

Auf Frau Aventiures Aufforderung, die Geschichte weiterzuerzählen, reagiert Rudolf mit einem Anfall von Bescheidenheit und Selbstzweifel, indem er eine Reihe zeitgenössischer Dichter nennt, die dafür viel besser geeignet wären. Dieser Dichterkatalog führt neben den

[986] Franziska Wenzel liest *her* als Substantiv und übersetzt daher: „Wer hat mich, guter Herr, gelesen?" Das bedeutet zwar weder für ihre noch für meine Interpretation einen gravierenden Unterschied, steht aber Wenzels und meiner Übersetzung der Verszeile 2157 entgegen: „der mich bis hierher gedichtet hat", die sich einer ganz ähnlichen Formulierung bedient. Siehe Wenzel F. (2002), S. 229.

[987] Etwa Vers 2858: *Als ich hie vor dú måre las*, Vers 8345: *als ich iuch hie vor las*, oder die Verse 11710f.: *Als ich vor diu måre las, / Do ich si nemmen began* (wie ich die Geschichte vorher vorlas, als ich sie aufgriff).

[988] Vgl. Vers 12273: *Als ich gesprochen han*, oder auch Vers 15600: *Von der ich nih me sprechen wil*.

großen Epikern Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg etwa auch Wirnt von Grafenberg und Konrad Fleck, als Verfasser des Romans ‘Flore und Blanscheflur’ (Verse 2221–2223), an. Damit liefert der Autor Rudolf von Ems gleichermaßen ein Zeugnis seiner Belesenheit[989] wie einen wichtigen Beitrag zu Datierung und Chronologie mittelhochdeutscher Texte, damit stellt sich aber vor allem der Erzähler Rudolf über all diese Dichter, da Frau Aventiure eben ihn und keinen der Genannten dazu ausersehen hat, sie zu erzählen.[990] Auf diese Weise wird das eigene Werk, die Erzählung von Willehalm von Orlens, außerdem im höfischen und damit schriftliterarischen Raum verortet, denn Texte der zumindest aus dem mündlichen Erzählen entstandenen Heldendichtung finden in diesem Dichterkatalog trotz der fingierten Mündlichkeit des Vortrags keine Erwähnung.[991] Andeutungsweise bereits im Prolog des ersten Buchs, nochmals und ausdrücklicher aber im Epilog des fünften und letzten Buchs (Verse 15601–15689) legt Rudolf auch die Umstände von Quelle, Vermittler und Gönner dar.[992] Johannes von Ravensburg nämlich habe die Erzählung über Willehalm quasi aus Frankreich importiert:

	Diu getat des werden mannes	Die Tat des edlen Mannes
	Wart im an walschen bůchen kunt,	wurde ihm durch französische Bücher bekannt,
15610	Und brahte si do sa ze stunt	und er brachte sie sogleich,
	Mit im her in thiusche lant,	wie er sie geschrieben fand,
	Alse er si geschriben vant,	mit sich her in den deutschen Raum,
	Dar uf ob er den funde	auf dass er jemanden fände,
	Der si getihten kunde,	der sie in Form bringen könnte,
15615	Das sie von im berihtet	und sie von ihm ins Deutsche übertragen
	Und in thúsche wurden getihtet	und in Form gebracht würden
	Durch siner vrǒwen werden grůz,	zum hehren Lob seiner Herrin,
	Der er wil und dienen můz,	der er dienen muss und will,
	Ob das bůch iender kåme,	wenn das Buch dahin käme,
16520	Das sie ez von im vernåme,	dass sie es von ihm erhalte,
	Ob si ze lange stunde	Stunden der Muße
	Dar an gesenftern kunde,	damit erträglicher machte
	Das ǒch si im den sinen pin	[und] auch ihm sein Leid
	Senfterte und den kumber sin.	und seinen Kummer erleichterte.

Der diese Aufgabe übernahm, war Rudolf, Dienstmann oder Ministeriale in Montfort, derselbe, der auch das *bůch* (Vers 15631) ‘Der gute Gerhard’ *getihte hat* (Vers 15631) ebenso wie ‘Barlaam und Josaphat’. Aber nicht nur Auftragsarbeit war das Werk, sondern der Inhalt oder

[989] Direkte Zeugnisse seiner Literaturkenntnis bietet Rudolf außerdem im Rahmen eines Minneexkurses, in dem er auf andere Dichter verweist, die man lesen soll (Verse 4381–4414), oder wenn er sich auf Walther von der Vogelweide beruft (Verse 4468f.).

[990] Darüber, wie Rudolf sich im ‘Willehalm von Orlens’, mehr noch aber in seinem ‘Alexander’ mittels eines topischen Literaturkatalogs über seine Vorgänger stellt und den eigenen Ruhm inszeniert, spricht sehr überzeugend Kragl (2008).

[991] Die von Rudolf genannten Dichter und Werke „sind alle Repräsentanten dessen, was man heute höfische Literatur nennt.“ Siehe Kragl (2008), S. 357.

[992] Zu den wahrscheinlichen realhistorischen Gönnern, Auftraggebern und Vermittlern des ‘Willehalm von Orlens’ bzw. seiner Vorlage vgl. Ertzdorff (1967), S. 89–97, und Brackert (1968), S. 26f. Brackert interessiert in seiner Heidelberger Habilitationsschrift generell die Aufnahme und Einbettung geschichtlicher Daten, Fakten, Personen und Ereignisse in die Dichtung Rudolfs von Ems.

Stoff – freilich noch nicht in der ihm von Rudolf verliehenen vorbildlichen Form – habe ihn dazu animiert, dass er seine *ârebait / An dis getihte ha[t] gelait* (Verse 15673f.; Mühe an dieses Gedicht verwandt habe), um damit wiederum Konrad von Winterstetten einen Gefallen zu tun. Alle aber, ganz egal ob *man oder wip* (Vers 15671), mögen ihm dafür Lob sagen.

Die schon im Prolog erwähnte schriftliche französische Vorlage, die wie üblich auch für die Wahrhaftigkeit des Inhalts bürgen soll (Verse 6813–6815), wurde demnach von Johannes von Ravensburg aus Frankreich in den deutschen Sprachraum gebracht und mit Unterstützung Konrads von Winterstetten dem *knappen* (Vers 15627) Rudolf zur Bearbeitung und Übersetzung übergeben.[993] Seine Eignung dafür hat Rudolf bereits durch zwei frühere Werke, die sich samt ihrem Verfasser darum in Rudolfs Literaturkataloge einreihen, unter Beweis gestellt.

Was Rudolf vom Ems mit seinem ‘Willehalm von Orlens’ anstellt, ist eine paratextuelle Inszenierung wie aus dem Lehrbuch – oder wie aus den Lehrbüchern, denn er bedient sich beinahe schamlos bei den großen Dichtern seiner Zeit (oder der unmittelbaren Vergangenheit), wobei er immerhin die Güte hat, diese in seinen Literaturlisten zu ‘zitieren’. An Wolframs ‘Parzival’ erinnert die Inszenierung des mündlichen Vortrags trotz schriftlicher Quelle sowie die Dialoge mit den Damen *Rúwe*, *Aventúre* und *Minne* (Verse 9661–9734), an Gottfried die an die Existenz des Textes als Schriftwerk gebundenen Akrosticha sowie die Integration der Dichterkataloge in das eigene Werk, an Hartmann die auf die Dichtung verwandte Arbeit sowie die Überzeugung, dass gute Literatur von moralischem Nutzen sei. Von Wirnt von Grafenberg schließlich übernahm Rudolf wohl die Form für den Prolog seines zweiten Buchs, wenngleich bei ihm die personifizierte Aventiure, nicht unbedingt das materiell-körperlich anwesende Buch spricht.[994] Weitere Anleihen – bei Wolfram von Eschenbach bzw. Heinrich von Veldeke[995] – wären zum Beispiel die Briefeinlagen im dritten Buch des ‘Willehalm von Orlens’.

Der ‘Willehalm von Orlens’ präsentiert sich somit als meisterhaft gearbeitete Kompilation von Erzähltechniken, als Werk, dessen Verfasser sich andere Dichter zum Vorbild genommen, ihre Ideen aufgegriffen und in die eigene Arbeit integriert hat. Da wir die behauptete Vorlage, den angeblich von Johannes von Ravensburg aus Frankreich mitgebrachten Roman,

[993] Xenja von Ertzdorff (1967), S. 221, äußert ihre Unsicherheit bezüglich der Schriftlichkeit oder Mündlichkeit von Rudolfs Quelle, da unklar bliebe, ob Johannes von Ravensburg „nur die Geschichte oder gleich ein Exemplar des französischen Manuskripts dem Dichter zur Verfügung stellte“; Rudolfs Formulierungen seien hier nicht ganz eindeutig. Trotz des Erzählers mehrfacher Behauptung, er habe sagen hören oder vernommen (etwa Vers 7109 oder 9891) halte ich die Nennung einer schriftlichen französischen Geschichte aber für Indiz genug, dass Rudolf auf metapoetischer Ebene auch eine schriftliche Vorlage fingiert.

[994] Vgl. dazu auch Martschini (2012).

[995] Vgl. Kapitel ‘Die Erfindung der höfischen Liebe’.

nicht kennen, steht außerdem zu vermuten, dass Rudolf die übernommenen Erzählmuster mit eigenen Inhalten füllte, womit er genau jenen Umgang mit 'Formatvorlagen' gepflegt hätte, wie seine Rezipienten ihn in Bezug auf die dem Werk inserierten Briefe pflegen können.[996] Und wie, nebenbei gesagt, auch Herrscher sich ein Vorbild an Rudolfs Darstellung eines idealen Herrschers nehmen und das Gelesene auf die eigene Herrschaft anwenden können. Darin, dass diese im 'Willehalm von Orlens' zur Verfügung gestellten Vorbilder weder heutigen Autoren oder Regierungsmitgliedern noch den Versendern von Emails nützlich sind, liegt vielleicht mit ein Grund für die Langeweile, die der Text bei einigen seiner modernen Leser hervorzurufen geneigt ist.[997]

Völlig anders präsentiert sich der 'Frauendienst' des Ulrich von Liechtenstein. Bei ihm fällt eine Trennung zwischen Para- und Haupttext über weite Strecken schwer, zumal sich der epische Haupttext gewissermaßen als Paratext der lyrischen und anderen Einschübe interpretieren lässt. Über die Inszenierung des 'Frauendienst' durch seinen Autor wurde schon verschiedentlich gesprochen, weshalb ich nur noch einmal kurz zusammenfassen möchte: Ulrich gibt vor, seine Texte mündlich zu verfassen; in dem Hinweis auf seinen Schreiber (Strophe 169,3) erklärt er, dieser bringe seine privaten Mitteilungen in schriftliche Form. Wie aus den letzten Strophen des 'Frauendienst' ersichtlich, rechnet Ulrich fest mit der schriftlichen Existenz seines Werks in Buchform. Und er versieht dieses Buch sogar mit einem Titel. Er, der am ausdrücklichsten behauptet, nicht schreiben, weil nicht einmal lesen zu können, ist zugleich derjenige, der seinen am Ende vorliegenden Text am verbindlichsten als Schriftwerk in Szene setzt, obwohl die Form wie bei Wolframs 'Titurel' schon allein der Strophen wegen der schriftliterarischen Gattung 'höfischer Roman' zuwider zu laufen scheint. Indem Ulrich Minnesang ausdrücklich in den Raum der Schrift transferiert und seine kommentierte Sammlung von Minneliedern als *buoch* (Strophen 1845,4, 1847,3 und 1848,3) bezeichnet, spricht er selbst sich indirekt am vehementesten für eine neue Gattung 'Minnesangroman' aus. Vorbildwirkung hatte seine Innovation freilich nicht.

Auch beim 'Prosalancelot' werden die Grenzen zwischen Paratext und Haupttext an manchen Stellen unklar bzw. lässt sich überhaupt nur sehr vereinzelt von einem Paratext sprechen. Wie im Kapitel 'Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit' ausgeführt, ist der 'Prosalancelot' über weite Strecken als Verschriftung der mündlichen Erzählungen der Artusritter konzipiert, wobei Schreiber am Artushof das Erzählte – wohl auf Lateinisch – aufgeschrieben hät-

[996] Vgl. die im Kapitel 'Die Erfindung der höfischen Liebe' kurz angerissene Vorstellung vom 'Willehalm von Orlens' als Fürstenspiegel oder Fürstenunterweisung.
[997] Über andere Gründe dafür nachzudenken, ist hier nicht der Ort.

ten[998] und Walter Map für seinen König daraus ein französisches Buch gemacht habe, dessen offenkundige mittelhochdeutsche Übersetzung wir vor uns hätten. Alles, was nicht von den Rittern erzählt worden sein kann, inszeniert sich nach Möglichkeit gar nicht oder inszeniert sich gerade im Fehlen von Quellenberufungen und Erzählerkommentaren als unhinterfragbarer Tatsachenbericht, d. h. im Wesentlichen als Chronik. Dass der Text natürlich gerade keine Chronik ist, sondern vielmehr mit den Signalen dieser und anderer Gattungen spielt, wodurch er sich umso mehr im fiktionalen Bereich verortet, wurde bereits diskutiert. Ganz klar stellt sich der Text aber auch durch die Prosaform als Schrifttext dar. Im Vergleich mit den anderen Werken des Untersuchungskorpus fällt beim 'Prosalancelot', um dessen wesentliche Charakteristika kurz zusammenzufassen, auf, dass er vorgibt, auf mündlichen Erzählungen zu beruhen, deren unmittelbare Urheber aber – und das ist das Besondere – namentlich und als Figuren bekannt sind. Es ist nicht irgendjemand, der eine Geschichte erzählt, sondern es sind Gawan, Bohort, Lancelot, die ihre Geschichte erzählen. Etwas Ähnliches kennen wir aus Hartmanns von Aue 'Iwein', der mit der Erzählung Kalogrenants über seine vor zehn Jahren erlebten Abenteuer beginnt.[999] Allerdings schreibt Kalogrenants Erzählung intradiegetisch niemand auf; sie dient lediglich als Anstoß für den weiteren Handlungsverlauf, dessen Darstellung vom Erzähler nicht als Verschriftung der Berichte der Artusritter inszeniert wird; vielmehr gibt er vor, dass er *tihte diz mære*[1000] (diese Erzählung dichtete).

Im Gegensatz zu einigen anderen Texten kennen wir im 'Prosalancelot' mit Arodion von Köln, Tantamides von Vernaus, Thomas von Toledo und Sapiens von Budas die Schreiber, die das ihnen und allen anderen am Artushof Erzählte aufschreiben (I, S. 1288,22–32), und in weiterer Folge mit Walter Map denjenigen, der für die Buchbearbeitung der verschrifteten/verschriftlichten Erzählungen verantwortlich zeichnet (V, S. 540,21–29), auch wenn es sich bei ihnen allen – trotz eventueller realhistorischer Vorbilder bzw. Namen – um fiktive Persönlichkeiten handelt. Wen wir nicht kennen, ist jener, der den altfranzösischen Text ins Mittelhochdeutsche brachte, da er sich nicht nur nicht nennt, wie etwa Konrad Fleck das aus angeblicher Bescheidenheit unterlässt, sondern auch als Person oder Figur in keinster Weise greifbar ist. Es ließe sich argumentieren, dass das im Wesen einer Übersetzung, wenigstens

[998] Eine interessanten Hinweis, der sich mit der angeblichen Verschriftung der 'Rittererzählungen' im wahrsten Sinn des Wortes in Zusammenhang bringen lässt, liefert Oesterreicher (1993). S. 274 geht er auf die so genannten Urbare, frühmittelalterliche Güter- oder Abgabenverzeichnisse, ein, bei deren Erstellung „teilweise die mündlich-volkssprachliche Aussage der Befragten von Mönchen in einer vorläufigen Form lateinisch – also mit einem Sprachwechsel in die herrschende Schriftsprache! – notiert" worden sei. Nun sind die Erzählungen der Ritter im 'Prosalancelot' inhaltlich natürlich etwas völlig anderes, aber ihre Verschriftlichung, die darum eben keine Verschriftung wäre, kann man sich vielleicht ähnlich vorstellen.

[999] Iwein (2006), Verse 92ff.

[1000] Iwein (2006), Vers 30.

einer modernen Übersetzung, liegt, dass der Übersetzer völlig hinter den Autor zurücktritt und eben keine Bearbeitung liefert, wie Hartmann von Aue das mit seinen Artusromanen oder Wolfram von Eschenbach es mit seinem 'Parzival' tut. Es stellt den deutschen Leser aber vor das Problem, niemanden zur Rechenschaft ziehen zu können, wenn er entdeckt, dass der 'Prosalancelot' selbst dekonstruiert, worauf zu basieren er vorgibt: die Glaubwürdigkeit, Wahrheit und Verlässlichkeit von Schrift. Denn so schön die Inszenierung mit der Übersetzung der Buchbearbeitung der Verschriftung/Verschriftlichung mündlichen Erzählens auch aufgebaut ist, sie muss doch in sich zusammenstürzen, sobald der Leser auch nur ein einziges Mal nachfragt. Ähnlich wie Wolfram in seinem 'Titurel' spielt der 'Prosalancelot' demnach mit der eigenen Verortung in der Sphäre der Schriftlichkeit. Im Gegensatz zum 'Titurel' steht dabei aber nicht die Kritik im Vordergrund, sondern eben Spiel, das dem Leser einen Ausweg aus dem Dilemma erlaubt: Artusromane als fiktionale Geschichten zu lesen und den 'Prosalancelot' als ihre Krönung zu genießen.

Völlig konträr der 'Schwanritter': Mangels eines Prologs[1001] erfahren wir nur aus den letzten gut 30 Versen, dass der Verfasser, der die von ihm erzählte Geschichte irgendwo *geschriben las* (Vers 1616),[1002] Konrad von Würzburg heißt. Wo er die *âventiure wilde* (Vers 1636) gelesen hat, welcher Sprache dieser Text war, wer ihm die Vorlage zur Verfügung stellte oder den Auftrag zur Übersetzung oder Bearbeitung gab, verrät Konrad genau so wenig wie, ob er sich sein eigenes Werk in Buchform vorliegend, lesend oder hörend rezipiert denkt. Ihm ist es lediglich darum zu tun, dass man seine Erzählung für wahr hält. Begründet wird dieser Anspruch auf Wahrheit aber nicht durch eine schriftliche, französische oder lateinische, Vorlage, auch nicht durch die Berufung auf Ohrenzeugenschaft, sondern allein durch die Versicherung, dass Gott solche Wunder wirken könne. Bekräftigt wird dieses Argument durch den Hinweis auf die Hilfe, die Gott auch schon dem Gottfried von Bouillon zuteil werden ließ. Dass die Schriftlichkeit eines Quellentextes allein noch nicht hätte ausreichen können, um die Glaubwürdigkeit der Geschichte zu gewährleisten, ergibt sich aus der Erzählung selbst, denn wie schon der Herzog von Sachsen, ohne dass ihm widersprochen worden wäre, sagt: *man schrîbet an ein permint sleht / swes man geruochet unde gert* (Verse 712f.).

Kommen wir zu Albrechts 'Jüngerem Titurel', dessen unterschiedlichste nicht der eigentlichen Erzählhandlung angehörende Strophen einerseits zu viel, andererseits zu wenig oder doch zu widersprüchliche Information enthalten, um das Werk und seine(n) Erzähler eindeu-

[1001] Ob dieser nur aufgrund des Fragmentstatus fehlt oder für 'Schwanritter' gar nicht vorgesehen war, will ich nicht entscheiden. Für den Hinweis, dass mittelalterlicher Kurzerzählungen eher Epiloge als Prologe haben, danke ich Matthias Meyer.

[1002] Dass er außerdem ein Detail, nämlich die Gestaltung des Schilds des Herzogs von Sachsen, *las*, sagt der sonst nicht in Erscheinung tretende Erzähler in Vers 1052.

tig zu verorten. Über Wolfram und Albrecht im ‘Jüngeren Titurel’, die Inkonsequenz ihrer Inszenierung, die zudem nach Fassungen divergiert, und die Inadäquatheit bzw. Ahistorizität der Frage nach einem Autor hat sehr überzeugend Sonja Glauch geschrieben.[1003] Aus diesem Grund, nicht zuletzt aber auch, weil eine endgültige und für alle Fassungen gültige Entscheidung bezüglich des Wolfram- und des Albrecht-Erzählers nicht zu treffen sein dürfte, will ich die Inszenierung allein des Werks ‘Jüngerer Titurel’, das diesen Titel freilich nicht von Albrecht erhielt, für den ja wahrscheinlich gar kein ‘Titurel’ in dem Sinn existierte, ins Auge fassen.

Von Auftraggebern ist nur insofern die Rede, als ihre mangelnde Finanzierfreudigkeit moniert wird (Strophen 5843f., 5961 und 5993,4). Immerhin sind die Quelle und der zu korrigierende Vorlagentext klar, sagt der Erzähler doch in den Strophen 18–20, dass man von der schlechten Wirkung des Zweifels erstmals in Bezug auf Parcifal gehört habe; das aber habe er, der Erzähler, der sich erst später als Wolfram von Eschenbach ausgibt, schlecht, weil zu verwirrend berichtet, was er jetzt korrigieren wolle.[1004] Als Quellen ‘seines’ ‘Parzival’, der hier neu und besser erzählt würde, nennt der Erzähler die heidnische Erzählung des Flegetanis und die französische des Provenzalen, die er auf Deutsch künden wolle (Strophe 86), wenngleich er Wolframs raffinierte Inszenierung um Sterndeuterei und heidnische Schrift nicht übernimmt. Immerhin verweist er später zur Verifizierung seiner Geschichte aber auf Chroniken (Strophen 2885 und 5869), womit die von Kyot in Anschouwe konsultierten Texte aufgerufen sein könnten, obwohl der Erzähler des ‘Jüngeren Titurel’ diese auch anderen Ländern zuschreibt.

Wie Wolfram im ‘Parzival’ und mehr noch im ‘Willehalm’, dessen Formulierung Albrecht hier sowie in Strophe 4890 in Teilen übernimmt,[1005] präsentiert sich in Strophe 68 auch der Erzähler des ‘Jüngeren Titurel’ als Analphabet.[1006] Allerdings hält der Erzähler diesem, von ihm nicht als solchen empfundenen Mangel nicht sein Rittertum, sondern seine kognitiven Fähigkeiten entgegen, mit denen er die Allmacht Gottes anerkennt, nicht aber die Lehre und das Wissen, die aus Büchern zu ziehen wären, wie er einige tausend Strophen später sagt:

4890 Ich můz ot selben denken. ob ich dar an icht væle,
daz sol mir nieman krenken, wan hohiu kunst, diu nimt sich vor mir hæle
manger witz, die bůch da kunnen leren.

[1003] Glauch (2010).

[1004] Dass der Autor nicht nur auf den ‘Parzival’ zurückgriff, sondern genau so auch auf den ‘Willehalm’ und natürlich auf die ‘Titurel’-Stücke, steht bei der Frage nach der Inszenierung des Werkes nicht zur Diskussion. Bzgl. Albrechts Anleihen bei Wolfram vgl. bes. Borchling (1897), aber auch Neukirchen (2006).

[1005] Im Prolog des ‘Willehalm’ sagt der Erzähler im Anschluss an ein ausführliches Lob Gottes: *swaz an den buochen stet geschriben, / des bin ich künstelos gebliben. / niht anders ich geleret bin: / wan han ich kunst, die git mir sin.* (Von dem, was in Büchern geschrieben steht, verstehe ich nichts. Ich bin nur auf diese Art gelehrt: Wenn ich Talent habe, gibt es mir [mein] Verstand.) Mhd. Text zitiert nach: Willehalm (2003), Verse 2,19–22; nhd. Übersetzung von E. M.

[1006] Siehe Kapitel ‘Einmal Schriftkritik – und zurück?’

der kunst han ich deheine; und han ich kunst, die můz mir sin gemeren.

Ich muss eben selbst denken. Wenn ich daran etwa fehle, soll mir das niemand krumm nehmen, denn die hohe Kunst, die versteckt manch kluge Gedanken, die Bücher lehren können, vor mir. Dazu habe ich kein Talent; und das Talent, das ich habe, muss mir der Verstand mehren.

Daraus ließe sich schließen, dass der Erzähler seinen Text nicht schreibt und ihn, wie Wolfram seinen 'Parzival', auch nicht als Buch auffasst. Das stimmt so aber wiederum nicht. Erstens hofft der Erzähler, dass Gott ihm die Kraft gebe, dass seine *aventiure* zu Ende geschrieben werden könnte (Strophe 2524,1f.) – ob von ihm, dem Erzähler, oder einem Schreiber geht aus der Strophe allerdings nicht hervor; dass er selbst schreiben könne, spricht er in Strophe 2526,2 aus und deutet er in Strophe 4016,3 zumindest an. Zweitens bezeichnet der Erzähler sein Werk an mehreren Stellen – zumeist in Verbindung mit der intendierten Rezeption – ausdrücklich als *bůch*; so zum Beispiel, wenn ein potenzieller Rezipient *hie nu vreude lesende oder hőre an disem bůche* (Strophe 1663,1; hier nun von Freude lese oder aus diesem Buch höre), wenn die Rede von Lohengrin ist, *des mere von grozer clag ditz bůch ungrůzet* (Strophe 5960,4; dessen gar traurige Geschichte dieses Buch nicht begrüßt) oder wenn *ditz bůch* schließlich in höchsten Tönen gelobt würde (Strophe 5988,2). Als *bůch* bezeichnet der Erzähler übrigens nicht nur das vorliegende Werk, sondern genau so auch Wolframs 'Parzival' und 'Willehalm' (Strophe 5989), von denen einer nicht vollständig, der andere krumm erzählte, welche Fehler an *disem bůche* vermieden werden sollten (Strophe 5990). Und auch wenn der Erzähler erklärt, wie Parcifal bei Sigune und Trefizent war, zum Gral kam und Anfortas die erlösende Frage stellte, *daz seit ein ander bůch mit gantzem mere* (Strophe 5850,4; das erzählt vollständig ein anderes Buch), dann ist damit einerseits der 'Parzival' entgegen Wolframs Intention als *bůch* bezeichnet, andererseits aber indirekt auch der 'Jüngere Titurel'.

Mit der Inszenierung des Textes als *bůch* korrespondiert die positive Bedeutung, die der Lektüre schriftlicher Texte beigemessen wird: Die *schrift* als Lehrerin wird schon in Strophe 32 aufgerufen. Geht es dort wohl um die Bibel, die die Menschen über Gott und die rechte Lebensweise unterrichtet, wenngleich theoretisch auch das Brackenseil oder der 'Jüngere Titurel' selbst gemeint sein könnten, streicht der Erzähler in einem kleinen, im Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?' zitierten Exkurs (Strophen 2958–2961) den Nutzen schriftlicher Texte deutlicher heraus und stellt ihn in moralischer Hinsicht sogar über die praktische Betätigung. Auffallend ist, dass er dabei großen Wert auf die Sprache der rezipierten Texte legt: Deutsch müssten sie sein. Die Art der Rezeption spielt dagegen eine geringere Rolle, denn der Erzähler scheint es als gleichwertig aufzufassen, ob sein *bůch* gelesen oder gehört wird:

6077 Sit du bist gabe riche, so gib mir armen stiure,
daz ich dir lobeliche vol enden můz die werden aventiure,
daz iz ir aller herzen tugende bringe,

diez lesen oder hȯren, und der iz sag oder in dem done singe.

Weil du freigebig bist, so gib mir Armem die Unterstützung, dass ich dir zum Lob die wertvolle Geschichte vollenden kann, auf dass sie den Herzen all jener, die sie lesen oder hören, und dem, der sie spricht oder mit Melodie singt, zu Tugend verhelfe.

Die Art der Rezeption war schon für die Gewinnung der Freude in Strophe 1663,1 unerheblich; besonders umsichtig von Albrecht finde ich, dass er hier auch eines eventuellen Vortragenden gedenkt, der ebenso wie seine Hörerschaft von der Lektüre der *aventiure* profitieren soll. Die Verbindung zum Brackenseil und seiner mehrmaligen Verlesung einschließlich der Wirkung – allerdings der Edelsteine, also der Form, nicht des Inhalts – liegt in jedem Fall nahe. Neben den Lesern und Hörern berücksichtigt Albrecht in der letzten den Handschriften gemeinsamen Strophe womöglich sogar die Schreiber, die einen wichtigen Beitrag zur Vervielfältigung des Textes und damit zur Beförderung der Tugend leisten, wenn er den Wert seines ‘Jüngeren Titurel’ in eigentlich nicht mehr zu überbietender Weise beschreibt und nach Zustimmung heischt:

6327 Nu prȗfet, alle werden, die wirde dises bȗches!
von dȗtscher zung uf erden nie getichte wart so werdes rȗches,
daz lib und sele so hoch gen wirde wiset,
alle, di iz hȯren, lesen oder schriben, der sele mȗze werden geparadiset.

Nun erkennt, all ihr Edlen, den Wert dieses Buches! In deutscher Sprache wurde auf Erden [noch] nie ein Gedicht mit so großer Sorgfalt[1007] [geschaffen], das Leib und Seele zu so hoher Würde anleitet. Alle, die es hören, lesen oder schreiben, deren Seele müsste ins Paradies kommen.

Darauf hofft natürlich, wer sich in jahrelanger Arbeit durch Albrechts mehr als 6000 Strophen gequält hat. Und wenn die Grenzen zwischen den Fiktionsebenen im Paradies durchlässig sind, könnte seine Seele dort ja auch jenen von Sigune und den anderen begegnen.

Außerordentlich kurz ist die paratextuelle Inszenierung von ‘Mai und Beaflor’. Zwar verfügt das Werk über einen klassischen Prolog, aufgeteilt in *prologus praeter rem* (Verse 1–84) und *prologus ante rem* (Verse 85–118), die Angaben, die der namenlose Autor/Erzähler darin bezüglich seiner Quelle, seines Werks und seiner eigenen Person macht, sind aber äußerst spärlich: In den Versen 63–84 erbittet sich der Erzähler Gottes Hilfe für das geplante Projekt, nämlich eine Geschichte zu dichten, die ein edler Ritter ungereimt in einer Chronik gelesen und ihm, dem Erzähler, mündlich kundgetan habe. Auf Bitte des Ritters wolle er sich nun daran machen, die Geschichte in Form zu bringen, auch wenn er darin noch sehr unerfahren sei.

Wieder einmal wird das eigentliche Handlungsgeschehen als mündlich vermittelt, aber mit schriftlicher – und wie in Wolframs ‘Parzival’ historiografischer – Grundlage vorgestellt.

[1007] Oder: *edler Intention*.

Auch was der Erzähler im *prologus ante rem* einführend über die Gebräuche in Rom sagt, *hort [er] lesen* (Vers 92), d. h. nahm er auditiv, aber von einer Schriftvorlage abgelesen bzw. auf der Grundlage eines Schrifttextes mündlich wiedergegeben wahr. Ebenso hat er die Ereignisse, mit denen die Erzählhandlung einsetzt, *vernomen* (Vers 119). Im Textverlauf beruft er sich jedoch, wenn er die Authentizität des Erzählten sicherstellen will, auf die schriftliche Fassung des Stoffs, also wohl auf die im Prolog genannte Chronik, auch wenn er sie nicht mehr als solche, sondern zumeist als *buch* (Verse 781 und 8020) bezeichnet, das er gelesen habe (Vers 2100). Dieses Buch zwänge ihn denn auch zu erzählen, was er eigentlich lieber verschweigen würde (Verse 778–781), nämlich dass Kaiser Teljon sich seiner Tochter Beaflor in höchst unsittlicher Weise zu nähern versuchte. Die Autorität eines Schrifttextes kommt auf paratextueller Ebene noch einmal zum Ausdruck, wenn der Erzähler meint, man solle sich an Salomons Wort bezüglich schlechter Boten erinnern, *wand ez noch geschriben stat* (Vers 5164; weil es noch heute geschrieben steht).[1008] Damit korreliert, wie bereits Meyer[1009] zeigte, die paratextuelle Inszenierung des Textes mit der intradiegetischen Ambivalenz von Schriftlichkeit bzw. der Konkurrenzsituation von Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Handlungsgeschehen sowie, möglicherweise, mit den von Meyer beschriebenen Auswirkungen des medialen Umbruchs bis 1300.[1010]

Da ‘Mai und Beaflor’ – in Bezug auf die Frage nach der paratextuellen Inszenierung bedauerlicherweise – nicht mit einem Epilog, sondern lediglich mit einem zweizeiligen Lob Gottes endet, wende ich mich dem ebenfalls unter keinem Autornamen überlieferten ‘Reinfrid von Braunschweig’ zu.

Der Roman stellt sich zunächst als mündlich vermittelte Erzählung dar: In einem vergleichsweise kurzen Prolog (Verse 1–64) – ein Epilog fehlt aufgrund des Fragmentstatus des Werks – wendet sich der Erzähler an jene, die von so edler Gesinnung sind, dass sie ungehöriges Betragen nicht dulden mögen. Ihre Würde sollte durch das, was sie gleich zu hören bekämen, noch bestärkt werden, da Gutes zum Guten, Schlechtes zu Schlechtem anregt. So jedenfalls habe der Erzähler die Weisen sagen hören. Das höchste Gut aber sei die Ehre. Ihretwegen habe der Erzähler es auf sich genommen, eine Geschichte zu dichten, von der, sollte sie zu einem Ende kommen, die Rezipienten *wunderlîchiu dinc* (Vers 37) zu hören bekämen. Zwar kommt der ‘Reinfrid von Braunschweig’ aufgrund des Textabbruchs gerade nicht zu einem Ende, von *wunderlîchen dingen* ist in ihm dennoch die Rede, wobei der Erzähler betont, nur

[1008] Die Echtheit der Verszeilen 5162–5169 wurde allerdings angezweifelt [vgl. Mai und Beaflor (2006), S. 248], was angesichts der in ‘Mai und Beaflor’ erzählten Geschichte, die sich wesentlich um die Fälschung von Schriftdokumenten dreht, natürlich ein nettes Detail ist.
[1009] Meyer (2009), S. 42.
[1010] Zur medialen Umbruchssituation siehe Meyer (2009), S. 35–38.

zu sagen, *als mir was geseit* (Vers 56; wie mir gesagt wurde). Wenn er im Laufe der Geschichte aber auf eine – durchwegs unspezifische, niemals genauer definierte – Quelle verweist, behauptet er immer wieder, nur wiederzugeben, was er las bzw. wie er es las (Verse 922, 962, 1432, 12500 usw.), wobei manche dieser Verweise tatsächlich auf konkrete, wenngleich nur selten mit Titel oder Autor genannte Werke abzielen. Namentlich beruft der Erzähler sich auf Wolfram von Eschenbach,[1011] wobei die letzte dieser Berufungen 16674–16681), die sich wohl auf den 'Parzival' bezieht, zeigt, dass der Dichter des 'Reinfrid von Braunschweig' – wie schon Albrecht – den Text gegen Wolframs ausdrückliche Anweisung als *buoch[]* (Vers 16680) versteht, das zudem der von Eschenbach *geschriben* (Vers 16681) habe. Ob zu dieser Einschätzung auch die Inszenierung Albrechts, dessen 'Jüngeren Titurel' der 'Reinfrid'-Dichter ja für ein Werk Wolframs hielt,[1012] führte, kann nicht sicher entschieden werden. Gelesen haben will der Erzähler neben Wolfram jedenfalls auch geistliche, vor allem biblische Texte (Verse 19550, 20859, 24960–24963 usw.) sowie über Herzog Ernst (Vers 21056–21063; siehe unten). Dass auch die Rezipienten den 'Reinfrid von Braunschweig' lesen könnten, entschlüpft dem Erzähler nur an einer einzigen Stelle, wenn er nämlich gegenüber seinem Publikum darauf verweist, dass die Herren sich auf der Suche nach Aventiuren aufs Meer begeben hätten, *als ir dâ vor hânt gelesen* (Vers 22816; wie ihr vorher gelesen habt). Ansonsten wird der 'Reinfrid von Braunschweig' als auf zahlreichen schriftlichen Quellen basierende, aber – zunächst angeblich auch dem Erzähler – mündlich vermittelte Geschichte präsentiert, denn sogar was der Erzähler über Herzog Ernst las, bekommt sein Publikum zu hören (Vers 21056).[1013] So wie der 'Willehalm von Orlens' eine Kompilation von Erzähltechniken, ist der 'Reinfrid von Braunschweig' eine Kompilation buchliterarischen Wissens –Meyer spricht von einem „Wissensspeicher"[1014] –, die dennoch die Fiktion der mündlichen Rezeption aufrechtzuerhalten versucht.

Die untersuchten Texte zeigen sowohl durch die Präsentation und Details ihrer Erzählhandlungen als auch in ihren, zumeist paratextuellen, Selbstinszenierungen deutlich, dass wir im 13. Jahrhundert im deutschen Raum mit einer Gesellschaftsschicht zu rechnen haben, in der Schrift eine bedeutende Rolle spielte. Andernfalls hätten wir es nicht mit derart zahlreichen

[1011] Siehe Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[1012] Vgl. Kapitel 'Einmal Schriftkritik – und zurück?'
[1013] Im Text heißt es: *ir hânt wol gehæret wie / ein herzog ûzer Beigerlant, / Ernest sô was er genant, / und grâve Wetzel sîn man / hie vor zu dem steine kan, / als ich von in gelesen habe* (Verse 21056–21061; ihr habt wohl gehört, wie ein Herzog Ernst aus Beigerland mit seinem Vasall Graf Wetzel früher schon hierher zu diesem Stein kam, wie ich [es] von ihnen gelesen habe), d. h. das Publikum hat gehört, was der Erzähler seinerseits gelesen zu haben vorgibt.
[1014] Meyer (2009), S. 45.

und vielfältigen, sich auf die unterschiedlichsten Bereiche des menschlich-literarischen Lebens erstreckenden Erwähnungen von Schriftlichkeit zu tun. Dieser Umstand darf jedoch nicht dazu verleiten, einen zu hohen Grad der Alphabetisierung anzunehmen: Man musste nicht lesen und besonders nicht schreiben können, um sich der Schrift zu bedienen, sich auf sie zu stützen oder auch ihren Zwängen zu unterliegen. Das bedeutet weiter, man musste nicht unbedingt des Lesens mächtig sein, um höfische Erzähltexte zu rezipieren. Es wird aber in den meisten Fällen ein gewisses Maß an Schriftkompetenz – im Sinne eines gesellschaftlichen Umgangs mit dem Phänomen Schriftlichkeit – Voraussetzung für das kollektive Textverständnis gewesen sein. Insofern lassen die aus der Textanalyse und für die jeweiligen Erzähltexte gewonnenen Ergebnisse Rückschlüsse auf die höfische Realität des deutschen Hochmittelalters zu.

Dieter Kartschoke, der in einem schon 1981 publizierten Aufsatz die Möglichkeiten des sanglichen Vortrags bzw. die Konzeption von Minnelyrik des 13. Jahrhunderts als Leselyrik untersucht, erkennt Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’ als „unschätzbare kulturhistorische Quelle gerade auch hinsichtlich der zeitgenössischen Produktion und Rezeption des Minnesangs“[1015], eine Einschätzung, die so meines Erachtens nicht zulässig ist und wenigstens kritisch hinterfragt werden muss. Doch wenige Zeilen später meint Kartschoke, jetzt durchaus in meinem Sinne,

> wenn Ulrich sagt, er habe ein Lied ‘gesungen’, ‘gedichtet’, ‘diktiert’, seiner Dame ‘gesandt’ und die habe es ‘gehört’ oder ‘gelesen’, so braucht uns nicht zu interessieren, ob sich das im Falle des zitierten Liedes w i r k l i c h so abgespielt habe, es genügt zu wissen, daß [in] Ulrichs Vorstellung es sich so abspielen habe k ö n n e n.[1016]

Die verschiedenartigen, dabei aber gar nicht so unterschiedlichen Selbstinszenierungen der Werke in der Sphäre der Schriftlichkeit zeigen denn auch, dass weder die Textproduktion noch die -tradition oder gar die -rezeption auf ein Entweder-Oder von Schriftlichkeit oder Mündlichkeit festzulegen sind, dass aber beide Aspekte nicht ohne eine gewisse Kompetenz aller Beteiligten im Umgang mit Schriftprodukten vorstellbar sind.

Um nun am Ende meiner Untersuchungen zur eingangs gestellten Frage, welche Gesellschaft diese Literatur erfordert, zurückzukehren, sei an Kartschoke anschließend eine Antwort versucht: Die höfische Erzählliteratur des 13. Jahrhunderts erforderte eine Gesellschaft, in der die dargestellten Dinge, Vorgänge und Handlungen, im konkreten Fall also die erzählten Formen von Schrift und Schriftlichkeit sowie der spezifische Umgang mit ihnen, zumindest als gedankliche Konstrukte möglich, dass sie denkbar waren und tatsächlich gedacht wurden. Es

[1015] Kartschoke (1981), S. 105.
[1016] Kartschoke (1981), S. 106.

war also vorstellbar, dass Botschaften durch Schriftstücke übermittelt wurden, dass man einen Briefwechsel miteinander pflegte, dass Handlungsanweisungen auf schriftlichem Wege gegeben und dass Bücher – auch privat – gelesen wurden.

Das sind, zugegeben, recht banal klingende Schlussfolgerungen. Über sie hinaus können aber auch begründete Vermutungen darüber angestellt werden, welche Konzepte ganz selbstverständlich oder aufgrund eines bewussten kreativen Produktions- oder Rezeptionsprozesses hinter den Texten bzw. zwischen den Zeilen gestanden, von den Dichtern intendiert und von den Rezipienten wahrgenommen worden sein könnten. Als selbstverständliches Konzept erscheint mir etwa die Identität von Auftraggeber, Inhalt, Bote und Schriftstück, wie sie im Kapitel ‘Zwischen Mensch und Inhalt’ aufgezeigt wurde. Diese Art der Identifikation begegnet bereits in Wolframs ‘Parzival’ und zieht sich beinahe durch das gesamte Textkorpus, bis sie in ‘Mai und Beaflor’ in mehrfacher Hinsicht eine Problematisierung erfährt: Zum einen wird die Identifikation des Schriftstücks mit dem Absender vorausgesetzt und ermöglicht so erst die Fälschung. Zum anderen aber widersetzt man sich aufgrund der körperlichen Abwesenheit des Verfassers dem Inhalt des Schriftstücks, sodass die Kraft der Identifikation aufgelöst erscheint. Die Schrift steht damit nicht mehr automatisch für ihren Verfasser; sie wird zunehmend abstrakt. Noch einen Schritt weiter geht die Abstraktion im ‘Reinfrid von Braunschweig’, wenn Schrift einerseits bewusst genutzt wird, um Inhalte unabhängig von ihrem Verfasser zu konservieren (wenngleich der Verfasser, also Savilon, auch sich selbst – und das sogar mit Hilfe von Schrift – zu konservieren versucht) und andererseits diese Abstraktion bereits so weit vollzogen wurde, dass Buchwissen seine Autorität auch ohne die unmittelbare Autorität eines Verfassers bewahrt oder doch immerhin bewahren kann. Vielleicht ist es diese Abstraktion, die Wolfram bei der Rezeption seines ‘Parzival’ vermisste und durch die Form seines ‘Titurel’ bewusst machen wollte, womit er wenigstens bei Albrecht gescheitert ist.

Dauerhaftigkeit und Beständigkeit wiederum sind Erwartungen, die bewusst in Schrift gesetzt werden. Ihre Zweifelhaftigkeit macht sich hingegen eher zwischen den Zeilen bemerkbar, wenn sich gerade Inschriften als ganz und gar unbeständig erweisen oder Briefe und Bücher skrupellos der Zerstörung anheim gegeben werden. Die mangelnde Haltbarkeit von Schriftstücken ist natürlich auch außerhalb der Fiktion Thema besonders einer mediävistischen Literaturwissenschaft, da wir unsere Vermutungen bezüglich des hochmittelalterlichen Literaturbetriebs auf der Basis jener Texte und Textfassungen anstellen müssen, die in Pergament- oder Papierhandschriften die Jahrhunderte überdauert haben.

Dass um 1200 die Bedeutung, die man Schriftlichem in der Volkssprache beimaß, besonders hoch war, wohingegen man sich im Laufe des 13. Jahrhunderts an das ohnehin nicht mehr

neue Medium zu gewöhnen und es quasi in den höfischen Alltag zu integrieren begann, lässt sich aufgrund der immer unaufwendigeren Inszenierungen von Lese- und Schreibakten nur vermuten, wobei natürlich gerade Albrechts Verlesung des Brackenseils gegen diese Entwicklung spricht. Und wenn Savilon mit Hilfe von Schrift sowohl Gott als auch den Teufel zu beeinflussen versucht – Letzteren sogar erfolgreich –, wird darin auch am Ende des 13. Jahrhunderts noch der Glaube an die Magie von Schrift zum Ausdruck gebracht. Im Laufe der Zeit immer mehr ausgeschöpft wird hingegen, wie oben angedeutet, das Abstraktionspotenzial von Schrift, dessen Nutzung sich jedoch, wie im Kapitel 'Recht*schreibung*' deutlich gemacht, nicht auf den rechtlichen Bereich erstreckt. Um die abstrakte Größe Recht dem abstrakten Medium Schrift anzuvertrauen, fehlt dem Recht möglicherweise noch die Einheitlichkeit, die es wiederum vielleicht gerade durch die Schrift gewonnen hätte. Ansätze dazu finden sich zwar in der Realgeschichte, nicht aber in der höfischen Erzählliteratur.

Genutzt wird Schrift hingegen als Ort, in dem Dinge wie die höfische Liebe verhandelt werden können, die in der Realität wenig Raum haben. Die Dichter zeigen hier eine Kompetenz im Umgang mit Schriftlichkeit, die ihren Figuren noch weitgehend fehlt, die ihnen aufgrund ihrer literarischen Existenz aber vielleicht auch fehlen muss, da sie sonst die eigene Fiktionsebene dekonstruierten. Welche katastrophalen Auswirkungen solch eine Dekonstruktion von Fiktionsebenen auf die Rezeption von Schriftwerken haben kann, zeigt sich bei Wolframs 'Titurel'. Die Grenzen zwischen Fiktion und Wirklichkeit verschwimmen auch bei Ulrich von Liechtenstein. Nur sind es hier nicht die Figuren, deren Lektüreerfahrungen sich deswegen problematisch gestalten, sondern die Literaturwissenschaftler rätseln bis heute über Dichtung und Wahrheit des 'Frauendienst', der sich entgegen allen Versuchen keiner etablierten Gattung zuordnen lassen will.

So wurde im Zuge der Textanalyse und -interpretation immer wieder deutlich, dass sich oftmals weder die einzelnen Aspekte von Schriftlichkeit (etwa Beständigkeit – Wahrheit – Recht – Kritik) noch die Fiktions-, Interpretations- und Argumentationsebenen (Handlungs-, Meta- und Rezipientenebene) strikt voneinander trennen lassen. Umgekehrt ist aber auch niemals von einem einheitlichen Ganzen zu sprechen gewesen: nicht von d e r Literatur des 13. Jahrhunderts, nicht von d e m Phänomen Schriftlichkeit, nicht von d e r Schrift, ja nicht einmal von d e m Werk. Möglich sind offenbar nur einzelne Blitzlichter der Interpretation, die – aufeinander bezogen – einen vagen Eindruck von der mehr oder weniger harmonischen Vielfalt, vom facettenreichen Ganzen zu geben versuchen. Wie besonders das Kapitel 'Recht*schreibung*' evident gemacht hat, indem sich die Interpretation zunehmend vom Aspekt der Schriftlichkeit entfernte, ist Schrift in welcher Form auch immer dabei oftmals nur Mittel zum

Zweck, genauer: ein Mittel, ein Aspekt unter vielen, während der Fokus andernorts liegt. Die übergroße Bedeutung, die Schriftlichem beigemessen wird oder werden könnte, kritisiert vor allen anderen Wolfram, wobei die Formulierung ‘vor allen anderen’ nicht zuletzt die zeitliche Dimension meint, da Wolfram mit seinem ‘Parzival’ und ‘Titurel’ ganz am Anfang des von mir untersuchten Zeitraums steht.

Daraus resultiert ein nächstes Problem: Wer aus historischer Perspektive einen Zeitraum von hundert Jahren auf einen bestimmten Aspekt des menschlichen Lebens untersucht, hofft natürlich, auf Grundlage seiner Einzelergebnisse Aussagen bezüglich einer wie auch immer gearteten Entwicklung treffen zu können. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch größtenteils nicht. Dazu trägt bestimmt Wolfram seinen Teil bei. Ausgerechnet er, den ich für einen außerordentlich modernen Autor halte, der seiner Zeit weit voraus war, steht mit seinem Werk am Beginn des Untersuchungszeitraums und nimmt mögliche Entwicklungen, wie sie sich im Laufe des 13. Jahrhunderts vollzogen haben könnten, vorweg. Doch nicht nur das, machte sein Beispiel – verstanden oder unverstanden – Schule, sodass seine Ideen – wissentlich oder unwissentlich – in andere Werke, die in ihrem Anspruch vielleicht weniger modern als konservativ sind, Eingang gefunden haben. Entwicklungstendenzen unter Vernachlässigung von ‘Parzival’ und ‘Titurel’ aufzeigen zu wollen, ist demnach ebenfalls ein unmögliches Unterfangen. Um umgekehrt guten Gewissens von einer generellen Rückentwicklung zu konservativeren Positionen sprechen zu können, müssten neben ‘Parzival’ und ‘Titurel’ noch weitere um oder auch vor 1200 verfasste Werke – besonders natürlich Hartmanns von Aue Romane und Erzählungen sowie Gottfrieds von Straßburg ‘Tristan’ – berücksichtigt werden. Dennoch ist die Möglichkeit solch einer rückwärts gewandten Entwicklung in Erwägung zu ziehen.

Die Verantwortung für die Erfolglosigkeit der Suche nach linear verlaufenden Entwicklungen oder wenigstens Tendenzen darf aber nicht allein Wolfram aufgebürdet werden. Sie ergibt sich wahrscheinlich auch aus der Inhomogenität des Untersuchungskorpus sowie aus der durchaus nicht gesicherten Chronologie der Werke: Ulrichs ‘Frauendienst’ spielt mit Schriftlichkeit in völlig anderer Weise als Wolframs ‘Titurel’; der ‘Prosalancelot’ wurde höchstwahrscheinlich über einen längeren Zeitraum und ziemlich wörtlich aus dem Altfranzösischen übersetzt; Albrecht greift in seinem ‘Jüngeren Titurel’ Wolframs Werke unter gänzlich anderen, zudem für ihn selbst aufgrund der vermeintlichen Vorlagentreue – bzw. dem Versuch ‘Wolfram’ zu sein – vielleicht nicht unbedingt zeitgemäßen Vorzeichen wieder auf; und über ‘Mai und Beaflor’ weiß man außer dem Inhalt so gut wie nichts. Die Intentionen, Anliegen und Motivationen der Dichter können bestenfalls vermutet, niemals aber mit Sicherheit festgestellt werden. Ganz abgesehen davon, dass die Handschriften, in welchen die zehn Werke

auf uns gekommen sind, zeitlich zum Teil alles andere als autornah sind und mitunter verschiedene Fassungen tradieren, sodass bei der Frage nach einer Entwicklung im Umgang mit Schriftlichkeit Bearbeitungstendenzen mitbedacht werden müssten. Diese Probleme waren natürlich schon vor Beginn der Arbeit zu erwarten, weshalb denn auch kein Anspruch auf Wahrheit und Sicherheit der gewonnenen Ergebnisse gestellt werden konnte. Sich deswegen aber von vornherein vom Versuch einer übergreifenden Interpretation abhalten zu lassen, verwehrt jedes historische und kulturwissenschaftliche Interesse. Die Erkenntnis, niemals alles wissen zu können, sollte uns keinesfalls daran hindern, wenigstens danach zu fragen.

Schlussendlich lassen sich vorsichtige Aussagen über die den Dichtern zur Verfügung stehende, von ihnen verwendete oder auch erst entwickelte Terminologie in Bezug auf Schrift und Schriftlichkeit machen, wenngleich der Ergründung der dafür verantwortlichen Ursachen und den daraus zu ziehenden Schlüssen hier nicht mehr nachgegangen werden kann. Den im Anhang situierten Befund genauer zu interpretieren, muss ich leider anderen überlassen, will ich nicht das Risiko eingehen, dass mein ‘Werk’ womöglich zu keinem Ende findet, Fragment bleibt und sich damit zu ‘Titurel’ und ‘Reinfrid von Braunschweig’ gesellt.

Trotz all ihrer Mängel und obwohl meine Dissertation ebenso ein Kind ihrer Zeit wie ihres Raums ist, weil sie nur hier und jetzt, wenngleich über mehrere Jahre, in dieser Form geschrieben werden konnte, hoffe ich doch, über die Fragen der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts hinaus ein wenig zum Verständnis von volkssprachiger Literatur und Schriftlichkeit im deutschen Hochmittelalter beigetragen zu haben.

Anhang

Begriffsinventar

Vorbemerkung zu Konkordanz

Neben der inhaltlichen interessiert schließlich noch die sprachliche Seite der in den höfischen Erzähltexten präsentierten Aspekte von Schriftlichkeit. Die folgende Konkordanz bietet darum einen Überblick über jene Lexeme, mit denen Schriftstücke, Schreibutensilien, schreibende und beschriebene Personen oder – das vor allem – Lese- oder Schreibakte bezeichnet werden. Im Unterschied zu den Textpräsentationen umfasst sie auch paratextuelle Aussagen, die sich auf das Lesen und Schreiben, auf Gelesenes und Geschriebenes beziehen und stellt daher einen größeren Anspruch auf Vollständigkeit, als die im Rahmen der Textpräsentationen zitierten Verszeilen oder Strophen dies tun.

Dennoch wurden zum Beispiel Wörter, die zwar einen Aspekt von Schriftlichkeit bezeichnen können, aber nicht müssen, nicht in die Konkordanz aufgenommen, wo sie eindeutig nicht mit Schriftlichkeit in Zusammenhang stehen. Exemplarisch zu nennen wäre hier das *lesen* in ‘Parzival’, Verse 79,30–80,1, wenn Gahmuret, nachdem er Lähelin vom Pferd gestochen hat, dessen *sicherheit […] an sich las*, dessen Ehrenwort also nur noch vom Boden auflesen kann, was der Erzähler mit dem Satz kommentiert: *doch læse ich samfter süeze birn* (ich jedoch würde lieber süße Birnen aufklauben). Ebenso werden im ‘Jüngerer Titurel’ (Strophe 5896,1) die Steine, die von dem um Ekunats Kopf gewundenen und verbrannten Brackenseil gefallen sind, aufgelesen bzw. könnten zumindest aufgelesen werden.[1017] Im ‘Schwanritter’ will der Herzog von Sachsen, der mit Schriftlichkeit ja gerade gar nichts am Hut hat, die Ehre seines verstorbenen Bruders an sich ziehen und *lesen* (Vers 531), also sammeln oder aufnehmen.

Weiters wurden Lexeme, die zwar des Öfteren mit Schriftlichkeit in Verbindung stehen, an sich aber keinen Aspekt von Schriftlichkeit bezeichnen, außer Acht gelassen. So bezeugt ein *ingesigel* zwar meistens die Authentizität eines Schriftstücks, hat aber *per se* mit Schrift

[1017] Die Textstelle und ihre mögliche Doppeldeutigkeit werden im Kapitel ‘Beständigkeit – Lebendigkeit – Vergänglichkeit’ verhandelt.

nichts zu tun, weshalb im ‘Reinfrid von Braunschweig’ (Vers 10930) sogar eine Frau *aller fröuden ingesigel* sein kann. Ebenso verhält es sich mit dem Verb *ergraben*. *Ergraben* werden zwar in der Regel Inschriften, jedoch meint das Wort einfach nur ‘herausgraben’, ‘hineingraben’, ‘gravieren’ usw.,[1018] was als Ergebnis nicht unbedingt Schrift bedeuten muss, wie u. a. die Strophen 344,1f. und 345 in Albrechts ‘Jüngerem Titurel’ zeigen, wenn dort Engel und Bilder *ergraben* werden. In Strophe 415,4 des ‘Jüngeren Titurel’ heißt es in Bezug auf den Gralstempel, dass dessen ganze Zierde *wer ergozzen, ergraben und gemalt mit kunstrichem sinne* (mit Kunstverständnis gegossen, graviert und gemalt wäre). Wer die Buchstaben einer Inschrift nicht *ergraben* will, kann sie im Übrigen auch in den Stein *houwen*, wie das bei Blanscheflurs Grabmal geschieht (Vers 2108). Auch *houwen* hat an sich nichts mit Schriftlichkeit zu tun, sondern meint lediglich das ‘Hauen’, ‘Stechen’ oder ‘Einhauen’[1019] und wurde als Lexem darum nicht in die Konkordanz aufgenommen. Ähnlich gelagert ist der Fall bei Werkbezeichnungen, die im Wesentlichen die inhaltliche Seite meinen: Das *mære* oder die *liet*, die gerade in Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’ häufig vorkommen, zunächst aber nur den Inhalt bezeichnen und gegebenenfalls erst im Nachhinein in Form von *brief* oder *buoch* verschriftet werden, finden in der Konkordanz keine Berücksichtigung. Nicht unumstritten ist vielleicht die Entscheidung, das Substantiv *biblie* in die Konkordanz aufzunehmen, da das Wort zwar in erster Linie den Inhalt bezeichnet, von seiner Etymologie aber das Buch schlechthin meint,[1020] während die Evangelien in den Werken zwar verschiedentlich Erwähnung finden, meines Erachtens aber ausschließlich den Inhalt bezeichnen und auch etymologisch nichts mit Schriftlichkeit zu tun haben.[1021]

Umgekehrt gibt es Fälle, in denen eindeutig von etwas Schriftlichem die Rede ist, das verbal aber nicht spezifiziert wird: In die vergiftete Speerspitze, die einst ein Heide Anfortas in den Hoden stach und die seither immer wieder in die Wunde geführt werden muss, um den Schmerz zu lindern, ist der Name des Heiden[1022] eingraviert, nämlich *ergraben* (‘Parzival’, Vers 479,20). Auch im ‘Reinfrid von Braunschweig’ wird vor der Sintflut das tradierte Wis-

[1018] Lexer (1992), S. 45.
[1019] Lexer (1992), S. 93f.
[1020] Pfeifer (2004), S. 131.
[1021] Pfeifer (2004), S. 306f.
[1022] Eberhard Nellmann vermutet in seinem Kommentar zur betreffenden Stelle, es handle sich um den Namen „*grâl*, da dieser des Heiden oberstes Ziel ist.“ Siehe Nellmann (1994), S. 687. Mir scheint es wahrscheinlicher zu sein, dass der Name des Trägers in die Waffe eingraviert ist, so wie in ‘Titurel’ (Strophen 148f.) und ‘Jüngerem Titurel’ (Strophen 1190f.) auf dem Halsband der Name des Hundes, im ‘Prosalancelot’ auf dem Schwert, welches Gawan von Agravain bekommt, die Umschreibung seines rechtmäßigen Besitzers steht (S. 962,31–964,2). Die Erwähnung der an sich völlig belanglosen Tatsache, dass auf der Lanzenspitze der Name des Heiden zu lesen ist, wäre dann ein typisch wolframsches Kuriosum, da gerade dieser Name im ‘Parzival’, in dem es vor Namen nur so wimmelt, nicht genannt wird. Dass er außerdem ‘nur’ *ergraben* ist, nicht aber *geschriben* steht, ist ein für diese Untersuchung interessantes Detail am Rande.

sen zunächst nur in die Säulen *ergraben* (Verse 19769–19797); dezidiert von Schrift die Rede ist erst später (Vers 19821).

Wozu dient nun die nachfolgende Konkordanz? Im Grunde bildet sie jenes Inventar an Lexemen ab, das mittelhochdeutschen Dichtern zur Verfügung stand, um über verschiedenste Aspekte von Schriftlichkeit zu sprechen bzw. zu schreiben, und das diese umgekehrt durch ihren je spezifischen Gebrauch immer wieder neu definierten. Mit einem Blick auf die themenfokussierten Textpräsentationen heißt das, dass die Dichter sich nicht nur dieser Lexeme bedienen konnten, sondern dass sie auch ihre Inhalte definierten und vielleicht sogar veränderten je nachdem, in welchen Kontexten sie ein bestimmtes Wort einsetzten. So meinen etwa *buchstaben* im 'Prosalancelot' ganze Inschriften, die von den Rittern gesehen und gelesen werden, während in einem anderen Text in diesem Zusammenhang eher von *schrift* oder *brief* die Rede wäre. Das bedeutet weiters, dass die Wortlisten auch über den Sprachgebrauch und die individuellen Vorlieben der Dichter Aufschluss geben.

Keine Rückschlüsse dürfen jedoch auf sprachgeschichtliche Entwicklungen und Tendenzen gezogen werden. Das hat seinen Grund in der Überlieferungssituation der Werke und der Textgrundlage dieser Untersuchung: Die Wortlisten bilden lediglich den sprachlichen Zustand von zehn ausgewählten Editionen ab, die ihrerseits auf zumeist einer von bis zu 80 und mehr[1023] Handschriften gründen, die wiederum etliche Jahre oder Jahrzehnte nach dem 'Originaltext' entstanden sein kann.

Die Ordnung der Lexeme in der Konkordanz erfolgt alphabetisch. Die Grundlexeme wurden im Zweifel nach Matthias Lexers 'Mittelhochdeutschem Taschenwörterbuch' gewählt und generell – sofern enthalten – kurz nach diesem erläutert. Auf eine Diskussion abweichender oder ergänzender Übersetzungsvorschläge durch andere Wörterbücher wurde aus Gründen des Umfangs ebenso verzichtet wie auf eine eingehendere Interpretation der Wortlisten.

Zitiert werden nicht allein die einzelnen Wörter, sondern auch ihr Kontext, also in der Regel die Vers- bzw. Strophenzeile, im Falle des 'Prosalancelot' eine inhaltlich sinnvolle Gruppe von aufeinander folgenden Wörtern. Die Reihung innerhalb eines Lexems erfolgt – wie schon bei den Textpräsentationen – chronologisch nach den (angenommenen) Entstehungsdaten der Werke und, natürlich, gemäß dem Verlauf des jeweiligen Textes.

[1023] Rekordhalter ist hier Wolframs 'Parzival'. Vgl. Bumke (2010), Sp. 1381.

Konkordanz

anschrîben stv.[1024]
- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: aufschreiben]

PL 3	814,20f.	das det der konig alles **anschriben**.
PL 4	462,30f.	Als Lancelot sin abenturen erzelt hatt und **angeschriben** waren
PL 5	50,37f.	Und da sie hatten all geschwurn und **angeschriben**
MuB	6803	die suln daz **an schriben**

arzetbuoch stn.
- Lexer (1992), S. 367: Arzneibuch

Pa	481,6	swaz man der **arzetbuoche** las,

beschrîben stv.
- Lexer (1992), S. 16: schreiben, aufzeichnen (auch im Sinne von proskribieren); beschreiben, schildern; schriftlich auffordern zu kommen

PL 2	30,29	was an den briefen **beschriben** was
PL 3	610,24	der die abentur **beschreyb**
PL 3	812,22	da wurden sie alle **beschriben**
PL 3	812,23f.	Konig Artus hatt Lancelots abentur auch all inn eyn buch **beschriben** laßen
PL 3	812,28	Als Lancelots abentur alle **beschriben** waren
PL 4	418,20	sol syn nam **beschriben** funden werden
PL 4	434,14f.	Da deth der konig die schriber zu im komen, bannricz zu **beschriben**
PL 4	446,14f.	und **beschriben** stet an dem allerersten blat diß qwinternen
PL 4	468,9f.	Und darnach wurden her Gawans abentur all erzalt und **beschriben**.
PL 4	468,12f.	die auch alle **beschriben** wurden.
PL 4	470,5f.	und die abentur **beschriben** wurden
PL 4	648,29	deth man die abenture **beschriben**
PL 5	458,35f.	die da **beschribent** ein teil der werck unsers herren Jhesu Cristi
PL 5	540,22f.	die da pflagen zu **beschriben** die abenture der ritter
PL 5	540,25	und die wurden **beschriben**
PL 5	544,20f.	Da det der konig **beschriben** alle die abenturen

biblie, bibel swf.
- Lexer (1992), S. 21: Buch; die Bibel (nach gr. lat. *biblia*)

RvB	15916	als diu **biblîa** noch seit:
RvB	24963	tuot uns diu **biblîa** wol schîn.
RvB	26994	diu **biblîâ** bewîset

[1024] Sämtliche die grammatikalische Kategorisierung der Wörter betreffende Abkürzungen nach Lexer (1992).

blat stn.

- Lexer (1992), S. 23: hier: Blatt im Buche

PL 4	446,14f.	und beschriben stet an dem allerersten **blat** diß qwinternen

brief stm.

- Lexer (1992), S. 26: Brief (Liebesbrief), Urkunde, überhaupt Geschriebenes; bildlich. *mundes brieve* Aussprüche (lat. *breve*)
- Lexer (1992), S. 377: Zeugnis, Beweis; *einen brief lesen* dp. eine Lektion erteilen

Pa	55,18	einen **brief**, den schreib ir mannes hant.
Pa	76,15	einen **brief** gaber im in die hant,
Pa	77,19	an disem **brieve** er niht mêr vant.
Pa	78,20	ein **brief** sagt im daz mære.
Pa	85,23	des lis ich hie den wâren **brief**:
Pa	626,9	der **brief** niht insigels truoc:
Pa	644,27	einen **brief** si nam ûz sîner hant,
Pa	645,2	diu künegîn zem **brieve** sprach
Pa	645,19	ir mugt wol an dem **brieve** sehn
Pa	647,13	disen **brief** gib im in die hant,
Pa	649,5	der knappe gab im einen **brief**,
Pa	650,10	trac disen **brief** der künegîn,
Pa	650,23	er gap der küneginne den **brief**,
Pa	710,6	gebt den **brief** unt diz vingerlîn:
Pa	713,13	smucte den **brief** untz vingerlîn.
Pa	714,13	dâ her gesant unt disen **brief**:
Pa	714,17	dô wart der **brief** vil gekust:
Pa	714,21	Artûs nam den **brief** in die hant,
Pa	714,26	Artûs an dem **brieve** sach,
Pa	716,3	dirre **brief** tuot mir mære kunt
Pa	724,20	ein **brief** den er ze velde las:
Pa	785,30	ich wæne ie **brief** sô vil erwarp.
Ti	158,2	si sante im disen wiltlîchen **brief**, den bracken, der walt unt gevilde
Ti	169,2	**brieve**, buoch, en franzoyse – ich weiz wol. solch kunst ist mir niht diu belibene:
WvO	6265	Disen **brief**, den sont ir lesen
WvO	6270	Den **brief** hat ain fingerlin
WvO	6274	Das er an dem **briefe** vant
WvO	6276	Den **brief**, als er gesriben was.
WvO	6321	An dem **brief** stůnt niht mer.
WvO	6836	Ainen **brief** mit siner hant
WvO	6844	Die sin **brief** ir brahte dar.
WvO	6907	Als do der **brief** gesriben was,
WvO	7552	Dirre **brief** iu sagen sol
WvO	7557	Den **brief** gab er im in die hant.
WvO	7587	Do ich dinen **brief** gelas
WvO	7618	Den **brief** gelas und das er dran
WvO	8020	Schrab ainen **brief** mit siner hant
WvO	8081	Do er den **brief** also gesrab,
WvO	8090	Do im gesriben was der **brief**
WvO	8289	Den **brief** mit ir tråhene da.
WvO	8304	'So nim den **brief** und var
WvO	8313	Pitipas nam do den **prief**,
WvO	8559	Den **brief**. als er da ran gelas
WvO	10546	Als an disen **briefe** stat.'

WvO	10581	Do der kúnic den **brief** gelas,
WvO	10649	An ainem **briefe** ietweders was,
WvO	14274	Mit sinem **briefen** er enbot
WvO	14306	Den **brief** bot er dem kúnge dar,
WvO	14316	Do der **brief** was gelesen,
FD	33,5	an **prieven** tihten süeziu wort.
FD	111,1	‘Liet und **brief** sand ich dar
FD	112,1	Den **brief**, den si her wider mir
FD	113,2	liet und **brief** min niftel nam
FD	113,6	wan sa do si den **brief** gelas
FD	113,8	seht, einen **brief**, der gefreut mich sider.
FD	114,1	Do der **brief** chom der niftel min,
FD	114,5	der **brief** der tet min herze vro,
FD	114,7	so gern ich e nie **brief** gesach;
FD	115,1	Do mir der **brief** gelesen wart,
FD	164,2	einen **brief**, daz unbekant
FD	165,1	Den **brief** enpfie ir weiziu hant,
FD	165,6	swaz an dem **brief** geschriben was.
FD	165,7	den **brief** diu süeze wol getan
FD	169,2	der mir min heinlich **brieve** las
FD	318,2	liet und **brief** diu guote nam
FD	319,4	und hat iu disen **brief** gesant.
FD	319,8	der **brief** von ir da wart genomen.
FD	320,1	Den **brief** nam ir wiziu hant
FD	320,4	swaz an dem **brief** geschriben was.
FD	320,5	swaz ir des **brieves** schrift da saget,
FD	321,1	So si den **brief** gelas alda,
FD	321,3	einen **brief**. do daz geschach
FD	322,1	Do der **brief** miner niftel guot
FD	324,1	Do mir der **brief** wart do gelesen,
FD	478,3	do sant ich einen **brief** zehant
FD	479,1	Sa an den **brief** geschriben wart
FD	479,5	an den **brief** man allez schreip.
FD	479,8	nu hoeret mich, den **brief** ich sage:
FD	480,1	Swa der **brief** chom in diu lant
FD	578,1	Ein **brief**, ein gürtel, ein tschapel
FD	591,5	als ir ir **briefe** habt vernomen.’
FD	603,5	ein tiutscher **brief** ouch da bi lac,
FD	604,5	Den **brief** ich mir an der stat
FD	604,7	den **brief** ich hort, balde daz geschach,
FD	605,1	Sa do ich den **brief** vernam,
FD	732,5	dar zuo er einen **brief** dar leit.
FD	732,6	der **brief** mit süezen worten seit,
FD	746,1	Ich gedaht: ich sol den **brief** wol mir
FD	746,4	den **brief** ich mir do lesen bat,
FD	746,8	nu hoert den **brief**, der sprach also:
FD	747,1	Do mir der **brief** da wart gelesen,
FD	1100,1	Si nam den **brief** sa in die hant,
FD	1337,8	den **brief**, da si diu liet an vant:
PL 1	62,22	Und alles das er sie leret […][1025] an eynen **brieff**
PL 1	176,21	das er **brief** det schriben
PL 1	556,32	Sie gab im einen **brieff**
PL 1	556,34	Der **brieff** sprach alsus
PL 1	558,1f.	Dißen **brieff** hett die jungfrauw vor gelesen

[1025] Die eckigen Klammern finden sich so bereits in der Edition.

PL 1	558,4	da der **brieff** gelesen wart
PL 1	866,16	sie gab im einen **brieff**.
PL 1	868,16f.	die den **brieff** bracht het
PL 1	874,7f.	die im den **brieff** bracht hett
PL 2	30,22f.	An dem dritten tag sant er sin **brieff** mit sinen botten
PL 2	30,28	Also sante Galahot sin **brieff** dem konig Artus.
PL 2	30,29	was an den **briefen** beschriben was
PL 2	34,2	nam sie einen **brieff** mit eim ingesiegel
PL 2	34,14	die alhie geschriben stett in dißem **brieff**
PL 2	34,15f.	das ein die edelst frau dißen **brieff** hat gesant
PL 2	34,18	das ir dißen **brieff** thunt lesen
PL 2	34,19f.	was der **brieff** sage.
PL 2	34,28	Seht hien, herre, den **brieff**
PL 2	34,29	Der konig nam den **brieff**
PL 2	34,32f.	Der schriber uberlase den **brieff**
PL 2	34,36	das im der **brieff** uß der hant enpfiel.
PL 2	36,14f.	Da gab der konig eim andern schriber den **brieff** in die hant
PL 2	36,16	was an dem **brieff** were
PL 2	36,16f.	Er lase en **brieff**
PL 2	36,18	was an dem **brieff** geschriben sy
PL 2	36,19f.	Der schriber warff dem konig den **brieff** in die schoß
PL 2	36,25	als an dem **brieff** stett
PL 2	36,30	was an dem **brieff** stunde.
PL 2	36,32	was an dem **brieff** geschriben stunde
PL 2	36,33	Er nam den **brieff** und lase yn.
PL 2	38,5	An dem **brieff** stet geschriben
PL 2	40,20f.	da ich dißen **brieff** schriben hieß
PL 2	40,28f.	der uch den **brieff** bracht
PL 2	40,33	Da was der **brieff** gelesen
PL 2	42,4	des der **brieff** vergessen hat
PL 2	42,27f.	das an dem **brief** nit enstunt
PL 2	42,29	das an dem **brieff** statt.
PL 2	54,6	Da dichtet Bertelac den **brieff**
PL 2	62,15	enbot mir auch selber mit sym **brieff**
PL 2	148,28f.	Da det er einen **brieff** schriben
PL 2	378,11f.	Ich fure des koniges **brief** von Gorre
PL 2	378,15f.	Darumb sendet er alle sin boten und **briefe** uber ales lant
PL 2	430,16f.	und wie durch Meleagants fallsche **brieff** sie an königs Artus hoff zogenn
PL 2	432,27f.	Am morgenns schicket er **brieff** auß
PL 2	432,36	so baldt sie seine **brieff** unnd sigill empfienngen.
PL 2	434,3	der ließe einen fallschenn **brief** zurichtenn
PL 2	434,4f.	Dieße **brief** warenn inn königs Artus namen geschrieben
PL 2	454,2f.	Allso warde dieße versamblung durch des königs **brief** außgeschrieben.
PL 3	322,11f.	und gesah den **brieff**
PL 3	322,21f.	das dißer **brieff** versiegelt wart
PL 3	366,24f.	Da fand er unden daran den **brieff**
PL 3	366,27f.	dißer **brieff** sol nit me hie syn!
PL 3	580,20	was dißer **brieff** saget?
PL 3	580,21f.	wann dieser **brieff** es sagt
PL 3	744,19f.	und ir eynen **brieff**, den ich uch geben wil, furen
PL 3	744,21f.	so bald sie mynen **brieff** gesiecht.
PL 3	744,24	Lancelot schreyb eynen **brieff**
PL 3	746,1	hie ist ein **brieff**
PL 3	746,6	Sie nam den **brieff**
PL 3	746,7	und fand in dem **brieff**
PL 3	746,8	Der **brieff** sagt auch
PL 3	750,29f.	Und des andern tags zu morgen frú macht sie mit ir eygener hant eyn **brieff**
PL 3	752,2f.	Sie nam den **brieff** gar williclichen

PL 3	752,9f.	und leyt den **brieff** off die muer
PL 3	752,13	der sin hant an den **brieff** legen dorst
PL 3	752,21	Und als er den **brieff** ersah off der muren
PL 3	752,22f.	der **brieff** wer umb synent willen da hien gelegt worden.
PL 3	752,23	Er fand in dem **brieff**
PL 3	752,30f.	Als Lancelot den **brieff** von ende zu ende gelesen hett
PL 3	754,8f.	ir sehent es im **brieff** wol
PL 4	98,17f.	Da gesah er eynen **brieff**
PL 4	184,28f.	dann das sie die **brieff** […] sehen ließ.
PL 4	184,29f.	das inn den **brieffen** der konigin heimlichkeyt stund
PL 4	184,32	das er ir die **brieff** vor hien nemen deth
PL 4	186,1	und gab im die **brieff**
PL 4	186,4	Hie ist eyn **brieff**
PL 4	186,7	was inn dem **brieff** geschriben sy
PL 4	186,33f.	das die jungfrauw **brieff** bracht hab
PL 4	188,7	biß man die **brieff** findett
PL 4	188,8f.	den die **brieff** gesant syn
PL 4	188,14f.	Die **brieff** mochten auch also syn
PL 4	188,20	wir sehen dann die **brieff**
PL 4	188,22	ich bring keyn **brieff**
PL 4	188,23	Aber brecht ich **brieff**
PL 4	190,2	ir mußt die **brieff** sehen laßen
PL 4	190,5	biß ir die **brieff** findent
PL 4	190,9	Der zwergk nam den **brieff**
PL 4	190,11	und sah die **brieff** zu grund fallen
PL 4	190,14	das ir die **brieff** bracht hant
PL 4	190,15f.	wie das gezwergk die **brieff** ins waßer geworffen hett.
PL 4	190,21	wem die **brieff** zugehorten
PL 4	196,14	und macht eyn **brieff**
PL 4	196,24	Und darnach gib im dißen **brieff**
PL 4	196,24f.	thu er des **brieffs** gebott
PL 4	198,8	und sendet uch diße **brieff**
PL 4	198,8f.	Und wllent ir der **brief** gebott halten
PL 4	198,11	Claudas nam die **brieff**
PL 4	198,23f.	Diß finde ich allesamet an dißem **brieff** geschriben.
PL 4	198,29	und nam die **brieff**
PL 4	276,34f.	und sah yn einen **brieff** in syner hant haben.
PL 4	278,10	und besah den **brieff**
PL 4	278,22	Lancelot besah den **brieff** gar sere
PL 4	412,34	nement dißen **brieff**
PL 4	414,2	Lancelot nam den **brieff**.
PL 4	416,5	das man den **brieff** besehe
PL 4	416,9f.	Der schriber deth den **brieff** von stund uff
PL 4	418,12	das ich inn dißem **brief** funden han.
PL 4	418,13	Und als der konig den **brieff** hett horen lesen
PL 4	442,27f.	und deth eynen versiegelten **brieff** under sim insiegel machen
PL 4	442,32	und im dißen **brieff** geben
PL 4	442,32f.	Er nam den **brieff**
PL 4	454,30	so bald sie mich und uwer **brieff** sahen
PL 4	454,32	und hant mir diße **brieff** wiedder geben.
PL 4	454,32f.	Konig Claudas nam die **brieff** und deth sie eynen schriber lesen.
PL 4	454,33f.	Er besah die **brieff**
PL 4	456,1f.	und thún uch durch uwer **brieff** zu wißen
PL 4	494,6f.	und bracht im eynen **brieff**
PL 4	598,9	Darnach sant er **brieff** under sym eygen siegel
PL 5	16,1f.	der da recht wolt zelen die rechte terminy in dießem **brieff**
PL 5	114,12	da stund ein besiegelt **brieff** an.
PL 5	114,13	was der **brieff** sprach.

PL 5	442,10	und funden darinn einen **brieff**.
PL 5	442,11f.	dißer **brieff** sol uns sagen von dißem schiff
PL 5	442,13f.	Und da begunden sie den **brieff** zu lesen
PL 5	470,12	das sie nit einen **brieff** by sie gelegt hett
PL 5	480,10f.	das er sahe under yrem heubt eynen **brieff**.
PL 5	480,11	Da nam er den **brieff**
PL 5	480,22f.	Da legt er den **brieff** wiedder
PL 5	482,4	und fand die jungfrauwe und den **brieff**.
PL 5	486,23f.	wann der **brieff** […] sagt es schinbarlichen
PL 5	532,12f.	wann dißer **brieff** spricht
PL 5	690,29f.	da sah her Gawin by der jungfrauwen eynen **brieff** in einem bútel
PL 5	690,31f.	und er nam den **brieff** daruß
PL 5	692,12	Sölch rede sprach der **brieff**.
PL 5	692,35	als sie den **brieff** besahen
PL 5	850,6	Wenn er dete **brieff** machen
PL 5	850,7f.	und die **brieff** wurden gesant der koniginne
PL 5	850,10	Und in dißen **brieffen** was geschriben:
PL 5	850,33	Alle diße rede wurden erzalt in den falschen **brieffen**
PL 5	850,36f.	der diße **brieff** het bracht
PL 5	940,20	das die **brieff** falsch waren
SR	149	hantvesten unde ir **brieve** sehen:
SR	472	daz er uns des gab **brieve** dô
SR	573	die **brieve** und der hantvesten craft,
SR	710	an **brieve** lieze ich unde züge
JT	384,4	dar inne der heiligen bilde. iesliches **brief** da seite sin historje.
JT	417,4	martire, propheten. ir **briefe** seiten da materje starke.
JT	853,1	Si hiezen **brieve** schriben von lande hin zu lande,
JT	1269,2	Artus, der milte, riche, ich weiz, daz er mir **prief** in kurzen ziten
JT	1296,4	er daht im: dirre vremde **brief** ist uz gesant durch aventiure wunder.
JT	1493,2	di schrift gelichez bilde an disem wilden **brieve** hie nu sagete.
JT	1552,4	mit **priefen** crefticliche, da mit er in vil manger triwen mande.
JT	1647,4	mit boten und mit **brieven** wart iz nu geworben an den stunden.
JT	1668,1	Ich mac nicht sin alsagende, waz an ir **prieven** stůnde,
JT	1874,4	di sendet Ekunate von Berbester disen **brief** zu sagene
JT	1882,3	und wilden **prief** mit wilder boteschefte.
JT	2392,1	Des **prief** was man lesende vor der bruck in allen
JT	2392,2	wer tugende was entwesende, der liez im disen **prief** nicht gevallen.
JT	2400,3	an dem **prief**, den las man offenbære.
JT	2401,4	man funde von etslichem einem **brief** vil lihte vingerlangen!
JT	2474,4	und da bi dienst mit triwen. daz seiten **prief** mit worten wol gesůzet.
JT	2480,1	Artus, der witze riche, den **prief** was tougen lesende.
JT	2621,2	wan daz Gamuret in kunde an dem **prieve**, den er wolte sleichen
JT	3363,1	Drizic kunige stent begarten an einem **briefe** sunder,
JT	^{3363}B,1	Den **brief**, den heiz beschowen dinen marschalc und den minen,
JT	^{3363}C,2	ouch an dem **brieve** dine, der vel sich wunderlich also verwande
JT	4431,3	ir aller wibe hiez er **priefe** schriben,
JT	4482,1	Artuse **prieve** sande und mant in aller triwen,
JT	4623,2	den sol er **priefe** schriben, daz si von Kanadicke mit getursten
JT	5309,1	Den **prief** von im zelesene het man al die wochen,
JT	5309,2	dienst, manheit ouch mit wesene. ein ander **brief** wol dristunt baz gesprochen,
JT	5313,4	und als man ie den **prief** gelas, so speht man, ob er stůnde wirdebære:
JT	5319,4	sin **priefe** waren riche, die er Secundillen sant, der losen.
JT	5322,3	er sende Secundillen **priefe** riche?
JT	5323,3	er sante ir sine **priefe** sunder vragen.
JT	5329,1	Die sůzen **priefe** sine ermanten Secundillen
JT	5338,2	des **prief** in sůzem done Secundille lesend was, diu clare,

JT	5345,3	heizt in allen **priefe** wider senden,
JT	5510,2	diu triwe wesende Parcifal den **prief** hie gap, diu reine,
JT	5600,4	nu hat diu triwen riche enpoten im an einem **prief** geschribene,
JT	5605,2	durch miner vrowen gůte **priefe**, der (wir hoffen daz) verendet
MuB	2726	Al si die **briue** vernemen
MuB	4071	der furt die **brief** vberal
MuB	5096	hiezzen **briefe** schreiben
MuB	5099	Ir beider **brief** also stunt:
MuB	5128	Div vrowe ir **brief**[1026] sus scriben hiez,
MuB	5209	‘Vrowe, ez sint **brief** gesant
MuB	5232	Si stal im die **briue** gar
MuB	5233	vnd leit im ander **briue** dar.
MuB	5234	Der graven **briefe** stund also,
MuB	5254	Der vrowen **brief** alsus sprach:
MuB	5265	An dem **brief** stunt niht me.
MuB	5308	**brief** auf di vrowen sin
MuB	5347	die **briue**, di im warent gesant.
MuB	5351	Do er die **brieue** gelas,
MuB	5408	vnd screip einen **brief** mit siner hant
MuB	5487	Ich weiz, wiez vm die **briue** stat.
MuB	5500	einen **brief** mit siner hant.
MuB	5510	mit einem **brief**, den fur ich.’
MuB	5521	Den **brief** si im aber stal
MuB	5525	Der selbe **brief** alsus sprach:
MuB	5529	zehant als ir den **brief** an seht
MuB	5542	Irs suns **brief** vercherte,
MuB	5578	Er gab in die **brief** dar
MuB	5581	Er sprach: ‘Waz an dem **brief** stet,
MuB	5629	den **brief**, der dar zu tohte.
MuB	5637	vnd gaben im den **brief** hin.
MuB	5678	Ich enlise ev niht den **brief**.’
MuB	5683	was an dem **brief** were.
MuB	5699	Den **brief** man vns lesen sol,
MuB	5798	gerucht vns den **brief** lesen.’
MuB	6593	vnd brahten den **brief** mit in dar.
MuB	6531	vnd buten im den **brief** dar.
MuB	6533	waz an disem **brief** stat
MuB	6538	Man braht den **brief** drate.
MuB	6640	Er sprach: ‘Den **brief** hat min hant,
MuB	6643	der bote, der den **brief** her braht.
MuB	6648	zwene **brief**, di han ich noch.
MuB	6651	Der bischolf die **brief** enphie
MuB	6662	ob iv die **brieve** sein gesant
MuB	6673	Do stuenden vnser **brieue** so,
MuB	6679	Nu sint die **brief** vercheret
MuB	6683	die **brief**, als si hie wurden geschriben,
MuB	6765	Wer hat die **brief** vercheret,
MuB	6869	Sag an, war sint die **brieue** chommen[1027],
MuB	6877	Ich weiz vmb deheinen **brief**.’
MuB	6888	daz si die **brieue** niht taete hin.
MuB	6889	Die **briene**[1028] si snelle brahte.
MuB	6898	Die **briene**[1029] nam er ir uz der hant

[1026] Mai und Beaflor (2008), Vers 5127: *brif*.
[1027] Mai und Beaflor (2008), Vers 6867: *chomen*.
[1028] Mai und Beaflor (2008), Vers 6687: *brieue*.
[1029] Mai und Beaflor (2008), Vers 6896: *brieue*.

RvB	5782	er bôt im dô des kündges **brief**
RvB	5795	den **brief** der mich hât har getriben.
RvB	5800	er las den **brief**, ich sag iuch wie
RvB	5843	sô ist iuch dirre **brief** gesant
RvB	5847	Dô er disen **brief** gelas,
RvB	6241	einen **brief** der alsus was
RvB	6278	sus der **brief** geschriben stuont.
RvB	6282	er slôz den **brief** ûf unde las,
RvB	6480	der **brief** zesamen wart geleit
RvB	7236	ich wil dir schrîben einen **brief**
RvB	7276	gênt mir den **brief**, ich bin bereit:
RvB	7278	der **brief** bald wart geschriben,
RvB	7490	lesent, herre, disen **brief**,
RvB	7505	lesent hie des **brieves** schrift.
RvB	7509	den selben **brief** ûf unde las,
RvB	7592	diesn **brief** antwürtet dir,
RvB	7599	Dô er den **brief** alsus gelas,
RvB	7781	er las in beiden von dem **brief**
RvB	8134	und der **brief** den dâ ir hant
RvB	8595	den **brief** und kam gejöuchet har.
RvB	8605	den **brief**; der künc in balde las,
RvB	16522	**brieve** hiez er snelleclich
RvB	16578	die sîner **brieve** botten,
RvB	17117	und hât ein **brief** in sîner hant,
RvB	21402	den **brief** an allen orten
RvB	21410	den **brief** mit manicvalten
RvB	21414	der **brief** werden sol geleit
RvB	21422	der **brief** der wart geschriben bald
RvB	21435	des **briefes** schrift noch ouch den **brief**.’
RvB	21510	den kleinen **brief** verborgen
RvB	21671	des **brieves** kraft vil balde brach,
RvB	23425	**brieve** und boten senden,
RvB	23439	mit reinen **brieven** schôn geschriben.
RvB	23446	vier **briev** er mit im fuorte
RvB	23450	den vierden **brief** im dar gesant,
RvB	24101	sîner boteschefte **brief**.
RvB	24104	er las den **brief**, dar an er vant
RvB	24134	ob er den **brief** niht het gelesen,
RvB	24164	iuch solt der **brief** ouch machen kunt,
RvB	24265	mit eines kleinen **brieves** schrift,
RvB	24435	daz ziuget hie des **brieves** schrift.
RvB	24519	den **brief** der im dâ was gesant.
RvB	24527	sich ûf ein minnenclîchen **brief**.
RvB	24537	**brief** und boten sante,
RvB	24685	Dô er den **brief** alsus gelas,
RvB	24689	den **brief** lesen alle.
RvB	24691	lopten sî des **brieves** schrift.
RvB	24721	von Westevâl des landes **brief**,
RvB	24732	den dritten **brief**, dar an man gar
RvB	24738	dirre **brief** wart dar gesant
RvB	24745	niht,’ sô sprach des **brieves** schrift,
RvB	24812	man sach der lande **brieve** gar
RvB	24816	als im die **brieve** wurden schîn

brievelîn, brievel stn.[1030]

- Lexer (1992): kleiner Brief, Zettel; Amulett

FuB	2289	**brievelî** von minnen schreip
FD	321,6	und füer ir hin daz **brievelin**
FD	323,3	da gab er mir daz **brievelin**.
JT	5509,1	Bi dem talfine het Sigune ein **prievel** funden,
RvB	8127	ein kleine **brievelîn** zehant,
RvB	21036	daz glas mit einem **brievelîn**
RvB	21397	ein kleinez **brievel** schrîben,
RvB	21428	daz **brievelî** wirt funden,
RvB	21430	daz **brievelî** noch ouch diu schrift
RvB	21667	daz wunderkleine **brievelîn**
RvB	24441	Sus bôt er im daz **brievel** dar.

buoch stn.

- Lexer (1992), S. 28: Buch, Dichtung, Sammlung von Gedichten, Gesetzen usw., Quelle eines Gedichtes, die Heilige Schrift (*diu swarzen buoch* Zauberbücher)
- Lexer (1992), S. 378: literarische Quelle; *zen buochen twingen* zur Schularbeit zwingen; *diu buoche lêren* Lesen und Schreiben beibringen

selten: **buoche** stf.

- Lexer (1992), S. 28: Buch, Bibel

Pa	102,6	der an trügelîchen **buochen** las
Pa	115,26	dern zels ze keinem **buoche**.
Pa	115,30	vert âne der **buoche** stiure.
Pa	116,1	ê man si hete für ein **buoch**,
Pa	455,4	in latînschen **buochen**,
Pa	459,22	sîniu **buoch** dar an der kiusche las.
Pa	462,12	der wâren **buoche** mære
Ti	169,2	brieve, **buoch**, en franzoyse – ich weiz wol. solch kunst ist mir niht diu belibene:
FuB	132	daz er von disem **buoche**
FuB	639	sazt er sînen sun zen **buochen**.
FuB	713	diu **buoch** von minnen allezan.
FuB	716	der uns an den **buochen** ist
FuB	7971	Der daz **buoch** getihtet hât,
WvO	2765	Reden und an **bůchen** lesen
WvO	2769	Bi den **bůchen** ez belaip
WvO	3926	So nam er ain **bůch** und laz
WvO	15609	Wart im an den walschen **bůchen** kunt,
WvO	15619	Ob das **bůch** iender kåme,
WvO	15631	Der ŏch das **bůch** getihtet hat
FD	*1. Büch-lein, Vers 1*	vil kleines **puoch**, qetriuwer bot,
FD	537,1	Daz pece ab einem **buoch** ich nam
FD	946,7	an einem **buoche**, daz was guot:
FD	1332,6	nie **buoch** so meineclichen wart

[1030] Die Unterscheidung zwischen *brief* und *brievelîn* erfolgt gemäß Lexer (1992).

FD	1364,5	an disem **buoche** vil manic munt,
FD	1423,1	Ich han an disem **buoche** vil
FD	1565,1	An diesem **buoch** ist niht so vil
FD	1845,4	do man ditz **buoch** hort niwes lesen
FD	1847,3	allez an dem **buoche** stan.
FD	1848,3	daz ich ditz **buoch** getihtet han,
FD	1850,1	Ditz **buoch** sol guoter wibe sin,
PL 1	10,11f.	das sol das **buch** vil wol hernach gesagen
PL 1	154,4f.	als uns das **bůch** noch bescheiden sol
PL 1	254,30f.	Das saget uns auch das **buch**
PL 1	266,24	Alhie spricht das **bůch**
PL 1	272,5	Hie spricht das **buch**
PL 1	310,29	Das spricht das **buch**
PL 1	348,17f.	Von sym namen enspricht das **buch** nicht
PL 1	488,9	Nu spricht das **buch** furter von dem wißen ritter
PL 1	488,12	Diß **buch** spricht
PL 1	562,5f.	Und das **buch** schwigt ir zu dißem male
PL 1	582,5	das ensagt das **buch** nit
PL 1	594,8f.	Das **buch** bescheidet uns nit furter zu dißer stunt
PL 1	612,1	Uns sagt diß **buch**
PL 1	824,20f.	als uns diß **bůch** furter wol bescheiden sol.
PL 1	840,12	Nochdann spricht das **buch** furter
PL 1	934,12f.	als uns diß **buch** furter bescheiden sol
PL 1	1186,16f.	als uns diß **buch** vor bescheiden hatt
PL 1	1280,33f.	mag sie ir **búcher** und ir buchsen hinweg bringen
PL 1	1280,35f.	wann sie ir **bucher** gebruchen mag.
PL 1	1280,36	Wißent ir wo ir **búcher** sint?
PL 1	1282,7	umb die **bucher** gegeben
PL 2	56,3f.	das wir unser **bucher** besehen
PL 2	56,9f.	das ir in uwern **buchern** funden hant
PL 2	72,3f.	die ich alhie mit mir han in eim **buch** geschriben.
PL 2	72,7f.	und ein gut meister laß diß selb **buch**
PL 2	72,10f.	Also kam mir diß **buch** zu
PL 2	72,12	als ich diß **bůch** lese
PL 2	240,3	Diß **buch** hat uch gesagt
PL 2	312,9f.	Zu letst fand sie in yren **buchern**
PL 2	430,12f.	Aber alhie geschweygt dieß **buch** vonn ime zu sagenn
PL 2	430,18	Unnß sagt dieß **buch**
PL 2	454,3f.	Aber alhie sagt dieß **buch** nicht mehr vom könige
PL 2	466,5f.	vonn welcher dieß **buch** hievor auch gesagt hatt
PL 2	516,13f.	Aber alhie höret dieß **buch** uff dießmahl vonn Lanntzeloten zu sagenn
PL 2	516,18	Unnß sagt dieß **buch**
PL 2	574,10f.	Allhie höret dieß **buch** uff vonn dem im getzellt zu sagenn
PL 2	580,9f.	Aber zue dießem mahl sagt dieß **buch** nicht ferrers von ir
PL 2	652,18ff.	Allso leßt nun dieß **buch** von Boort unnd den zween junngkfrawen zu sagenn
PL 2	680,7f.	Aber zue dießem mahl sagt dieß **buch** nicht weytthers vonn ir
PL 2	680,14	Unnß sagt dieß **buch**
PL 2	704,15f.	wie dann dieß **buch** hernaher solchs teuttschlicher ertzehlenn wirdt.
PL 2	726,25ff.	Aber alhie sagt dieß **buch** zue dießem mahl nicht weytters vonn Lantzelot
PL 2	738,31f.	Allso geschweiget alhie dieß **buch** vonn ime, Boorten, zu sagenn
PL 2	742,26f.	Aber alhie sagt dieß **buch** uff dießmahl nicht weytters vonn ime
PL 3	10,5	Nun sagt unnß dieß **buch**
PL 3	28,9f.	Aber alhie höret dieß **buch** uff vonn ime zu sagenn
PL 3	28,25	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	54,17	Aber alhie geschweyget dieß **buch** irer
PL 3	62,36f.	Aber hie redet dieß **buch** nicht mehr vonn inen
PL 3	70,36f.	Nun so geschweigt dieß **buch** ain weyll vonn ime zu sagenn

PL 3	72,5	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	74,25f.	Aber alhie sagt uff dießmahl dieß **buch** nicht mehr
PL 3	82,4f.	der dieß **buch** außließet
PL 3	86,6	Aber alhie höret dieß **buch** uff vonn dießem creutz zu sagenn
PL 3	104,19f.	Aber alhie geschweigt dieß **buch** vonn inen zu sagenn
PL 3	104,23	Dieß **buch** sagt unnß
PL 3	112,31f.	Aber alhie höret dieß **buch** uff vonn inen zweyen zu sagen
PL 3	114,3	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	118,1	Allso höret alhie dieß **buch** uff vonn inen zu sagen
PL 3	118,8	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	126,11f.	Allso höret dieß **buch** jetzo uff vonn inen zu sagenn
PL 3	126,17	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	152,24f.	Aber so horet dieß **buch** alhie uff zu sagen
PL 3	152,30	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	180,27f.	Aber alhie höret dieß **buch** uff vonn ime zu sagenn
PL 3	182,4	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	200,13f.	Allso höret dieß **buch** alhie uff vonn ime zu sagen
PL 3	200,15f.	und fahet dieß **buch** jetzo an zue sagenn
PL 3	200,19	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	210,14f.	Aber es höret alhie dieß **buch** uff vonn herrnn Ywan zu sagen
PL 3	210,18	unnd wie dieß **buch** sagt
PL 3	210,21	Unnß sagt dieß **buch**
PL 3	226,12f.	Aber hie hört dieß **buch** uff zu sagenn
PL 3	438,1	Nu sagt uns das **bůch**
PL 3	670,25f.	Hie leßt das **buch** von yn zu sagen
PL 3	734,31f.	Hie hört das **buch** off von Lancelot zu sagen
PL 3	808,32f.	und hieß die **búcher** daroff bringen.
PL 3	812,23f.	Konig Artus hatt Lancelots abentur auch all inn eyn **buch** beschriben laßen
PL 3	812,25	in glicher wiß auch ein **buch** geschriben
PL 4	50,5f.	Nu geschwigt die hystory und das **buch** yczu von im zu sagen
PL 4	88,16f.	Hie horet das **bůch** vom krancken ritter zu sagen
PL 4	130,32f.	Hie hort das **bůch** off von im zu sagen
PL 4	176,26	als diß **buch** uß wiset
PL 4	484,7f.	Nu hört das **buch** off vonn yn zu sagen
PL 4	718,7f.	Hie endet das **buch** Meyster Ganthier
PL 5	148,31	da von David spricht in synem **bůch**
PL 5	238,4	und nam ein **buch** und ein stole
PL 5	242,22	und legt das **bůch** hien
PL 5	418,7f.	Und der da wolt fragen in dem **bůch**
PL 5	430,24	Da sprach er zu synem **bůche**
PL 5	440,34	das diß **buch** uch hatt erzalt
PL 5	540,26f.	Da von meyster Gatiers machen begund das **buch** von dem heiligen grale
PL 5	544,6f.	und von wem das er die fromkeyt gesaget hett in synem **buch**.
PL 5	544,9f.	das er an dem ende diß **buchs** saget
PL 5	544,13f.	Und in der wyse so hub meyster Walther das letst teyl an von dem **buch**.
PL 5	658,10f.	Und darnach in demselben **bůch** mogent ir wol sehen
PL 5	798,2f.	Und das **bůch** saget uns
PL 5	838,21	also das diß **bůch** noch schinbarlichen erzelen sol.
PL 5	996,26	Darnach sagt uns diß **buch**
PL 5	1028,33f.	Undhie nÿmet syn **buch** ein ende also mit all
PL 5	1028,36	Hie hatt ein ende das letste **buch** von hern Lanczlot
JT	184,4	sin wille stůnt gen ritterschaft, kunst der **bůche** wold er sin nu sparnde.
JT	[439]17,4	sold ich den tempel bowen, ze dinem lob darin uz allen **bůchen**.
JT	634,3	zu den erwelten an des lebens **bůche**.
JT	998,4	mit schrift vil werdiclichen an dem lebnden **bůche** wol benennet.
JT	1663,1	Swer hie nu vreude si lesende oder hôre an disem **bůche**,
JT	2730,3	an sin gehugde **bůch**, wan si des jahen,

JT	2959,4	erdaht durch tugende schulde wart diutscher **bůch** mit triwen unverhowen.
JT	3125,1	Vil oft ist man iz lesende an den alten **bůchen**,
JT	3549,1	Daz bin ich ofte lesende in dem **bůch** Omere.
JT	4078,1	Der die **bůch** der hugede lesen wil latine,
JT	4890,3	manger witz, die **bůch** da kunnen leren.
JT	5281,1	Die gelerten wol der **bůche** mit kunstericher witze,
JT	5613,4	fur list der zouberie hant uns gelert die meister an den **bůchen**.
JT	5850,4	und anders in geverte, daz seit ein ander **bůch** mit gantzem mere,
JT	5929,3	und ist der **bůche** gar ein meister wise.
JT	5960,4	und von Lohrangrine, des mere von grozer clag ditz **bůch** ungrůzet.
JT	5988,2	mit werdicheit bedônet wirt ditz **bůch** zeletste sunder wende,
JT	5989,2	iz si wunderlichen ein **bůch** geanevenget und daz ander gendet,
JT	5990,1	Daz uns an disem **bůche** alsam iht hie gelinge,
JT	6327,1	Nu průfet, alle werden, die wirde dises **bůches**!
MuB	781	wan daz daz **buch** leit dar an.
MuB	8020	Als mir hat chunt getan daz **buch**,
RvB	10422	in Titurelles **buoche** sprach
RvB	13126	ze den fünf **buochen** sende
RvB	15815	Als uns diu **buoch** noch tuont bekant,
RvB	15821	in der rihter **buoch** vernomen,
RvB	15869	gelesen an der **buoche** schrift,
RvB	15905	in dem wâren **buoche**,
RvB	16586	in Titureles **buoche** sprach
RvB	16680	als ich in sîme **buoche** vant
RvB	17798	schrift noch **buoch** gehôrten nie
RvB	18018	diu in dem **buoch** der kintheit
RvB	21028	diu driu **buoch** diu her Sâvilôn
RvB	21295	einem **buoche** dâ geschriben.
RvB	21302	über daz **buoch** sî sâzen,
RvB	21308	und funden an dem **buoch** geschriben
RvB	21464	nigramanzîe **buoch** er nam
RvB	21491	daz **buoch** und dannen trüege,
RvB	21496	des **buoches** kraft diu friste in
RvB	21499	**buoch** under den füezen lac.
RvB	21502	sô daz **buoch** êrst dannen kam.
RvB	21504	diu **buoch** diu er verslozzen
RvB	21541	diu **buoch** den tiuvel und daz glas.
RvB	21604	ob in von den vier **buochen**
RvB	21631	der **buoche** slüzzel und diu **buoch**,
RvB	21659	mit **buoche** und mit bilde.
RvB	21682	er nam daz **buoch** ouch an der stunt
RvB	21699	daz stuont an disem **buoche** hie.
RvB	21701	daz im der **buoche** slüzzel wart,
RvB	21713	daz stuont an disem **buoche** niht.
RvB	23282	wan sî vil dicke an **buochen** las
RvB	24252	waz an dem **buoche** was geschriben
RvB	24258	**buoch** von nigramancîe
RvB	26783	unz an in nâ der **buoche** sage.
RvB	26818	Machabêôrum **buoch** daz seit,

buochelîn, **büechelîn**, **büechel** stn.[1031]

- Lexer (1992), S. 28: Büchlein; kleineres lehrendes oder erzählendes Gedicht; gereimtes Liebesgedicht, gerichtliches Protokoll

FD	160,5	ich han ein **büechelin** iu braht,
FD	160,1	Daz **püechel** sa diu süeze nam,
FD	161,8	nu hoeret wie daz **püechel** sprach!
FD	*nach Str. 161*	Hie hebt sich daz erste **büchlin**
FD	162,1	Do si gelas daz **buochelin**,
FD	166,4	si sprach: ‘nim hin daz **püechelin**
FD	167,1	Der bot der nam daz **buochelin**
FD	169,4	da von daz **büechelin** beleip
FD	169,7	daz al die zit daz **büechelin**
FD	170,2	daz **büechelin** nahen bi mir lac,
FD	171,4	ich bat in lesen daz **büchelin**.
FD	355,1	hat iu gesant vier **büechlin**,
FD	444,3	Ein vil gefüege **büechlin**:
FD	444,7	want man daz **büechel** an der stat,
FD	445,2	dar in bant man daz **büechel** sa;
FD	446,6	daz **büechlin** er verholn nam,
FD	447,7	min herre ein cleinez **buochelin**,
FD	448,1	Der bote daz **büechelin** gab ir.
FD	449,1	Das **büechel** tet si uf zehant,
FD	449,7	daz **büechel** ir für war des jach,
FD	*nach Str. 449*	Daz ist ein **büechlin**, daz ander
FD	450,1	Do sie gelas daz **büechelin**
FD	1330,6	senden ein chlein **büechelin**,
FD	1332,3	und ouch ein chleinez **büechelin**,
FD	1332,6	getihtet so daz **büechelin**,
FD	1333,1	Diu liet und **büechel** wart bereit,
FD	1335,2	bi mir gesant ein **büechelin**
FD	1335,6	iu tuot daz **büechelin** bechant,
FD	1336,1	Liet und **büechel** si do nam
FD	1336,5	si laese daz **büechelin** zehant,
FD	1336,8	nu hoert, daz **büechel** sprichet also:
FD	*nach Str. 1336*	Daz ist ein **buochel**
FD	1337,2	swaz an daz chleine **buochel** was

buochstap, **buochstabe** stswm.

- Lexer (1992), S. 28: Buchstabe

Pa	108,2	sus sagent die **buochstabe**.
Pa	115,27	ine kan decheinen **buochstap**.
Ti	147,1	Smaragede wâren die **buochstabe**, mit rubînen verbundet.
FuB	2108	man sach behouwen **buochstaben**
FuB	2219	die guldînen **buochstaben**,
PL 1	452,12f.	Die **buchstaben** sprachen alsus
PL 1	452,22	Er was aller mit **buchstaben** gemacht

[1031] Die Unterscheidung zwischen *buoch* und *buochelîn* erfolgt gemäß Lexer (1992).

PL 1	452,33	und wißten im die **buchstaben**.
PL 1	452,34f.	Da er die **buchstaben** all uberlase
PL 1	454,3	biß er die **buchstaben** gelase
PL 1	462,5	mit **buchstaben** aller der namen
PL 1	470,22f.	mit den **buchstaben** die allenthalben geschriben stunden
PL 1	580,5f.	und fant **buchstaben** daran geschriben
PL 1	962,32	lesent die **buchstaben**
PL 1	962,33f.	Und die **buchstaben** sprachen
PL 1	1196,33f.	**buchstaben** die daran stunden
PL 2	356,34	Lancelot sah die **buchstaben** in dem grab
PL 2	698,,8f.	das vor der portten am innganng uff ainem grabe **buchstaben** geschribenn stehenn
PL 3	146,1f.	an welchem stunnden weisse **buchstaben** geschrieben
PL 3	146,2f.	Sie sahen die **buchstabenn** oder schrifft
PL 3	150,22ff.	unnd er sahe am eingang der thürenn **buchstaben** geschribenn stehen
PL 3	150,27f.	Allso zeygt Hector dieße **buchstaben** unnd schrifft herrnn Gauwan
PL 3	152,5f.	An dem creutz stunden **buchstaben** geschribenn
PL 3	182,14	an welchen stunden **buchstaben**
PL 3	182,16f.	Da nun Hector dieße **buchstaben** geleßen hatte
PL 3	248,6	dete er **buchstaben** schriben
PL 3	248,10f.	da dett er ein crúcz mit den **buchstaben** an den fußpfatt des bergs seczen
PL 3	536,30f.	und stunden daroff geschriben **buchstaben**
PL 3	536,36f.	Da sie die **buchstaben** hetten gelesen
PL 3	538,3f.	da die **buchstaben** von schriben
PL 3	580,14	da geschriben stunden **buchstaben**
PL 3	580,19	Der schiltknecht laß auch die **buchstaben**
PL 3	580,30	was die **buchstaben** sagent?
PL 3	580,31	Durch diße **buchstaben** nach durch ander sachen willen
PL 3	582,21f.	wer die **buchstaben**, die da sint, geschriben hab!
PL 3	812,33f.	und von den **buchstaben** die da sprachen
PL 3	814,5	Und am andern end waren **buchstaben**
PL 4	46,14	und off eim yglichen bild ein **buchstaben** stan.
PL 4	104,15f.	Darnach bevalh der ritter von Tartre **buchstaben** zu machen
PL 4	106,23f.	Er besah die **buchstaben** dastende nuwelichen geschriben
PL 4	134,28	daran er **buchstaben** fandt
PL 4	136,29	Darnach sah er **buchstaben** in bly geschriben stan
PL 4	332,35f.	Es stunden auch vor syner stirn **buchstaben** geschriben
PL 4	334,1f.	Die **buchstaben** sprachen also:
PL 4	410,32f.	daran die **buchstaben** nůwelichen geschriben waren
PL 4	410,35f.	Da rufft Lancelot den schribern und hieß die **buchstaben** lesen.
PL 4	412,3f.	wann die **buchstaben** erst hut geschriben sint.
PL 5	14,32	Und funden **buchstaben** daran
PL 5	16,6f.	das nymands dieße **buchstaben** sech
PL 5	18,8f.	und waren guldin **buchstaben** gar behendiclich darinn gegraben.
PL 5	18,9f.	Und die held besahen die **buchstaben**
PL 5	18,12f.	Da der konig die **buchstaben** sach
PL 5	20,12f.	und die **buchstaben** an dem swert warn es sicher
PL 5	22,27	da waren **buchstaben** geschriben
PL 5	22,28	Der biederman besicht die **buchstaben**
PL 5	76,3	ir solt darunder finden einen **buchstaben**.
PL 5	84,15f.	das sie kamen an ein crúcz und funden **bustaben**
PL 5	84,22f.	Da Meliant sach die **buchstaben**
PL 5	90,33f.	Da erzalt im Meliant […] von den **buchstaben**
PL 5	92,18	**buchstaben** die uch wiseten zwen wege:
PL 5	92,25f.	darumb verboten es die **buchstaben**
PL 5	92,29	Und da du sehet die **buchstaben**
PL 5	396,17f.	und sahen **buchstaben** geschrieben innwendig
PL 5	396,30	Da sie besahen die **buchstaben**
PL 5	400,15	das was sere rich vol **bůstaben**

PL 5	400,21	Und also sprachen die **buchstaben** von dem gehilcz.
PL 5	400,27f.	das diße **bůchstaben** ware sagent.
PL 5	400,35	und sah **buchstaben**
PL 5	404,10f.	das die **buchstaben** by dem bort daten.
PL 5	404,20f.	und daroff waren **buchstaben** geschriben
PL 5	404,28f.	Und die **buchstaben** von der scheiden sprachen:
PL 5	406,15	Da sie hetten die **buchstaben** gelesen
PL 5	406,19f.	Und daroff stunden **buchstaben**
PL 5	412,11	und dan diß **buchstaben**
PL 5	412,30	und umb die **buchstaben** die daruff geschriben stent.
PL 5	440,6f.	Darnach kam er zu dem schwert und schreyb **buchstaben** daran.
PL 5	440,7f.	da schreyb er **bůchstaben** an den knauff
PL 5	440,9f.	und schreib **buchstaben** daran.
PL 5	440,14	und fand **buchstaben** an dem bort geschrieben
PL 5	440,21	Da Salomon gesach diß **buchstaben**
PL 5	444,16	die **buchstaben** sagen es.
PL 5	504,34	Da stunden **buchstaben**
PL 5	520,1f.	der hett **buchstaben** an syner stirne
PL 5	520,5f.	erkanten wol die **buchstaben**
PL 5	520,7	da von die **buchstaben** sagten
PL 5	528,22f.	und sahen auch die **buchstaben** an dem bůrt von dem schiff
PL 5	532,11	als die **buchstaben** sprechen
PL 5	642,11	Und da er die **buchstaben** gesach
PL 5	642,27f.	als diße **buchstaben** bezugent
PL 5	670,12f.	Die gesellen von der tafelrunden gemeynlich schrieben **buchstaben** daroff:
PL 5	670,16	Also sprachen die **buchstaben** die da stunden geschriben
PL 5	682,6	Und da er gesah die **buchstaben**
PL 5	690,32f.	Da begunde er yn lesen und fand was die **buchstaben** sprachen:
PL 5	692,30f.	und laßent uns off ir grab **buchstaben** schriben
PL 5	696,16f.	Und off dem sarck stunden **buchstaben** geschriben
PL 5	696,19f.	Und von dißen **buchstaben** so waren die eyn von golde
PL 5	958,15f.	und sah daran **buchstaben** gehauwen.
PL 5	958,16	Da besah er die **buchstaben**
PL 5	958,18	ich sehe alhie gehauwen **buchstaben**
PL 5	958,23	was diße **buchstaben** sprechen?
PL 5	958,25	da von die **buchstaben** sprechent.
JT	1188,1	Smarac warn di **bůchstaben**, mit rubin verpundet,
JT	1247,1	Zwei zirkel **stab der bůche** alumb daz schapel drungen.
JT	1248,2	**bůchstaben** rich furware. di seiten, daz er sich des trôsten solde,
JT	1396,4	di **bůchstabe** sageten, daz Sigun noch rein und kůsche wære.
JT	1684,4	mit gesmelze wæhe. franzois und heidenisch warn di **bůchstaben**.
JT	1930,4	dar uz di **bůchstab** waren, di liebtens mere dann von meisterschefte.
JT	5888,1	Und die **bůchstaben** risen von steinen krefte riche.
RvB	21284	und was dâ manic **buochstap**

durchlesen stv.

- Lexer (1992), S. 381: durchlesen

RvB	21715	hatten endelîch **durlesen**.
RvB	24817	und er ir schrift vil gar **durlas**,

epitaphium
- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: Epitaph, Grabinschrift]

Pa	107,30	ein **epitafum** ergraben was,
Pa	781,15	daz **epitafjum** ist gelesen:
JT	1002,4	dar an mit schrifte riche sin **epitafium** ergraben behende.
MuB	6962	Ein gut **epytaphium**
RvB	21287	seit daz **epitafîum**,
RvB	25050	wie sîn **epitaffîum**

erschrîben stv.
- Lexer (1992), S. 48: zu Ende schreiben

JT	3214,2	nieman mochtz **erschriben**, waz min vater tugend an sich lesende

figûre, figûr stswf.
- Lexer (1992), S. 288: Gestalt; Symbol, Gleichnis, Bedeutung; Ding überhaupt (lat. *figura*)
- [hier: (Schrift-)Zeichen]

RvB	21394	er solte von **figûren**,
RvB	21673	und ouch der **figûren** schrift.

gebrieven swv.
- Lexer (1992), S. 55: niederschreiben

MuB	7642	daz ich dir in **gebriuuen**[1032] muge,

geschrift stf.
- Lexer (1992), S. 65: Schrift, Inschrift; Schriftwerk; die Heilige Schrift; das Schreiben; Schriftwechsel; Verschreibung
- Lexer (1993), S. 396: literarisches Gesamtwerk, ‘Schriften’ (als Quelle)

PL 1	338,28	Darwiedder spricht die **geschrifft**
PL 5	950,30f.	Diß **geschrifft** wart geschriben uff der zweyer bruder grab.
RvB	19821	mit durgrabener **geschrifte**,

griffel stm.
- Lexer (1992), S. 76: Griffel, Schreibgriffel (lat. *graphium*)

FuB	829	schœne **griffelîn** von golde.
FuB	1244	dô zôch sî ûz ir **griffelîn**

[1032] Mai und Beaflor (2008): *gebruuen*.

FuB	1321	Dô nâmen sie ir **griffelî**,
FuB	1330	dô nam sî daz **griffelî**
FuB	2358	er zôch ein guldîn **griffelîn**
FuB	2363	als er den **griffel** ane sach,
FuB	2365	‘owê **griffel** hêre,
FuB	2373	geben diz schœne **griffelîn**,
FuB	2380	owê **griffelîn**, nû füere mich
FuB	2389	den **griffel** an der spitze.
FuB	2394	und im den **griffel** genam;

griffelvuoter stn.

- Lexer (1992), S. 402: Griffelfutteral

FuB	1245	ûz ir **griffelfuoter**.
FuB	2359	ûz sînem **griffelfuoter**

hantveste stf.

- Lexer (1992), S. 81: Handgriff, Handhabe; schriftliche Versicherung, Verbriefung der Rechte, Urkunde
- Lexer (1992), S. 405: Schuldurkunde

SR	149	**hantvesten** unde ir brieve sehen:
SR	573	die brieve und der **hantvesten** craft,

karacter stswm., **karacte** swm.

- Lexer (1992), S. 104: Buchstabe; Zauberschrift; Zauberspruch; Gepräge, Merkmal; abgedrückte Figur (gr. lat. *character*)
- Lexer (1992), S. 414: *karacter buochstap* Zauberbuchstabe

Pa	453,15	der **karakter** â b c
RvB	21672	dô man die **karakter** sach

krônike, **krônik** swstf.

- Lexer (1992), S. 117: Chronik (gr. lat. *chronica*)

Pa	455,9	er las der lande **chrônicâ**
JT	2885,2	di veter und die kinder. so můst ich di **kronik** wol bekennen.
JT	3167,4	daz listu an der **kronike**, diu ist des noch zeBaldac wol verjehende.
JT	3174,2	zepter unde krone, als iwer **kronik** ze Baldac ist sagende.
JT	4078,3	**kronik** zeBritanje und Kornevale.
JT	5869,2	der schrift vil unberoubet sint der lande **kronik** nah und verre:
MuB	75	in der **chroniken**, daz er las
RvB	17976	als in der **crônik** ist geschriben,
RvB	18143	als **cronicâ** diu wâre seit,

lesen stv.

- Lexer (1992), S. 125: auswählend sammeln, aufheben, an sich nehmen; […] in Ordnung bringen, in Falten legen; wahrnehmen, erblicken; lesen (ursprünglich die mit Runen bezeichneten Stäbe aufheben und zusammenlegen), vorlesen, als Lehrer vortragen; Messe lesen; oft gleichbedeutend mit sagen, erzählen, berichten
- Lexer (1992), S. 422: predigen; *einen Brief, einen leczen lesen* dp. eine Lektion, einen Sermon halten; *sîn gebet lesen* beten; *lesen unde singen* Obsequien halten; *gelesen hân* as. von ds. etwas wissen, verstehen von; *ze herzen lesen* as. sich erinnern an; *in sîn herze lesen* as. sich etwas einprägen, vorstellen; *zwîvel in sîn herze lesen* zweifeln; *hin heime lesen* as. sich zu eigen machen; *iemannes sicherheit an sich lesen* jemandes Unterwerfung erzwingen; *sîn herze an sich lesen* sich aufrichten

Pa	66,4	ein phaffe der wol zouber **las**,
Pa	85,23	des **lis** ich hie den wâren brief:
Pa	102,6	der an trügelîchen buochen **las**
Pa	224,12	daz munt von wîbe nie **gelas**
Pa	315,14	wan munt von rîter nie **gelas**,
Pa	326,24	swaz munt von rîcheit ie **gelas**,
Pa	431,2	(ich sage iu als Kyôt **las**),
Pa	454,22	des namen **las** er sunder twâl
Pa	455,9	er **las** der lande chrônicâ
Pa	455,13	er **las** von Mazadâne
Pa	459,22	sîniu buoch dar an der kiusche **las**.
Pa	460,25	ame salter **las**er im über al
Pa	462,13	kund ich **lesen** unde schrîben
Pa	481,6	swaz man der arzetbuoche **las**,
Pa	484,9	sus **lâsen** wir am grâle
Pa	644,24	an ir venje si den salter **las**.
Pa	649,7	dô er von im wart **gelesn**,
Pa	650,11	lâz si dran **lesen** unde sagn,
Pa	650,25	dô ir süezer munt **gelas**
Pa	724,20	ein brief den er ze velde **las**:
Pa	781,15	daz epitafjum ist **gelesen**:
Pa	805,10	op der Provenzâl die wârheit **las**.
Ti	149,1	Diu herzogin Sigûne **las** anvanc der mære:
Ti	150,1	Si **las** mêre an der halsen, noch niht an dem seile:
Ti	151,3	Sigûne **las** an des seiles underscheide,
Ti	155,1	Diu herzoginne **las** von der meide an dem seile.
Ti	159,2	vienc aschen unt vorhenne, die wîle si **las**, unt der fröude den mangel,
Ti	169,3	dâ **læse** ich an, swaz dâ geschriben wære.
FuB	712	nû begunden sie **lesen**
FuB	842	wan sie der meister, der in **las**,
FuB	946	weder tihten noch **lesen**
FuB	1027	dîne gespil, diu sam dir **liset**,
FuB	2218	hei wie flîzeclîche er **las**
FuB	2772	nû hœrent wunder, man **las**
FuB	6223	**liset** sî an ir salter,
FuB	7976	als erz von dem geschriben **las**,
FuB	7979	die ez hœren oder **lesen**,
WvO	1758	Und den ebenglien man **gelas**
WvO	2143	‘Wer hat mich gůter her **gelesen**?
WvO	2162	Er frume mich also **gelesen**
WvO	2358	Gevangen, als ich iu e vor **las**.
WvO	2765	Reden und an bůchen **lesen**

WvO	2858	Als ich hie vor dú mære **las**
WvO	3926	So nam er ain bůch und **laz**
WvO	4393	Das sol man **lesen**! da stat an
WvO	5648	**Gelesen** da oder da
WvO	5655	An ir genade **las** ich das[1033]
WvO	6265	Disen brief, den sont ir **lesen**
WvO	6275	Das besach er und **las**
WvO	7100	Swer hat vernomen alder **gelesen**
WvO	7439	Die erde? – ja, doch **lise**,
WvO	7587	Do ich dinen brief **gelas**
WvO	7618	Den brief **gelas** und das er dran
WvO	8345	Der tail, als ich iuch hie vor **las**,
WvO	8559	Den brief. als er da ran **gelas**
WvO	10553	Den brach er uf unde **las**.
WvO	10581	Do der kúnic den brief **gelas**,
WvO	10650	Da er die warhait ane **las**
WvO	11710	Als ich vor diu måre **las**,
WvO	11806	Der dis aventure **las**,
WvO	14307	Den nam er schone und **las**
WvO	14316	Do der brief was **gelesen**,
FD	8,2	do hort ich ofte, daz man **las**
FD	74,2	ich **las** ir diniu niuwen liet.
FD	113,6	wan sa do si den brief **gelas**
FD	115,1	Do mir der brief **gelesen** wart,
FD	118,2	swaz man da sanc oder **las**,
FD	160,6	daz sült ir **lesen** gegen der naht,
FD	162,1	Do si **gelas** daz buochelin,
FD	165,5	in ir heimlich, da si **las**,
FD	165,8	**las**, da stuonden diu liet an:
FD	166,6	ich han ez **gelesen** ofte sider;
FD	169,2	der mir min heinlich brieve **las**
FD	171,4	ich bat in **lesen** daz büchelin.
FD	171,5	do er ez **gelas**, do stuont dar an,
FD	172,1	Do mir **gelesen** wart hier an,
FD	319,5	den **lest** und lat mich wider varn
FD	320,3	in ir heinlich, da si **las**,
FD	320,7	si **las** in gar, do daz geschach,
FD	321,1	So si den brief **gelas** alda,
FD	324,1	Do mir der brief wart do **gelesen**,
FD	355,6	singen, **lesen** und sagen,
FD	360,5	do sis **gelas** diu wol gemuot,
FD	604,6	vil snellichen **lesen** bat,
FD	746,2	hie heizzen **lesen**; waz ob ir
FD	746,4	den brief ich mir do **lesen** bat,
FD	747,1	Do mir der brief da wart **gelesen**,
FD	913,6	von triwrerm manne nie munt **gelas**,
FD	943,6	biz daz man daz ewangelie **las**;
FD	1099,6	ir sült si **lesen**, si sint guot.
FD	1100,3	(si **las** in hie, si **las** in dort)
FD	1100,5	in **las** diu reine tugende rich
FD	1101,1	Do si diu liet **gelas** da gar,
FD	1336,5	si **laese** daz büechelin zehant,
FD	1337,1	Do diu vil reine, guote **gelas**,
FD	1337,6	**las** mit ir liehten ougen schin
FD	1338,1	Do si diu liet **gelas** alda,

[1033] *An ihrer Gnade las ich das* – oder: *Ohne ihre Gnade lasse ich das*?

FD	1374,2	manic schoeniu frowe in gern **las**,
FD	1845,4	do man ditz buoch hort niwes **lesen**
PL 1	50,25f.	dahien ging sie siczen yren salter **lesen**
PL 1	124,24f.	und **laß** weynende alles das gut gebet
PL 1	452,33f.	Er kund wol **lesen**
PL 1	454,3	biß er die buchstaben **gelase**
PL 1	454,8f.	und hett synen namen **gelesen**.
PL 1	462,16f.	begunde zu **lesen** allenthalben off jhenen sercken
PL 1	462,18f.	Also **lase** er an maniger statt
PL 1	462,27	und begund zu **lesen**.
PL 1	462,27	Da er ein wile **gelase**
PL 1	464,29f.	myn herre Gawan hett den pfaffen thun **lesen** off dem großen sargk
PL 1	486,12	der konig hieß syn pfaffen **lesen**.
PL 1	486,13	er **lase**
PL 1	486,14	Er **laß** off eim andern
PL 1	486,16	Sie **lasen** furter allenthalben
PL 1	486,18	Sie **lasen** furter off eim grab
PL 1	486,23	Also **lasen** sie so lang
PL 1	486,24	und **lasen** das da unden lege
PL 1	488,3	wann dút die tumben **lesen**
PL 1	550,15	und **laß** yren selter.
PL 1	558,1f.	Dißen brieff hett die jungfrauw vor **gelesen**
PL 1	558,4	da der brieff **gelesen** wart
PL 1	866,16	da er den **gelase**
PL 1	962,32	**lesent** die buchstaben
PL 2	34,18	das ir dißen brieff thunt **lesen**
PL 2	34,28f.	und thút yn **lesen**!
PL 2	34,29f.	das ern **lese**
PL 2	36,16f.	Er **lase** en brieff
PL 2	36,17f.	da er yn **gelase**.
PL 2	36,33	Er nam den brieff und **lase** yn.
PL 2	36,35	das ern einen jungen pfaffen dethe **lesen**
PL 2	40,33	Da was der brieff **gelesen**
PL 2	72,7f.	und ein gut meister **laß** diß selb buch
PL 2	72,11	wann nymant darinn getorst **lesen**.
PL 2	72,12	als ich diß bůch **lese**
PL 2	72,16	Er begunde **lesen**
PL 2	72,31	**leßt** fast furbas!
PL 2	72,31	Da begunde er furbas **lesen**.
PL 2	72,31f.	Da ers **gelaßen** hett
PL 2	72,33f.	und **lase** ser forchtsamclichen.
PL 2	74,24	Er begunde aber furter **lesen**
PL 2	356,34f.	und begund sie **lesen**
PL 2	658,27f.	so Ir könntten die schrifft **leßen**
PL 3	146,7f.	Da Hector vonn Mares die schrifft uff der anndernn seythen **laße**
PL 3	150,28f.	unnd er sahe die und **laße** die
PL 3	152,12f.	Da sie die schrifft **geleßenn** hattenn
PL 3	182,16f.	Da nun Hector dieße buchstaben **geleßen** hatte
PL 3	248,9f.	der schrifft **lesen** kunde
PL 3	490,11f.	Er begunde zu **lesen**:
PL 3	490,14f.	Er hub an zu **lesen**
PL 3	536,36f.	Da sie die buchstaben hetten **gelesen**
PL 3	580,19	Der schiltknecht **laß** auch die buchstaben
PL 3	752,30f.	Als Lancelot den brieff von ende zu ende **gelesen** hett
PL 4	134,34	Und als er das **gelesen** hett
PL 4	136,36	Als Lancelot den zettel **gelesen** hett
PL 4	144,10f.	als man den passion unsers herren Jhesu Cristi **ließt**.

PL 4	198,13f.	Er gab sie eim schriber und ließ sie **lesen**.
PL 4	198,14	Und als sie **gelesen** waren
PL 4	278,23	das er von konig Artus **gelesen** hatt
PL 4	410,35f.	Da rufft Lancelot den schribern und hieß die buchstaben **lesen**.
PL 4	412,35	so **lesent** yne zuhörende aller
PL 4	416,8	und ließ yn **lesen**
PL 4	418,13	Und als der konig den brieff hett horen **lesen**
PL 4	454,32f.	Konig Claudas nam die brieff und deth sie eynen schriber **lesen**.
PL 5	126,1f.	von dem man **lieset** in dem ewangelio
PL 5	138,7	das man **lieset** an dem palmtag
PL 5	400,21f.	Und als bald als sie die hetten **gelesen**
PL 5	406,15	Da sie hetten die buchstaben **gelesen**
PL 5	442,13f.	Und da begunden sie den brieff zu **lesen**
PL 5	474,32	Da **lasen** sie
PL 5	482,4f.	Und da er yne hett **gelesen** von eynem ende zu dem andern
PL 5	642,10f.	das er das wol **laß** und verstund.
PL 5	642,12f.	da begunde er sie zu **lesen**
PL 5	642,20f.	Also begunde der konig **lesen** die schrifft von Lanczelots biederbekeit
PL 5	690,32f.	Da begunde er yn **lesen** und fand was die buchstaben sprachen:
PL 5	850,8f.	und wurden **gelesen** vor den fursten von dem lande
PL 5	850,9f.	und sie **lase** ein bischoff von Ißlande.
PL 5	850,33f.	also das sie vor der konigin **gelesen** wurden.
PL 5	958,21f.	Da der bischoff diße schrifft het **gelesen**
PL 5	1024,5f.	und **laß** alle tag meße
SR	1052	daz ander stücke, als ich ez **las**,
SR	1616	sît ich fürwâr geschriben **las**
JT	185,1	Manheit von ritterschefte was er gerne **lesende**
JT	190,2	‘Ovidium puellere **las** ich von ir, daz mir nicht behagete.
JT	316,1	Danne so vil und man **lesende** ie was von grales kunde,
JT	368,2	in der schrift man **lesende** ist, daz er vil grôzer wunder tæte
JT	[439]22,3	und lob der magt mit **lesen** und mit singen,
JT	442,3	im gap der gral di schrift alda zu **lesende**:
JT	448,3	wold der gral, wan si geschriben **lesende**
JT	537,2	daz mac man gerne hôren, swa man iz von Salamon ist **lesende**.
JT	576,2	er si di steine **lesende**, e man si innerhalp des tempels vinde.
JT	576,3	der niht selbe **lesen** kunn, der vrage
JT	604,4	als er di schrift was **lesende**: ‘Frimutel der sol hie tragen krone’.
JT	637,4	sint er zem grale was **lesende**, er můst von wibes minne gelucke reren,
JT	639,4	und ordenung des grales. di wis in in der wochen eines **lesende**.
JT	1119,2	sin tugendrich gemůte **las** in ir herze. daz schůf diu scharfe minne.
JT	1191,1	Di herzoginne lobesam **las** anevanc der mære:
JT	1192,1	Si was di halsen **lesende**, noch nicht an dem seile:
JT	1193,3	Sigune **las** ir namen underscheide,
JT	1197,1	Sigune **las** erliche von Clauditten an dem seile:
JT	1201,2	aschen, vorhen vander, di wil Sigun **las** hoher vreuden mangel
JT	1213,3	ich **lese** wol, waz da ze **lesen** were.
JT	1296,3	di schrift zu**lesene** was er kunste sunder,
JT	1433,1	‘Sam der berillus grôzet di schrift in im ze **lesene**,
JT	1469,4	da **lese** vor den werden, daz Clauditte da von enpriset were.
JT	1470,4	owe, war denk ich tumber, swer iz hat, der ist die schrift ie **lesende**.
JT	1477,2	daz weder munt noch zunge nie **gelas**, sit daz Adames rippe
JT	1514,4	zer hochgezit noch kerte, daz man da **lese** di schrift mit worten sůzen.
JT	1521,2	weder munt noch zunge nie **gelas** von ritter also fiere,
JT	1624,1	Und wie man seil des bracken zu hove nu wer **lesende**.
JT	1624,4	in ir gewalt fur eigen di schrift solte **lesen** andem seile.
JT	1663,1	Swer hie nu vreude si **lesende** oder hôre an disem bůche,

JT	1790,2	ie **gelasen** vrů noch spate, die wurden nie der kunste nachgebure,
JT	1868,3	Sigunen wart daz bracken seil zu**lesene**
JT	1869,3	durch daz Sigune was die schrift da **lesende**
JT	1871,1	Einen schriber wol geleret man **lesen** hiez di strangen.
JT	1871,4	**lesen** al den werden, vrowen schar und herren sunderlinge.
JT	1930,2	was wider der aleine, swenn man in do **las** di lere ganze.
JT	2392,1	Des prief was man **lesende** vor der bruck in allen
JT	2400,3	an dem prief, den **las** man offenbære.
JT	2401,2	ob man da **lesen** wolde alle di sache, die an im misseraten
JT	2416,1	Do wart deheiner ware **gelesen** ir missetæte,
JT	2480,1	Artus, der witze riche, den prief was tougen **lesende**.
JT	2683,3	di begunden **lesen** und all ir kunst versůchen
JT	2808,4	di wer von wind und regene uber tusent jar da gůt zu**lesene**.
JT	2814,1	Von luften si wir **lesende**, der kraft ist gar gefiuret.
JT	2958,3	ern hǒre da von **lesen**, sagen, singen.
JT	2961,4	di diutsch nie **lesen** horten, der siht man tusent stunde mer verderben.
JT	2989,4	waren durch sin liebe, was man im einen erwelten namen **lesende**.
JT	3059,2	daz hǒr ich **lesen**, schriben zeler, daz nieman si, er werde funden
JT	3119,3	mit schrift. die was er selbe **lesende**,
JT	3125,1	Vil oft ist man iz **lesende** an den alten bůchen,
JT	3167,4	daz **list**u an der kronike, diu ist des noch zeBaldac wol verjehende.
JT	3214,2	nieman mochtz erschriben, waz min vater tugend an sich **lesende**
JT	3549,1	Daz bin ich ofte **lesende** in dem bůch Omere.
JT	3573,3	diu reine, junge, sůze was da **lesende**.
JT	3721,3	von einer tjoste nie **gelas** so herte.
JT	3779,3	sit daz man **liset** von berlin drier hande,
JT	4078,1	Der die bůch der hugede **lesen** wil latine,
JT	4543,4	des horte man den vollen **lesen** an der strang des edlen porten.
JT	4953,4	und baz alda mit **lesene** diu strang von ir munde wart gehǒret.
JT	5016,4	dir wirt Sigunen minne: diu **list** nu frilich an dem bracken seile.
JT	5042,3	segen, salme bin ich dir da **lesende**.
JT	5171,3	etwenne gebet was si und salme **lesende**
JT	5309,1	Den prief von im ze**lesene** het man al die wochen,
JT	5309,3	des botschaft můste man da **lesend** liden
JT	5313,4	und als man ie den prief **gelas**, so speht man, ob er stůnde wirdebære:
JT	5338,2	des prief in sůzem done Secundille **lesend** was, diu clare,
JT	5509,3	franzois si **las**, wie im der paruk wolde
JT	5510,1	Hie vor ist man iz **lesende** von art der selben steine.
JT	5815,1	Parcifal im **lesende** was die kraft der steine,
JT	5864,2	do wart **gelesen** schiere zem gral die Anfortasen qual zewende
JT	5912,3	tag und naht so wurd ich clage **lesende**.
JT	5931,3	und ein kloster, da man sing und **lesende**
JT	5956,2	singen, **lesen** heten pfaffen vil, die got tiure baten.
JT	5977,1	Wer **lese** von dem grale den wunsch von trinken, von ezzen,
JT	6077,4	diez **lesen** oder hǒren, und der iz sag oder in dem done singe.
JT	6327,4	alle, di iz hǒren, **lesen** oder schriben, der sele můze werden geparadiset.
MuB	75	in der chroniken, daz er **las**,
MuB	92	mit huse, also hort ich **lesen**.
MuB	834	eine vnd ir salter **las**.
MuB	2100	Si brachen ez ouf, als ich ez **las**.
MuB	4242	daz bat vnd **las**
MuB	5351	Do er die brieue **gelas**,
MuB	5488	Zehant als er die **gelas**,
MuB	5583	so man in **gelesen** hat.
MuB	5628	Wer in **lesen** mohte
MuB	5633	der sol in **lesen**, wan erz wol chan.'
MuB	5678	Ich en**lise** ev niht den brief.'

MuB	5699	Den brief man vns **lesen** sol,
MuB	5798	gerucht vns den brief **lesen**.’
MuB	5710	Bescheidenlich er in **las**,
MuB	6639	Den **las** er selbe sa zehant.
MuB	6649	Div nempt vnd heizt sev **lesen**,
MuB	6652	vnd **las** iv mit zuhten die.
MuB	6682	Wir wizze wol, het ir **gelesen**
MuB	6899	vnd **las** siv alle dri.
MuB	6901	mer danne dristunt er si **las**.
MuB	6965	erslagen, daz man daz **las**,
MuB	7047	Div barmunge dir ze tische **las**.
MuB	7600	von **lesen** vnd von singen.
MuB	7772	**Lesen** vnd singen,
MuB	7908	Wir **lesen** nindert an der schrift,
MuB	9201	ich laß ew mein tochter **lesen**,
MuB	9240	Wellt ir spilen oder **lesen**,
RvB	922	von glanzem golde, als ich ez **las**,
RvB	962	sîn wâpenkleit, als ich ez **las**,
RvB	1510	sîn wâfenkleit, als ich ez **las**,
RvB	3880	swaz man ie von minne **las**
RvB	5800	er **las** den brief, ich sag iuch wie
RvB	5802	dô er in brach, er **las** zehant:
RvB	5847	Dô er disen brief **gelas**,
RvB	6242	gschriben reht als ich ez **las**:
RvB	6282	er slôz den brief ûf unde **las**,
RvB	7490	**lesent**, herre, disen brief,
RvB	7505	**lesent** hie des brieves schrift.
RvB	7509	den selben brief ûf unde **las**,
RvB	7599	Dô er den brief alsus **gelas**,
RvB	7781	er **las** in beiden von dem brief
RvB	8605	den brief; der künc in balde **las**,
RvB	9972	allez daz man ie **gelas**
RvB	10884	undhette, als wir hân **gelesen**,
RvB	12500	von Brûneswîc, als ich ez **las**,
RvB	13428	wir hân **gelesen** offenbâr,
RvB	15869	**gelesen** an der buoche schrift,
RvB	16158	sô mangen man, als ich ez **las**,
RvB	16765	als ich von im geschriben **las**.
RvB	17180	ein samît wîz, als ich ez **las**,
RvB	18259	von im eigenlîch **gelesen**.
RvB	18614	diu burc innen, als ich **las**,
RvB	20978	sî fuoren, als ich hân **gelesen**,
RvB	21061	als ich von in **gelesen** habe,
RvB	21304	daz ez menneclîch wol **las**
RvB	22312	wan er, als ich hân **gelesen**,
RvB	22592	der sol **lesen** Statûum
RvB	22816	als ir dâ vor hânt **gelesen**:
RvB	23282	wan sî vil dicke an buochen **las**
RvB	24104	er **las** den brief, dar an er vant
RvB	24134	ob er den brief niht het **gelesen**,
RvB	24436	den **lesent**, dâ stât al diu trift
RvB	24685	Dô er den brief alsus **gelas**,
RvB	24689	den brief **lesen** alle.
RvB	26717	ist ez als ich **gelesen** hân.
RvB	26749	daz übel, sus hân ich **gelesen**.
RvB	26775	Philippen sun, als ich ez **las**,

lit stnm.
- Lexer (1992), S. 128: Glied, Gelenk; Zeugungsglied; Verwandtschaftsglied, Sippe; Teil, Stück; Mitglied, Genosse, Gehilfe
- Lexer (1992), S. 423: auch: Grabplatte
- [hier: Buchstabe]

JT	173,3	funf der **litter** von des vater teile
JT	174,2	di kunigin hovelich. si sprachen: ‘vrowe, iwer **litter** viere

papier stn.
- Lexer (1992), S. 157: Papier (lat. *papyrum*)

PL 3	744,21f.	ob er **bappir** und dint hett.

paragraf m.
- Lexer (1992), S. 157: Zeichen, Buchstabe (gr. lat. *paragraphus*)

RvB	21404	mit hôhen **paragraffen**:

pergamente stn.
- Lexer (1992), S. 158: Pergament, kontrahierte Formen: *perment*, *perminte*, *permint*, *permit*

Pa	625,13	tincten unde **permint**.
Pa	747,26	‘als ein geschriben **permint**,
Pa	785,28	nam tincten unde **permint**.
PL 4	196,13f.	Da hiesch die konigin eynem schriber **berment** und dint.
SR	712	man schrîbet an ein **permint** sleht

psalter stm.
- Lexer (1992), S. 162: Psalmbuch
- Lexer (1992), S. 437: *psalter lesen* beten

salter stm.
- Lexer (1992), S. 176: = *psalter*; auch: einzelner Psalm

Pa	438,1	Si truoc ein **salter** in der hant:
Pa	460,25	ame **salter** laser im über al
Pa	644,24	an ir venje si den **salter** las.
Ti	92,4	ich weiz den fürsten, solte er daz lernen, man lêrte einen bern ê den **salter**.
FuB	6223	liset sî an ir **salter**,
FuB	6320	sî möhte einen **salter** gar
PL 1	50,25f.	dahien ging sie siczen yren **salter** lesen
PL 1	550,15	und laß yren **selter**.
MuB	834	eine vnd ir **salter** las.

RvB	26870	gesprochen in dem **salter**

quintern stm.

- Lexer (1992), S. 163: Lage von fünf Bogen oder zehn Blättern

PL 4	446,14f.	und beschriben stet an dem allerersten blat diß **qwinternen**

schrîbære, **schrîber** stm.

- Lexer (1992), S. 186: Schreiber, besonders Geistlicher niederen Grades, wie er andern als Schreiber zu dienen pflegt (als Schachfigur dritter *vende*); speziell Kanzler, Notar, Schreiblehrer, Schriftgelehrter, Dichter; Tafelaufseher, der das Verzeichnis des Tafelgeschirrs führte und nach erfolgtem Gebrauche es wieder in seinen Gewahrsam nahm

Pa	237,28	ieslîchem gieng ein **schrîber** nâch,
Ti	49,4	gar alle **schrîbære** künden nimer volschrîben dîn art noch dîn ahte.
WvO	2281	Von Strasburg de **sribære**
FD	169,1	Min **schriber** bi mir niht enwas,
FD	171,1	In der zit min **schriber** quam,
FD	1667,8	sin **schriber**, der hiez her Heinrich.
FD	1669,1	Der **schriber** Heinrich alzehant
FD	1671,1	Der **schriber** in sus ligende vant;
PL 1	1288,22f.	Und der konig gebot vier **schribern**
PL 2	34,29	und gab yn eim **schriber**
PL 2	34,32f.	Der **schriber** uberlase den brieff
PL 2	34,37f.	und begreiff den **schriber** in beide sin arme
PL 2	36,3	Edel **schriber**, was ist der mere
PL 2	36,8	da er dem **schriber** halff.
PL 2	36,9f.	was dem **schriber** were?
PL 2	36,14f.	Da gab der konig eim andern **schriber** den brieff in die hant
PL 2	36,19f.	Der **schriber** warff dem konig den brieff in die schoß
PL 3	610,23f.	der **schriber** kam
PL 3	808,32	und die **schriber**, der ritter abentúr zu schriben
PL 4	196,13f.	Da hiesch die konigin eynem **schriber** berment und dint.
PL 4	198,13f.	Er gab sie eim **schriber** und ließ sie lesen.
PL 4	410,35f.	Da rufft Lancelot den **schribern** und hieß die buchstaben lesen.
PL 4	416,7f.	und rufft dem **schriber**
PL 4	416,9f.	Der **schriber** deth den brieff von stund uff
PL 4	434,14f.	Da deth der konig die **schriber** zu im komen, bannricz zu beschriben
PL 4	454,32f.	Konig Claudas nam die brieff und deth sie eynen **schriber** lesen.
PL 5	50,19f.	Da det man den **schriber** die heiligen bringen
PL 5	540,21f.	der konig Artus det her vor kůmmen die **schriber**
JT	[499]A,4	her Wolfram si unschuldic, ein **schriber** dicke recht unrihtic machet.
JT	712,4	alle **schriber** nicht volschriben mohten al din art und ouch di nahte.
JT	1871,1	Einen **schriber** wol geleret man lesen hiez di strangen.
MuB	5702	nach einem **schreiber** in die stat.

schrîben stv.

- Lexer (1992), S. 186: schreiben, aufschreiben, verzeichnen, voll schreiben, beschreiben, zum Kriegsdienst aufbieten = *conscribere*; anordnen, verordnen; nennen, beschreiben, schildern; zeichnen, malen. – refl. sich verschreiben, schriftlich verpflichten; aufgezeichnet sein, zählen; sich schreiben, nennen (lat. *scribere*)
- Lexer (1992), S. 443: *in sîn geselleschaft schrîben* ap. aufnehmen; *geschrîben sîn an* as. gehören zu

Pa	55,18	einen brief, den **schreib** ir mannes hant.
Pa	337,3	diu diz mære **geschriben** siht,
Pa	420,27	heidensch **geschriben** sach.
Pa	453,30	der **schreip** vons grâles âventiur.
Pa	455,1	Sus **schreip** dervon Flegetânîs.
Pa	455,16	stuont dâ **geschriben** rehte,
Pa	462,13	kund ich lesen unde **schrîben**
Pa	483,21	**geschriben**, dar solde ein rîter komn:
Pa	625, 15	**schreib** gefuoge mit der hant.
Pa	626,10	er **schreib** in sus erkant genuoc
Pa	644,28	dar an si **geschriben** vant
Pa	650,26	al daz dran **geschriben** was,
Pa	714,22	dar an er **geschriben** vant
Pa	747,26	‘als ein **geschriben** permint,
Pa	752,20	Jupiter, diz wunder **schrîp**:
Pa	788,16	als er am grâle **geschriben** sach.
Pa	818,25	ame grâle man **geschriben** vant,
Ti	6,3	dâ vant ih **geschriben** al mîn orden.
Ti	169,3	dâ læse ich an, swaz dâ **geschriben** wære.
FuB	96	ich muoz iu leider **schrîben**
FuB	248	man möhte wol **schrîben**
FuB	714	dâ funden sie **geschriben** an
FuB	718	dâ bî funden sie **geschriben**,
FuB	820	an ir tävelîn sie dâ **schriben**
FuB	2289	brievelî von minnen **schreip**
FuB	2773	**geschriben** an sînen sîten:
FuB	7976	als erz von dem **geschriben** las,
WvO	87	Der sú in wålsche **gesriben** vant
WvO	6267	Des ir **gesriben** vindent dran.’
WvO	6276	Den brief, als er **gesriben** was.
WvO	6835	Do **schrab** er mit siner hant
WvO	6907	Als do der brief **gesriben** was,
WvO	8020	**Schrab** ainen brief mit siner hant
WvO	8024	Nu hôrent wie er **geschriben** was!
WvO	8081	Do er den brief also **gesrab**,
WvO	8090	Do im **gesriben** was der brief
WvO	8091	Als in sin sålic herre **schraib**.
WvO	8226	Und **schribent** minem herren
WvO	8247	**Gesriben** mohte ir kumber gar
WvO	8250	Si **srab** alsus in sender clage
WvO	10554	Hôrent wie er **gesriben** was
WvO	15612	Alse er si **geschriben** vant,
FD	113,7	und ouch diu liet, do **schreip** si wider,
FD	165,6	swaz an dem brief **geschriben** was.
FD	167,4	dar an **geschriben** wol denn e,

FD	167,6	do ich dar an **geschriben** vant
FD	169,3	und ouch min heimlich ofte **schreip**;
FD	171,7	ez stuont ze jungest **geschriben** hie,
FD	320,4	swaz an dem brief **geschriben** was.
FD	321,2	diu guote **schreip** hin wieder sa
FD	360,2	zehant do man diu liet **geschreip**,
FD	449,2	dar an si wol **geschriben** vant,
FD	479,1	Sa an den brief **geschriben** wart
FD	479,5	an den brief man allez **schreip**.
FD	746,3	nam **geschriben** dar an stat?
FD	746,5	der was **geschriben** meisterlich;
FD	1100,2	dar an si wol **geschriben** vant
FD	1336,6	dar an sie wol **geschriben** vant,
FD	1337,3	**geschriben**, daz geviel ir wol;
FD	1847,7	swenne ichz gesinge, der **schribe** ez dran:
PL 1	126,22	als ob er darinn **geschriben** wer
PL 1	176,21	das er brief det **schriben**
PL 1	314,16	und fand dry namen darinn **geschriben**
PL 1	452,11f.	uff dem steyn was des ritters nam **geschrieben**
PL 1	452,15	off dem steyn was **geschriben**
PL 1	452,16f.	Da was manig gut ritter **geschriben**
PL 1	452,25f.	und des name stet hienunden **geschrieben**.
PL 1	454,3f.	und stunt da **geschriben**
PL 1	462,4	und **schriben** off yglich grab
PL 1	462,4f.	da nicht off **geschriben** was
PL 1	462,24f.	die die burger des andern tags da vor **geschriben** hetten.
PL 1	470,22f.	mit den buchstaben die allenthalben **geschriben** stunden
PL 1	470,23f.	mit den namen die da oben **geschriben** waren
PL 1	472,14f.	der namen off den grebern **geschriben** sint
PL 1	472,1f.	des da **geschriben** stet
PL 1	472,19f.	die ir in dem kirchoff **geschriben** findent
PL 1	486,12f.	Da myns hern Gawans name stunt **geschriben**
PL 1	486,20f.	Sie funden also maniges hohen mannes namen **geschriben**
PL 1	488,3f.	ir findent da me **geschriben**
PL 1	560,14	was vor wilen **geschriben**
PL 1	560,15f.	Also was hie **geschriben**
PL 1	560,17	da enfundent ir des nit **geschriben**.
PL 1	560,19f.	da unden solt ir des ritters namen finden **geschriben**!
PL 1	580,5f.	und fant buchstaben daran **geschriben**
PL 1	822,10	so **schreib** man synen namen
PL 1	822,10f.	und wann er **geschriben** wart
PL 1	1192,33f.	und wart sin name **geschriben**
PL 1	1192,34f.	Da wart **geschriben**
PL 1	1192,36f.	Da fant myn herre Gawan **geschriben**
PL 1	1198,32f.	Da det myn herre Gawan Hestors namen **schriben**
PL 1	1288,23f.	das sie all die abentur **schriben**
PL 1	1288,27f.	Diße vier **schrieben** die abentur
PL 1	1288,31f.	das wart alles **geschriben**.
PL 2	34,14	die alhie **geschriben** stett in dißem brieff
PL 2	34,18	was an dem brieff **geschriben** sy
PL 2	36,32	was an dem brieff **geschriben** stunde
PL 2	38,1f.	der daran **geschriben** stunde
PL 2	38,5	An dem brieff stet **geschriben**
PL 2	40,20f.	da ich dißen brieff **schriben** hieß
PL 2	66,24	also han wir **geschriben** funden.
PL 2	66,29	wir finden aber **geschriben**
PL 2	68,31	Da stet **geschriben**

PL 2	72,3f.	die ich alhie mit mir han in eim buch **geschriben**.
PL 2	74,15	und **schreib** an die muren von der capellen
PL 2	74,17	Danach **schreib** er funff und vierczig ring
PL 2	76,6	da die ring **geschriben** stunden
PL 2	148,28f.	Da det er einen brieff **schriben**
PL 2	148,29	daran stunt **geschriben**
PL 2	434,4f.	Dieße brief warenn inn königs Artus namen **geschrieben**
PL 2	434,30	Ir habenn mir **geschriebenn**
PL 2	658,29f.	Dann sein name stehet zun haubten an dießem grabstain **geschribenn**.
PL 2	662,12	da Ir seinen namenn **geschriben** funndenn.
PL 2	698,8f.	das vor der portten am innganng uff ainem grabe buchstaben **geschribenn** stehenn
PL 3	146,1f.	an welchem stunnden weisse buchstaben **geschrieben**
PL 3	146,3f.	Sie sinndt umb sonnst nicht dahero **geschriben** wordenn
PL 3	150,22–24	unnd er sahe am eingang der thürenn buchstaben **geschribenn** stehen
PL 3	152,5f.	An dem creutz stunden buchstaben **geschribenn**
PL 3	248,6	dete er buchstaben **schriben**
PL 3	490,9f.	und fand **geschriben**
PL 3	490,14	der namen hernach **geschriben** volgt.
PL 3	536,30f.	und stunden daroff **geschriben** buchstaben
PL 3	538,3f.	da die buchstaben von **schriben**
PL 3	580,14	da **geschriben** stunden buchstaben
PL 3	582,21f.	wer die buchstaben, die da sint, **geschriben** hab!
PL 3	694,30	als man **schribet** und sagt
PL 3	744,24	Lancelot **schreyb** eynen brieff
PL 3	752,1	das ich im **schrib**.
PL 3	752,25	Sie hett im auch **geschriben**
PL 3	808,32	und die schriber, der ritter abentúr zu **schriben**
PL 3	810,4	wann sie **geschriben** sollen werden
PL 3	812,25	in glicher wiß auch ein buch **geschriben**
PL 4	94,6	mitten an syn stirn **geschriben**
PL 4	106,23f.	Er besah die buchstaben dastende nuwelichen **geschriben**
PL 4	136,29	Darnach sah er buchstaben in bly **geschriben** stan
PL 4	176,10	er wolt **schriben** laßen
PL 4	186,7	was inn dem brieff **geschriben** sy
PL 4	190,22	wer sie **geschriben** habe.
PL 4	198,16f.	myn frauw die koniginn […] **schribt** uch
PL 4	198,23f.	Diß finde ich allesamet an dißem brieff **geschriben**.
PL 4	332,35f.	Es stunden auch vor syner stirn buchstaben **geschriben**
PL 4	410,32f.	daran die buchstaben nůwelichen **geschriben** waren
PL 4	412,3f.	wann die buchstaben erst hut **geschriben** sint.
PL 4	416,9	dasselb er darinn fand **geschriben**.
PL 4	446,15f.	by dem datum mit grober schrifft **geschriben**.
PL 4	478,15f.	und **schreib** im fruntlichen
PL 5	14,29	und funden an yglicher statt **geschriben**:
PL 5	14,33	und die waren nuwelich daran **geschriben**.
PL 5	22,27	da waren buchstaben **geschriben**
PL 5	196,14f.	und in der kronen waren **geschriben** die hohen namen unsers herren.
PL 5	252,26	da man inne findet **geschriben**
PL 5	304,15f.	und daten daruff **schriben** synen namen
PL 5	396,17f.	und sahen buchstaben **geschrieben** innwendig
PL 5	404,20f.	und daroff waren buchstaben **geschriben**
PL 5	410,28f.	In der wyse so kam diße rede **geschrieben**:
PL 5	412,30	und umb die buchstaben die daruff **geschriben** stent.
PL 5	440,6f.	Darnach kam er zu dem schwert und **schreyb** buchstaben daran.
PL 5	440,7f.	da **schreyb** er bůchstaben an den knauff
PL 5	440,9f.	und **schreib** buchstaben daran.
PL 5	440,14	und fand buchstaben an dem bort **geschrieben**
PL 5	480,12	und dande daran **geschrieben**:

PL 5	670,12f.	Die gesellen von der tafelrunden gemeynlich **schrieben** buchstaben daroff:
PL 5	670,16	Also sprachen die buchstaben die da stunden **geschriben**
PL 5	682,5f.	das man den namen von dem toden uff das grab **schreyb**.
PL 5	692,30f.	und laßent uns off ir grab buchstaben **schriben**
PL 5	696,16f.	Und off dem sarck stunden buchstaben **geschriben**
PL 5	768,6	und daten off den sargk **schriben**:
PL 5	768,8	Und daten auch off die andern zwen **schriben**
PL 5	850,10	Und in dißen brieffen was **geschriben**:
PL 5	942,20f.	Und důnt **schriben** off den sarck:
PL 5	942,23	das es also **geschriben** stee
PL 5	950,27	Und daruber **schriben** sie:
PL 5	950,30f.	Diß geschrifft wart **geschriben** uff der zweyer bruder grab.
PL 5	950,31f.	Und off der frauwen grab […]taden sie **schriben**:
PL 5	958,31	wer das dar **schreyb**
PL 5	1008,28f.	Off dem lilichsten stund **geschriben**:
PL 5	1008,31	da stunt off **geschriben**:
PL 5	1028,5	Darnach daten sie daroff **schriben**:
SR	712	man **schrîbet** an ein permint sleht
SR	1616	sît ich fürwâr **geschriben** las
JT	389,4	**geschriben** bi ieslichem stůnt sin art und wie er was genennet.
JT	[439]27,3	der man ze wirdikeit da siben **schribet**,
JT	443,2	an der geburt nicht cleine. iwer zweier geburt ich also **schribe**,
JT	448,3	wold der gral, wan si **geschriben** lesende
JT	512,3	der tugend ler was dran **geschriben** und orden.
JT	568,2	von ekates man **schribet**, vil werdicheit si er an kreften mugende.
JT	585,4	der liste vunde lere stůnt da **geschriben**, mit worten schon zu ringen.
JT	617,2	gen werdicheit ichz **schribe**, mit milte, manheit si wir des ergetzet.
JT	634,2	her dan si můsten schiemen. man sicht ir ouch zem paradis nicht **schriben**
JT	648,4	di lere hiez dir **schriben**, so kan si niht vervallen von unwitzen.
JT	737,4	nieman lebt so wise, der ir lune biz an daz ende **schribe**.
JT	853,1	Si hiezen brieve **schriben** von lande hin zu lande,
JT	1215,1	Solch aventiur ist wesende **geschriben** an der strangen.
JT	1470,2	da stůnt **geschriben** beiden ir namen. er daht, wer zweinzicvalt
JT	1474,4	nichtneme fur daz mere, daz an dem seil **geschriben** stůnt kuntliche.
JT	1508,4	dann an der strangen was **geschriben**, und da zů tugende lere, untugende stőre
JT	1646,3	ir ist noch me, der lop man sunder **schribet**.
JT	1684,2	daz was **geschriben** rechte in rotez golt mit grůnen schriften klůgen
JT	1765,4	Amor daz wunder **schribe**, wes Anfortas des wegsten do niht spilde.
JT	1766,1	Daz selbe wunder hůte Amor zu **schriben** vunde.
JT	1940,3	we, daz ie man die strangen sach **geschribene**!
JT	2017,4	so gith di aventiure. bi Artuse man si niht halbe **schribet**.
JT	2142,2	swer aber daz reht wil **schriben**, der sol daz ringe wegen bi dem sweren
JT	2400,2	swie si di schuld erkouften, ich wæne, man di zehant **geschriben** funde
JT	2524,2	so daz man furbaz **schribe** die aventiur mit solcher meisterschefte,
JT	2526,2	so het er missehandel. des solt aber ich von im niht **schriben**.
JT	2546,1	Ein ander wort zem grale der engel hat **geschribene**.
JT	2730,2	si hiezen alle **schriben** den strit ieclicher in sin lant besunder
JT	2808,3	und wer ein schrift **geschriben** in stoup al wesende
JT	3059,2	daz hőr ich lesen, **schriben** zeler, daz nieman si, er werde funden
JT	3115,4	im einer tjoste kunde, daz solte man immer fur ein wunder **schriben**
JT	3344,2	vil cleine sit verjagete, iz wart **geschriben** zelob der hohen minne:
JT	3349,3	Sekureiz si doch **geschriben** sande
JT	4016,3	beide wolde **schriben** unde malen,
JT	4409,1	Swie manz **geschriben** funde an der vil richen sarwe,
JT	4431,3	ir aller wibe hiez er priefe **schriben**,
JT	4606,2	in heidenschaft sin lebende. **geschriben** und geprůft ist unser striten,

JT	4623,2	den sol er priefe **schriben**, daz si von Kanadicke mit getursten
JT	4720,1	**Geschriben** er im sande, daz er het in hůte
JT	4727,1	Er hiez im wider **schriben**, er wolt iz gern behalten
JT	5196,1	Din rein gebot ich **schribe** besunder zu dem herzen,
JT	5227,2	und aller laster males, wie moht ich, herr, erzeln unde **schriben**
JT	5300,3	die rede von ir munde **schriben** alle)
JT	5600,4	nu hat diu triwen riche enpoten im an einem prief **geschribene**,
JT	5784,2	diu an aldar mit girde **geschriben** wart, der andern gar vergezzen,
JT	5955,4	Tschinotulander und Sigunen hiez man darnach **schriben**,
JT	5956,4	Liazen und Gurnomantzen **schreip** man da rehte in dem selben gelte.
JT	6068,1	An dem gral **geschribene** kuntliche si da funden.
JT	6120,2	der nam da stůnt **geschribene**, die Feirefiz erstriten hete schone,
JT	6233,1	**Geschriben** hofgesinde drizik tusent habende
JT	6255,2	nie wart **geschriben** uf zedele diu lenge siner lande ob und under,
JT	6307,1	Doch liez er an im vinden **geschriben** ordenunge
JT	6327,4	alle, di iz hŏren, lesen oder **schriben**, der sele můze werden geparadiset.
JT	^{6327}C,4	daz vindet man noch hvte an dem grale **geschriben** da mit golde.
MuB	74	daz si noch ze **schriben** stet
MuB	5096	hiezzen briefe **schreiben**
MuB	5128	Div vrowe ir brief sus **scriben** hiez,
MuB	5164	wand ez noch **geschriben** stat:
MuB	5408	vnd **screip** einen brief mit siner hant
MuB	5499	Min herre selber[1034] **schriben** began
MuB	5688	**schreib**, do er mich sande.'
MuB	6641	so helfe mir got, niht **geschriben**.
MuB	6653	Swaz er **geschriben** vant dar an,
MuB	6683	die brief, als si hie wurden **geschriben**,
RvB	5796	dar an vindent ir **geschriben**
RvB	5799	**geschriben** dort, daz hœrent hie.
RvB	5801	er dar an **geschriben** vant.
RvB	6238	sus hiez er balde **schrîben**
RvB	6242	**geschriben** reht als ich ez las:
RvB	6244	sol ich heizen **schrîben** niet
RvB	6278	sus der brief **geschriben** stuont.
RvB	6401	heizen wider **schrîben**,
RvB	6478	er **schreip** mit sîner hende
RvB	7236	ich wil dir **schrîben** einen brief
RvB	7278	der brief bald wart **geschriben**,
RvB	7510	wan er sus **geschriben** was:
RvB	8126	und **schreip** gar flîzeclîche
RvB	8135	gar mit grôzen sorgen **schreip**,
RvB	8606	wan er alsus **geschriben** was:
RvB	10899	went als sî **geschriben** stât
RvB	12165	was, als dâ vor **geschriben** stât.
RvB	13113	got mit sînem vinger **schreip**.
RvB	14996	sô solt du heizen **schrîben**
RvB	15904	als ich **geschriben** vinde
RvB	15918	alliu dinc **geschriben** an,
RvB	16523	**schrîben** in aller sprâche
RvB	16681	von dem von Eschibach **geschriben**.
RvB	16765	als ich von im **geschriben** las.
RvB	17118	dar an man **geschriben** vant
RvB	17976	als in der crônik ist **geschriben**,
RvB	18019	von gote noch schône stânt **geschriben**.

[1034] Mai und Beaflor (2008), Vers 5498: *selbe*.

RvB	18045	als man von ime **geschriben** hât.
RvB	19550	als man noch **geschriben** vint,
RvB	19831	daz ouch stuont **geschriben** dô,
RvB	21029	von nigramancîe **schreip**,
RvB	21039	mit künsten Savilôn **geschriben**,
RvB	21295	einem buoche dâ **geschriben**.
RvB	21303	wan ez alsô **geschriben** was
RvB	21308	und funden an dem buoch **geschriben**
RvB	21312	wie ez stuont **geschriben** dort,
RvB	21397	ein kleinez brievel **schrîben**,
RvB	21400	er solte dâ zuo **schrîben** wort
RvB	21403	solt er **geschriben** schaffen
RvB	21422	der brief der wart **geschriben** bald
RvB	21633	meisterlîchen stât **geschriben**.
RvB	22395	ie wart **geschriben** ald erdâht,
RvB	22480	swie wir von im haben **geschriben**
RvB	23439	mit reinen brieven schôn **geschriben**.
RvB	23682	sît enbôt er uns noch **schreip**
RvB	24252	waz an dem buoche was **geschriben**
RvB	24440	sî **schreip** in mit ir selbes hant.’
RvB	24521	**geschriben**, daz tuon ich iuch kunt
RvB	24525	wol **schrîben** unde dihten,
RvB	24531	nâ im dem ich **schrîben** sol.
RvB	24543	sô wolt ich **schriben** [sic] ouch alsô.
RvB	24545	**schreip** Enêâ dem fürsten wert,
RvB	24553	**schreip** dem helt Demesticô.
RvB	24554	Hêlên von Kriechen **schreip** ouch sô
RvB	24556	Medêâ **scheip** Jasône
RvB	24562	als von minne minnenclîch **geschreip**
RvB	24565	mit gedihte **schrîben**.
RvB	24625	kan ich gruozes **schrîben** niht.
RvB	26718	Aswêrus einic, **schrîbet** man,
RvB	26757	**geschriben**, wolt verderben gar.
RvB	26760	manes thechel phares im **schreip**

schrîbgeziug n.

- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: Schreibzeug]

MuB	5407	**Schreibgeziug** er im geben bat

schrift stf.

- Lexer (1992), S. 187: Geschriebenes, Schrift, Inschrift; Schriftwerk, schriftliche Quelle, besonders die Heilige Schrift
- Lexer (1992), S. 443: Schriftabschnitt; *in der schrift* im Gesetzbuch (vom römischen Recht); *hôhe schrift* Hoheslied, *schrift des grâles* Gralsgesetz

Pa	55,20	diu **schrift** ir sagen begunde
Pa	76,21	er neic, dô er die **schrift** ersach.
Pa	453,13	in heidenischer **schrifte**
Pa	478,14	anders dan diu **schrift** in wert,
Pa	483,29	diu **schrift** sprach: ‘habt ir daz vernomn?
Pa	644,29	**schrift**, die si bekante
Pa	645,5	die hant von der diu **schrift** geschach.’
Pa	785,29	sîn **schrift** wârzeichens niht verdarp:

Pa	796,18	wan die diu **schrift** ame grâl
Ti	146,2	ûzen unt innen kôs man dran **schrift** wol mit kosteclîchen dingen.
Ti	148,3	drûf geslagen. die **schrift** ein frouwe lêrte.
Ti	158,4	ouch iach des seiles **schrift**, daz si selbe wîplîcher verte hüeten wolte.
Ti	159,4	diu herzogin lôste ûf den stric durch die **schrift** ûz ze lesene an dem seile.
Ti	168,4	hin ze im nâch der **schrift** an dem seile. diu flust muoz nu vil sper zerbrechen.
Ti	169,4	Sigûne, süeziu maget, lâ dir sîn die **schrift** an dem seile gar unmære!'
Ti	170,4	unt obe ich wirdec wære ze nemene, dâ für wolt ich mich der **schrifte** nieten.
WvO	6269	Der **schrift** und ŏch der vrŏwen sin.
FD	320,5	swaz ir des brieves **schrift** da saget,
FD	1100,4	mit guoter **schrift** wise und wort;
PL 1	128,4f.	als uns die heilig **schrifft** saget
PL 1	334,12f.	das saget uns die **schrifft**
PL 1	338,25f.	Die **schrifft** spricht
PL 2	632,35f.	wie unnß die **schrifft** vonn seinem lebenn zeugnus gibt
PL 2	658,27f.	so Ir könntten die **schrifft** leßen
PL 2	658,31	da fannde er ain **schrifft**
PL 2	658,33	Unnd da er dieße **schrifft** sahe
PL 2	660,13	da besahe er die **schrifft** wider
PL 3	146,2f.	Sie sahen die buchstabenn oder **schrifft**
PL 3	146,7f.	Da Hector vonn Mares die **schrifft** uff der anndernn seythen laße
PL 3	146,17f.	das dieße **schrifft** ganntz dunnckell unnd unverstenndig were.
PL 3	150,27f.	Allso zeygt Hector dieße buchstaben unnd **schrifft** herrnn Gauwan
PL 3	150,29f.	das er sich auß dießer **schrifft** nicht verrichten noch verstehen konntte
PL 3	152,12f.	Da sie die **schrifft** geleßenn hattenn
PL 3	152,16f.	darumb das mir es dieße **schrifft** verbeuthet
PL 3	248,9f.	der **schrifft** lesen kunde
PL 4	106,28f.	Der **schrifft** sich Lancelot zu mal sere verwundert
PL 4	118,20f.	Darnach thet ich ein verdeckt **schrifft** machen
PL 4	134,3	Der ritter ist in der **schrifft** gezeichent
PL 4	446,15f.	by dem datum mit grober **schrifft** geschriben.
PL 5	16,9	und bedeckten die **schrifft**
PL 5	92,33f.	wann die **schrifft** meynt von geistlicher ritterschafft
PL 5	110,11f.	wann die **schrifft** spricht
PL 5	126,22f.	Wann die heilig **schrifft** sagt:
PL 5	204,3	das ist die **schrifft**
PL 5	400,22f.	die da gnung kunden der **schrifft**
PL 5	416,20f.	das die **schrifft** nennet das paradis der freuden.
PL 5	642,10	Und der konig kůnd als viel der **schrifft**
PL 5	642,20f.	Also begunde der konig lesen die **schrifft** von Lanczelots biederbekeit
PL 5	642,25	ist diß bedútniß ware von dißer **schrifft**
PL 5	650,12f.	Wann die **schrifft** bewiset im syn schande also schynbarlich
PL 5	682,18	als es die **schrifft** bezúget.
PL 5	774,21f.	also als es diß **schrifft** bezúget.
PL 5	806,4	Und noch so sagt uns die **schrifft**
PL 5	896,33	als es die **schrifft** schinbarlichen sagen sol.
PL 5	958,21f.	Da der bischoff diße **schrifft** het gelesen
PL 5	1008,37	ist diß **schrifft** ware?
JT	32,3	durch daz so leret uns diu **schrift** mit flize,
JT	68,2	kunstlos, an meisterschefte bin ich der **schrifte**, iedoch min sin wol merket:
JT	166,4	als uns di **schrift** noch kundet, daz alle si mit gote warn vereinet.
JT	350,1	Got selb in einem saphire Moysi mit **schrift** was gebende
JT	368,2	in der **schrift** man lesende ist, daz er vil grŏzer wunder tæte

JT	370,2	durch daz wart im ze stiure von dem grale mit der **schrift** gesendet,
JT	[439]17,3	iedoch so wold ich al die **schrift** ersůchen
JT	[439]18,4	als diu **schrift** wær sagende und die zeichenung wol ordenliche.
JT	442,3	im gap der gral di **schrift** alda zu lesende:
JT	450,4	daz er mit **schrift** erkande zů dem gral die werden diet so junge.
JT	476,1	Do was man ander welende von landen wit mit **schrifte**.
JT	520,1	Und all die dar genennet wurden mit der **schrifte**,
JT	520,4	der nam da wart verborgen, daz si zem gral mit **schrifte** nieman nande,
JT	578,2	di **schrift** alumb da sagende was iriu wort der werdicheit gesellet
JT	578,4	di selbe **schrift** da wite der mur begreif, si kunden richeit zechen.
JT	579,4	alsus der gral was sagende allez mit der **schrifte** sunder stimme.
JT	580,1	Di **schrift** daz golt enpfangen het mit grabender kunste
JT	581,4	als in diu **schrift** da sagte, man solds an keiner herte sehen schiehen.
JT	604,4	als er di **schrift** was lesende: ‘Frimutel der sol hie tragen krone’.
JT	606,3	wen er vant **schrift** geheret, der gral wer al der diet vor tod ein arke.
JT	827,1	Jerusalem geselle des himels ist mit **schrifte**,
JT	854,4	mit **schrift** ist unverendet ir gelt. daz sehste heizet Sabritene.
JT	911,1	Daz wart nu ordenliche mit **schrift** gemachet stete.
JT	998,4	mit **schrift** vil werdiclichen an dem lebnden bůche wol benennet.
JT	1002,4	dar an mit **schrifte** riche sin epitafium ergraben behende.
JT	1187,2	da kund iz wirde walten von richer **schrift** mit kostbæren dingen.
JT	1190,3	durch liuhtic lieht. die **schrift** ein vrowe lerte.
JT	1201,4	Sigun den stric entloste durch uz zelesen di **schrift** an dem seile.
JT	1212,4	nach dirre **schrift** der strangen. diu vlust diu wil nu spere vil zubrechen.
JT	1213,4	sůze magt Sigune, la dir di **schrift** der strangen sin unmære!’
JT	1214,4	gen dirre selben strangen, were dir kunt di **schrift** dar an so reine.
JT	1215,4	da vur ich dannoch wolde der **schrift** an dem seile mich genieten.
JT	1225,2	di **schrift** der edeln steine ir herzen was in klamme habende zange.
JT	1225,4	ob si der **schrift** enbære, so gieng ir sat an vreuden uf vil dunne.
JT	1229,4	mit **schrift**, der edeln, tiuren, oder ich bin an vreuden gar verhowen.’ –
JT	1247,2	di **schrift** mit eren růche seit, iz gebz ein herzogin dem jungen,
JT	1270,4	der seneden, clagnden swære nach der **schrift** des seiles ich nicht erwinde.
JT	1296,3	di **schrift** zulesene was er kunste sunder,
JT	1379,3	daz wirt mit **schrift** versigelt und bewæret.’
JT	1428,3	der minne **schrift** din sper, din helme fůret.
JT	1433,1	‘Sam der berillus grȏzet di **schrift** in im ze lesene,
JT	1469,3	er daht: ob man die **schrifte** offenbære
JT	1470,4	owe, war denk ich tumber, swer iz hat, der ist die **schrift** ie lesende.
JT	1471,2	gen **schrift** al dirre strangen. des wart ein strit sich in sin herze legende
JT	1471,4	und immer darnach werben, wie im diu strange mit der **schrifte** wurde.
JT	1483,4	Ekunate wart gesant diu selbe **schrift** gar sunder valsche rete.
JT	1493,2	di **schrift** gelichez bilde an disem wilden brieve hie nu sagete.
JT	1504,3	ob si der strangen **schrift** enperen můste.
JT	1505,3	si liez di **schrift** vil uberlut da hȏren,
JT	1506,1	Von worte hin zuworte wart hie diu **schrift** gehȏret.
JT	1507,2	als man der **schrift** ein cleine vernam, ie gerner man si furbaz horte.
JT	1507,3	da mite was di **schrift** also geheret
JT	1509,1	Disiu **schrift** ermante Artusen grozer leide,
JT	1513,3	di **schrift**, swies in an vreuden het betrůbet
JT	1514,4	zer hochgezit noch kerte, daz man da lese di **schrift** mit worten sůzen.
JT	1516,4	des wart nu vergezzen von dirre wunder **schrifte** sůzer mære.
JT	1517,1	Wan swer die **schrift** erhorte, des herze wart gevriet
JT	1624,4	in ir gewalt fur eigen di **schrift** solte lesen andem seile.
JT	1684,2	daz was geschriben rechte in rotez golt mit grůnen **schriften** klůgen
JT	1858,3	daz ich di **schrift** vol lese an dem seile.
JT	1869,2	wan ie diu **schrift** so ringe ir sweren můt zu vreuden kunde vahen.
JT	1869,3	durch daz Sigune was die **schrift** da lesende
JT	1870,2	und ouch vil manic ander, welcherleie **schrift** so ditze wære.

JT	1871,2	nu moht diu **schrift** geheret uber al von man zu manne niht gelangen
JT	1873,1	Da mit so wart sich hebende diu **schrift** an dem seile,
JT	1930,3	die vreude der **schrifte** gie von der steine krefte,
JT	1947,1	Ich erziug iz mit der **schrifte** an sper und an der chrone,
JT	1947,3	die **schrift** des spers hant lihte tjost zerfůret,
JT	2171,3	mit golde richer **schrift** crǒnlin guldine,
JT	2476,3	mit **schrift**, di seit Artusen solchiu mære,
JT	2580,1	Do gar mit **schrift** vol endet wart al ir schifladunge,
JT	2638,4	der lon dem niht gelichet, den Grahardois da fůrte mit **schrift** der krone.
JT	2808,3	und wer ein **schrift** geschriben in stoup al wesende
JT	2881,2	di **schrift** alsus bezaldes: zweinzic und hundert lant gar sunderliche,
JT	3048,3	mit **schrift** heidnisch gar von golde.
JT	3119,3	mit **schrift**. die was er selbe lesende,
JT	3697,1	Groz ze diute sehende von golde ein **schrift** im obende,
JT	3698,3	nicht weren sol', daz was diu **schrift** da sagende.
JT	4077,1	Swie lutzel man iz sagende si in dǔtscher **schrifte**,
JT	4543,1	Des bracken name grozen mit **schrift** zelesene verre:
JT	5270,2	uns riet des grales heilic art mit **schrift**, wir solten uns noch vreuden nieten,
JT	5455,3	der nam wart degn mit **schrift** aldar bekennet.
JT	5869,2	der **schrift** vil unberoubet sint der lande kronik nah und verre:
JT	5954,4	und zallen stiften sunder vindet man ir namen da mit **schriften**,
JT	6153,3	Ydonus wart der brunn mit **schrift** genennet.
MuB	7908	Wir lesen nindert an der **schrift**,
RvB	7505	lesent hie des brieves **schrift**.
RvB	13095	der **schrifte** wort erkennen.
RvB	15869	gelesen an der buoche **schrift**,
RvB	15896	ist daz diu **schrift** niht liuget
RvB	17509	die krôn daz bild der minne **schrift**.
RvB	17798	**schrift** noch buoch gehôrten nie
RvB	20859	mit der wâren **schrifte**.
RvB	20961	dâ von list in der wâren **schrift**.
RvB	21430	daz brievelî noch ouch diu **schrift**
RvB	21435	des briefes **schrift** noch ouch den brief.'
RvB	21673	und ouch der figûren **schrift**.
RvB	21907	erlîn siul mit **schrifte** har,
RvB	21911	maht er diz mit **schrifte** schîn.
RvB	24265	mit eines kleinen brieves **schrift**,
RvB	24435	daz ziuget hie des brieves **schrift**.
RvB	24691	lopten sî des brieves **schrift**.
RvB	24733	ouch wunder **schrift** mit bet erkôs,
RvB	24745	niht,' sô sprach des brieves **schrift**,
RvB	24817	und er ir **schrift** vil gar durlas,
RvB	25003	Salomôn in sîner **schrift**

secretarius

- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: Schreiber, Sekretär]

PL 2	726,24	da ließe der könig Artus seinen **secretarium** kommenn

tavele, tavel swstf. m.

- Lexer (1992), S. 225: Tafel, hängende Tafel, Gemälde, bes. Altargemälde, geschnitzte Tafel, Schnitzwerk; Spielbrett; Tisch, Speisetisch; Gerichtstafel; Schreibtafel; Glastafel (lat. *tabula*, vgl. *zabel*)

FuB	820	an ir **tävelîn** sie dâ schriben
FuB	828	ir **tävelîn** was von helfenbeine,
FuB	2288	und ich iu an mîme **tevelîne**
RvB	13111	diu steinîn **tâvel** sunder spot

tincte, tinte, timpte swf.

- Lexer (1992), S. 226: Tinte (mlat. *tincta* v. lat. *tingere*)

Pa	625,13	**tincten** unde permint.
Pa	785,28	nam **tincten** unde permint.
PL 3	744,21f.	ob er bappir und **dint** hett.
PL 4	196,13f.	Da hiesch die konigin eynem schriber berment und **dint**.

überlesen stv.

- Lexer (1992), S. 238: überlesen, ganz durchlesen; lesend, betend aussprechen; überschauen, zählen

FuB	6321	hiute wo hân **überlesen**.’
WvO	6323	Frǒlich er in **úber las**,
PL 1	452,34f.	Da er die buchstaben all **uberlase**
PL 2	34,32f.	Der schriber **uberlase** den brieff
PL 2	36,33f.	Da er yn wol **uberlesen** het
MuB	5642	Heimlich er in **vber las**.

überschrîben stv.

- Lexer (1992), S. 239: überschreiben, eine Über-, Aufschrift machen; schriftlich berichten

Ti	169,1	Er sprach: ‘ich vriesch ie wênec der seile **überschribene**.
JT	1213,1	Er sprach: ‘ich gefriesch nie keine der strangen **uber schribene**

ûflesen stv.

- Lexer (1992), S. 459: auflesen, aufheben, aufsammeln

JT	[439]5,4	so sint mir spruche di hǒhsten vor **uf gelesen**, di ir stent lobeliche.

ûfschrîben stv.
- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: aufschreiben, schriftlich festhalten, notieren]

PL 2	484,21f.	unnd der könig ließe die **uffschreibenn**
PL 2	726,24f.	der **schribe** die abenthewre **uff**

ungelesen part. adj.
- Lexer (1992): [keine Eintrag]
- [hier: ungelesen]

FD	169,5	**ungelesen** zehen tage.

ungeschriben part. adj.
- Lexer (1992), S. 252: nicht geschrieben, nicht aufgezeichnet; nicht beschrieben; unbeschrieben, unbekannt; unbeschreiblich
- Lexer (1992), S. 468: *iemer ungeschriben* nicht zu beschreiben

SR	433	und **ungeschriben** smerzen
JT	5456,1	Daz du der **ungeschribene** bestůnde vor dem grale,

ûzlesen, **gelesen** stv.
- Lexer (1992), S. 474: zu Ende lesen; auswählen; als vorzüglich hervorheben

Ti	159,4	diu herzogin lôste ûf den stric durch die schrift **ûz ze lesene** an dem seile.
Ti	170,2	sol ich die niht zende **ûz lesen**, mir ist unmære mîn lant ze Katelangen.
PL 3	82,4f.	der dieß buch **außließet**
JT	1201,4	Sigun den stric entloste durch **uz zelesen** di schrift an dem seile.
JT	1215,2	bin ich di niht **uz lesende**, so ist mir gar unmære Katelangen

ûzschrîben stv.
- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: ausschreiben; austragen, löschen]

PL 2	436,16f.	er solltte ain turnier unnd versamblumg **ausschreibenn** laßenn
PL 2	452,33f.	er solltte aine versamblunge außrueffenn unnd **ausschreiben** laßenn
PL 2	452,37	Allso ließe der könig ain versamblung **außschreiben**
PL 2	454,2f.	Allso warde dieße versamblung durch des königs brief **außgeschrieben**.
PL 3	612,18f.	Er dete sie **ußschriben**
RvB	26747	wart **ûz geschriben** in diu lant.

vollesen stv.

- Lexer (1992): [kein Eintrag]
- [hier: ganz lesen]

JT	1858,3	daz ich di schrift **vol lese** an dem seile.

volschrîben stv.

- Lexer (1992), S. 294: aus-, zu Ende schreiben, vollständig beschreiben

Ti	49,4	gar alle schrîbære künden nimer **volschrîben** dîn art noch dîn ahte.
JT	712,4	alle schriber nicht **volschriben** mohten al din art und ouch di nahte.
RvB	10773	er möht ez niht **volschrîben**
RvB	24742	der was **volleschriben** gar

zedele, zedel, zetel stswf. m. n.

- Lexer (1992), S. 331: beschriebenes oder zu beschreibendes Blatt, Zettel, schriftliches Instrument (lat. *schedula*)

PL 3	248,8f.	Und da er den **zettel** gemacht hett
PL 3	248,11f.	und daselbst dete er den **zetel** zeygen.
PL 4	136,36	Als Lancelot den **zettel** gelesen hett
JT	348,2	tilget ab der **zedele** und hilfet im zugot mit wazzers unde,
JT	6255,2	nie wart geschriben uf **zedele** diu lenge siner lande ob und under,

Kurzbefund

Ohne eine genauere Analyse und Interpretation dieser Konkordanz geben zu wollen, möchte ich, wenngleich unsystematisch, doch noch die in meinen Augen wichtigsten Punkte herausgreifen.

Zunächst stellt sich die Frage nach der Häufigkeit der gebrauchten Begriffe. Wenig überraschend wird in allen Werken *gelesen* und *geschriben*, oftmals mit entsprechender Vorsilbe, die die Tätigkeit weiter spezifiziert. In allen untersuchten Texten außer dem 'Schwanritter' kommen als zu lesende, seltener als zu schreibende Textformate *buoch* vor, wobei der Diminutiv ausschließlich von Ulrich von Liechtenstein benutzt wird. Er bezeichnet damit die schriftlichen Liebesgaben an seine Minnedame, während er geistliche bzw. liturgische Bücher ebenso wie seinen 'Frauendienst' selbst *buoch* nennt und damit vielleicht die Ernsthaftigkeit dieser Bücher gegenüber dem in den Büchlein verschriftlichten Liebesspiel zum Ausdruck bringt. Daneben verwenden alle Dichter in ihren Werken zur Bezeichnung eines oft nicht näher charakterisierten, jedenfalls weder formal noch inhaltlich an ein bestimmtes Muster gebundenen Schriftstücks das Substantiv *brief* bzw. den Diminutiv *brievelîn* (Konrad Fleck). Generell fällt auf, dass Tätigkeiten, besonders natürlich *lesen* und *schrîben*, sowie allgemeine Textformate wie *brief* und *buoch*, aber auch die Bezeichnung *schrift* für ein Schriftstück, wesentlich häufiger als die dafür benötigten Materialien oder Gegenstände (siehe unten) genannt werden. Seltener als die allgemeinen Bezeichnungen für Schriftstücke sind jene, die eng mit einem bestimmten Inhalt verbunden sind und die auch nur dann in die Konkordanz aufgenommen wurden, wenn der von ihnen bezeichnete Inhalt immer und grundsätzlich als schriftlicher gedacht wird. Dazu zählt neben der *krônik* und dem *salter* etwa das nur im 'Reinfrid von Braunschweig' aufscheinende Substantiv *bibel* bzw. *biblîâ*, wohingegen die Bibel bzw. biblische oder auch allgemein geistliche Texte in den anderen Werken zumeist nur als *schrift* oder, seltener, *buoch* bezeichnet werden.

Das führt zu eventuellen Besonderheiten einzelner Werke bzw. Dichter: Eine Spezialität des 'Prosalancelot' ist es zum Beispiel, ganze Schrifttexte, besonders Inschriften, als *buochstaben* zu bezeichnen. So kommen Grabinschriften hier zwar *en masse* vor, werden aber niemals – wie in 'Parzival', 'Jüngerem Titurel', 'Mai und Beaflor' und 'Reinfrid von Braunschweig' – Epitaphe genannt. Ausschließlich im 'Parzival' findet sich der Begriff *arzetbuoch*, der mit Wolframs sehr genauem Wissen auch auf dem Gebiet der Medizin[1035] korrespondiert. Ein anderes nur in einem einzigen Werk, nämlich dem 'Schwanritter', gebrauchtes Wort ist *hant-*

[1035] Vgl. etwa Bumke (2010), Sp.1377.

veste zur Bezeichnung einer schriftlichen Urkunde. Die singuläre, wenngleich innerhalb des Werks doppelte, Erwähnung dieses Begriffs stimmt mit dem aus der Textinterpretation gewonnen Befund, dass nur in Konrads 'Schwanritter' überhaupt von schriftlichem Recht die Rede ist,[1036] überein.

Spezielle Bezeichnungen für Buchstaben sind die nur in einzelnen Werken aufscheinenden und zum Teil an das Englische (bes. engl. *character*) gemahnenden Begriffe *figûr*, *karacter*, *lit* oder *paragraf*, wobei die Semantik variiert und immer mehr als nur der 'gewöhnliche' Buchstabe gemeint ist. Auf Fachtermini aus der Buch- bzw. Codexproduktion verweist ausschließlich der 'Prosalancelot', in dem auch als einzigem Werk von *bappir* gesprochen wird.[1037]

Dass es in der mittelhochdeutschen Erzählliteratur[1038] zwar zahlreiche – im 'Prosalancelot' sogar namentlich genannte – *schrîber*, hingegen keinen einzigen 'Leser' gibt, erklärt sich innerhalb der Texte damit, dass zum (professionellen Vor-)Lesen von Schriftstücken meistens Geistliche, also gebildete Menschen im Allgemeinen herangezogen werden, wohingegen das professionelle Aufschreiben eines mündlichen Berichts[1039] oftmals einem eigenen Berufsstand überlassen wird. Daraus Rückschlüsse auf die außerliterarische Realität zu ziehen und diese mit dem Sprachgebrauch in tradierten Texten engzuführen, wäre mit Sicherheit ein interessantes Unfangen für künftige Forschungsarbeiten. Ihnen sei auch eine fundiertere Interpretation des hier gesammelten Begriffsinventars überlassen.

[1036] Siehe Kapitel 'Recht*schreibung*'.
[1037] Zur Verfügbarkeit von Papier im deutschen Raum in der Mitte bzw. zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, an der sich die Frage nach der Übersetzung von *bappir* entscheidet, vgl. Kapitel 'Zwischen Mensch und Inhalt'.
[1038] Wie übrigens auch bei Lexer (1992).
[1039] Es handelt sich dabei ja um einen Akt der Verschriftlichung, also um mehr als nur den Transfer des Gesagten von der lautlichen auf die schriftliche Ebene. Zu 'Verschriftung' vs. 'Verschriftlichung' vgl. Kapitel 'Recht*schreibung*'.

Literaturverzeichnis

Textausgaben

Alexander (1928): Rudolf von Ems: Alexander. Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts. 1. Teil: Buch 1–3. Hg. v. Junk, Victor, Leipzig: Verlag Karl W. Hiersemann 1928 (Bibliothek des literarischen Vereins Stuttgart 272).

Brandan (2002): Brandan. Die mitteldeutsche 'Reise'-Fassung. Hg. v. Hahn, Reinhard; Fasbender, Christoph, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 2002 (Jenaer germanistische Forschungen N. F. 14).

Die neuen Leiden des jungen W. (1979): Plenzdorf, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. 10. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1979 (suhrkamp taschenbuch 300).

Ehrenbrief (1899): Der Ehrenbrief des Jakob Püterich von Reichertshausen an die Erzherzogin Mechthild. In: Goette, Arthur: Der Ehrenbrief des Jakob Püterich von Reichertshausen an die Erzherzogin Mechthild, Strassburg, Diss. 1899, S. 45–76.

Eneasroman (2004): Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Durchgesehene und bibliographisch ergänzte Ausgabe. Nach dem Text von Ludwig Ettmüller ins Nhd. übs., mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort versehen v. Kartschoke, Dieter, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2004 (Reclams Universal-Bibliothek 8303).

Erec (2005): Hartmann von Aue: Erec. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung von Thomas Cramer. 26. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2005 (Fischer Taschenbuch 6017).

Flore und Blanscheflur (1973): Fleck, Konrad: Flore und Blanscheflur. In: 'Tristan und Isolde' und 'Flore und Blanscheflur'. Bd. 2. Hg. v. Golther, Wolfgang, Tokyo: Sansyusya Publishing Co., Ltd. 1973 (Deutsche National-Litteratur 3. Abt. 4), S. 247–470.

Frauendienst (2000): Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst. Übs. v. Spechtler, Franz Viktor, Klagenfurt: Wieser Verlag 2000 (Europa erlesen).

Frauendienst (2003): Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst. 2., durchgesehene und verbesserte Aufl. Hg. v. Spechtler, Franz Viktor, Göppingen: Kümmerle Verlag 2003 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 485).

Frô Welt (1995): Walther von der Vogelweide: *Frô Welt, ir sult dem wirte sagen*. In: Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters. Hg. und komm. v. Kasten, Ingrid. Übs. v. Kuhn, Margherita, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1995 (Bibliothek des Mittelalters 3), S. 520/522.

Göttliche Komödie (2000): Dante Alighieri: Die Göttliche Komödie. Übs. v. Gmelin, Hermann. Mit Anmerkungen und einem Nachwort v. Baehr, Rudolf, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2000 (Reclams Universalbibliothek 796).

Gregorius (2011): Hartmann von Aue: Gregorius. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Friedrich Naumann neu hg., übs. und komm. v. Fritsch-Rößler, Waltraud, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2011 (Reclams Universal-Bibliothek 18764).

Iwein (2006): Hartmann von Aue: Iwein. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hg., übs., mit einem Nachwort und Anmerkungen versehen v. Stange, Manfred, Wiesbaden: Marix Verlag 2006.

Jüngerer Titurel I (1955): Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel. Bd. I (Strophe 1–1957). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch hg. v. Wolf, Werner, Berlin: Akademie-Verlag 1955 (Deutsche Texte des Mittelalters 45).

Jüngerer Titurel II (1964): Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel. Bd. II/1 (Strophe 1958–3236). Nach den ältesten und besten Handschriften hg. v. Wolf, Werner, Berlin: Akademie-Verlag 1964 (Deutsche Texte des Mittelalters 55).
Jüngerer Titurel III (1968): Albrechts von Scharfenberg Jüngerer Titurel. Bd. II/2 (Strophe 3237–4394). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch hg. v. Wolf, Werner, Berlin: Akademie-Verlag 1968 (Deutsche Texte des Mittelalters 61).
Jüngerer Titurel IV (1985): Albrechts Jüngerer Titurel. Bd. III/1 (Strophe 4395–5417). Nach den Grundsätzen von Werner Wolf kritisch hg. v. Nyholm, Kurt, Berlin: Akademie-Verlag 1985 (Deutsche Texte des Mittelalters 73).
Jüngerer Titurel V (1992): Albrechts Jüngerer Titurel. Bd. III/2 (Strophe 5418–6327). Nach den Grundsätzen von Werner Wolf kritisch hg. v. Nyholm, Kurt, Berlin: Akademie Verlag 1992 (Deutsche Texte des Mittelalters 77).
Krone (2005): Heinrich von dem Türlin: Die Krone (Verse 12282–30042). Nach der Handschrift Cod. Pal. germ. 374 der Universitätsbibliothek Heidelberg nach Vorarbeiten von Fritz Peter Knapp und Klaus Zatloukal. Hg. v. Ebenbauer, Alfred; Kragl, Florian, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2005 (Altdeutsche Textbibliothek 118).
Lancelot IV (1979): Lancelot IV. D'une aventiure d'Agravain jusqu'à la fin de la quête le Lancelot par Gauvain et ses compagnons. Edition critique. Hg. v. Micha, Alexandre, Genf, Paris: Librairie Droz 1979 (Textes littéraires français).
Lancelot VII (1980): Lancelot VII. Roman en prose du XIII^{e} siècle. Hg. v. Micha, Alexandre, Genf, Paris: Librairie Droz 1980 (Textes littéraires français).
Lancelot-Grail III (1995): Lancelot-Grail. The Old French Arthurian Vulgate and Post-Vulgate in Translation. Volume III. 'Lancelot', Part V translated by Kibler, William W. Hg. v. Lacy, Norris J., New York, London: Garland Publishing 1995.
Lancelot-Grail V (1996): Lancelot-Grail. The Old French Arthurian Vulgate and Post-Vulgate in Translation. Volume V. Translated by Asher, Martha. Hg. v. Lacy, Norris J., New York, London: Garland Publishing 1996.
Mai und Beaflor (2006): Mai und Beaflor. Hg., übs., komm. und mit einer Einleitung v. Classen, Albrecht, Frankfurt am Main: Peter Lang 2006 (Beihefte zur Mediaevistik 6).
Mai und Beaflor (2008): Mai und Beaflor. Minneroman des 13. Jahrhunderts. Hg. v. Kiening, Christian; Mertens Fleury, Katharina, Zürich 2008. [Online-Ressource: www.mediaevistik/uzh.ch/downloads/MaiundBeaflor.pdf. Zuletzt eingesehen am 30. November 2011.]
Minne-Falkner (1968): Der Minne-Falkner. In: Hadamar's von Laber 'Jagd' und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise: 'Des Minners Klage', 'Der Minnenden Zwist und Versöhnung', 'Der Minne-Falkner'. Hg. v. Schmeller, J. A., Amsterdam: Editions Rodopi 1968 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 20), S. 171–208.
Mort le Roi Artu (1954): La Mort le Roi Artu. Roman du XIII^{e} siècle. Hg. v. Frappier, Jean, Genf, Lille: Librairie Droz, Librairie Giard 1954 (Textes littéraires français).
Ovidius puellarum (1980): Ovidius puellarum (De nuncio sagaci). Übs. v. Lieberz, Gregor. In: Ovidius puellarum (De nuncio sagaci). Hg. v. Lieberz, Gregor, Frankfurt am Main: Verlag Peter D. Lang 1980 (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 8), S. 84–103.
Parzival (1994a): Wolfram von Eschenbach: Parzival. Bd. 1. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und komm. v. Nellmann, Eberhard. Übs. v. Kühn, Dieter, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1994 (Bibliothek des Mittelalters 8,1).
Parzival (1994b): Wolfram von Eschenbach: Parzival. Bd. 2. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und komm. v. Nellmann, Eberhard. Übs. v. Kühn, Dieter, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1994 (Bibliothek des Mittelalters 8,2).

Parzival (2003): Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. 2. Aufl. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe v. Lachmann, Karl. Übs. v. Knecht, Peter. Mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der 'Parzival'-Interpretation v. Schirok, Bernd, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003 (de Gruyter Texte).

Prosalancelot I (2003): Lancelot und Ginover I. Prosalancelot I. 2. Aufl. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 14).

Prosalancelot II (2003): Lancelot und Ginover II. Prosalancelot II. 2. Aufl. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 15).

Prosalancelot III (2003): Lancelot und der Gral I. Prosalancelot III. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 16).

Prosalancelot IV (2003): Lancelot und der Gral II. Prosalancelot IV. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 17).

Prosalancelot V (2004): Die Suche nach dem Gral. Der Tod des Königs Artus. Prosalancelot V. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2004 (Bibliothek des Mittelalters 18).

Reinfrid von Braunschweig (1871): Reinfrid von Braunschweig. Hg. v. Bartsch, Karl, Tübingen: L. F. Fues 1871 (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart 109).

Schwanritter (1972): Konrad von Würzburg: Der Schwanritter. In: Der Schwanritter. Deutsche Verserzählungen des 13. und 14. Jahrhunderts. Hg. v. Gernentz, Hans Joachim, Berlin: Rütten & Loening 1972, S. 109–201.

The Once and Future King (1981): White, Terence Hanburg: The Once and Future King. 19. Aufl., Glasgow: William Collins Sons & Co Ltd 1981 (Fontana Books 5310).

Titurel (2003): Wolfram von Eschenbach: Titurel. Hg., übs. und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einleitung versehen v. Brackert, Helmut; Fuchs-Jolie, Stephan, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003 (de Gruyter Texte).

Titurel (2006): Wolfram von Eschenbach: Titurel. Mit der gesamten Parallelüberlieferung des 'Jüngeren Titurel'. Kritisch hg., übs. und komm. v. Bumke, Joachim; Heinzle, Joachim, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2006.

Tristan (2003a): Gottfried von Straßburg: Tristan. Bd. 1. 10. Aufl. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu hg., ins Nhd. übs., mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort v. Krohn, Rüdiger, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2003 (Universal-Bibliothek 4471).

Über die Liebe (2006): Andreas Capellanus: Über die Liebe. Eingeleitet, übs. und mit Anmerkungen versehen v. Rädle, Fidel, Stuttgart: Hiersemann 2006 (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur 1).

Welscher Gast (2004): Thomasin von Zerklaere: Der Welsche Gast. Ausgewählt, eingeleitet, übs. und mit Anmerkungen versehen v. Willms, Eva, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2004 (de Gruyter Texte).

Wigalois (2005): Wirnt von Grafenberg: Wigalois. Text der Ausgabe von Kapteyn, J. M. N. Übs., erläutert und mit einem Nachwort versehen v. Seelbach, Sabine; Seelbach, Ulrich, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2005 (de Gruyter Texte).

Willehalm (2003): Wolfram von Eschenbach: Willehalm. 3., durchgesehene Aufl. Text der Ausgabe v. Schröder, Werner. Übersetzung, Vorwort und Register v. Kartschoke, Bernd, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003 (de Gruyter Texte).

Willehalm von Orlens (1905): Rudolf von Ems: Willehalm von Orlens. Hg. aus dem Wasserburger Codex der Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen v. Junk, Victor, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1905 (Deutsche Texte des Mittelalters 2).

Forschungsliteratur

Achnitz (2002): Achnitz, Wolfgang: Babylon und Jerusalem. Sinnkonstituierung im ‘Reinfried von Braunschweig’ und im ‘Apollonius von Tyrland’ Heinrichs von Neustadt, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2002 (Hermaea N. F. 98; zugl. Münster, Habil.-Schrift 1999).

Ackermann (2002): Ackermann, Christiane: *min lip reht als ein stumbe sweic* – Ich ≠ Subjekt ≠ Körper. Zu Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’. In: Körperinszenierungen in mittelalterlicher Literatur. Kolloquium am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld (18. bis 20. März 1999). Hg. v. Ridder, Klaus; Langer, Otto, Berlin: Weidler Buchverlag 2002 (Körper · Zeichen · Kultur / Body · Sign · Culture 11), S. 139–155.

Althoff (1997): Althoff, Gerd: Ungeschriebene Gesetze. Wie funktioniert Herrschaft ohne schriftlich fixierte Normen? In: Althoff, Gerd: Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt: Primus Verlag 1997.

Altpeter-Jones (2011): Altpeter-Jones, Katja: When Wealth Was Good and Poverty Sin: Profit, Greed, Generosity, and the Creation of the Noble Merchant in Konrad Fleck’s ‘Flôre und Blanscheflûr’. In: Journal of English and Germanic Philology 110 (2011), S. 1–21.

Assmann A. (1994): Assmann, Aleida: Aspekte einer Materialgeschichte des Lesens. In: Gestern begann die Zukunft. Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung der Medienvielfalt. Hg. v. Hoffmann, Hilmar, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, S. 3–16.

Assmann A. (1996): Assmann, Aleida: Texte, Spuren, Abfall: die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses. In: Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Hg. v. Böhme, Hartmut; Scherpe, Klaus R., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1996 (rowohlts enzyklopädie 575), S. 96–111.

Assmann A., Assmann J. (1983): Schrift und Gedächtnis. In: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. Hg. v. Assmann, Aleida; Assmann, Jan; Hardmeier, Christof, München: Wilhelm Fink Verlag 1983 (Archäologie der literarischen Kommunikation 1), S. 265–284.

Assmann J. (1997): Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 2., durchgesehene Aufl., München: Verlag C. H. Beck 1997.

Bachorski (1996): Bachorski, Hans-Jürgen: Briefe, Träume, Zeichen. Erzählperspektivierung in Johann Hartliebs ‘Alexander’. In: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Haferland, Harald; Mecklenburg, Michael, München: Wilhelm Fink Verlag 1996, S. 371–391.

Baehr (2000): Baehr, Rudolf. Anmerkungen. In: Dante Alighieri: Die Göttliche Komödie. Übs. v. Gmelin, Hermann. Mit Anmerkungen und einem Nachwort v. Baehr, Rudolf, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2000 (Reclams Universalbibliothek 796), S. 397–532.

Baisch (2000): Baisch, Martin: *La varn din getichte / Wan hat es nu ze nihte!* Zur Konzeption der Autorschaft in Rudolfs von Ems ‘Wilhelm von Orlens’. In: Text und Autor. Beiträge aus dem Venedig-Symposium 1998 des Graduiertenkollegs ‘Textkritik’, München. Hg. v. Henkes, Christiane; Saller, Harald; Richter, Thomas, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2000 (Beihefte zu editio 15), S. 53–70.

Baisch (2005): Baisch, Martin: *durchgründen*. Subjektivierung und Objektivierung von Wissen im ‘Reinfried von Braunschweig’. In: Inszenierung von Subjektivität in der Literatur des Mittelalters. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2005, S. 186–199.

Baisch (2009): Baisch, Martin: Puppenspiele. Liebe, Tod, Erzählen in den 'Titurel'-Dichtungen. Eine Skizze. In: Der Tod der Nachtigall. Liebe als Selbstreflexivität von Kunst. Hg. v. Baisch, Martin; Trînca, Beatrice, Göttingen: V&R unipress 2009 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6), S. 123–138.

Baisch (2010a): Baisch, Martin [u. a.] (Hg.): Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk, Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6).

Baisch (2010b): Baisch, Martin: *lere* lesen. Formen von Textualität im 'Jüngeren Titurel'. In: Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 13–31.

Baisch, Meyer (2007): Baisch, Martin; Meyer, Matthias: Zirkulierende Körper. Tod und Bewegung im 'Prosa-Lancelot'. In: Körperkonzepte im arthurischen Roman. Hg. v. Wolfzettel, Friedrich, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 383–404.

Baisch, Trînca (2009): Baisch, Martin; Trînca, Beatrice (Hg.): Der Tod der Nachtigall. Liebe als Selbstreflexivität von Kunst, Göttingen: V&R unipress 2009 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6).

Baldzuhn (2009a): Baldzuhn, Michael: Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der 'Fabulae' Avians und der deutschen 'Disticha Catonis'. Bd. 1, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 44/1 [278/1]; zugl. Münster, Habil.-Schrift 2006).

Baldzuhn (2009b): Baldzuhn, Michael: Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der 'Fabulae' Avians und der deutschen 'Disticha Catonis'. Bd. 2, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 44/1 [278/1]; zugl. Münster, Habil.-Schrift 2006).

Bartels (1997): Bartels, Kerstin: Musik in deutschen Texten des Mittelalters. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH Europäischer Verlag der Wissenschaften 1997 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1601).

Baßler (1995a): Baßler, Moritz (Hg.): *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690).

Baßler (1995b): Baßler, Moritz: Einleitung: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 7–28.

Bäuml (1976): Bäuml, Franz H.: Lesefähigkeit und Analphabetismus als rezeptionsbestimmende Elemente: zur Problematik mittelalterlicher Epik. In: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975. Heft 4. Hg. v. Forster, Leonard; Roloff, Hans-Gert, Bern, Frankfurt am Main: Herbert Lang & Peter Lang 1976 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongreßberichte 2), S. 10–16.

Bäuml (1980a): Bäuml, Franz H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiterracy. In: Speculum 55 (1980), S. 237–265.

Bäuml (1980b): Bäuml, Franz H.: Zum Verständnis mittelalterlicher Mitteilungen. In: Montfort 32 (1980), S. 288–298.

Bäuml, Bruno (1972): Bäuml, Franz H.; Bruno, Agnes M.: Weiteres zur mündlichen Überlieferung des 'Nibelungenliedes'. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 46 (1972), S. 479–493.

Bäuml, Spielmann (1974): Bäuml, Franz H.; Spielmann, Edda: From Illiteracy to Literacy: Prolegomena to a Study of the ‘Nibelungenlied’. In: Forum for Modern Language Studies 10 (1974), S. 248–259.
Bäuml, Ward (1967): Bäuml, Franz H.; Ward, Donald J.: Zur mündlichen Überlieferung des ‘Nibelungenliedes’. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 41 (1967), S. 351–390.
Benthien (2002): Benthien, Claudia: [Zu Historischer Anthropologie in der Neuen deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 56–82.
Benthien, Velten (2002a): Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf (Hg.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643).
Benthien, Velten (2002b): Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf: Einleitung. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 7–34.
Bertau (2005): Bertau, Karl: Schrift – Macht – Heiligkeit in den Literaturen des jüdisch-christlich-muslimischen Mittelalters. Hg. v. Glauch, Sonja, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2005.
Bertelsmeier-Kierst (2000): Bertelsmeier-Kierst, Christa: Aufbruch in die Schriftlichkeit. Zur volkssprachlichen Überlieferung im 12. Jahrhundert. In: Aspekte des 12. Jahrhunderts. Freisinger Kolloquium 1998. Hg. v. Haubrich, Wolfgang; Lutz, Eckart Conrad; Vollmann-Profe, Gisela, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2000 (Wolfram-Studien 16), S. 157–174.
Bertelsmeier-Kierst (2008): Bertelsmeier-Kierst, Christa: Kommunikation und Herrschaft. Zum volkssprachlichen Verschriftlichungsprozeß des Rechts im 13. Jahrhundert, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 2008 (Beiheft zur Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 9).
Biedermann (1986): Biedermann, Hans: Handlexikon der magischen Künste von der Spätantike bis zum 19. Jahrhundert. 3., verbesserte und wesentlich vermehrte Aufl., Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1986.
Binczek (2002): Binczek, Nathalie: [Zu Medien- und Kommunikationstheorie in der Neueren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 152–174.
Bleumer (2010): Bleumer, Hartmut: Der ‘Frauendienst’ als narrative Form. In: Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Hg. v. Linden, Sandra; Young, Christopher, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010 (De Gruyter Lexikon), S. 358–397.
Böhme, Scherpe (1996): Böhme, Hartmut; Scherpe, Klaus R. (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1996 (rowohlts enzyklopädie 575).
Bohnenkamp (1999): Bohnenkamp, Anne: Textkritik und Textedition. In: Grundzüge der Literaturwissenschaft. 3. Aufl. Hg. v. Arnold, Heinz Ludwig; Detering, Heinrich, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999 (dtv 2990), S. 179–203.
Boor (1972): Boor, Helmut de: Die Schreiber der Nibelungenhandschrift B. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (T) 94 (1972), S. 81–112.
Borchling (1897): Borchling, Conrad: ‘Der jüngere Titurel’ und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach, Göttingen: 1897 (zugl. Göttingen, Preisschrift 1895).

Brackert (1968): Brackert, Helmut: Rudolf von Ems. Dichtung und Geschichte, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1968 (Germanische Bibliothek, 3. Reihe: Untersuchungen und Einzeldarstellungen; zugl. Heidelberg, Habil.-Schrift).

Brackert (1974): Brackert, Helmut: *Da stuont daz minne wol gezam*. Minnebriefe im späthöfischen Roman. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 93 (1974), Sonderheft [Spätmittelalterliche Epik, hg. v. Moser, Hugo; Wiese, Benno von], S. 1–18.

Brackert (1996): Brackert, Helmut: Sinnspuren. Die Brackenseilinschrift in Wolframs von Eschenbach 'Titurel'. In: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Haferland, Harald; Mecklenburg, Michael, München: Wilhelm Fink Verlag 1996, S. 155–175.

Brackert, Fuchs-Jolie (2003): Brackert, Helmut; Fuchs-Jolie, Stephan: Stellenkommentar. In: Wolfram von Eschenbach: Titurel. Hg., übs. und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen v. Brackert, Helmut; Fuchs-Jolie, Stephan, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003, S. 143–277.

Brandsma (2007): Brandsma, Frank: *Conte* and *Avonture*. Narration and Communication with the Audience in the French, Dutch, and German 'Lancelot' Texts. In: 'Lancelot'. Der mittelhochdeutsche Roman im europäischen Kontext. Hg. v. Ridder, Klaus; Huber, Christoph, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 121–133.

Brandt (1987): Brandt, Rüdiger: Konrad von Würzburg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Erträge der Forschung 249).

Brannigan (1998): Brannigan, John: New Historicism and Cultural Materialism, New York: St. Martin's Press 1998 (transitions Series).

Brunner (2010): Brunner, Horst: Konrad von Würzburg. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 5. Hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 272–304.

Bulang (2006): Bulang, Tobias: Visualisierung als Strategie literarischer Problembehandlung. Beobachtungen zu 'Nibelungenlied', 'Kudrun' und 'Prosa-Lancelot'. In: Visualisierungsstrategien in mittelalterlichen Bildern und Texten. Hg. v. Wenzel, Horst; Jaeger, Stephan, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2006 (Philologische Studien und Quellen 195), S. 188–212.

Bumke (1964): Bumke, Joachim: Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1964 (Beihefte zum Euphorion 1).

Bumke (1971): Bumke, Joachim: Zur Überlieferung von Wolframs 'Titurel'. Wolframs Dichtung und der 'Jüngere Titurel'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 100 (1971), S. 390–431.

Bumke (1973): Bumke, Joachim: Titurelüberlieferung und Titurelforschung. Vorüberlegungen zu einer neuen Ausgabe von Wolframs Titurelfragmenten. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 102 (1973), S. 147–188.

Bumke (1991): Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach. 6. Aufl., Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler (Sammlung Metzler 36).

Bumke (1996): Bumke, Joachim: Die Erzählung vom Untergang der Burgunder in der 'Nibelungenklage'. Ein Fall variierender Überlieferung. In: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Haferland, Harald; Mecklenburg, Michael, München: Wilhelm Fink Verlag 1996, S. 71–83.

Bumke (2004a): Joachim Bumke: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. 5. Aufl. 2004, München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv 30778; Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter 2).

Bumke (2004b): Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach. 8., völlig neu bearbeitete Aufl., Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler (Sammlung Metzler 36).

Bumke (2005): Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 11. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2005 (dtv 30170).

Bumke (2010): Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 10. Hg. v. Wachinger, Burghart, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 1376–1418.

Buschinger (1989): Buschinger, Danielle: Zu Albrechts 'Jüngerem Titurel': Versuch einer Interpretation. In: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Hg. v. Gärtner, Kurt; Heinzle, Joachim, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1989, S. 521–528.

Bußmann (2005): Bußmann, Britta: Mit *tugent* und *kunst*. Wiedererzählen, Weitererzählen und Beschreiben in Albrechts 'Jüngerem Titurel'. In: Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Bußmann, Britta [u. a.], Berlin, New York: Walter de Gruyter (Trends in Medieval Philology 5), S. 437–461.

Bußmann (2010): Bußmann, Britta: *ûzen unde innen*. Zur Funktion allegorischer Beschreibungen in Albrechts 'Jüngerem Titurel' und Gottfrieds 'Tristan'. In: Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 33–65.

Bußmann (2011): Bußmann, Britta: Wiedererzählen, Weitererzählen und Beschreiben. Der 'Jüngere Titurel' als ekphrastischer Roman, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011 (Studien zur historischen Poetik 6; zugl. Münster, Diss. 2008/09).

Butzer (1995): Butzer, Günter: Das Gedächtnis des epischen Textes. Mündliches und schriftliches Erzählen im höfischen Roman des Mittelalters. In: Euphorion 89 (1995), S. 151–188.

Carlen (2003): Carlen, Louis: Handschuh. I.H. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 4. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1909f.

Classen (1995): Classen, Albrecht: Der Text der nie enden will. Poetologische Überlegungen zu fragmentarischen Strukturen in mittelalterlichen und modernen Texten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 99 (1995) [Anfang und Ende. Hg. v. Haubrichs, Wolfgang], S. 83–112.

Classen (1998): Classen, Albrecht: The Book and the Power of Reading in the Medieval High German Literature. In: The Book and the Magic of Reading in the Middle Ages. Hg. v. Classen, Albrecht, New York, London: Garland Publishing 1998 (Garland Medieval Bibliographies), S. 61–97.

Classen (1999): Classen, Albrecht: Reading, Writing, and Learning in Wolfram von Eschenbach's 'Parzival'. In: A Companion to Wolfram's 'Parzival'. Hg. v. Hasty, Will, Drawer/Columbia 1999 (Studies in German literature, linguistics, and culture), S. 189–202.

Classen (2006): Classen, Albrecht: Einleitung. In: Mai und Beaflor. Hg., übs., komm. und mit einer Einleitung v. Classen, Albrecht, Frankfurt am Main: Peter Lang 2006 (Beihefte zur Mediaevistik 6), S. V–XXXIX.

Cormeau (2010): Coremau, Christoph: Thomasin von Zerklære. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 9. Hg. v. Wachinger, Burghart, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 896–902.

Cramer (2000): Cramer, Thomas: Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter. 3., aktualisierte Aufl. 2000, München: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv 30779; Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter 3).

Culler (2004): Culler, Jonathan: Literaturtheorie. Eine kurze Einführung, Stuttgart: Verlag Philipp Reclam jun. 2004 (Reclams Universal-Bibliothek 18166).

Curschmann (2004): Curschmann, Michael: Der Erzähler auf dem Weg zur Literatur. In: Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters. Saarbrücker Kolloquium 2002. Hg. v. Haubrichs, Wolfgang; Lutz, Eckart Conrad; Ridder, Klaus, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2004 (Wolfram-Studien 18), S. 11–32.

Curschmann (2005): Curschmann, Michael: ‘Nibelungenlied’ und ‘Nibelungenklage’. Über Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Prozeß der Episierung. In: ‘Nibelungenlied’ und ‘Nibelungenklage’. Neue Wege der Forschung. Hg. v. Fasbender, Christoph, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 159–189.

Diestelkamp (2003): Diestelkamp, Bernhard: Lehen, -swesen; Lehnrecht. I. Allgemein; Frankreich und Deutsches Reich. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 5. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1807–1811.

Dilcher (1996): Dilcher, Gerhard: Oralität, Verschriftlichung und Wandlungen der Normstruktur in den Stadtrechten des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Dilcher, Gerhard: Bürgerrecht und Stadtverfassung im europäischen Mittelalter, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 1996, S. 281–300.

Dinzelbacher (1981): Dinzelbacher, Peter: Über die Entdeckung der Liebe im Hochmittelalter. In: Saeculum 32 (1981), S. 185–208.

Dinzelbacher (1986): Dinzelbacher, Peter: Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Liebe im Mittelalter. In: *Minne ist ein swaerez spil*. Neue Untersuchungen zum Minnesang und zur Geschichte der Liebe im Mittelalter. Hg. v. Müller, Ulrich, Göppingen: Kümmerle Verlag 1986 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 440), S. 75–110.

Dinzelbacher (1989): Dinzelbacher, Peter: Liebe im Frühmittelalter. Zur Kritik der Kontinuitätstheorie. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 19 (1989), H. 74 [zugl. Konzepte der Liebe im Mittelalter, hg. v. Haubrichs, Wolfgang], S. 12–38.

Döring (2002): Döring, Jörg: [Zu *New Philology* / Textkritik in der Neueren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 196–215.

Dreher (1980): Dreher, Peter: Letters as a Structural Element in ‘Reinfried von Braunschweig’. In: Selecta 1 (1980), S. 45–48.

Duby (1989): Duby, Georges: Die Frau ohne Stimme. Liebe und Ehe im Mittelalter, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek). [Aus dem Französischen von Gabriele Ricke und Ronald Voullié]

Ebenbauer (2010): Ebenbauer, Alfred: ‘Reinfried von Braunschweig’. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 7. Hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 1171–1176.

Eggers (1978): Eggers, Hans: Die Entdeckung der Liebe im Spiegel der deutschen Dichtung der Stauferzeit. In: Geist und Frömmigkeit der Stauferzeit. Hg. v. Böhme, Wolfgang, Stuttgart, Frankfurt am Main: Evangelisches Verlagswerk Stuttgart, Otto Lembeck Verlag 1978 (Herrenalber Texte 2), S. 10–25.

Egidi (2005): Egidi, Margreth: Implikationen von Literatur und Kunst in ‘Flore und Blanscheflur’. In: Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter. Hg. v. Kellner, Beate; Strohschneider, Peter; Wenzel, Franziska, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2005 (Philologische Studien und Quellen 190), S. 163–186.

Egidi (2008): Egidi, Margreth: Schrift und ‘ökonomische Logik’ im höfischen Liebesdiskurs: ‘Flore und Blanscheflur’ und ‘Apollonius von Tyrland’. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. v. Schnyder, Mireille, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 147–163.

Ehler, Schaefer (1998a): Ehler, Christine; Schaefer,Ursula: Aspekte des Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen. Eine Einleitung. In: Verschriftung und Verschriftlichung. Aspekte eines Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen. Hg. v. Ehler, Christine; Schaefer, Ursula, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1998 (ScriptOralia 94), S. 1–9.

Ehler, Schaefer (1998b): Ehler, Christine; Schaefer, Ursula (Hg.): Verschriftung und Verschriftlichung. Aspekte eines Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1998 (ScriptOralia 94).

Eming (2006): Eming, Jutta: Schöne Maschinen, versehrte Helden. Zur Konzeption des künstlichen Menschen in der Literatur des Mittelalters. In: Textmaschinenkörper. Genderorientierte Lektüre des Androiden. Hg. v. Kormann, Eva; Gilleir, Anke; Schlimmer, Angelika, Amsterdam, New York: Rodopi 2006 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 59), S. 35–46.

Ernst (1997): Ernst, Ulrich: Formen der Schriftlichkeit im höfischen Roman des hohen und späten Mittelalters. In: Frühmittelalterliche Studien 31 (1997), S. 252–369.

Ernst (2006): Ernst, Ulrich: Facetten mittelalterlicher Schriftkultur. Fiktion und Illustration, Wissen und Wahrnehmung, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2006 (Beihefte zum 'Euphorion' 51).

Ertzdorff (1967): Ertzdorff, Xenja von: Rudolf von Ems. Untersuchungen zum höfischen Roman im 13. Jahrhundert, München: Wilhelm Fink Verlag 1967 (zugl. Freiburg i. Br., Habil.-Schrift).

Ertzdorff (1984): Ertzdorff-Kupfer, Xenja von (Hg.): Liebe – Ehe – Ehebruch in der Literatur des Mittelalters. Vorträge des Symposiums vom 13. bis 16. Juni 1983 am Institut für Deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen: Schmitz 1984 (Beiträge zur deutschen Philologie 58).

Fechter (2010): Fechter, Werner: 'Mai und Beaflor'. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 5. Hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 1163–1166.

Fluck (1995): Fluck, Winfried: Die 'Amerikanisierung' der Geschichte im *New Historicism*. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 229–250.

Friedrich (2002): Friedrich, Udo: [Zu Ordnungen des Wissens in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 83–102.

Fromm (1961): Fromm, Hans: Das Heldenzeitlied des deutschen Hochmittelalters. In: Neuphilologische Mitteilungen 62 (1961), S. 94–118.

Fuchs-Jolie (2003a): Fuchs-Jolie, Stephan: Eine Einführung. In: Wolfram von Eschenbach: Titurel. Hg., übs. und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einleitung versehen v. Brackert, Helmut; Fuchs-Jolie, Stephan, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003 (de Gruyter Texte), S. 3–24.

Fuchs-Jolie (2003b): Fuchs-Jolie, Stephan: Schionatulander, der Hase und der Leser. Zum letzten Vers von Wolframs 'Titurel' und zur Semantik von *zage* und *verzaget*. In: Spurensuche in Sprach- und Geschichtslandschaften. Festschrift für Ernst Erich Metzner. Hg. v. Homeyer, Andrea; Rühl, Jasmin S.; Wintermeyer, Ingo, Münster, Hamburg, London: Lit Verlag 2003 (Germanistik 26), S. 193–215.

Gallagher, Greenblatt (2000): Gallagher, Cathrine; Greenblatt, Stephen: Practicing New Historicism, Chicago, London: The University of Chicago Press 2000.

Ganz (2010): Ganz, Peter: 'Flore und Blanscheflur'. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 2. Hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 744–747.

Gelfert (2004): Gelfert, Hans-Dieter: Was ist gute Literatur? Wie man gute Bücher von schlechten unterscheidet, München: Verlag C. H. Beck 2004 (Becksche Reihe 1591).

Genette (1992): Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt, New York: Campus Verlag 1992. [Aus dem Französischen von Dieter Hornig]

Gerritzen (o. J.): Gerritzen, Christian (Hg.): Lexikon der Bibel. Orts- und Personennamen, Daten, Biblische Bücher und Autoren, Köln: Komet Verlag o. J.

Gibbs (2000): Gibbs, Marion: Fragment and Expansion: Wolfram von Eschenbach, 'Titurel' and Albrecht, 'Jüngerer Titurel'. In: The Arthur of the Germans. The Arthurian Legend in Medieval German and Dutsch Literature. Hg. v. Jackson, W. H.; Ranawake, Silvia, Cardiff: University of Wales Press 2000 (Arthurian Literature in the Middle Ages 3), S. 69–80.

Glauch (2010a): Glauch, Sonja: Apologie der Neugier. Wissensdurst und Grenzüberschreitung in der 'Hochzeit des Merkurs und der Philologie' und ihrer frühmittelalterlichen Rezeption. In: Neugier und Tabu. Regeln und Mythen des Wissens. Hg. v. Baisch, Martin; Koch, Elke, Freiburg im Breisgau, Berlin, Wien: Rombach Verlag 2010 (Rombach Wissenschaften, Reihe Scenae 12), S. 73–86.

Glauch (2010b): Glauch, Sonja: Der Eigensinn der Camouflage. Zur Dialektik des Fiktionalen im 'Jüngeren Titurel'. In: Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 67–85.

Glier (1977): Glier, Ingeborg: Diener zweier Herrinnen: Zu Ulrichs von Lichtenstein 'Frauendienst'. In: The Epic in Medieval Society. Aesthetic and Moral Values. Hg. v. Scholler, Harald, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1977, S. 290–306.

Glier (2010): Glier, Ingeborg: Johann von Würzburg II. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 4. Hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 824–827.

Graus (1975): Graus, František: Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter, Köln, Wien: Böhlau Verlag 1975.

Green (1990): Green, Dennis Howard: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im höfischen Roman des 13. Jahrhunderts. In: Liebe und Aventiure im Artusroman des Mittelalters. Beiträge der Triester Tagung 1988. Hg. v. Schulze-Belli, Paola; Dallapiazza, Michael, Göppingen: Kümmerle Verlag 1990 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 532), S. 67–82.

Green (1994): Green, Dennis Howard: Medieval Listening and Reading. The primary reception of German literatur 800–1300, Cambridge: Cambridge University Press 1994.

Green (2003): Green, Dennis Howard: Terminologische Überlegungen zum Hören und Lesen im Mittelalter. In: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridger Symposium 2001. Hg. v. Bertelsmeier-Kierst, Christa; Young, Christopher, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2003, S. 1–22.

Greenblatt (1993): Greenblatt, Stephen: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1993 (Fischer Taschenbuch, Literaturwissenschaft 11001).

Greenblatt (1995a): Greenblatt, Stephen: Bauernmorden: Status, Genre und Rebellion. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 164–208. [Aus dem Amerikanischen von Keremy Gaines]

Greenblatt (1995b): Greenblatt, Stephen: Die Formen der Macht und die Macht der Formen in der englischen Renaissance (Einleitung). In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 29–34. [Aus dem Amerikanischen von Moritz Baßler]

Greenblatt (1995c): Greenblatt, Stephen: Kultur. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 48–59. [Aus dem Amerikanischen von Moritz Baßler]

Greenblatt (1995d): Greenblatt, Stephen: Selbstbildung in der Renaissance. Von More bis Shakespeare (Einleitung). In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 35–47. [Aus dem Amerikanischen von Moritz Baßler]

Gurjewitsch (1997): Gurjewitsch, Aaron J.: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. 5., unveränderte Aufl. München: C. H. Beck 1997 (Beck's historische Bibliothek). [Aus dem Russischen von Gabriele Loßack]

Gutjahr (2002): Gutjahr, Ortrud: [Zu Alterität und Interkulturalität in der Neueren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 345–369.

Gutwald (2003): Gutwald, Thomas: Der Minnediener als Souverän. Die Ordnung von *buoch* und *büechelin* im 'Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Ordnung und Unordnung in der Literatur des Mittelalters. Hg. v. Harms, Wolfgang; Jaeger, C. Stephen; Wenzel, Horst, Stuttgart: S. Hirzel 2003, S. 143–163.

Haarmann (2002): Haarmann, Harald: Geschichte der Schrift, München: Verlag C. H. Beck 2002 (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe 2198).

Haferland (2001): Haferland, Harald: Das 'Nibelungenlied' – Ein Buchepos? In: Das 'Nibelungenlied'. Actas do Simpósio Internacional. 27 de Outubro de 2000. Hg. v. Greenfield, John, Porto: Faculdade de Letras da Universidade do Porto 2001 (Revista da Faculdade de Letras, Série Línguas e Literaturas: Anexo 11), S. 79–94.

Haferland (2004): Haferland, Harald: Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.

Haferland (2006): Haferland, Harald: Oraler Schreibstil oder mündliche Text(re)produktion? Zur Textkritik der Fassungen des 'Nibelungenliedes'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 135 (2006), S. 173–212.

Haferland, Mecklenburg (1996): Haferland, Harald; Mecklenburg, Michael (Hg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München: Wilhelm Fink Verlag 1996.

Hahn (2003): Hahn, Karin: Edelsteine. I. Definition und Bestimmungskriterien. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 3. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1560.

Harms (2006): Harms, Wolfgang: 'Epigonisches' im 'Reinfried von Braunschweig'. In: Harms, Wolfgang: Kolloquialität der Literatur. Kleine Schriften. Hg. v. Schilling, Michael, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 2006, S. 233–241.

Hartmann (2000a): Hartmann, Heiko: Gahmuret und Herzeloyde. Kommentar zum zweiten Buch des 'Parzival' Wolframs von Eschenbach. Bd. 1, Herne: Verlag für Wissenschaft und Kunst 2000 (zugl. Bochum, Diss. 1998).

Hartmann (2000b): Hartmann, Heiko: Gahmuret und Herzeloyde. Kommentar zum zweiten Buch des 'Parzival' Wolframs von Eschenbach. Bd. 2, Herne: Verlag für Wissenschaft und Kunst 2000 (zugl. Bochum, Diss. 1998).

Hartmann (2004): Hartmann, Heiko: Gahmurets *sper* und *bluot*. Zu 'Parzival' 111,30FF. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 123 (2004), S. 118–125.

Hartmann (2006): Hartmann, Heiko: Gahmurets Epitaph (*Pz.* 107,29ff.). In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 61 (2006), S. 127–149.

Hatto (2010): Hatto, Arthur Thomas: Essays on Medieval German and Other Poetry, Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press 2010.

Haubrichs (1989): Haubrichs, Wolfgang: Einleitung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 19 (1989), H. 74 [zugl. Konzepte der Liebe im Mittelalter, hg. v. Haubrichs, Wolfgang], S. 7–11.

Haubrichs (1990): Haubrichs, Wolfgang (Hg.): Konzepte der Liebe im Mittelalter, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990 (zugl. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 19, 1989, H. 74).

Hauck (1961): Hauck, Karl: Haus- und sippengebundene Literatur mittelalterlicher Adelsgeschlechter von Adelssatiren des 11. und 12. Jahrhunderts her erläutert. In: Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze und Arbeiten aus den Jahren 1933 bis 1959. Hg. v. Lammers, Walther, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1961, S. 165–199.

Haug (1983): Haug, Walter: Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entstehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. Hg. v. Assmann, Aleida; Assmann, Jan; Hardmeier, Christof, München: Wilhelm Fink Verlag 1983 (Archäologie der literarischen Kommunikation 1), S. 141–157.

Haug (1989a): Haug, Walter: Erzählen vom Tod her. Sprachkrise, gebrochene Handlung und zerfallende Welt in Wolframs 'Titurel'. In: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1989, S. 541–553.

Haug (1989b): Haug, Walter: Rudolfs 'Willehalm' und Gottfrieds 'Tristan': Kontrafaktur als Kritik. In: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1989, S. 637–650.

Haug (1989c): Haug, Walter: Wolframs 'Willehalm'-Prolog im Lichte seiner Bearbeitung durch Rudolf von Ems. In: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1989, S. 615–636.

Haug (1990): Haug, Walter: Von *aventiure* und *minne* zu Intrige und Treue: Die Subjektivierung des hochhöfischen Aventiureromans im 'Reinfrid von Braunschweig'. In: Liebe und Aventiure im Artusroman des Mittelalters. Beiträge der Triester Tagung 1988. Hg. v. Schulze-Belli, Paola; Dallapiazza, Michael, Göppingen: Kümmerle Verlag 1990 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 532), S. 7–22.

Haug (1994): Haug, Walter: Lesen oder lieben? Erzählen in der Erzählung vom 'Erec' bis zum 'Titurel'. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 116 (1994), S. 302–323.

Haug (1997): Haug, Walter: Das Geständnis. Liebe und Risiko in Rede und Schrift. In: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Hg. v. Wenzel, Horst, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997 (Philologische Studien und Quellen 143), S. 23–41.

Haymes (1975): Haymes, Edward Randolph: Mündliches Epos in mittelhochdeutscher Zeit. Göppingen 1975 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 164; zugl. Erlangen-Nürnberg, Diss. 1969).

Haymes (1981): Haymes, Edward Randolph: Oral Composition in Middle High German Epic Poetry. In: Oral Traditional Literature. A Festschrift for Albert Bates Lord. Hg. v. Foley, John Miles, Columbus (Ohio) 1981, S. 341–346.

Haymes (1987): Haymes, Edward Randolph: *ez wart ein buoch funden*. Oral and Written in Middle High German Heroic Epic. In: Comparative Research on Oral Traditions: A Memorial for Milman Parry. Hg. v. Foley, John Miles, Columbus (Ohio) 1987, S. 235–243.

Heinen (1986): Heinen, Hubert: Ulrich von Liechtenstein's Sense of Genre. In: Genres in Medieval German Literature. Hg. v. Heinen, Hubert; Henderson, Ingeborg, Göppingen: Kümmerle Verlag 1986 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 439), S. 16–29.

Heinzle (1972): Heinzle, Joachim: Stellenkommentar zu Wolframs 'Titurel'. Beiträge zum Verständnis des überlieferten Textes, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1972 (Hermaea – Germanistische Forschungen N. F. 30).

Heinzle (1993): Heinzle, Joachim: Vorbericht des Herausgebers. In: Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposion 1991. Hg. v. Heinzle, Joachim, Stuttgart, Weimar: Verlag J.B. Metzler 1993 (Germanistische Symposien, Berichtsbände 14), S. VII–XIV.

Henkel (2003): Henkel, Nikolaus: Ovid. B. Volkssprachliche Literaturen. IV. Deutsche Literatur. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1597–1598.

Hennings (2001): Hennings, Thordis: Altfranzösischer und mittelhochdeutscher 'Prosa-Lancelot'. Übersetzungs- und quellenkritische Studien. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 2001 (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte; zugl. Kiel, Diss. 2000)

Huber (2008): Huber, Christoph: Minne als Brief. Zum Ausdruck von Intimität im nachklassischen höfischen Roman (Rudolf von Ems: 'Willehalm von Orlens', Johann von Würzburg: 'Wilhelm von Österreich'). In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. v. Schnyder, Mireille, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 125–145.

Huschenbett (1978): Huschenbett, Dietrich: Albrecht, Dichter des 'Jüngeren Titurel'. In: Die deutsche Literatur des Mittelalter. Verfasserlexikon. Bd. 1. 2., völlig neu bearbeitete Aufl. hg. v. Ruh, Kurt, Berlin, New York: Walter de Gruyter 1978, Sp. 158–173.

Ihlenburg (1969): Ihlenburg, Karl Heinz: Das 'Nibelungenlied'. Problem und Gehalt, Berlin: Akademie Verlag 1969.

Jauß (1970a): Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1970 (edition suhrkamp 418).

Jauß (1970b): Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. In: Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1970 (edition suhrkamp 418), S. 144–207.

Jauß (1970c): Jauß, Hans Robert: Vorwort. In: Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1970 (edition suhrkamp 418), S. 7–10.

Johnson (1989): Johnson, Sidney M.: Das Brackenseil des Gardeviaz zwischen Wirklichkeit und Phantasie. In: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Hg. v. Gärtner, Kurt; Heinzle, Joachim, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1989, S. 513–519.

Jones (1987): Jones, Martin H.: Formen der Liebeserklärung im höfischen Roman bis um 1300. In: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. St. Andrews-Colloquium 1985. Hg. v. Ashcroft, Jeffrey; Huschenbett, Dietrich; Jackson, William Henry, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1987, S. 36–49.

Kaes (1995): Kaes, Anton: *New Historicism*: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne? In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 251–267.

Kälin (2003): Kälin, Hans B.: Papier. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1664–1666.

Karpp (2003): Karpp, Gerhard: Palimpsest. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1641–1642.

Kartschoke (1981): Kartschoke, Dieter: Ulrich von Liechtenstein und die Laienkultur des deutschen Südostens im Übergang zur Schriftlichkeit. In: Die mittelalterliche Literatur in Kärnten. Vorträge des Symposions in St. Georgen/Längsee vom 8. bis 13. 9. 1980. Hg. v. Krämer, Peter, Wien: Verlag Karl M. Halosar 1981 (Wiener Arbeiten zur germanischen Altertumskunde und Philologie 16), S. 103–143.

Kästner, Schirok (2000): Kästner, Hannes; Schirok, Bernd: *Ine kan deheinen buochstap. Dâ nement genuoge ir urhap*. Wolfram von Eschenbach und ‘die Bücher’. In: *Als das wissend die meister wol*. Beiträge zur Darstellung und Vermittlung von Wissen in Fachliteratur und Dichtung des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Walter Blank zum 65. Geburtstag. Hg. v. Ehrenfeuchter, Martin; Ehlen, Thomas, Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang 2000, S. 61–152.

Kellermann (1998): Kellermann, Karina: Formen der Kommunikation. Zum Beispiel Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’. In: Neue Wege der Mittelalter-Philologie. Landshuter Kolloquium 1996. Hg. v. Heinzle, Joachim; Johnson, L. Peter; Vollmann-Profe, Gisela, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1998 (Wolfram-Studien 15), S. 324–343.

Kellermann, Young (2003): Kellermann, Karina; Young, Christopher: *You have got mail!* Briefe, Büchlein, Boten im ‘Frauendienst’ Ulrichs von Liechtenstein. In: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridger Symposium 2001. Hg. v. Bertelsmeier-Kierst; Young, Christopher, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2003, S. 317–344.

Kellner (2004): Kellner, Beate: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter, München: Wilhelm Fink Verlag 2004 (zugl. Dresden, Habil.-Schrift 2000).

Kern M. (2001): Kern, Manfred: Artus liest. Lesegewohnheiten und literarischer Geschmack in der höfischen Literatur. [Vorlesungsskript Samson – Ringvorlesung WS 2001/02: Der Hof als kultureller Raum]

Kern M. (2002): Kern, Manfred: Iwein liest ‘Laudine’. Literaturerlebnisse und die ‘Schule der Rezeption’ im höfischen Roman. In: Literarische Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters. Hg. v. Meyer, Matthias; Schiewer, Hans-Jochen, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2002, S. 385–414.

Kern M. (2003a): Kern, Manfred: Amor/Cupido. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. v. Kern, Manfred; Ebenbauer, Alfred, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003, S. 61–69.

Kern M. (2003b): Kern, Manfred: Ulixes. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. v. Kern, Manfred; Ebenbauer, Alfred, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003, S. 631–638.

Kern M. (2003c): Kern, Manfred: Vergilius. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. v. Kern, Manfred; Ebenbauer, Alfred, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2003, S. 662–669.

Kern P. (1993): Kern, Peter: Leugnen und Bewußtmachen der Fiktionalität im deutschen Artusroman. In: Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15.Februar 1992. Hg. v. Mertens, Volker; Wolfzettel, Friedrich, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1993, S. 11–28.

Kiening (2003): Kiening, Christian: Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter von Literatur, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2003 (Fischer Taschenbuch 15951).

Klinger (1997): Klinger, Judith: Ich: Körper: Schrift. Potentiale und Grenzen der Kommunikation im ‘Frauendienst’. In: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Hg. v. Wenzel, Horst, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997 (Philologische Studien und Quellen 143), S. 106–126.

Klinger (2002): Klinger, Judith: [Zu Gender-Theorien in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 267–297.

Klopsch (2003): Klopsch, Paul: Ovid. A. Überlieferung. Nachleben in der Mittellateinischen Literatur. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1592–1595.

Knapp (1999): Knapp, Fritz Peter: Die Literatur des Spätmittelalters in den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439. I. Halbband. Die Literatur in der Zeit der frühen Habsburger bis zum Tod Albrechts II. 1358, Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1999 (Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart 2/1).

Koch (2003): Koch, Walter: Inschriften. A. Allgemein und westlicher Bereich. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 5. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 442–445.

Koch, Oesterreicher (1985): Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36 (1985), S. 15–43.

Köhler (1962): Köhler, Erich: Die Rolle des ‘Rechtsbrauchs’ (*costume*) in den Romanen des Chrétien de Troyes. In: Köhler, Erich: Trobadorlyrik und höfischer Roman. Aufsätze zur französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters, Berlin: Rütten & Loening 1962 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft 15), S. 205–212.

Köhn (1986): Köhn, Rolf: Schulbildung und Trivium im lateinischen Hochmittelalter und ihr möglicher praktischer Nutzen. In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hg. v. Fried, Johannes, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1986 (Vorträge und Forschungen 30), S. 203–284.

Kokott (1989): Kokott, Hartmut: Konrad von Würzburg. Ein Autor zwischen Auftrag und Autonomie, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 1989 (zugl. Frankfurt am Main, Habil.-Schrift 1987).

Kragl (2008): Kragl, Florian: Kanonische Autorität. Literaturexkurse und Dichterkataloge bei Rudolf von Ems. In: Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen. Tagung österreichischer und tschechischer Germanistinnen und Germanisten, Olmütz/Olomouc, 20.–23.9.2007. Hg. v. Struger, Jürgen, Wien: Praesens Verlag 2008 (Stimulus 2007), S. 347–375.

Kragl (2010a): Kragl, Florian: Die Geschichtlichkeit der Heldendichtung, Wien: Fassbaender 2010 (Philologica Germanica 32).

Kragl (2010b): Kragl, Florian: *Klarifunkel*. Oder: Warum beim ‘Jüngeren Titurel’ der Teufel nicht im Detail steckt. In: Der ‘Jüngere Titurel’ zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 139–182.

Krause (1990): Krause, H.: Recht. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 4. Hg. v. Erler, Adalbert; Kaufmann, Ekkehard, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1990, Sp. 224–232.

Krautter (1982): Krautter, Konrad: *Acsi ore ad os* … Eine mittelalterliche Theorie des Briefes und ihr antiker Hintergrund. In: Antike und Abendland. Hg. v. Dihle, Albrecht; Harms, Wolfgang; Heuß, Alfred [u. a.], Berlin, New York: Walter de Gruyter 1982 (Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens 28), S. 155–168.

Kroeschell (2003): Kroeschell, Karl: Recht. A. Allgemeine Darstellung; westlicher Bereich. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 7. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 510–513.

Lane (1986): Lane, Roland: A critical review of major studies of the relationship between the Old French ‘Floire et Blancheflor’ and its Germanic adaptations. In: Nottingham Medieval Studies 30 (1986), S. 1–19.

Le Goff (2004): Le Goff, Jacques: Die Geburt Europas im Mittelalter, München: C. H. Beck 2004 (Europa bauen). [Aus dem Französischen von Grete Osterwald]

Lexer (1974a): Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 1. Bd. A–M, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 1974.
Lexer (1974b): Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 2. Bd. N–U, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 1974.
Lexer (1992): Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Mit den Nachträgen v. Pretzel, Ulrich. 38., unveränderte Aufl., Stuttgart: S. Hirzel 1992.
Lieb (2008): Lieb, Ludger: Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den 'Minnereden' des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. v. Schnyder, Mireille, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 191–220.
Lieb, Müller (2004): Lieb, Ludger; Müller, Stephan: Situationen literarischen Erzählens. Systematische Skizzen am Beispiel von 'Kaiserchronik' und Konrad Flecks 'Flore und Blanscheflur'. In: Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters. Saarbrücker Kolloquium 2002. Hg. v. Haubrichs, Wolfgang; Lutz, Eckart Conrad; Ridder, Klaus, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2004 (Wolfram-Studien 18), S. 33–57.
Lieberz (1980): Lieberz, Gregor: Praefatio. In: Ovidius puellarum (De nuncio sagaci). Hg. v. Lieberz, Gregor, Frankfurt am Main: Verlag Peter D. Lang 1980 (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 8), S. 11–12.
Linden (2004): Linden, Sandra: Kundschafter der Kommunikation. Modelle höfischer Kommunikation im 'Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein, Tübingen, Basel: A. Francke Verlag 2004 (Bibliotheca Germanica 49; zugl. Tübingen, Diss. 2002).
Liu (1995): Liu, Alan: Die Macht des Formalismus: Der *New Historicism*. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 94–163. [Aus dem Amerikanischen von Stephan Dietrich]
Lorenz (2002): Lorenz, Andrea: Der 'Jüngere Titurel' als Wolfram-Fortsetzung. Eine Reise zum Mittelpunkt des Werks, Bern [u. a.]: Peter Lang 2002 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 36; zugl. Münster, Diss. 1999).
Ludwig (2005): Ludwig, Otto: Geschichte des Schreibens. Bd. 1. Von der Antike bis zum Buchdruck, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2005.
Lutz (2010): Lutz, Eckart Conrad: Lesevorgänge. Vom *punctus flexus* zur Medialität. In: Lesevorgänge. Prozesse des Erkennens in mittelalterlichen Texten, Bildern und Handschriften. Hg. v. Lutz, Eckart Conrad; Backes, Martina; Matter, Stefan, Zürich: Chronos Verlag (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 11), S. 11–33.
Martschini (2009): Martschini, Elisabeth: *buochelîn unde griffelîn*. Lesen und Schreiben in höfischen Romanen um 1200, Saarbrücken: Verlag Dr. Müller 2009 (zugl. Wien, Dipl. 2007).
Martschini (2011): Martschini, Elisabeth: Strophik im höfischen Roman. Bedeutung der Form für Wolframs 'Titurel', Albrechts 'Jüngeren Titurel' und Ulrichs von Liechtenstein 'Frauendienst'. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 39–40 (2011), H. 1–2, S. 165–185.
Martschini (2012): Die Verselbständigung eines Mediums: Schrift als Täter und Opfer. In: [Sammelband mit Vorträgen der Deutsch-österreichischen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft im Rahmen des 23rd Triennial Congress of the International Arthurian Society, University of Bristol, 25–30 July 2011; in Vorbereitung].
März (1992): März, Christoph: Anphlise und Wolfram: eine Mésalliance? In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 121 (1992), S. 20–36.
März (1999): März, Christoph: Metrik, eine Wissenschaft zwischen Zählen und Schwärmen? Überlegungen zu einer Semantik der Formen mittelhochdeutscher gebundener Rede. In: Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent. Hg. v. Müller, Jan-Dirk; Wenzel, Horst, Stuttgart, Leipzig, S. Hirzel Verlag 1999, S. 317–332.

Mattenklott (1996): Mattenklott, Gert: Mythologien der Migration im 20. Jahrhundert. In: Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Hg. v. Böhme, Hartmut; Scherpe, Klaus R., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1996 (rowohlts enzyklopädie 575), S. 25–46.

Mayser (1935): Mayser, Eugen: Briefe im mittelhochdeutschen Epos. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 59 (1935), S. 136–147.

McLuhan (1968): McLuhan, Marshall: Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters, Düsseldorf, Wien: Econ Verlag 1968.

Mertens (1996): Konstruktion und Dekonstruktion heldenepischen Erzählens. 'Nibelungenlied' – 'Klage' – 'Titurel'. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 118 (1996), S. 358–378.

Mertens (1998): Mertens, Volker: Liebesdichtung und Dichterliebe. Ulrich von Liechtenstein und Johannes Hadloub. In: Autor und Autorschaft im Mittelalter. Kolloquium Meißen 1995. Hg. v. Andersen, Elizabeth [u. a.], Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998, S. 200–210.

Mertens (2010): Mertens, Volker: Kontingenz und Sprache im 'Jüngeren Titurel': Der Text, der nicht verstanden werden will. In: Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 183–199.

Meyer (2004): Meyer, Matthias: Blicke ins Innere. Form und Funktion der Darstellung des Selbst literarischer Charaktere in epischen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts, Berlin, Habil.-Schrift 2004. [Masch.]

Meyer (2006): Meyer, Matthias: The End of the 'Courtly Book' in Wolfram's 'Titurel'. In: Courtly Arts and the Art of Courtliness. Hg. v. Busby, Keith; Kleinhenz, Christopher, Cambridge: D. S. Brewer 2006, S. 465–475.

Meyer (2009): Meyer, Matthias: Von Briefen und Zauberbüchern. Schreiben und Lesen in 'Mai und Beaflor' und im 'Reinfried von Braunschweig'. In: Sprache und Literatur durch das Prisma der Interkulturalität und Diachronizität. Festschrift für Anton Janko zum 70. Geburtstag / Jezik in književnost skozi prismo medkulturnosti in diahronosti. Jubilejni zbornik za Antona Janka ob 70-letnici. Hg. v. Javor Briški, Marija; Miladinović Zalaznik, Mira; Bračič, Stojan, Ljubljana: Univerza na Ljubljani, Filozofska fakulteta 2009 (Slowenische germanistische Studien / Slovenske germanistične študije), S. 35–48.

Meyer (2011): Meyer, Matthias: Liebe / Trauer zwischen Hof und Kloster im mittelhochdeutschen 'Prosalancelot'. Der Fall 'Dolorose Garde'. In: Funktionsräume, Wahrnehmungsräume, Gefühlsräume. Mittelalterliche Lebensformen zwischen Kloster und Hof. Hg. v. Lutter, Christina, Wien, München: Böhlau Verlag, Oldenbourg Verlag, S. 155–165.

Meyers großes Taschenlexikon (1999): Meyers großes Taschenlexikon: in 25 Bänden. 7., neu bearbeitete Aufl. Hg. v. Zwahr, Annette, Mannheim [u. a.]: B.I.-Taschenbuchverlag 1999.

Molénat (2003): Molénat, Jean-Pierre: Toledo. A. Stadt. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 8. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 843–846.

Montrose (1995): Montrose, Louis A.: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur. In: *New Historicism* – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hg. v. Baßler, Moritz, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1995 (Fischer Wissenschaft 2690), S. 60–93. [Aus dem Amerikanischen von Moritz Baßler]

Mowatt (1960/61): Mowatt, D. G.: Studies towards an Interpretation of the 'Nibelungenlied'. In: German Life & Letters 14 (1960/61), S. 257–270.

Mowatt (1976): Mowatt, D. G.: Zur Interpretation des ‘Nibelungenliedes’. In: ‘Nibelungenlied’ und ‘Kudrun’. Hg. v. Rupp, Heinz, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976 (Wege der Forschung 54), S. 179–200. [Aus dem Englischen von Ruth Krawschak]

Müller J.-D. (1988): Müller, Jan-Dirk: Der Körper des Buches. Zum Medienwechsel zwischen Handschrift und Druck. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 750), S. 203–217.

Müller J.-D. (1996): Müller, Jan-Dirk: Das Gedächtnis der Universalbibliothek: die neuen Medien und der Buchdruck. In: Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Hg. v. Böhme, Hartmut; Scherpe, Klaus R., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1996 (rowohlts enzyklopädie 575), S. 78–95.

Müller J.-D. (1998): Müller, Jan-Dirk: Spielregeln für den Untergang. Die Welt des Nibelungenliedes, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998.

Müller J.-D. (2007): Müller, Jan-Dirk: Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007.

Müller S. (2002): Müller, Stephan: Datenträger. Zur Morphologie und Funktion der Botenrede in der deutschen Literatur des Mittelalters am Beispiel von ‘Nibelungenlied’ und ‘Klage’. In: Situationen des Erzählens. Aspekte narrativer Praxis im Mittelalter. Hg. v. Lieb, Ludger; Müller, Stephan, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2002 (Quellen und Forschungen zur Literatur und Kulturgeschichte 20 [254]), S. 89–120.

Müller S. (2008): Müller, Stephan: Sprechende Bücher – verschwundene Schrift. Probleme und Praktiken der Kodifizierung von Intimität in der Volkssprache im Früh- und Hochmittelalter, Zugleich eine These zur Spätüberlieferung des Minnesangs. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. v. Schnyder, Mireille, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 49–61.

Müller U. (2007): Müller, Ulrich: Der ‘Frauendienst’ des Ulrich von Liechtenstein: Ein deutschsprachiger Autor des 13. Jahrhunderts als Editor seiner Lieder. In: editio 21 (2007), S. 19–49.

Müller U. (2009): Müller, Ulrich: ‘Nibelungenlied’, Heldenepik, höfische Epik gesungen. Die Aufführungsversuche des Eberhard Kummer. In: Mythos – Sage – Erzählung. Gedenkschrift für Alfred Ebenbauer. Hg. v. Keller, Johannes; Kragl, Florian, Göttingen: V&R unipress 2009, S. 351–371.

Münkler (2002): Münkler, Marina: [Zu Alterität und Interkulturalität in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 323–344.

Nagel (1956): Nagel, Bert: Probleme der Nibelungenlieddeutung. Zu W. J. Schröders Deutungsversuch. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 75 (1956), S. 57–73.

Nellmann (1994): Nellmann, Eberhard: Stellenkommentar. In: Wolfram von Eschenbach: Parzival. Bd. 2. Nach der Ausgabe Karl Lachmanns revidiert und komm. v. Nellmann, Eberhard. Übs. v. Kühn, Dieter, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1994 (Bibliothek des Mittelalters 8,2), S. 443–790.

Neudeck (1989): Neudeck, Otto: *Continuum historiale*. Zur Synthese von tradierter Geschichtsauffassung und Gegenwartserfahrung im ‘Reinfried von Braunschweig’, Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 1989 (Mikrokosmos 26; zugl. München, Diss. 1989).

Neukirchen (2003): Neukirchen, Thomas: *Krumb* und *sliht*. Über die sogenannten Hinweis- und Kunststrophen im Überlieferungszweig I des ‘Jüngeren Titurel’. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 132 (2003), S. 62–76.

Neukirchen (2004): Neukirchen, Thomas: *Dirre aventiure kere*. Die Erzählperspektive Wolframs im Prolog des ‘Jüngeren Titurel’ und die Erzählstrategie Albrechts. In: Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters. Saarbrücker Kolloquium 2002. Hg. v. Haubrichs, Wolfgang; Lutz, Eckart Conrad; Ridder, Klaus, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2004 (Wolfram-Studien 18), S. 283–303.

Neukirchen (2006): Neukirchen, Thomas: Die ganze *aventiure* und ihre *lere*. Der ‘Jüngere Titurel’ Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des ‘Parzival’ Wolframs von Eschenbach, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2006 (Beihefte zum Euphorion 52; zugl. Aachen, Habil.-Schrift 2004).

Nyholm (1983): Nyholm, Kurt: Pragmatische Isotypien im ‘Jüngeren Titurel’. Überlegungen zu Autor-Hörer/Leser Situation. In: Neuphilologische Mitteilungen 84 (1983), S. 108–119.

Oesterreicher (1993): Oesterreicher, Wulf: ‘Verschriftung’ und ‘Verschriftlichung’ im Kontext medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit. In: Schriftlichkeit im frühen Mittelalter. Hg. v. Schaefer, Ursula, Tübingen: Gunter Narr Verlag (ScriptOralia 53), S. 267–292.

Ohly (1976): Ohly, Friedrich: Diamant und Bocksblut. Zur Traditions- und Auslegungsgeschichte eines Naturvorgangs von der Antike bis in die Moderne, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1976.

Panofsky (1997): Panofsky, Erwin: Studien zur Ikonologie der Renaissance. 2. Aufl. Köln: DuMont Buchverlag 1997. [Aus dem Englischen von Dieter Schwarz]

Panzer (1950): Panzer, Friedrich: Vom mittelalterlichen Zitieren, Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1950 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1950, 2).

Peters (1971): Peters, Ursula: ‘Frauendienst’. Untersuchungen zu Ulrich von Liechtenstein und zum Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung. Göppingen: Kümmerle 1971 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 46).

Peters (1987): Peters, Ursula: Höfische Liebe. Ein Forschungsproblem der Mentalitätsgeschichte. In: Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. St. Andrews-Colloquium 1985. Hg. v. Ashcroft, Jeffrey; Huschenbett, Dietrich; Jackson, William Henry, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1987, S. 1–13.

Peters (1999): Peters, Ursula: Dynastengeschichte und Verwandtschaftsbilder. Die Adelsfamilie in der volkssprachigen Literatur des Mittelalters, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1999 (Hermaea. Germanistische Forschungen N. F. 85).

Pfeifer (2004): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 7. Aufl. Erarbeitet unter der Leitung v. Pfeifer, Wolfgang, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2004 (dtv 32511).

Ploss (1958): Ploss, Emil: Der Inschriftentypus *N. N. me fecit* und seine geschichtliche Entwicklung bis ins Mittelalter. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 77 (1958), S. 25–46.

Przybilski (2000): Przybilski, Martin: *sippe* und *geslehte*. Verwandtschaft als Deutungsmuster im ‘Willehalm’ Wolframs von Eschenbach, Wiesbaden: Reichert Verlag 2000 (Imagines Medii Aevi 4; zugl. Würzburg, Diss. 1999).

Raumann (2010): Raumann, Rachel: *Fictio* und *historia* in den Artusromanen Hartmanns von Aue und im ‘Prosa-Lancelot’. Tübingen, Basel: A. Francke Verlag 2010 (Bibliotheca Germanica 57; zugl. Aachen, Diss. 2008).

Ridder (1997): Ridder, Klaus: Ästhetisierte Erinnerung – erzählte Kunstwerke. Tristans Lieder, Blanscheflurs Scheingrab, Lancelots Wandgemälde. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 27 (1997), H. 105, S. 62–85.

Röcke (1996a): Röcke, Werner: Lektüren des Wunderbaren. Die Verschriftlichung fremder Welten und *abenthewer* im ‘Reinfried von Braunschweig’. In: Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Haferland, Harald; Mecklenburg, Michael, München: Wilhelm Fink Verlag 1996, S. 285–301.

Röcke (1996b): Liebe und Schrift. Deutungsmuster sozialer und literarischer Kommunikation im deutschen Liebes- und Reiseroman des 13. Jahrhunderts. (Konrad Fleck: ‘Florio und Blanscheflur’; Johann von Würzburg: ‘Wilhelm von Österreich’). In: Mündlichkeit – Schriftlichkeit – Weltbildwandel. Literarische Kommunikation und Deutungsschemata vor Wirklichkeit in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hg. v. Röcke, Werner; Schaefer, Ursula, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996 (ScriptOralia 71), S. 85–108.

Röcke (2002): Röcke, Werner: [Zu Historischer Anthropologie in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 35–55.

Röcke, Schaefer (1996): Röcke, Werner; Schaefer, Ursula (Hg.): Mündlichkeit – Schriftlichkeit – Weltbildwandel. Literarische Kommunikation und Deutungsschemata von Wirklichkeit in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996 (ScripOralia 71).

Rosenau (1959): Rosenau, Peter-Udo: Wehrverfassung und Kriegsrecht in der mittelhochdeutschen Epik. Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, ‘Der Nibelungen Not’, Kudrunepos, Wolfdietrichbruchstück A, ‘König Rother’, ‘Salmon und Morolf’, Bonn, Diss. 1959.

Ruberg (2010): Ruberg, Uwe: ‘Lancelot’ (‘Lancelot-Gral-Prosaroman’). In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 5. Hg. v. Wachinger, Burghart, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 530–546.

Rupprich (1970): Rupprich, Hans: Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock. Erster Teil: Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance, 1370–1520, München: C. H. Beck’sche Verlagsbuchhandlung 1970 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,1).

Sager (2003): Sager, Alexander: Sozialisation und Minneordnung in Wolframs ‘Titurel’. In: Ordnung und Unordnung in der Literatur des Mittelalters. Hg. v. Harms, Wolfgang; Jaeger, C. Stephen; Wenzel, Horst, Stuttgart: S. Hirzel Verlag 2003, S. 97–108.

Sager (2006): Sager, Alexander: *minne von mæren*. On Wolfram’s ‘Titurel’, Göttingen: V&R unipress 2006 (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit – Transatlantic Studies on Medieval and Early Modern Literature and Culture 2).

Sasse (2002): Sasse, Silvia: [Zu Performativität in der Neueren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 243–265.

Schaefer (1992): Schaefer, Ursula: Vokalität. Altenglische Dichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1992 (ScriptOralia 39; zugl. Freiburg im Breisgau, Habil.-Schrift 1989).

Schaefer (1994): Schaefer, Ursula: Zum Problem der Mündlichkeit. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hg. v. Heinzle, Joachim, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel Verlag 1994, S. 357–375.

Schaefer (1996): Schaefer, Ursula: Individualität und Fiktionalität. Zu einem mediengeschichtlichen und mentalitätsgeschichtlichen Wandel im 12. Jahrhundert. In: Mündlichkeit – Schriftlichkeit – Weltbildwandel. Literarische Kommunikation und Deutungsschemata von Wirklichkeit in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hg. v. Röcke, Werner; Schaefer, Ursula, Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996 (ScriptOralia 71), S. 50–70.

Schaefer (2003): Schaefer, Ursula: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Mittelalter. In: Mündliche Überlieferung und Geschichtsschreibung. Hg. v. Maurer, Michael, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2003 (Aufriß der historischen Wissenschaften 5; Reclams Universal Bibliothek 17031), S. 148–187.

Schiewer (1993): Schiewer, Hans-Jochen: Prädestination und Fiktionalität in Wirnts 'Wigalois'. In: Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15.Februar 1992. Hg. v. Mertens, Volker; Wolfzettel, Friedrich, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1993, S. 146–159.

Schmalzriedt (o. J.): Schmalzriedt, Egidius: Heroides. In: Kindlers neues Literaturlexikon. Bd. 12. Hg. v. Jens, Walter, Lizenzausgabe Frechen: Komet o. J., S. 842–843.

Schmid (1988): Schmid, Elisabeth: *Dâ stuont âventiur geschriben an der strangen*. Zum Verhältnis von Erzählung und Allegorie in der Brackenseilepisode von Wolframs und Albrechts 'Titurel'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 117 (1988), S. 79–97.

Schmid (1993): Schmid, Elisabeth: Buchstabenwunder, Leseabenteuer und die Bedürftigkeit des Leibes. Das Vorspiel zur 'Estoire del Saint Graal'. In: Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15. Februar 1992. Hg. v. Mertens, Volker; Wolfzettel, Friedrich, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1993, S. 117–134.

Schmid (1997): Schmid, Elisabeth: Über Liebe und Geld. Zu den Floris-Romanen. In: Der fremdgewordene Text. Festschrift für Helmut Brackert zum 65. Geburtstag. Hg. v. Bovenschen, Silvia [u. a.], Berlin, New York: Walter de Gruyter 1997, S. 42–57.

Schmid (2007): Schmid, Elisabeth: Vers und Prosa. Die Erzählmanier in der Karrenritterepisode. In: Lancelot. Der mittelhochdeutsche Roman im europäischen Kontext. Hg. v. Ridder, Klaus; Huber, Christoph, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 105–118.

Schmid (2009): Schmid, Elisabeth: Mund und Schrift, Leib und Buch. Selbstbezug als Kunstübung im ersten Büchlein des 'Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Der Tod der Nachtigal. Liebe als Selbstreflexivität von Kunst. Hg. v. Baisch, Martin; Trînca, Beatrice, Göttingen: V&R unipress 2009 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6), S. 105–121.

Schmid (2010): Schmid, Elisabeth: Die Überbietung der Natur durch die Kunst. Ein Spaziergang durch den Gralstempel. In: Der 'Jüngere Titurel' zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk. Hg. v. Baisch, Martin [u. a.], Göttingen: V&R unipress 2010 (Aventiuren 6), S. 257–272.

Schmidt (1973): Schmidt, Wieland: Vom Lesen und Schreiben im späten Mittelalter. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 95 (1973), Sonderheft [Festschrift für Ingeborg Schröbler zum 65. Geburtstag. Hg. v. Schmidtke, Dietrich; Schüppert, Helga], S. 309–327.

Schnyder A. (2005): Schnyder, André: Das Buch im Buch. Von lehrreicher, erfreulicher und gefährlicher Lektüre in mittelalterlichen Texten. In: Buchkultur im Mittelalter. Schrift – Bild – Kommunikation. Hg. v. Stolz, Michael; Mettauer, Adrian, Berlin, New York: Walter der Gruyter 2005, S. 123–143.

Schnyder M. (2008a): Schnyder, Mireille (Hg.): Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13).

Schnyder M. (2008b): Schnyder, Mireille: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Einführung. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. v. Schnyder, Mireille, Berlin: Walter de Gruyter 2008 (Trends in Medieval Philology 13), S. 1–22.

Schönberger (2003): Schönberger, Rolf: Scholastik. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 7. Hg. v. Auty, Robert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1521–1526.

Schröder R. (1867): Schröder, Richard: Beiträge zur kunde des deutschen rechts aus deutschen dichtern. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 13 = N. F. 1 (1867), S. 139–161. [mit einem Anhang: Zur geschichte vom recht des besitzes in deutschland, S. 161–175]

Schröder W. (1999): Schröder, Werner: Die 'Neue Philologie' und das 'Moderne Mittelalter'. In: *Critica Selecta*. Zu neuen Ausgaben mittelhochdeutscher und frühneuhochdeutscher Texte. Hg. v. Maaz, Wolfgang; Wagner, Fritz, Hildesheim: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung 1999 (Spolia Berolinensia 14), S. 155–172.

Schubert (1999): Schubert, Martin J.: *Ich bin ein brief unde ein bode*: The Relation of Written and Oral Love Messages in Medieval German Literature. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 11 (1999), S. 35–47.

Schulz (2007): Schulz, Armin: Liebe und Wahrheit. Jörg Wickrams 'Gabriotto und Reinhart'. In: Vergessene Texte – Verstellte Blicke. Neue Perspektiven der Wickram-Forschung. Hg. v. Müller, Maria E.; Mecklenburg, Michael, Frankfurt am Main: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften 2007, S. 333–346.

Schulz (2008): Schulz, Armin: Schwieriges Erkennen. Personenidentifizierung in der mittelhochdeutschen Epik, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2008 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 135; zugl. Habil.-Schrift 2005/06).

Schweikle (1982): Schweikle, Günther: Mittelalterliche Realität in deutscher höfischer Lyrik und Epik um 1200. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 63 = N. F. 32 (1982), S. 265–285.

Schweikle (1990a): Schweikle, Günther: Oral poetry. In: Metzler-Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen. 2., überarbeitete Aufl. Hg. v. Schweikle, Günther; Schweikle, Irmgard, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag 1990, S. 334.

Schweikle (1990b): Schweikle, Günther: Textkritik. In: Metzler-Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen. 2., überarbeitete Aufl. Hg. v. Schweikle, Günther; Schweikle, Irmgard, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag 1990, S. 459f.

Serauky (2004): Serauky, Eberhard: Im Glanze Allahs. Die arabische Kulturwelt und Europa, Berlin: be.bra verlag 2004.

Spechtler (2003): Spechtler, Franz Viktor: Einleitung. In: Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst. 2., durchgesehene und verbesserte Aufl. Hg. v. Spechtler, Franz Viktor, Göppingen: Kümmerle Verlag 2003 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 485), S. III–XVII.

Spieß (1978): Spieß, Karl-Heinz: Lehnspflichten. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 2. Hg. v. Erler, Adalbert; Kaufmann, Ekkehard, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1978, Sp. 1722–1725.

Stackmann (1994): Stackmann, Karl: Neue Philologie? In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hg. v. Heinzle, Joachim, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel Verlag 1994, S. 398–427.

Steinhoff (2003a): Steinhoff, Hans-Hugo: Kommentar. In: Lancelot und Ginover II. Prosalancelot II. 2. Aufl. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 15), S. 747–1097.

Steinhoff (2003b): Steinhoff, Hans-Hugo: Kommentar. In: Lancelot und der Gral II. Prosalancelot IV. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2003 (Bibliothek des Mittelalters 17), S. 721–974.

Steinhoff (2004): Steinhoff, Hans-Hugo: Kommentar. In: Die Suche nach dem Gral. Der Tod des Königs Artus. Prosalancelot V. Übs., komm. und hg. v. Steinhoff, Hans-Hugo, Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2004 (Bibliothek des Mittelalters 18), S. 1061–1232.

Stocker (1997): Stocker, Günther: Schrift, Wissen und Gedächtnis. Das Motiv der Bibliothek als Spiegel des Medienwandels im 20. Jahrhundert, Würzburg: Königshausen & Neumann 1997.
Stocker (2007): Stocker, Günther: Vom Bücherlesen. Zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007.
Strohschneider (1997): Strohschneider, Peter: Ur-sprünge. Körper, Gewalt und Schrift im 'Schwanritter' Konrads von Würzburg. In: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Hg. v. Wenzel, Horst, Berlin Erich Schmidt Verlag 1997, S. 127–153.
Strohschneider (2006): Strohschneider, Peter: Sternenschrift. Textkonzepte höfischen Erzählens. In: Text und Text in lateinischer und volkssprachlicher Überlieferung des Mittelalters. Hg. v. Lutz, Eckart Conrad, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2006 (Wolfram-Studien 19), S. 33–58.
Sturlese (1993): Sturlese, Loris: Die deutsche Philosophie im Mittelalter. Von Bonifatius bis zu Albert dem Großen (748–1280), München: Verlag C. H. Beck 1993 [In Zusammenarbeit mit dem Autor aus dem Italienischen übs. von Johanna Baumann]
Unzeitig-Herzog (1990): Unzeitig-Herzog, Monika: Jungfrauen und Einsiedler. Studien zur Organisation der Aventiurewelt im 'Prosalancelot'. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1990 (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte; zugl. Bonn, Diss. 1989/90).
Van D'Elden (1990): Van D'Elden, Stephanie Cain: Does Might Make Right? The 'Schwanritter' by Konrad von Würzburg. In: Courtly Literature. Culture and Context. Selected papers from the 5th Triennial Congress of the International Courtly Literature Society, Dalfsen, The Netherlands, 9-16 August, 1986. Hg. v. Busby, Keith; Kooper, Erik, Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company 1990 (Utrecht Publications in General and Comparative Literature 25), S. 549–559.
Vavra (2003): Vavra, Elisabeth: Samit. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 7. Hg. v. Angermann, Norbert [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1341f.
Velten (2002): Velten, Hans Rudolf: [Zu Performativität in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 217–242.
Volfing (2007): Volfing, Annette: Medieval literacy and textuality in Middle High German: reading and writing in Albrecht's 'Jüngerer Titurel', New York: Palgrave Macmillan 2007.
Walliczek (2010): Walliczek, Wolfgang: Rudolf von Ems. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Unveränderte Neuausgabe der 2. Aufl. Bd. 10. Hg. v. Wachinger, Burghart, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2010, Sp. 322–345.
Walterberger (2007): Walterberger, Michael: Schlangengift und Sündenschuld. Zur Konkurrenz der Sinnstiftungsmodi in der 'Préparation à la Queste'. In: 'Lancelot'. Der mittelhochdeutsche Roman im europäischen Kontext. Hg. v. Ridder, Klaus; Huber, Christoph, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 147–171.
Wand-Wittkowski (2000a): Wand-Wittkowski, Christine: Brief im Mittelalter. Der deutschsprachige Brief als weltliche und religiöse Literatur, Herne: Verlag für Wissenschaft und Kunst 2000.
Wand-Wittkowski (2000b): Wand-Wittkowski, Christine: Der vergnügte Reisende als Romanheld. 'Reinfrid von Braunschweig' und der Bruch mit der Tradition. In: Poetica 32 (2000), S. 327–349.
Weddige (1987): Weddige, Hilekert: Einführung in die germanistische Mediävistik, München: Verlag C. H. Beck 1987.
Weddige (2001): Weddige, Hilkert: Einführung in die germanistische Mediävistik. 4. Aufl. München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 2001 (C. H. Beck-Studium).

Wegner (2000): Wegner, Wolfgang: *lesen* und poetische Visualisierung als Medien moralischer *lêre* im *Jüngeren Titurel*. In: Euphorion 94 (2000), S. 271–292.
Weidenkopf (1979): Weidenkopf, Stefan: Poesie und Recht. Über die Einheit des Diskurses von Konrads von Würzburg 'Schwanenritter'. In: Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken. Hg. v. Cormeau, Christoph, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1979, S. 296–337.
Weigand (2003): Weigand, Rudolf: Ehe. B. Recht. II. Kanonisches Recht. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 3. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1623–1625.
Weimar (2003): Weimar, Peter: Ehe. B. Recht. II. Römisches Recht. Lexikon des Mittelalters. Bd. 3. Hg. v. Bautier, Robert-Henri [u. a.], München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2003, Sp. 1621–1623.
Wendehorst (1986): Wendehorst, Alfred: Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hg. v. Johannes Fried, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1986 (Vorträge und Forschungen. Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte 30), S. 9–33.
Wenzel F. (2000): Wenzel, Franziska: Situationen höfischer Kommunikation. Studien zu Rudolfs von Ems 'Willehalm von Orlens'. Frankfurt am Main: Peter Lang 2000 (Mikrokosmos 57).
Wenzel F. (2002): Wenzel, Franziska: Schwierige Performanz. Ein Versuch über die pragmatischen Bedingungen literarischer Kommunikation im 'Willehalm von Orlens' des Rudolf vom Ems. In: Situationen des Erzählens. Aspekte narrativer Praxis im Mittelalter. Hg. v. Lieb, Ludger; Müller, Stephan, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2002 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 20=254), S. 219–243.
Wenzel H. (1986): Wenzel, Horst: *Stirbe ab ich, sô ist si tôt*. Zur Semantik höfischer Liebe in Bild und Wort. In: *Minne ist ein swaerez spil*. Neue Untersuchungen zum Minnesang und zur Geschichte der Liebe im Mittelalter. Hg. v. Müller, Ulrich, Göppingen: Kümmerle Verlag 1986 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 440), S. 209–252.
Wenzel H. (1988): Wenzel, Horst: Partizipation und Mimesis. Die Lesbarkeit der Körper am Hof und in der höfischen Literatur. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Gumbrecht, Hans Ulrich; Pfeiffer, K. Ludwig, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1988 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 750), S. 178–202.
Wenzel H. (1995): Wenzel, Horst: Hören und Sehen, Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München: Verlag C. H. Beck 1995 (C. H. Beck Kulturwissenschaft).
Wenzel H. (1997a): Wenzel, Horst (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997 (Philologische Studien und Quellen 143).
Wenzel H. (1997b): Wenzel, Horst: Boten und Briefe. Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger. In: Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter. Hg. v. Wenzel, Horst, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1997 (Philologische Studien und Quellen 143), S. 86–105.
Wenzel H. (2001): Wenzel, Horst: Die Stimme und die Schrift: Autoritätskonstitution im Medienwechsel von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit. In: The Construction of Textual Authority in German Literature of the Medieval and Early Modern Periods. Hg. v. Poag, James F.; Baldwin, Claire, Chapel Hill, London: The University of North Carolina Press 2001 (University of North Carolina studies in the Germanic languages and literatures 123), S. 49–74. [Wieder als Wenzel H. (2007f.)]
Wenzel H. (2002): Wenzel, Horst: [Zu Medien- und Kommunikationstheorie in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 125–151.

Wenzel H. (2005a): Wenzel, Horst: Einleitung. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 9–20.
Wenzel H. (2005b): Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005.
Wenzel H. (2005c): Wenzel, Horst: Öffentlichkeit und Heimlichkeit in Gottfrieds 'Tristan'. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 60–84.
Wenzel H. (2005d): Wenzel, Horst: Repräsentation und schöner Schein am Hof und in der höfischen Literatur. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 22–59.
Wenzel H. (2005e): Wenzel, Horst: Rittertum und Gender-Theorie im höfischen Roman ('Erec') und in der Märendichtung ('Beringer'). In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 246–269.
Wenzel H. (2005f): Wenzel, Horst: Schrift und Bild. Zur Repräsentation der audiovisuellen Wahrnehmung im Mittelalter. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 182–204.
Wenzel H. (2005g): Wenzel, Horst: *Se regere*. Affekt und Repräsentation in der höfischen Literatur. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 138–158.
Wenzel H. (2005h): Wenzel, Horst: Szene und Gebärde. Zur visuellen Imagination im 'Nibelungenlied'. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 97–119.
Wenzel H. (2005i): Wenzel, Horst: Der unfeste Held. Wechselnde oder mehrfache Identitäten. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 159–180.
Wenzel H. (2005j): Wenzel, Horst: Waffen, Saitenspiel und Schrift. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 205–220.
Wenzel H. (2005k): Wenzel, Horst: Wilde Blicke. Zur unhöfischen Wahrnehmung von Körpern und Schrift. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 122–137.
Wenzel H. (2005l): Wenzel, Horst: Die Zunge der Brangäne oder die Sprache des Hofes. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 85–96.
Wenzel H. (2005m): Wenzel, Horst: Zur Deutung des höfischen Minnesangs. Anregungen und Grenzen der Zivilisationstheorie von Norbert Elias. In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 221–243.
Wenzel H. (2005n): Wenzel, Horst: Zwei Frauen rauben eine Krone. Die denkwürdigen Erfahrungen der Helene Kottannerin (1439–1440) am Hof der Königin Elisabeth von Ungarn (1409–1442). In: Wenzel, Horst: Höfische Repräsentation. Symbolische Kommunikation und Literatur im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 240–292.

Wenzel H. (2007a): Wenzel, Horst: Einleitung: Vom Anfang und Ende der Gutenberg-Galaxis. Historische Medienumbrüche im Für und Wider der Diskussion. In: Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 11–26.

Wenzel H. (2007b): Wenzel, Horst: Die 'fließende' Rede und der 'gefrorene' Text: Metaphern der Medialität. In: Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 28–52.

Wenzel H. (2007c): Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007.

Wenzel H. (2007d): Wenzel, Horst: Die Sprache der Dinge. Zu den Interferenzen alter und neuer Medien. In: Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 77–87.

Wenzel H. (2007e): Wenzel, Horst: Die Tafel des Gregorius. Memoria im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 88–102.

Wenzel H. (2007f): Wenzel, Horst: Vom Körper zur Schrift. Boten, Briefe, Bücher. In: Wenzel, Horst: Mediengeschichte vor und nach Gutenberg, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 53–76.

Westphal-Wihl (2008): Westphal-Wihl, Sarah: *Minne unde reht tuon*. Konfliktlösung am Königshof in Konrads 'Schwanritter' und Hartmanns 'Iwein'. In: Blutige Worte. Internationales und interdisziplinäres Kolloquium zum Verhältnis von Sprache und Gewalt in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. v. Eming, Jutta; Jarzebowski, Claudia, Göttingen: V&R unipress 2008 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 4), S. 163–186.

Wiesinger (2002): Wiesinger, Peter (Hg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 'Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert'. Bd. 5: Mediävistik und Kulturwissenschaften, Bern: Peter Lang 2002 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongreßberichte 57).

Wild (1993): Wild, Gerhard: *Manuscripts found in a Bottle?* Zum Fiktionalitätsstatus (post)arthurischer Schwellentexte. In: Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15. Februar 1992. Hg. v. Mertens, Volker; Wolfzettel, Friedrich, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1993 (… Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft 3), S. 203–241.

Wolf J. (2002): Wolf, Jürgen: [Zu *New Philology* / Textkritik in der Älteren deutschen Literatur]. In: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Hg. v. Benthien, Claudia; Velten, Hans Rudolf, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2002 (rowohlts enzyklopädie 55643), S. 175–195.

Wolf J. (2008): Wolf, Jürgen: Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2008 (Hermaea. Germanistische Forschungen N. F. 115).

Wolf W. (1955): Wolf, Werner: Einleitung. In: Albrechts von Scharfenberg 'Jüngerer Titurel'. Bd. I (Strophe 1–1957). Nach den ältesten und besten Handschriften kritisch hg. v. Wolf, Werner, Berlin: Akademie-Verlag 1955 (Deutsche Texte des Mittelalters 45), S. IX–CXXXVII.

Wyss (1974): Wyss, Ulrich: Selbstkritik des Erzählers. Ein Versuch über Wolframs 'Titurelfragment'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 103 (1974), S. 249–289.

Wyss (1983): Wyss, Ulrich: Den 'Jüngeren Titurel' lesen. In: Germanistik in Erlangen. Hundert Jahre nach der Gründung des Deutschen Seminars. Hg. v. Peschel, Dietmar, Erlangen: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e. V. 1983 (Erlanger Forschungen, Reihe A: Geisteswissenschaften 31), S. 95–113.

Wyss (2007): Wyss, Ulrich: Ein neuer hoher Stil? In: ‘Lancelot’. Der mittelhochdeutsche Roman im europäischen Kontext. Hg. v. Ridder, Klaus; Huber, Christoph, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007, S. 93–104.
Wyss (2009): Wyss, Ulrich: Minnesang im Roman. In: Der Tod der Nachtigall. Liebe als Selbstreflexivität von Kunst. Hg. v. Baisch, Martin; Trînca, Beatrice, Göttingen: V&R unipress 2009 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6), S. 139–150.
Ziegeler (1998): Ziegeler, Hans-Joachim: Schrift und Wahrheit im deutschen ‘Lancelot’. In: Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter. Kolloquium im Deutschen Historischen Institut Paris 16. – 18. 3. 1995. Hg. v. Kasten, Ingrid; Paravicini, Werner; Pérennec, René, Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1998 (Beihefte der Francia 43), S. 201–213.

Online-Quellen

http://de.wikipedia.org/wiki/Voynich-Manuskript [zuletzt eingesehen am 1.12.2011]
www.drben.net/ChinaReport/Beijing/Landmarks-Hotspots/DongCheng/Confucius_Temple-5-Stele_Collection_Hall.html [zuletzt eingesehen am 1.12.2011]
www.mediaevum.de [zuletzt eingesehen am 1.12.2011]
www.reiseinchina.com/infos-uber-china/sehenswurdigkeiten/der-stelenwald.html [zuletzt eingesehen am 1.12.2011]

Abkürzungsverzeichnis

Allgemeine Abkürzungen

ahd./Ahd.	althochdeutsch/Althochdeutsch
Aufl.	Auflage
Bd.	Band
bes.	besonders
bzw.	beziehungsweise
d. h.	das heißt
Diss.	Dissertation
E. M.	Elisabeth Martschini
engl.	englisch
etc.	et cetera
ggf.	gegebenenfalls
Habil.-Schrift	Habilitationsschrift
hg. v.	herausgegeben von
Hg.	Herausgeber
komm.	kommentiert
lat.	lateinisch
masch.	maschinschriftlich
mhd./Mhd.	mittelhochdeutsch/Mittelhochdeutsch
mhg.	Middle High German
mlat.	mittellateinisch
n. Chr.	nach Christus
N. F.	Neue Folge
nhd./Nhd.	neuhochdeutsch/Neuhochdeutsch
nhg.	New High German
o. Ä.	oder Ähnliches
o. J.	ohne Jahr
S.	Seite
scil.	scilicet
Sp.	Spalte
u. a.	unter anderem/und andere
übs. v.	übersetzt von
usw.	und so weiter
v. a.	vor allem
v. Chr.	vor Christus
vgl.	vergleiche
vs.	versus
z. B.	zum Beispiel
z. T.	zum Teil
zugl.	zugleich

Abgekürzte Werktitel

FD	Frauendienst
FuB	Flore und Blanscheflur
JT	Jüngerer Titurel
MuB	Mai und Beaflor
Pa	Parzival
PL	Prosalancelot
RvB	Reinfrid von Braunschweig
SR	Schwanritter
Ti	Titurel
WvO	Willehalm von Orlens

Zusammenfassung

In meiner Dissertation befasse ich mich mit den verschiedenen Facetten von Schrift und Schriftlichkeit in mhd. höfischen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts. Die Zeit um 1200 wird als Zeit der Veränderung in vielen Bereichen, allen voran dem Bereich der Schriftlichkeit und der Verbreitung und Verfügbarkeit schriftlichen Wissens, angesehen. Vor diesem realhistorischen Hintergrund interessiere ich mich für jeden in meinem Textkorpus erwähnten Lese- oder Schreibakt, jedes Schriftstück und jede sich auf Schrift beziehende Metapher, jede lesende oder schreibende Figur sowie für entsprechende Äußerungen in der Erzählerrede. Obwohl eine nicht zu verachtende Menge an Einzeluntersuchungen zu Schriftlichkeit im Mittelalter vorliegt, könnte eine systematische Untersuchung darüber, wie das Thema i n n e r h a l b der literarischen Texte verhandelt wird, unerwartete Ergebnisse bringen und womöglich das, was wir über die Vergangenheit zu wissen glauben, relativieren.

Die drei Teile meiner Dissertation nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen Richtungen: Auf eine kurze Einführung in für die Arbeit maßgebliche theoretische Ansätze und einen Forschungsüberblick folgt, als erster Teil, die Präsentation von zehn ausgewählten Primärwerken, die in ihrem Handlungsverlauf vorgestellt werden. In diese Inhaltsreferate integriert sind Originalzitate all jener Textstellen, in denen von Schriftlichkeit die Rede ist. Die Textpräsentationen bilden die Grundlage für den zweiten und Hauptteil der Arbeit, der aus fünf Interpretationskapiteln zu einzelnen Themenbereichen besteht: Kapitel 1 beschäftigt sich mit der Identifikation bzw. Stellvertreterschaft von Adressat, Botschaft, Schriftstück und Bote, Kapitel 2 mit dem durchaus fragwürdigen Anspruch von Schrift auf Beständigkeit. Das dritte Kapitel widmet sich dem Konzept der höfischen Liebe, die zugleich als wichtiges Charakteristikum höfischer Literatur und als Produkt eben dieser Literatur angesehen wird. Kapitel 4 zeigt die geringe Bedeutung geschriebenen Rechts in der mhd. Erzählliteratur. Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit den Problemen, die aus einem unhinterfragten Umgang mit Schrift und Schriftlichkeit resultieren können. Ein abschließendes Kapitel versucht die Selbstinszenierung der zehn ausgewählten Werke im Raum der Schrift mit den bisher gewonnenen Ergebnissen engzuführen.

Im Anhang, der zugleich den dritten Teil meiner Dissertation bildet, findet sich eine Konkordanz all jener Begriffe, die mittelhochdeutschen Dichtern zur Verfügung standen, um über die unterschiedlichen Aspekte von Schriftlichkeit zu sprechen. Eine genauere Interpretation dieser Begriffssammlung sowie mögliche Veränderungen aufzuzeigen, bleibt Desiderat für zukünftige Untersuchungen.

Abstract

My thesis deals with the various aspects of writing and literarcy in Middle High German epic texts during the courtly period of the 13th century. The time around 1200 is considered to be a time of change in many areas, especially refering to literacy and the dissemination and availability of written knowledge. Taking our knowledge about the historic situation only as a vague background, I am interested in every act of reading and writing, in every written document or metaphor mentioned in selected courtly texts, in every figure who reads or writes as well as in the narrator's utterances about literacy. Although there is a pretty large number of isolated examinations about literacy in the Middle Ages, a systematical approach to the negotiation of reading, writing and literacy *in* literary texts could bring forth results which are quite different from what one might have expected and maybe change what we think to know about the past.

The three parts of my thesis negotiate the subject in different ways: After a short introduction into theoretical approaches and a research report, the first part presents ten selected courtly romances from Wolfram's von Eschenbach 'Parzival' to the anonymous 'Reinfrid von Braunschweig'. Citations (with nhg. translations) of all intradiegetic passages which concern any aspect of literacy are integrated into the presentations which constitute the basis for the following interpretations. This second and main part's focus are the various concepts, expectations or ideas a medieval courtly society may have combined with literacy. The first chapter negotiates the question of identity and substitution between sender, message, document and messenger. Chapter 2 deconstructs the believe in the duration of written texts and documents. The third chapter deals with the connection between literacy and the concept of courtly love which is seen as an important characteristic feature as well as a product of courtly literature. Chapter 4 asks about the (very low) relevance of written law in medieval courtly literature. Chapter 5 demonstrates the complications which may result of an un-reflected believe in writing and written texts. The last chapter of the second part tries to combine the results of the five previous chapters with the self-construction of the ten selected works in the space of literary.

An appendix as the third part of my thesis shows the different terms Middle High German authors used to speak about the different aspects of writing or reading. To interpret this concordance and to show probable linguistic developments remain desiderate for future research work.

Curriculum vitae

Persönliche Daten

- geboren am 30. Oktober 1981 in Baden bei Wien
- Staatsbürgerschaft: Österreich

Schulbildung

- 1988–1992: Volksschule II, Baden, Pfarrplatz
- 1992–2000: BG und BRG, Baden, Biondekgasse (mit Matura)

Universitätsausbildung

- 2000–2004: Diplomstudium Vergleichende Literaturwissenschaft (Mag. phil.), Universität Wien; freie Wahlfächer aus Spanisch und Slowenisch
- 2004–2008: Diplomstudium Deutsche Philologie (Mag. phil.), Universität Wien; freie Wahlfächer aus Deutsch als Fremdsprache [Modul], Vergleichender Literaturwissenschaft und Slowenisch
- seit 2008: Doktoratsstudium der Philosophie, Dissertationsgebiet Deutsche Philologie, Universität Wien

Berufstätigkeit

- 1997–2006: Museumswart im Kaiser Franz Josef-Museum, Baden
- 2003/04 und 2004–2006: Tutorin für Allgemeine Literaturwissenschaft und Sprachgeschichte, Universität Wien
- 2006/07: Trainerin für Deutsch als Zweitsprache, ibis acam, Baden, Tribuswinkel und Wiener Neustadt
- 2007/08: Handschriftentranskription im Auftrag der Universität Wien
- 2007/08: Praktikantin für Deutsch als Fremdsprache, Universität Rijeka (Kroatien)
- 2008–2011: Projektmitarbeiterin (Kommentierte Bibliographie zu ‘Nibelungenlied’ und Nibelungensage 1945–2010), Universität Wien
- 2010–2012: Assistentin in Ausbildung, Fachbereich Ältere deutsche Literatur, Universität Wien

Publikationen

- E. M.: Hans Bergel – Schriftstellerexistenz, Minderheitendasein und politische Systeme. Eine Untersuchung zu Leben und Werk. Bukarest: Verlag der Universität Bukarest 2005 (GGR-Beiträge zur Germanistik 14; zugl. Wien, Dipl. 2004)
- E. M.: *buochelîn unde griffelîn*. Lesen und Schreiben in höfischen Romanen um 1200. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller 2009 (zugl. Wien, Dipl. 2007)
- E. M.: Vergangenheitsbewältigung in Hans Bergels Roman ‘Die Wiederkehr der Wölfe’. In: Wissenschaften im Dialog. Studien aus dem Bereich der Germanistik. II. Internationale Germanistentagung. Bd. 1. Hg. v. Boszák, Gizella, Klausenburg: Siebenbürgischer Museum-Verein – Partium-Verlag 2009 (Schriftenreihe des Lehrstuhls für

germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft der Christlichen Universität Partium 4), S. 375ff.
Wieder in: „… dass ich in der Welt zu Hause bin.“ Hans Bergels Werk in sekundärliterarischem Querschnitt. Hg. v. Guţu, George, Bukarest: Editura Universităţii din Bucureşti und Editura Paideia 2009 (GGR-Beiträge zur Germanistik 18), S. 205–214

- E. M.: Deutsches Mittelalter? Spuren der Mehrsprachigkeit in der mittelhochdeutschen Erzählliteratur. In: [Sammelband der IV. Internationalen Germanistentagung 2010 in Oradea; in Vorbereitung]
- E. M.: Bedeutung der Form für Wolframs ‘Titurel’, Albrechts ‘Jüngeren Titurel’ und Ulrichs von Liechtenstein ‘Frauendienst’. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 39–40 (2011), S. 125–146
- E. M.: Die Verselbständigung eines Mediums: Schrift als Täter und Opfer. In: [Sammelband mit Vorträgen der Deutsch-österreichischen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft im Rahmen des 23rd Triennial Congress of the International Arthurian Society, University of Bristol, 25–30 July 2011; in Vorbereitung]
- Kommentierte Bibliographie zu ‘Nibelungenlied’ und Nibelungensage. Hg. v. Kragl, Florian. Bearbeitet v. Martschini, Elisabeth; Büsel, Katharina; Hödlmoser, Alexander. [in Vorbereitung]